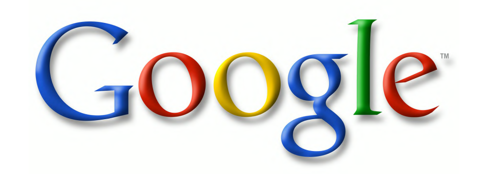
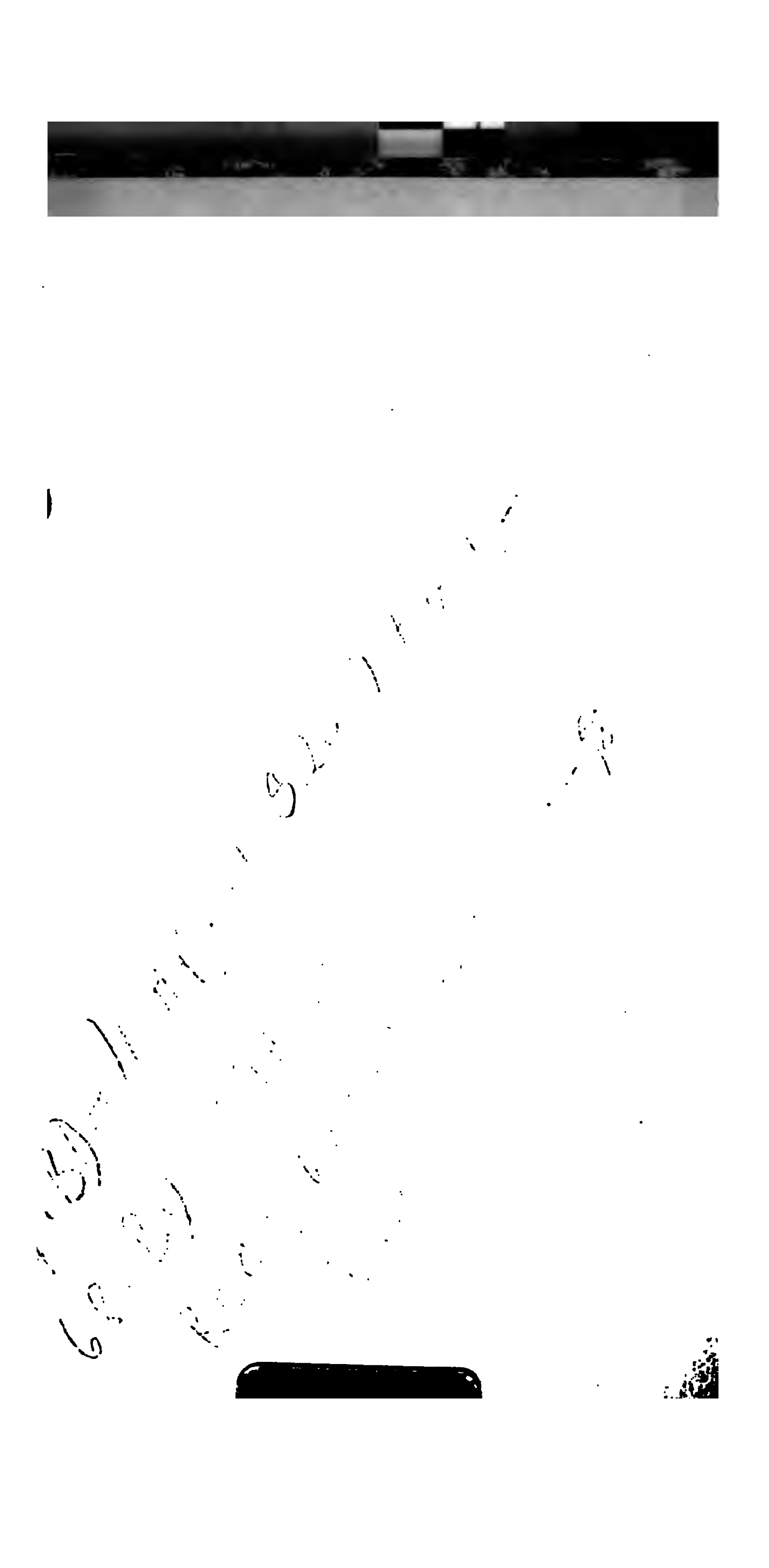
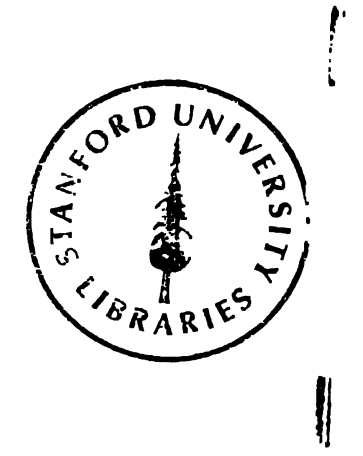





STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Jahrbücher der Literatur.

Sieben und sechzigster Band.

1834.

J. K. a.

July. August. September.

Wien.
Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.

Inhalt des sieben und sechzigsten Bandes.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. LXVII.

Jahrbücher der Literatur.

July, August, September 1834.

Art. I. 1) ОБЪ ОТНОШЕНІЯХЪ РОССІЙСКИХЪ КНЯЗЕЙ КЪ МОНГОЛЬСКИМЪ И ТАТАРСКИМЪ ХАНАМЪ ОТЪ 1224 ПО 1480 ГОДЪ САНКТПЕТРБУРЪ. 1823. Octav. 83 Seiten.

2) Histoire des Mongols depuis Tchinguiz-Khan jusqu'à Timour-Lane; avec une carte de l'Asie au XIII° siècle. Tome I. Paris 1824. Octav. 727 Seiten.

3) Geschichte der Ostmongolen und ihres Fürstenhauses, verfaßt von Ssanang Ssetsen Chungtaidschi der Ordus; aus dem Mongolischen übersetzt und mit dem Originaltexte, nebst Anmerkungen, Erläuterungen und Citaten aus andern unedirten Originalwerken herausgegeben von Isaac Jacob Schmidt, Doctor der Philosophie, Ehrenmitgliede der asiatischen Gesellschaft in Paris und correspondirendem Mitgliede der kaiserlichen Academie der Wissenschaften in St. Petersburg. St Petersburg 1829. Großquart. 509 S.

4) Geschichte des östlichen Asiens, und zwar die Völker der Mandschurey, von Dr. Joh. Heinr. Plath. I. Band, Göttingen 1830, II. Band 1831, zusammen 1036 Seiten Octav.

5) Denkwürdigkeiten über die Mongoley von dem Mönch Hyakinth, aus dem Russischen übersetzt von Karl Friedrich von der Berg, mit Kupfern und einer Karte der Mongoley. Berlin 1832. 426 S. Quart.

Mit den Mongolen und Mandschuren haben in der jüngsten Zeit vorzüglich die russischen und französischen Orientalisten sich beschäftiget, und der gelehrte Streit, welcher deßhalb zwischen Hrn. Schmidt zu Petersburg und Hrn. v. Klaproth zu Paris schon vor zehn Jahren erhoben worden *), hat zur Genüge in den Zeitschriften verlautet. Gleichzeitig mit diesen beyden Zeitschriften erschien schon vor zehn Jahren das unter Nr. 2 aufgeführte treffliche Werk. Die Jahrbücher können das darüber so lange beobachtete Stillschweigen nur damit entschuldigen, daß sie den Schluß desselben, oder wenigstens die Erscheinung des zweyten Theiles abwarten wollen. Da aber dieser nach einem verflossenen Decennium noch nicht an das Licht getreten, so würde es unverzeihlich

---

*) Forschungen im Gebiete der älteren religiösen, politischen und literärischen Bildungsgeschichte der Völker Mittelasiens, vorzüglich der Mongolen und Tibeten, von Isaac Jacob Schmidt, Petersburg 1824; und Beleuchtung und Widerlegung der Forschungen über die Geschichte der mittelasiatischen Völker des Hrn. J. J. Schmidt in St. Petersburg, von Klaproth. Paris 1824.

seyn, länger davon zu schweigen, und wir verbinden die Anzeige desselben mit der der jüngsten, sich mit der Mongoley beschäftigenden Werke. Seit Du Halde, Mailla, Gaubil und Vizdelou, Deguignes ist für die Geschichte dieser Völker und Geographie dieser Länder aus den Quellen nichts geleistet worden, bis in der neuesten Zeit Abel Rémusat und Klaproth in besonderen Werken und zahlreichen Abhandlungen mit Sach- und Sprachkenntniß wieder aus den Quellen geschöpft. Mit solchen treten auch die Verfasser dreyer der vorliegenden Werke, nämlich der des ersten (Hr. von d'Ohsson, der Sohn des Verfassers des klassischen Tableau de l'Empire Ottoman), Herr Schmidt und der Mönch Hyakinth, Dr. Plath aber ohne neue Quellen und nöthige Sprachkenntniß zur Benützung derselben als bloßer Compilator längst vorhandener, aber dem großen Publicum wenig bekannter Materialien auf. Statt des nicht genug bestimmten Titels: die Völker der Mandschurey, würde sein Werk richtiger betitelt seyn: Materialien zur Geschichte China's unter den Dynastien der Chitan, Kin und Mandschu. Die Herren Schmidt und Hyakinth, der mongolischen Sprache mächtig, haben aus derselben bisher unbekannte Materialien zu Tage gefördert, ohne dieselben jedoch mit gehöriger Kritik gesichtet zu haben, was ihnen von Rémusat und Klaproth zu wiederholten Malen im Journal Asiatique mit schlagenden Beweisen nachgewiesen worden ist [2]), und worüber weiter unten mehr gesagt werden soll; Hr. v. d'Ohsson aber hat die ihm theils aus der Verlassenschaft seines Vaters, theils auf der Bibliothek zu Paris zu Gebote stehenden Werke arabischer, persischer und türkischer Geschichte benützt, um aus denselben die Geschichte der Mongolen im Mittel- und Vorderasien von Dschengischan bis Timurleng zu schreiben, wovon jedoch nur der erste Theil, welcher bis zur Erlöschung der Dynastie Ogotais i. J. d. H. 692 (1292) und bis zum Beginne des vierzehnten Jahrhunderts reicht, vorliegt. Die von ihm in dem Vorberichte aufgeführten neunzehn Quellen sind von sehr ungleichem Werthe, und manche dürften von mongolischer Geschichte wohl nur sehr wenig enthalten. Die vorzüglichsten und gewichtigsten sind: 1) das Kiamelet-

[1]) Recherches sur les langues Tartares par Abel-Rémusat, Paris 1820; und tableaux historiques de l'Asie par Klaproth, Paris 1826.

[2]) Examen des extraits d'une histoire des Khans Mongols par M. Schmidt. T. II. p. 193. Remarque de la réponse de M. Schmidt, III T. p. 107. Nouveau journal asiatique VI. p. 3. Observations sur l'ouvrage de Mr. Schmidt par Abel Rémusat, nouv. journ. asiat. VIII. p. 597. IX. p. 31.

tarich, d. i. die vollkommene Geschichte Ibn Eßir's, welche bis ins Jahr 1231 heruntergeht; 2) das Tarichi Dschihan Guscha, d. i. die welteröffnende Geschichte vom Wesir Alaeddin Atamülk Dschoweini, gest. i. J. d. H. 683 (1284); 3) das Dschamiet-tewarich, d. i. der Sammler der Geschichte, vom Wesir Chodscha Reschideddin Fasllullah von Dschengischan bis zum Tode Ghasan's 11. Schewwal 703 (18. May 1304) [1]); 4) die Geschichte Waßafs, d. i. des Lobredners Sultan Chobabende's und seines Sohnes Ebu Said's bis ins J. 728 (1327); 5) die Weltgeschichte Mirchuand's; 6) die türkische Weltgeschichte Munedschimbaschi's, wovon im siebenten und neunten Bande der Geschichte des osmanischen Reichs umständliche Kenntniß gegeben worden. Die wichtigsten Spezialgeschichten: 7) die Lebensbeschreibung Sultan Dschelaleddin Minkberni's von Mohammed Ben Ahmed aus Nisa; 8) die Geschichte Herats von Moineddin El-Esfesari verfaßt i. J. 897 (1491); 9) die Geschichte Makrisi's [2]), gest. i. J. 845 (1441); 10) die der moslimischen Dynastien von Sehebi, gest. i. J. 746 (1345); 11) die Geschichte Aegyptens von Tagriberdi [3]), dem Verfasser der Biographien berühmter Männer [4]), gest. i. J. 815 (1412); 12) ein Band (das ganze Werk hat laut Hadschi Chalfa deren zwanzig) von der Geschichte Ibnol Omari's [5]), gest. 749 (1348). Von weit minderem Belange sind die anderen sieben, nämlich: 13) ein Bruchstück Nuweiri's; 14) eine persische Genealogie; 15) das persische universalhistorische Compendium Kiptschakchans; 16) das arabische Fachr Rasi's, und 17. 18. 19) drey andere, die Geschichte Syriens und Aegyptens betreffende Werke, deren Namen nicht einmal in Hadschi Chalfa aufgeführt sind.

Diese neunzehn morgenländischen Geschichten sind doch bey weitem nicht alle der Araber, Perser und Türken, aus denen der Verfasser hätte schöpfen können, und von denen, wenn nicht die meisten, doch gewiß mehrere auf der königl. Bibliothek zu Paris ihm zugänglich gewesen wären. In dem Programme der voriges

[1]) Nicht 4. Juny 1304, wie der Verfasser irrig ausgerechnet hat.

[2]) Soluk li maaraifet düwwel il *Moluk*, d. i. Pfad zur Kenntniß der Dynastien der Könige.

[3]) En-nodschum es-sahiret fi Moluki Missr wel Kahiret, d. i. die glänzenden Gestirne der Könige Aegyptens und Kairo's.

[4]) Menhel-ess-ssafi.

[5]) Mesalikol-ebssar fi memalikil-emssar, d. i. Buch der Ansichten in den Ländern der Erserum.

Jahr in der öffentlichen Sitzung vom 10. Jänner kund gemachten Preisaufgabe der politisch-historisch-philologischen Klasse der kaiserl. Academie der Wissenschaften zu Petersburg, sind noch ein und zwanzig andere persische, arabische und türkische Werke *) als Quellen mongolischer Geschichte angegeben; aber auch dort ist die Zahl derselben nicht erschöpft, und zur Ergänzung derselben gibt Recensent die folgenden zehn bekannt. 1) Ghorret es-sijer fi düwwel et-Türk wet-Tatar, d. i. Sittengemälde türkischer und tatarischer Dynastien, von Ibn Arabschah, dem Verfasser der Geschichte Timurs, gest. i. J. 854 (1450); 2) Sojuti's Hosnol-mohadheret; 3) die Universalgeschichte Lari's, gest. i. J. 974 (1566); 4) die osmanische Geschichte Neschri's (Hescht-bihischt); 5) Chitkat Makrisi's; 6) das Fossuli halk'u akd, d. i. die Abschnitte der Lösung und Bindung, vom Geschichtschreiber Aali verfaßt i. J. 1006 (1597); 7) Tenkihet-tewarich, d. i. die Läuterung der Geschichten, von Hussein Hesarfenn unter Mohammed IV.; 8) die Geschichte der ersten Anpflanzung in der dobruczischen Tatarey i. J. 662 (1263), der Geschichte Lutfis-pascha's beygebunden; 9) die Geschichte der Wesire, von Chuandemir; und 10) die der Dichter von Dewletschah; mit diesen also nicht weniger als ein halbes Hundert arabischer, persischer und türkischer Geschichten, von denen Hr. v. d'Ohsson nur neunzehn aufführt; dabey sind die chinesischen gar nicht erwähnt, aus welchen du Halde, Gaubil, Mailla, Vizdelou und Deguignes geschöpft. Die Sinologen legen auf dieselben ungemein großen Werth, der denselben aber wohl nur in so weit es die Herrschaft des Hauses Dschengischan in China betrifft, zuzugestehen; aber in allem, was die Geschichte der mongolischen Dynastien in Turan und Iran betrifft, aus guten Gründen abgesprochen werden muß. Die Chinesen erhielten diese Nachrichten nur durch entfernte Berichte, und verstümmelten, wie es stets ihre

*) Nämlich: 1) das Nisamet-tewarich von Beidhavi, gest. i. J. 699 (1299); 2) Lobbet-tewarich Emir Jahja Kaswini's; 3) die Geschichte Scherefeddin's von Jesd; 4) das Mokaddemet desselben; 5) die Geschichte Binagiti's; 6) die Hafis Abru's; 7) Ulugbeg's; 8) Taschkendi's; 9) das Güside Kaswini's; 10) Ibn Chaldun; 11) Abulfeda; 12) Abul Ferradsch; 13) das Minhadsch Dschordschani's; 14) das Seba es-sejar; 15) die Geschichte Riswanpaschasade's; 16) Dschenabi's; 17) Abderrisak's Matlaa es-saadein; 18) Abul Ghasi's Geschichte; 19) Mirchuand's; 20) Chuandemir's Universalgeschichte; und 21) die beyden Werke Ghaffari's, das Nigaristan, d. i. die Gemäldegallerie, und das Dschihanara, d. i. der Weltschmuck.

Gewohnheit, nicht nur alle Namen bis zur Unkenntlichkeit, sondern kümmerten sich auch sehr wenig um das Detail der Begebenheiten und der inneren Staatseinrichtungen der vorderasiatischen Reiche, über welche sich die blutstriemige Herrschergeißel der Mongolen bis nach Syrien und Aegypten erstreckte. Es ist also außer allem Zweifel, daß der Bearbeiter einer vollkommenen Geschichte der Mongolen, aus den bey den Persern, Arabern und Türken so reich strömenden Quellen weit befriedigendere und reichere Aufschlüsse erhalten wird, als aus den chinesischen, und daß er vorzüglich an jene angewiesen ist. Daß Hr. v. d'Ohsson dieselben in ihrem ganzen Umfange nicht erschöpft habe, erhellt nicht nur aus dem unvollständigen Verzeichnisse der von ihm bey weitem nicht vollständig benützten Quellenwerke, sondern auch aus dem in dem Vorberichte gegebenen Ueberblicke mongolischer Reiche, deren Geschichte der Vorwurf seines Werkes. Er überblickt nur die vier Hauptdynastien, in welche sich Dschengischans Weltmonarchie nach dessen Tode theilte, nämlich: 1) das Reich der Mongolen in China, 2) das der Nachkommen Dschaghatai's in Turan, 3) das der Nachkommen Holakuchan's in Iran, und 4) das der Nachkommen Dschudschi's in Kiptschak. Aus China wurden die Mongolen i. J. 772 (1370) vertrieben, das tschaghataische Reich in Transoxana endete im Jahre 812 (1409), das in Persien schon i. J. 754 (1353), das in Kiptschak gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts, und nach den chronologischen Tafeln Hadschi Chalfa's, nach welchen dasselbe in den Chanen der Krim fortdauerte, gar erst mit der Uebergabe der letzten an Rußland, aber schon in der Universalgeschichte Munedschimbaschi's, welche Hr. v. d'Osson besitzt, und als benützt aufführt, sind außer diesen vier Dynastien die der Söhne Ogotai's sechs Herrscher in Turkistan vom J. 657 —803 (1258—1402) angegeben, und die Herrscher in Kiptschak erscheinen in vier Dynastien, erstens die Söhne Dschudschi's bis ins J. 624 (1226); zweytens die Herrscher der Familie Batuchans v. J. 624 (1226) bis 664 (1264); drittens die Söhne Dschudschi's als Chane der blauen Horde v. J. 665 (1266 bis 761 (1359); viertens die Söhne Dschudschi's als Chane der weißen Horde v. J. 664 (1265) bis 834 (1430) *). Da diese vier Dynastien nicht gleichzeitig, sondern nur auf einander folgend herrschten, so sind dieselben insgemein unter dem Gesammtnamen der Herrscher von Kiptschak begriffen. Von den vier Hauptdynastien in China, Persien, Dschagatai und

*) S. die Inhaltsanzeige der Geschichte Munedschimbaschi's im IX. Baade der osman. Geschichte, S. 266.

Kiptschak erlosch die in Persien die erste, und die chronologischen Tafeln Hadschi Chalfa's bemerken in den Jahren ihrer Erlöschung (736), daß die Dschengisiden von nun an sechs Stämme waren *).

Es frägt sich nun, welches die sechs dschengisischen Dynastien waren, welche nach der Erlöschung der persischen übrig blieben; augenscheinlich keine anderen, als die vier damals noch fortregierenden der Söhne Tuli's in China, der Söhne Dschaghatai's in Transorana, der Söhne Ogotai's in Turkistan, der Söhne Dschudschi's in Kiptschak, und dann die beyden der Ilchane oder Dschelair und der Familie Tokatimur's, welche beyde im selben Jahre, als das Reich der Söhne Holaku's in Persien erlosch, aus den Ruinen desselben entsprangen. Es kann in Hadschi Chalfa weder von den zwey dschengisischen Dynastien der Beni Scheiban in Transorana und Chuaresm die Rede seyn, weil sie weit später, jene nach hundert Jahren, diese gar erst nach hundert achtzig Jahren entstand, noch kann Hadschi Chalfa die beyden schon vor dem gänzlichen Ruine der persischen Mongolenherrschaft entstandenen Dynastien der Indschu, d. i. der Krongüterverwalter und den Beni Tschoban unter den obgenannten sechs Zweigen der Dschengisiden einbegriffen haben, weil die Herrscher dieser beyden zwar Mongolen, aber keine Dschingisiden waren. Die sechs von Hadschi Chalfa angegebenen Zweige der Dschengisiden, in welche sich i. J. 736 (1335) ihre Herrschaft theilte, waren also: 1) die Söhne Tuli's in China; 2) die Söhne Ogotai's in Turkistan; 3) die Söhne Dschaghatai's in Transorana; 4) die Söhne Dschudschi's in Kiptschak; 5) die Söhne Dschudschi's als Tokatimure in Chorasan; und 6) die Abkömmlinge der Tochter Arghun's als Ilchane oder Dschelaire in Persien. Außer diesen sechs entstanden später noch die beyden der Beni Scheiban, die erste in Transorana v. J. 835 (1531) angefangen, die zweyte in Chuaresm i. J. 916 (1510) angefangen, beyde aus den Söhnen Dschudschi's, beyde insgemein unter dem Namen der Usbegen bekannt; die erste wird von Abul Ghasi an den ältesten Scheibanichan, dem Bruder Sain Batu's, geknüpft, dessen Nachkommen zwischen dem Jaik und Sirt saßen, und unter deren letztem Herrscher Kutschumchan Sibirien von den Russen erobert ward. Von dieser mongolischen Dynastie in Sibirien oder Turan, ist in Hadschi Chalfa's chronologischen Tafeln eben so wenig eine Spur, als von der späteren mongolischen in der kleinen Bucharey; auch Munedschimbaschi weiß von der sibirischen

*) Bundan sonra Dschengisian alti firka oldi.

und kleinbucharischen nichts, er kennt nur die beyden usbegischen der Beni Scheiban, die Beni Tschoban, die Indschu, die Ilchane, die Toghatimure und die aus dem Ruine des Reiches in Kiptschak entsprungenen sechs Dynastien. Die letzten lagen außer dem Bereiche des Gesichtskreises Hrn. v. d'Ohsson's, dessen Werk, wie der Titel besagt, nur die Geschichte der Mongolen von Dschengischan bis Timur umfaßt. In wie weit er die der früheren sechs, nämlich: die der Scheibane in Transoxana und Chuaresm, der Tschoban, der Toghatimure, der Dschelaire und der Indschu seinem Werke einverleibt, kann aus dem vorliegenden ersten Bande nicht beurtheilt werden, da dieselben erst in die Periode der folgenden Bände fallen; aber er hat weder die auf einander folgenden Dynastien in Kiptschak, deren Eintheilung Munedschimbaschi nach dem Dschihanara Ghaffari's aufführt, von einander unterschieden, noch von den Nachkommen Scheibani's in Turan Kunde genommen.

Nach dem Gesagten stellt sich die Gesammtübersicht aller mongolischen Dynastien folgendermaßen heraus: 1) die Herrschaft Dschengischan's als Weltmonarchie; 2) die Dynastie der Söhne Ogotai's in Turkistan; 3) der Söhne Dschaghatai's in Transoxana; 4) der Söhne Holakuchan's in Iran; 5) der Söhne des ersten Scheibani in Turan; 6) die Dynastie Batu's in Kiptschak; 7) die Dynastie der Nachkommen Dschudschi's als Chane der blauen Horde von Tukri angefangen in Kiptschak; 8) die Abkömmlinge Sasiboka's, des Urenkels Dschudschi's, vor ihrer Thronbesteigung in Kiptschak; und 9) dann nach derselben als Chane der weißen Horde eben da; 10) die Beni Tschoban; 11) die Beni Indschu; 12) die Beni Toghatimur; 13) die Ilchane oder Dschelaire; 14) die Beni Scheiban oder Usbegen von Transoxana; 15) die Beni Scheiban oder Usbegen in Chuaresm; 16) die Chane der kleinen Bucharey (bey Deguignes I. 289); 17) die Dynastien der Noghai (bey Deguignes I. 288); 18) die Dynastie der Kalkasmongolen der Nachkommen der aus China vertriebenen Mongolen (bey Deguignes I. 280); 19) die der Chane von Kamul (eben da I. 282); endlich die aus dem Ruine des Reiches in Kiptschak aufgesprossenen Dynastien, nämlich: 20) der Chane der Krim; 21) der Chane von Kasan; 22) der Chane von Astrachan; 23) der Chane von Descht*); 24) der Chane von Kasimow.

Diese Uebersicht von vier und zwanzig mongolischen Dynastien, von welchen mongolische Geschichtschreiber Nachrichten

*) Bey Munedschimbaschi Nr. 172 eben da.

überliefert haben, zeigt, welch ein weites Feld in der mongolischen Geschichte noch zu bebauen übrig. Hr. v. d'Ohsson hat sich nur die Geschichte der vier großen Uluse (Dschaghatai's, Tuli's, Dschudschi's und Holaku Chans) vorgesteckt, und von dieser geht der vorliegende erste Band nur bis zum Beginne des vierzehnten Jahrhunderts; aber dennoch ist sein Werk von den hier angezeigten das einzige, welches die Geschichte der Mongolen mit weit aussehendem historischen Blicke umfaßt, während der von Hrn. Schmidt übersetzte mongolische Geschichtschreiber nur Bruchstücke und großen Theils als irrig erwiesene Angaben liefert, während das Werk des Mönchs Hyakinth nur dürftige oder nicht in die Geschichte der Mongolen gehörige Nachrichten aus chinesischen Schriftstellern zu Tage fördert, und endlich daß Hrn. Naumow's nur einige spezielle Angaben über die Verhältnisse der russischen Fürsten mit den mongolischen Chanen v. J. 1224 bis 1480 liefert.

Des ehrwürdigen Vater Hyakinth Denkwürdigkeiten über die Mongoley zerfallen in vier Theile, deren erster das Tagebuch der Reise von Peking bis zur russischen Gränze enthält, das ist die Beschreibung derselben Straße, welche Timkowski in seiner Reise nach China durch die Mongoley in den Jahren 1820 und 1821 beschrieben hat; der zweyte behandelt die geographische Lage, die politische Eintheilung, die natürliche Beschaffenheit der Mongoley, Sprache, Volksstämme, Bevölkerung und Volksklassen, die Literatur, Bildung und Ursprung der Mongolen und die Entscheidung der Frage, wer waren die Tataren des dreyzehnten Jahrhunderts; der dritte Theil beschäftigt sich mit der Geschichte des mongolischen Volkes, und der vierte mit dem Gesetzbuche der heutigen Mongolen. Indem wir die Leser, was die im ersten, zweyten und vierten Theil enthaltenen höchst schätzbaren geographischen, ethnographischen, statistischen und politischen Kunden betrifft, auf das Werk selbst verweisen *), haben wir es hier bloß mit dem historischen Inhalte des dritten Theiles, und mit der Entscheidung der am Ende des zweyten Theiles kurz berührten Frage: wer waren die Tataren des dreyzehnten Jahrhunderts? zu thun, weil darin die von Rémusat, Klaproth, d'Ohsson widerlegten Irrthümer von neuem aufgewärmt sind. Das Resultat der Untersuchungen dieser Gelehrten ist nirgends

*) Einen gehaltvollen Auszug davon gibt der Artikel: On Mongolia and its inhabitants, im Jännerheft 1833 des Asiatic journal, welcher im zwanzigsten Bande des Bulletin de la société de Géographie (August 1833) französisch, und im Auslande deutsch übersetzt, erschienen; siehe auch Klaproths Anzeige im Jännerheft 1833 der Nouvelles Annales des Voyages.

klarer in den Brennpunkt des Beweises zusammengedrängt, als in dem zweyten Theile der zweyten Ausgabe von Ritters Erdkunde [1]); nur glaubt Recensent, daß keine Nothwendigkeit vorhanden sey, auf Rémusats und de Sacy's Vorschlag einzugehen, und die Tata oder Tataren von den bloß durch europäische Wortverstümmlung daraus entstandenen Tartaren zu unterscheiden, und noch überdieß das chinesische Tatsche für das östliche Völkergemische anzunehmen. Hyakinth widerspricht der Behauptung des Hrn. v. Klaproth, daß die Mongolen wahre Tataren gewesen, und daß die in der chinesischen Geschichte vorkommenden Wörter Tatan und Tatar gleichbedeutend seyen. Hr. H. sagt: »Ungeachtet die chinesischen Geschichtschreiber bis»weilen unrichtig Tata statt Tatan schrieben (jetzt ist dieser »Fehler verbessert), so haben sie doch niemals dieses Wort für »eins und dasselbe mit dem Worte Tatar genommen« (S. 166). In wie weit hier Hr. H. oder Hr. v. Klaproth Recht habe, ist dem Recensenten bey seiner Unkunde des Chinesischen und der Quellen zu entscheiden unmöglich; aber selbst der H. H. H., d. i. der hochwürdige Herr Hyakinth, sagt S. 300, daß die Tatanier aus vier mächtigen Stämmen, den Mongolen Chörö (?) [2]), Mongol, Taidschut und Tatar bestanden. Darüber, daß die Mongolen und Tataren der Sprache nach einem und demselben Volksstamme angehören, daß vor Dschengischan der Stamm Tatar der herrschende, mächtigere war, nach dem wider denselben von Dschengischan geführten Vertilgungskriege aber der Stamm Mongol der herrschende ward, kann, nach den schon früher und von Hrn. v. d'Ohsson neuerdings vorgelegten beweisenden Stellen aus Reschideddin und Abul Ghasi wohl kein Zweifel mehr obwalten. Es ist natürlich, und es kömmt von jeher in der Geschichte häufig vor, daß die unterwürfigen und besiegten Völker und Stämme von Fremden, unter dem Namen der Sieger und Herrscher mit einbegriffen, mit denselben vermengt werden, oder daß jene sich selbst mit dem Namen dieser brüsten und großmachen; so hießen sich die Byzantiner Römer, wie noch heute die Neugriechen, und bey allen morgenländischen Geschichtschreibern und Geographen heißt sowohl die europäische Türkey (Rumili) als Kleinasien das Land der Römer. Es ist natürlich, daß so lange die Tataren der mächtigere Stamm, die

[1]) II. Thl. II. Buch I. Band, S. 274 bis 283.

[2]) Der Uebersetzer, der sich überhaupt viele Willkürlichkeiten und mehrere schon von Klaproth (in den Nouvelles Annales des voyages) gerügte Unrichtigkeiten zu Schulden kommen läßt, schreibt bald Chörö, bald Körö, bald Taischut, bald Taigut.

Mongolen mit ihnen vermengt wurden, oder ihnen angehören wollten; so wie später, als Dschengischan den Namen seines Stammes, nämlich der Mongolen, in die Paniere des Sieges einschrieb, alle unterworfenen Völker, und also nicht nur Tataren, sondern auch Türken für Mongolen gelten wollten, und also um so leichter von Europäern mit denselben vermengt wurden. Die Vermengung der Mongolen und Tataren ist übrigens von nicht großem historischen oder ethnographischen Belange, da es sich bloß um zwey verschiedene Stämme eines eine und dieselbe Sprache sprechenden Volkes handelt, welches vor Dschengischan den Gesammtnamen der Tataren, hernach den der Mongolen, als den des herrschenden und mächtigsten Stammes, führte, und den westlichen Völkern unter beyden gleich schrecklich erschien. Eine ganz andere Bewandtniß hat es mit der Verwirrung des Namens der Tataren, mit dem der Türken, wider welche um so mehr anzukämpfen, als dieselbe zu großen historischen Irrthümern verleitet, und noch heut zu Tage durch den in Europa eingeführten historischen Sprachgebrauch fast überall, besonders aber in Rußland, gäng und gäbe. In Rußland werden alle dem russischen Zepter unterworfenen türkischen Völkerstämme, deren Sprache doch rein türkisch, mit dem Namen Tataren benennt, und selbst Hr. Naumow entblödet sich nicht, in der obigen Schrift (S. 11) den Gesammtnamen der Tataren, welcher den Mongolen beygelegt ward, daraus zu erklären, daß die meisten ihrer Truppen aus Türken (welche ihm gleichbedeutend mit Tataren) bestanden. Minder groß ist der Irrthum europäischer Geschichtschreiber, welche, wie die osmanischen, die Bewohner der Krim Tataren nennen, weil diese von tatarischen Fürsten aus dem Hause Dschengischan's beherrscht wurden. Ist die Rede vom Chane allein, so ist wider die Benennung Tatarchan sogar nichts einzuwenden, weil derselbe, in so weit er bloß einen Fürsten aus dem Hause Dschengischans bedeutet, vollkommen richtig ist; nur seine Unterthanen sind keine Tataren, sondern Türken. Außer dieser, durch den neueren historischen Sprachgebrauch, welcher den Namen des herrschenden Hauses auf das beherrschte Volk überträgt, allgemein gäng und gäben Vermengung von Türken mit Tataren, besteht aber eine ältere, welche hier neuerdings zu beleuchten der Mühe lohnt.

Der Irrthum, in welchen Deguignes und nach ihm andere Geschichtschreiber, wie Hüllmann *), verfallen, daß die Hiungnu der Chinesen die Hunnen gewesen, hat schon Mailla angezeigt, Rémusat und Klaproth sind da-

*) Geschichte der Mongolen bis zum Jahre 1206. Berlin 1796.

wider mit schlagenden Beweisen aufgetreten, und der letzte hat zur Genüge bewiesen, daß die Hiungnu eins und dasselbe Volk mit den Thukiu der Chinesen, d.i. mit den Türken, seyen [1]; dennoch tritt H. H. H. hier abermals mit dem Irrthum auf, daß alle Hunnen Mongolen, und führt Dynastien, die als türkisch erwiesen sind, als mongolische auf. Die Ursache dieser Verwirrung liegt einzig und allein in dem Namen der Hiungnu, oder, wie sie H. H. H. nennt, der Chunnen, unter welchen Deguignes die Hunnen und jener die Mongolen mit einbegreift; keiner von beyden hätte in diesen großen Irrthum verfallen können, wenn ihnen aus persischen und türkischen Schriftstellern bekannt gewesen wäre, daß der ursprüngliche Name der Ghusen oder Oghusen, d.i. des reinsten türkischen Stammes ursprünglich Kun gewesen. Ein Paar beweisende, bisher in diesem Streite von Niemand beachtete Stellen aus einer der schätzbarsten und glaubwürdigsten persischen Universalgeschichten und aus einer türkischen sind zuerst in den gedruckten Auszügen des Recensenten: sur les origines Russes (Petersburg 1825), zur öffentlichen Kenntniß gebracht worden; dort heißt es (S. 45): La première tribu (des Turcs) sont les Ghouzes appellés aussi *Koun*. Dieser Name der Kunen ist der, welchen die Kumanen (bekanntermaßen Türken) sich selbst beylegten, und sie erscheinen in den ungrischen Geschichten unter keinem anderen; eben so wenig ist bisher beachtet worden, daß dieser Name der Kunen sich selbst in dem Namen von Erkene Kun vorfindet, welches von persischen und türkischen Geschichtschreibern zwar insgemein gleichbedeutend mit festem Gewölbe angegeben wird, welches aber eben sowohl das Gewölbe der Kunen, d. i. der Türken, heißt. Diese hier wiedergefundene Benennung steckt ein neues Licht über die genealogische Verfälschung auf, welche persische Geschichtschreiber der Mongolen unwissentlich oder vielmehr geflissentlich herbeygeführt, indem sie dem von Dschengischan obscuren Stamme der Mongolen durch die Anknüpfung mongolischer Geschlechts-

---

[1]) Mémoire sur l'identité du *Thou khiu* et des Hioungnou avec les Turks, par M. Klaproth, im siebenten Bande des Journal asiatique, p. 257.

[2]) اوّل غز اند و ایشان را قون همه کویند Der türkische Geschichtschreiber Mohammed, welcher den Schukrollah übersetzte, glaubte, daß der Ausgang des persischen Accusativs Ra zum folgenden Worte gehöre, und machte Rakun daraus.

[3]) Eben da S. 120: قبیله راقون دخی دیرلر

folge an die der Türken, als des ältesten und berühmtesten Volkes Hochasiens, zu verherrlichen suchten. Schon Klaproth hat die scharfsinnige und sehr wahrscheinliche Vermuthung geäußert, daß Dschingischan selbst aus einer türkischen Familie entsprossen seyn dürfte. Diese Vermuthung läßt sich weiters durch das Bemühen mongolischer Geschichtschreiber, die ersten Geschlechtstafeln ihrer Herrscher mit denen der ältesten türkischen zu vermengen, begründen. Hr. v. K. schenkt der Erzählung vom Auszuge aus dem Erzgebirge Erkene Kun als einem Mährchen keinen historischen Glauben [1]), welchen dieselbe wohl auch, in so weit es sich von dem mittels Blasbälgen und Feuer durch das eisenhaltige Gestein eröffneten Wege handelt, nicht verdient; aber diese alte Sage stimmt doch sehr wohl mit dem Verschwinden der Reste der großen Monarchie der Hiungnu oder Kunen und ihrem späteren Auftritte als Thukiüi oder Türken am Ektagh oder Altai zusammen. Wirft man einen Blick auf die von allen persischen und türkischen Geschichtschreibern aufgestellte Geschlechtstafel, vermög welcher Tataren und Mongolen von Tatar und Mongol, den Zwillingsbrüdern, Söhnen Ilindsche's, des fünften Abkömmlings Türks, des Enkels Noes aus Japhet abgeleitet werden, so verdient diese gemeinsame Abstammung zweyer durch ihre Sprache ganz von einander verschiedener Völker, wie die Mongolen und Türken, freylich nicht den geringsten historischen Glauben, aber Ein Blick auf dieselbe ist genug, um dem mit dem Unterschiede tatarischer und türkischer Namen nur einigermaßen bekannten Philologen sogleich die absichtlichste Verfälschung auf das augenscheinlichste darzuthun. Die Nachkommen Tatars tragen tatarische, die Nachkommen Mongols rein türkische [2]) Namen. Man sieht, daß in der letzten Liste der Name Mongol zwischen Ilindsche und Kara bloß eingeschoben, und durch diese Einschiebung das Geschlecht der Mongolen auf einmal zu Türken geadelt worden. Die Türken, deren ältester Name Kun (welcher in dem der Kumanen noch im verflossenen Jahrhundert in Ungern fortgelebt), von den Chinesen in Hiungnu, so wie ihr anderer der Türken in Thuikui verstümmelt worden, waren das berühmteste Volk Hochasiens, so weit die älteste asiatische Geschichte bey den Chinesen reicht. Als später die Tataren vor Dschengischan und später die ihnen sprach- und stammverwandten Mongolen unter Dschengischan und nach ihm zur Oberherrschaft gelangten, wollte

[1]) Tableaux historiques de l'Asie, p. 157.

[2]) Kara (schwarz), Oghus, Gün (Sonne oder Tag), Ai (Mond), Jildis (Stern), Dengis (Meer) u. s. w.

diese und seine Nachkommen ihren Ursprung durch unmittelbare Abstammung von dem ältesten und berühmtesten Volke Hochasiens, nämlich den Türken, adeln, und daher die Einschiebung des Namens Mongol in die türkischen Geschlechtstafeln. Sonderbares Schicksal, welches der Name der Türken in dem Laufe der Zeiten durch den Wechsel der Begebenheiten und der Schicksale der Reiche erfahren. Als die Kunen (Chunen oder Hiungnu) schon tausend Jahre vor Christus in Asien herrschten, machten mehrere der von ihnen besiegten und beherrschten Völker auf diesen Namen Anspruch, und die Dschengisiden wollten den Ursprung ihres Stammes durch Einschiebung ihres Stammvaters in türkische Geschlechtstafeln adeln. Unter den Nachfolgern Dschengischans, deren Heereskraft meistens aus Türken bestand, wollten die Türken selbst nach der Familie ihrer Herrscher Tataren genannt werden, welcher Name ihnen noch bis auf den heutigen Tag in Rußland geblieben ist. Die Byzantiner legten den Ungern den Namen der Türken bey, und nannten diese selbst bald Perser, bald Scythen; endlich ward in dem Munde der Osmanen, welche Türken von Ursprung, sich desselben schämen, der Name Türk zum Gespötte, als gleichbedeutend mit Barbar.

Der H. H. H. beginnt demnach seine Geschichte der Mongolen mit der der westlichen Hiungnu, d. i. einer alten Türkendynastie, 214 Jahre vor Christi Geburt, dieselbe, welche Deguignes (I. 216) aufführt; kaum ist es möglich, sich in die Namen zurecht zu finden, so sehr sind dieselben verstümmelt *); hierauf das Chanat der südlichen Hunnen. Warum der Uebersetzer die nördlichen Hiungnu als Chunen, die südlichen als Hunnen aufführt, ist nicht zu errathen; drittens die Dynastie der jüngeren Linie Tschao, deren Stifter ebenfalls ein Hiungnu (nach H. H. H. und seinem Uebersetzer ein Chune oder Hunne), das ist ein Kun oder Türk, bey Deguignes (I. 221) mit eben so verstümmelten Namen, indem die Che hier durchaus Schi heißen. Die beyden folgenden Dynastien der Jan und Wöi scheinen tatarische gewesen zu seyn,

*) Hier sind die dreyzehn Herrscher, wie sie Hr. H. H. und Deguignes nennt: 1) Toman Schanjui = Teou-man-tanjou, 2) Modo Schanjui = Me-te tanjou, 3) Laoschan Schanjui = Lac-cang-tanjou, 4) Zsjuntschen-Schanjui = Kuln-tchin-tanjou, 5) Itschisse Schanjui = Y-tchi-sie-tanjou, 6) Uwöi S. = Ou-goei-t., 7) Oer-S. = Ou-su-liu-t., 8) Zjuilichu-S. = Kui-li-hu-t., 9) Zjuidichu-S. = Tçie-ti-heou-t., 10) Chuluchu-S. = Hou-lo-ku-t., 11) Chojandi-S. = Hiu-yen-ti, 12) Sjulljui Zjuanzjoui-S. = Hiu-liu-kiuen-kui-t., 13) Ujan-Zjuidi-S. = Yo-yen-klu-ti-t.

folge an die der Türken, als des ältesten und berühmtesten Volkes Hochasiens, zu verherrlichen suchten. Schon Klaproth hat die scharfsinnige und sehr wahrscheinliche Vermuthung geäußert, daß Dschingischan selbst aus einer türkischen Familie entsprossen seyn dürfte. Diese Vermuthung läßt sich weiters durch das Bemühen mongolischer Geschichtschreiber, die ersten Geschlechtstafeln ihrer Herrscher mit denen der ältesten türkischen zu vermengen, begründen. Hr. v. K. schenkt der Erzählung vom Auszuge aus dem Erzgebirge Erkene Kun als einem Mährchen keinen historischen Glauben [1]), welchen dieselbe wohl auch, in so weit es sich von dem mittels Blasbälgen und Feuer durch das eisenhaltige Gestein eröffneten Wege handelt, nicht verdient; aber diese alte Sage stimmt doch sehr wohl mit dem Verschwinden der Reste der großen Monarchie der Hiungnu oder Kunen und ihrem späteren Auftritte als Thukiüi oder Türken am Ektagh oder Altai zusammen. Wirft man einen Blick auf die von allen persischen und türkischen Geschichtschreibern aufgestellte Geschlechtstafel, vermög welcher Tataren und Mongolen von Tatar und Mongol, den Zwillingsbrüdern, Söhnen Ilindsche's, des fünften Abkömmlings Türks, des Enkels Noes aus Japhet abgeleitet werden, so verdient diese gemeinsame Abstammung zweyer durch ihre Sprache ganz von einander verschiedener Völker, wie die Mongolen und Türken, freylich nicht den geringsten historischen Glauben, aber Ein Blick auf dieselbe ist genug, um dem mit dem Unterschiede tatarischer und türkischer Namen nur einigermaßen bekannten Philologen sogleich die absichtlichste Verfälschung auf das augenscheinlichste darzuthun. Die Nachkommen Tatars tragen tatarische, die Nachkommen Mongols rein türkische [2]) Namen. Man sieht, daß in der letzten Liste der Name Mongol zwischen Ilindsche und Kara bloß eingeschoben, und durch diese Einschiebung das Geschlecht der Mongolen auf einmal zu Türken geadelt worden. Die Türken, deren ältester Name Kun (welcher in dem der Kumanen noch im verflossenen Jahrhundert in Ungern fortgelebt), von den Chinesen in Hiungnu, so wie ihr anderer der Türken in Thukui verstümmelt worden, waren das berühmteste Volk Hochasiens, so weit die älteste asiatische Geschichte bey den Chinesen reicht. Als später die Tataren vor Dschengischan und später die ihnen sprach- und stammverwandten Mongolen unter Dschengischan und nach ihm zur Oberherrschaft gelangten, wollte

[1]) Tableaux historiques de l'Asie, p. 157.

[2]) Kara (schwarz), Oghus, Gün (Sonne oder Tag), Ai (Mond), Jildis (Stern), Dengis (Meer) u. s. w.

diese und seine Nachkommen ihren Ursprung durch unmittelbare Abstammung von dem ältesten und berühmtesten Volke Hochasiens, nämlich den Türken, adeln, und daher die Einschiebung des Namens Mongol in die türkischen Geschlechtstafeln. Sonderbares Schicksal, welches der Name der Türken in dem Laufe der Zeiten durch den Wechsel der Begebenheiten und der Schicksale der Reiche erfahren. Als die Kunen (Chunen oder Hiungnu) schon tausend Jahre vor Christus in Asien herrschten, machten mehrere der von ihnen besiegten und beherrschten Völker auf diesen Namen Anspruch, und die Dschengisiden wollten den Ursprung ihres Stammes durch Einschiebung ihres Stammvaters in türkische Geschlechtstafeln adeln. Unter den Nachfolgern Dschengischans, deren Heereskraft meistens aus Türken bestand, wollten die Türken selbst nach der Familie ihrer Herrscher Tataren genannt werden, welcher Name ihnen noch bis auf den heutigen Tag in Rußland geblieben ist. Die Byzantiner legten den Ungern den Namen der Türken bey, und nannten diese selbst bald Perser, bald Scythen; endlich ward in dem Munde der Osmanen, welche Türken von Ursprung, sich desselben schämen, der Name Türk zum Gespötte, als gleichbedeutend mit Barbar.

Der H. H. H. beginnt demnach seine Geschichte der Mongolen mit der der westlichen Hiungnu, d. i. einer alten Türkendynastie, 214 Jahre vor Christi Geburt, dieselbe, welche Deguignes (I. 216) aufführt; kaum ist es möglich, sich in die Namen zurecht zu finden, so sehr sind dieselben verstümmelt *); hierauf das Chanat der südlichen Hunnen. Warum der Uebersetzer die nördlichen Hiungnu als Chunen, die südlichen als Hunnen aufführt, ist nicht zu errathen; drittens die Dynastie der jüngeren Linie Tschao, deren Stifter ebenfalls ein Hiungnu (nach H. H. H. und seinem Uebersetzer ein Chune oder Hunne), das ist ein Kun oder Türk, bey Deguignes (I. 221) mit eben so verstümmelten Namen, indem die Che hier durchaus Schi heißen. Die beyden folgenden Dynastien der Jan und Wöi scheinen tatarische gewesen zu seyn,

*) Hier sind die dreyzehn Herrscher, wie sie Hr. H. H. und Deguignes nennt: 1) Toman Schanjui = Teou-man-tanjou, 2) Modo Schanjui = Me-te tanjou, 3) Laoschan Schanjui = Lac-cang-tanjou, 4) Zsjuntschen-Schanjui = Kuln-tchin-tanjou, 5) Itschisse Schanjui = Y-tchi-sie-tanjou, 6) Uwöi S. = Ou-goei-t., 7) Oer-S. = Ou-su-liu-t., 8) Zjuilichu-S. = Kui-li-hu-t., 9) Zjuidichu-S. = Tçie-ti-heou-t., 10) Chuluchu-S. = Hou-lo-ku-t., 11) Chojandi-S. = Hiu-yen-ti, 12) Sjuiljui Zjuanzjoni-S. = Hiu-liu-kiuen-kui-t., 13) Ujan-Zjuidi-S. = Yo-yen-klu-ti-t.

den Mongolen zugezählt hat, zu denen sie nicht gehören, kömmt er erst auf das Haus Mongol unter der Benennung Tatan und Juan, d. i. auf die Geschichte Dschengischans und seiner Nachfolger, die einzigen wahrhaft mongolischen aller von H.H.H. für solche ausgegebenen Dynastien. Die Geschichte Dschengischans aber und seiner Nachfolger, für welche das auf drey dicke Octavbände angelegte Werk Hrn. v. d'Ohsson's kaum hinreichend erscheint, wird hier in achtzehn Seiten abgefertigt!

Hr. v. d'Ohsson beginnt seine Geschichte mit einer Uebersicht der mongolischen Stämme, welche aber weder vollständig, noch gehörig eingetheilt, indem er die von Reschideddin befolgte so wesentliche Eintheilung der Mongolen in ursprüngliche und nationalisirte tatarische Stämme und solche, welche nach Stamm und Sprache weder Tataren, noch Mongolen, diesen erst, nachdem sie ihrer Herrschaft untergeben waren, zugerechnet worden, durchaus vernachläßigt. Der Umriß mongolischen Charakters und Sittengemäldes ist aus den bekannten Werken von du Halde, Witsen, Pallas, Georgi und den durch Bergeron gesammelten Reisen zusammengestellt. Die Grundbedeutung des Namens Mongol gibt Hr. v. d'Ohsson als schwach und einfältig an, während der von ihm angeführte Geschichtensammler Reschideddin's sowohl als Abul Ghasi nur die Bedeutung von traurig und düster angeben *). Eben so bedeutet Burtschukin nicht braungraue, sondern graue, mit einem rothen Ringe durchzogene Augen. Ueber das Geburtsjahr Dschengischans sind die chinesischen und persischen Quellen um nicht weniger als zehn Jahre aus einander. Wiewohl Klaproth die Angabe der chinesischen als die wahre annimmt, und die der persischen Quellen als irrig verwirft, so sind wir doch der Meinung, daß die persischen hierin für die glaubwürdigeren zu halten sind. Alles, was wir aus den chinesischen Geschichten über Dschengischan wissen, ist, die Feldzüge in China ausgenommen, an Umständlichkeit und Vollständigkeit mit den Berichten der persischen Quellen, vorzüglich der Wesire Dschoweini (des Verfassers des Dschihanguscha, d. i. des Welteröffners) und Reschideddins, des Verfassers des Dschamiet-tewarich, d. i. Geschichtensammlers, gar nicht zu vergleichen. Der letzte bearbeitete seine Geschichte der Mongolen auf Befehl eines der größten und aufgeklärtesten Fürsten derselben (Sultan Ghasan's) aus den Staatsarchiven, in welchen alle Urkunden des dschengisischen Hauses.

*) Nach Schmidt, welcher Mongol von Mong herleitet, soll es trotzig und unerschrocken bedeuten; derselbe will sogar das Daseyn eines Stammes Mongol vor Dschengischan läugnen.

Die Berechnung der Lebensjahre und Thaten Dschengischan's nach der Zwölf des mongolischen Thiercyclus ist sehr umständlich angegeben, und trifft genau mit den von dem Geburtsjahre der persischen Geschichtsquelle angefangenen Berechnung überein [1]. Bey seines Vaters Tode war Temudschin ein Kind, welchem als einem solchen die seinem Vater unterworfenen Stämme der Nirunen (Geisteskinder) den Gehorsam versagten, und dem Haupte der Taidschuten zufielen. In der morgenländischen Geschichte gibt es zwar Regierungen von Sultanen, die minderjährig den Thron bestiegen (bey den Osmanen S. Ahmed I. mit vierzehn, S. Mohammed IV. mit sieben Jahren); aber nach der chinesischen Zeitrechnung wäre Temudschin bey seines Vaters Tode gar erst sechs Jahre alt gewesen. Nach der Angabe der chinesischen Geschichtschreiber müßte Dschengischan bey seinem Tode ein und sechzig, statt zwey und siebzig Sonnenjahre alt gewesen seyn, und die (in Waßafs Geschichte nach dem Dschihanguscha) genau berechnete Angabe, daß er nach durchlebten sechs Thierescyclen im selben Jahre des Schweines, wo er geboren ward, auch starb, kann nur mit der Zahl zwey und siebzig (sechsmal zwölf), aber keineswegs mit vier und sechzig ausgehen.

Diese chronologische Angabe der Chinesen verdient also beyläufig eben so vielen Glauben, als ihre etymologische Ableitung des Namens der Türken von dem persischen Namen eines Helms. Daß die Daten der von Hrn. Schmidt übersetzten mongolischen Geschichte keinen Glauben verdienen, haben schon Abel Rémusat und Klaproth nachgewiesen, und Hr. Schmidt selbst zum Theile eingestanden [2]). Das Wahrzeichen der Geburt Temudschin's, die Hand voll geronnenen Blutes, mit welcher er auf die Welt kam, bewährte er in seinem vierzigsten Jahre (dem Jahre der Prophetensendung der Morgenländer) zum ersten Male in größerem Maßstabe, indem er die gefangenen Taidschuten, seine Feinde, in siebzig oder achtzig [3]) Kesseln sieden ließ. Im folgenden Jahre (1195) zog Temudschin wider das Haupt der Tangkuten, welche sich wider seinen Bruder, den Stammherrn der Keraiten (welche nestorische Christen), empört hatten. Owang oder Wang ist der chinesische Fürstentitel, welchen der Kaiser von China dem Stammherrn der Keraiten beygelegt, woraus und

[1]) Im J. d. H. 549 (1555), nach den Chinesen i. J. 1262, welches dem J. d. H. 558 entspricht.

[2]) Klaproths Asia Polyglotta S. 256; Rémusat im Nouveau Journal an VIII. u. IX. Bd., extrait d'une lettre de Mr. Schmidt à Mr. Klaproth Journ. an III. p. 107.

[3]) Nach Mouradj. d'Ohsson achtzig, nach Reschideddin zwey und siebzig

weil er ein Christ war, die Reisenden und Geschichtschreiber des Mittelalters den Priester Joannes gemacht. Toghrul Wangchan, der Herr der Keraiten, von seinem Bruder Ergekara mit Hülfe der Naimanen abgesetzt, flüchtete (i. J. 1196) zu Temudschin, dem Sohne seines Freundes Jisugai, und sie schworen sich ewige Freundschaft, indem sie Stutenmilch tranken, eine alte Eidformel morgenländischer Völker, daher noch bey den Osmanen der Ausdruck: den Eid trinken (and itschmek), für schwören. Im folgenden Jahre (1197) zogen die beyden Verbündeten wider ihre gemeinschaftlichen Feinde, die Merkiten, und ein Jahr später Wangchan allein wider dieselben, ohne die gemachte Beute mit seinen Bundesgenossen zu theilen. Nichts desto weniger zogen sie wieder i. J. 1199 wider die Naimanen, aber Wangchan, welchem Dschamuka, der Fürst des Stammes der Kunkurat, den Temudschin verdächtig gemacht, verließ diesen, und zog sich zurück; nichts desto weniger vereinten sie im folgenden Jahre (1200) wieder ihre Waffen gegen die von den Merkiten aufgehetzten Taidschuten, und schlugen sie. Die dem Temudschin feindlichen Stämme Kigin, Seldschut, Durban, Kunkurat verschwuren sich bey einem Hippo-tauro-krio-kyno-tragobolion, indem sie einen Hengst, Stier, Widder, Hund und Bock mit ihren Säbeln schlachteten, den Himmel zum Zeugen anrufend, daß sie, wenn eidbrüchig, eben so geschlachtet werden sollten. Im folgenden Jahre (1201) riefen sie den Dscham zum Gurchan, d. i. zum großen Chane, aus, und schwuren ein Bündniß wider Temudschin, indem sie mit den Füßen den Rand des Ufers in den Fluß stampften, und mit den Säbeln Zweige abhieben, daß sie, wenn bundesbrüchig, wie die Erde vom Flusse weggeschwemmt, wie die Zweige zerstücket werden sollen. Man sieht, das die Eidesformeln der Mongolen mannigfaltig. Im J. 1202 zog Timur wider das in sechs Stämme eingetheilte stammverwandte Volk der Tataren, und schlug sie; da er seine Oheime und seinen Vetter wegen Mangel an Kriegszucht ihres Antheils an der Beute beraubt, verließen sie ihn, und entzweyten ihn mit Wangchan, welcher dem Temudschin seine von diesem für dessen Sohn Dschudschi begehrte Tochter abschlug. Im folgenden Jahre (1203) kam der Zwist zwischen Wang und Temudschin zu offenem Ausbruche. Temudschin, zuerst geschlagen, weilte am Brunnen Baldschuna, und schwur den bey ihmausharrenden Getreuen, welche von nun an den

*) Tutukaliut, Eltschi, Tschagan, Kutin, Terat und Terkui.

Namen der Baldschunen führten, mit ihnen das Bittere und Süße zu theilen, schwurs beym Wasser Baldschuna, indem er den damit gefüllten Becher im Kreise herumgab; von seinem Lager am See Tunka aus schrieb er seinen ehemaligen Verbündeten Wang Chan einen Brief voll Vorwürfe mit lebendigen Bildern:

»Als Du mich in Deiner Noth aufsuchtest, schien Dein Leib durch Deine Kleider, wie die Sonne durch die Wolken, und hungergeschwächt schrittest Du mit der Langsamkeit eines ersterbenden Feuers fort. — Ich flog wie ein Falke auf dem Berge Tschuntumen, ich setzte über den See Bujur, und fing für Dich Kraniche mit grauem Gefieder, die Stämme der Durban und Tataren; ich zog am See Köle vorbey, und fing wieder für Dich die blaufüßigen Kraniche, die Stämme Kigin, Seldschuk und Kunkurat, an deren Spitze Du mich nun angreifest« u. s. w.

Seine Oheime Kotscher und Daritai, sein Vetter Altan, der Sohn Wangchan's, Singun und Dschamuka, der unversöhnlichste seiner Feinde, vereitelten den Versuch der Versöhnung mit Wangchan; aber ein Theil der Kunkuraten und der Stamm Sakiat gingen zu Temudschin über, während seine gegen ihn feindlich gesinnten Verwandten sich zum Chan der Naimanen verfügten. Die Frau und die Kinder Dschudschi Keser's, des ältesten Bruders Temudschin's, waren in die Hände der Keraiten gefallen. Temudschin bediente sich der List, zwey Leute Dschudschi's an Wangchan mit der Botschaft zu senden, daß er von seinem Bruder Temodschin getrennt, bey ihm (Wangchan) Zuflucht suche. Wangchan, der diese beyden vormals im Gefolge Dschudschi's gesehen, ging in die Falle, er sandte dem Dschudschi als Zeichen bewilligten Schutzes ein Horn voll Ochsenblut, denn es war einer der mongolischen Gebräuche, zur Bestätigung feyerlicher Eide aus demselben Horne Ochsenblut zu trinken. Mittels dieser List sicher gemacht, wurde Wangchan von Temudschin überfallen, geschlagen, auf der Flucht getödtet, und der ganze Stamm der Keraiten unterwarf sich dem Hause Temudschin's.

Ein nicht minder mächtiger Feind als Wangchan, der getödtete Fürst der Keraiten, war Tajankchan, der Fürst der Naimanen, deren Fürsten auch die türkischen Namen Gutschluk, d. i. der Mächtige, oder Bujuruk, d. i. der Befehlende, führten. Naiman heißt auf mongolisch Acht. Temudschin berief wider die feindlichen Absichten Taibuka's, des Herrn der Naimanen, ein Kuriltai, d. i. eine allgemeine Stammversammlung, i. J. 1204 am Fuße Temgah. Am Ufer des Altai kam's zur Schlacht, das feindliche Heer der Naimanen war verstärkt durch das Heer der Stämme Merkit, Uirat, Tatar,

Durban, Kikin, Seldschut und Dschadscherat; der letzte der Stamm Dschamuka's, des unversöhnlichen Feindes Temodschin's, welcher aber Anfangs der Schlacht mit seinem Stamme die Flucht ergriff. Das feindliche Heer wurde geschlagen, Tajank wurde getödtet, seine geliebteste Gemahlin ward die des Siegers. Tatatungo der Uigure, der Kanzler des Fürsten der Naimanen, ward auf der Flucht ergriffen, und ihm das königliche goldene Siegel abgenommen, dessen Gebrauch sich Temudschin erklären ließ. Temudschin befahl ihm, selbes künftighin in des Siegers Namen zu gebrauchen, und seine Söhne in der Schrift, in den Gesetzen und Gebräuchen der Uiguren [1]) zu unterweisen. Dschudschi Keser, der Bruder Temudschin's, hatte sich in dieser Schlacht, das Mitteltreffen befehligend, so ausgezeichnet, daß ihm Temudschin für alle Zeiten den Vorrang vor den anderen Gliedern seines Hauses zuerkannte. Die Stämme Tatar, Durban und Saldschut fielen dem Sieger zu, nur die Merkiten flohen halsstärrig; Temudschin verfolgte sie und ihre Stammgenossen [2]) bis an die festen Schlösser an der Selinga; sein unversöhnlichster Feind Dschamuka wurde ausgeliefert, und da ihn Temudschin nicht selbst hinrichten ließ, weil sie vormals mitsammen den Eid getrunken, so that dieß doch Ildschitai, dem er ihn übergeben. Temudschin vertilgte die Tataren, selbst Weiber und Kinder nicht verschonend. Die Tataren verschwanden nun als Herrschervolk, die Mongolen traten an ihre Stelle, blieben aber noch unter dem Namen ihrer vertilgten Nebenbuhler der Schrecken der Welt. Sieger über die Keraiten, Naimanen und Tataren, wollte Temudschin seine Macht nun gegen China versuchen; er unternahm i. J. 1205 einen Streifzug wider das Königreich Hia, welches die Mongolen damals Kaschi, später Tangkut nannten, und kehrte beutebeladen zurück. Im folgenden Jahre (1206) berief er ein Kuriltai an den Quellen des Onon, pflanzte die aus neun weißen, über einander wallenden Ochsenschweifen bestehende

---

[1]) Darüber, daß die Uiguren wirkliche Türken, kann nach dem von Klaproth kund gemachten Wörterbuche aus der Bibliothek Petrarca's und den in den Fundgruben des Orients und im Journal Asiatique bekannt gemachten uigurischen Sprachtexten kein Zweifel mehr obwalten; wenn aber Klaproth in den Tableaux historiques de l'Asie p. 121 die Kaotschang für Uiguren erklärt, so ist es nur in soweit richtig, als die Kaotschang, d. i. die Kangar der Byzantiner und Kankli Abul Ghasi's, Türken, aber ein von den Uiguren verschiedener Stamm.

[2]) Udojut-Merkit, Modun, Tudakatin, Dschun, Dair-ußun.

Standarte auf, und nahm den von einem Wahrsager in Vorschlag gebrachten Namen Dschengis, d. i. Gewaltiger, an. Die von Schmidt übersetzte Geschichte Ssanang Ssetsen's S. 71 setzt diese Begebenheit schon ins J. 1181. »Er erhob die ursprünglich am Ononstrome aufgepflanzte neunzipfeliche weiße Fahne »(d. i. die Standarte mit neun weißen Roßschweifen), und die »schwarze, vierzipfliche Fahne seines Schutzgeistes, und ward der »Herrscher der 400,000 des Volkes Bede, welches von nun an »den Namen Köke Mongol, d. i. der himmelblauen Mongolen, »führen solle.«

Bald hernach tödtete Dschengischans Bruder Dschudschi den Stiefbruder Gökdschu, denn Dschengischan hatte seine Mutter Ulun Iga dem Vater dieses Wahrsagers vermählt, der sich But Tangri, d. i. Sohn des Himmels, nannte, und sich herausnahm, Dschengischans Handlungen leiten zu wollen. Der Bruder Tajankchans wurde von Dschengischan am Ulugtagh, d. i. dem großen Berge, der westlichen Verlängerung des kleinen Altai, ober dem See Balkasch überfallen und gefangen. Im J. 1207 eroberte Dschengis einen Theil Tangut's; bey seiner Rückkehr huldigten ihm die beyden Inale, d. i. die Fürsten der Kirgisen, und im Herbste des Jahres 1209 griff er zum dritten Male Tangut an, dessen König den Frieden durch die Hand seiner Tochter erkaufte. Bey seiner Rückkehr vernahm er, daß der König der Uighuren sich der Botmäßigkeit des Herrschers von Karachatai entzogen habe; die Fürsten der Uighuren hießen Idikut, und residirten zu Bischbaligh. Nachdem der rebellirende Fürst der Uighuren getödtet worden, unterwarf sich sein Nachfolger Temudschin dem Gewaltigen (Tschengis); i. J. 1210 empfing dieser am Ufer des Kerulan die Huldigung des Idikut der Uighuren, welchem er eine seiner Töchter versprach, und die Huldigung Arslanchans, des Fürsten der Karlik, d. i. der Schneeichten, eines der fünf alten, von Oghus abstammenden türkischen Stämme *). Als im selben J. 1210 der Botschafter des neuen chinesischen Kaisers aus dem Niutschischen Hause Kin von Dschengischan den gewöhnlichen Tribut forderte, wandte sich dieser gegen Mittag, spie in die Luft, und sagte: der Kaiser von China hält sich für den

*) Der erste dieser Stämme sind die Uighuren, der zweyte die Kankli (die Καγγας Constantins), die Kaotsche der Chinesen, drittens die Kiptschak, welche Constantin Patzinakiten nennt; viertens die Kalladsch, welche in der russischen Zeitschrift Otetschestvennije Zapiski, Bd. XXII, S. 347 mit Gollatschen (dem Gebäcke) vermengt worden; und endlich fünftens die Karlik.

Sohn des Himmels, und ist nicht einmal ein Mensch. Kin [1]) heißt Gold, weßhalb die persischen Geschichtschreiber den Kaiser von China Altanchan oder Altunchan, d. i. den Goldenen, nennen, Die kurze Geschichte Dschengischan's, welche in den Denkwürdigkeiten über die Mongoley nur ein einziges Blatt einnimmt! enthält, wie man sich aus diesem winzigen Umfange leicht vorstellen kann, nichts als einige Jahreszahlen, erst vom J. 1209 angefangen. Der Feldzug gegen China ist übereinstimmend mit den persischen Geschichtschreibern im J. 1210 angesetzt, in Ssatsen's von Schmidt übersetzter Geschichte, welcher alle Jahreszahlen verwirrt, schon im J. 1208. Erst nach sieben Jahren kehrte Dschengis (i. J. 1216) aus dem besiegten China zurück, und sandte seine Feldherren wider den Stamm der Merkit und den der Tumat, die sich in seiner Abwesenheit empört; die gänzliche Unterjochung des goldenen Reichs trug er dem Feldherrn Mukoli mit goldenem Siegel und mit dem Titel eines Kuewang, d. i. Landesfürsten, auf. Er überzog Tangut zum vierten Male mit Krieg, und wandte dann seine Waffen wider Karachatai, auf dessen Thron seit sechs Jahren Gutschluk, der Sohn des letzten Chans der Naimanen, saß. Das Reich von Karachitai, durch einen Fürsten aus der Dynastie Leao gestiftet, dankte seine Größe dem Eroberer Tuschi Talgun, welcher Kaschghar, Jarkend, Choten, Turkistan, Chuaresm erobert, den Titel Gurchan und die Religion des Budha angenommen, seine Residenz in Belasghun aufgeschlagen hatte; sein Enkel Tschiluku, der eben so schwach, als sein Großvater stark, war durch seinen Schwiegersohn (Gutschluk) entthront worden. Dschengis befehligte wider ihn i. J. 1218 den Feldherrn Tschepe Nujan [2]). Gutschluk, ehemals Christ, hernach durch seine Frau zum Cultus des Budha bekehrt, verfolgte die Moslimen, welche in den Mongolen ihre Befreyer sahen. Tschepe Nujan proclamirte bey seinem Einzuge Kaschghar die freye Ausübung aller Religionen, Kaschghar Jarkend und Choten und ganz Karachatai gehorchte fortan dem Gewaltigen. Die Eroberung Korea's wird vom H. H. H. ins J. 1218 von Ssetsen gar

[1]) Der Uebersetzer der Denkwürdigkeiten über die Mongoley, schreibt Hin, was um so sonderbarer, als das russische Alphabet kein H hat.

[2]) Nujan oder Nujin und nicht Noyan oder wie andere schreiben Newian ist die wahre Aussprache dieses mongolischen Wortes, welches Prinz heißt, denn Ferhengi Schuuri (II. B. 409) sagt ausdrücklich, daß es mit Waw maaruf, d. i. das Waw als U ausgesprochen werde.

schon ins J. 1192 gesetzt. Klaproth [1]) hat schon nachgewiesen, daß dieselbe erst im J. 1219 Statt fand.

Bis hieher waren die Eroberungen von Dschengischan nur östliche und südliche, und von nun an erst wandte sich seine Macht gegen Westen und Norden.

Seit dem Jahre 1194, wo Temudschin in seinem vierzigsten Jahre zuerst als Feldherr wider die Tataren im Dienste des chinesischen Kaisers aufgetreten, und dafür von diesem den Ehrentitel Tschaut kuri erhalten hatte, waren vier und zwanzig Jahre verflossen, von denen die ersten zwölf in der Bekämpfung feindlicher stammverwandter Stämme verflossen, bis er i. J. 1206 nach dem Siege über Wangchan und Dschamuka auf dem Kuriltai als Herrscher den Namen Tschingis, d. i. des Gewaltigen, angenommen. Sieger über den mächtigsten Nachbar im Süden und Osten, über den chinesischen Kaiser, trat er nun wider den mächtigsten Herrscher im Westen Chuaresmschah, auf dessen Herrschaft sich über das Land diesseits und jenseits des Oxus, westlich über einen Theil Persiens, und nördlich bis nach Kiptschak, welches seine Heere streifend durchzogen hatten, südlich aber bis Ghur und Ghasna erstreckte, und vor welchem der von ihm in seiner Residenz Bagdad bedrohte Chalife zitterte. Seine Heere bestanden meistens aus Turkmanen, d. i. Ghusen, Usen oder Kumanen und Kankli (die Kangaren der Byzantiner); das freundliche Verhältniß, das zwischen ihm und Dschengis durch kurze Zeit bestanden, ward durch den Mord der mongolischen Kaufleute, welche Ghabirchan, der Statthalter von Otrar, unverantwortlicher Weise hinrichten ließ, in den blutigsten Vertilgungskrieg verkehrt, welcher auf dem Kuriltai i. J. 1218 beschlossen ward. Dschengis brach noch zu Ende dieses Jahres, nachdem er seinem Bruder Otdschikin den Befehl über das Heer in der Heimat übergeben hatte, wider das Land der Tadschiken [2]), d. i. der Perser, auf. Mit viergetheiltem Heere zog Dschengis das erste Corps wider Otrar (unter Dschaghatai's und Oghotai's Befehl), das zweyte wider Dschind (unter Dschudschi's Befehl), das dritte wider Binakit oder Fenaket, das vierte wider Bochara, von ihm selbst befehligt. Otrar ward ein Beyspiel verzweifelter

---

[1]) In der Asia Polyglotta S. 257.

[2]) Tadjiks. c'est ainsi (sagt d'Ohsson S. 157) que les Mongols et les Turcs paiens appellaient les mahometans. Dieses ist nicht ganz richtig; Tadschik werden die Perser genannt im Gegensatz mit Tasi, den Arabern; der Name Tadschik kömmt schon im Herodot (III. 91 u. VII. 66) als Δαδικαι vor, der Urname der Deutschen, welche die nächsten Stammverwandten der Perser.

Vertheidigung und wüthender Blutrache. Dschudschi auf seinem Wege nach Dschind oder Dschend nahm die Städte Ssignak, Uskend, Barchaligkend und Jenikend ein (das persische Kend lebt im englischen Kent fort). Dschind wurde neun Tage lang geplündert; zehntausend Uighuren des Heeres Dschudschi's wurden durch zehntausend Turkmanen ersetzt; das dritte, von drey mongolischen Generalen angeführte Corps setzte seinen Weg über Binakit nach Chodschend fort, dessen Befehlshaber Timurmelik mit einer Flotille den Schun hinabfuhr, und sich zu Chuaresm mit seinem Heere Dschelaleddin vereinte. Dschengis mit seinem Sohne Tuli stand vor Buchara, dessen in der altpersischen Sprache Gelehrtenversammlung bedeutender Name sich als Bokareis (Schriftgelehrten) in der Bibelübersetzung des Uphilas wieder findet. Dschengis eilt in die große Moschee, dieselbe für des Sultans Pallast haltend; als er aber hörte, dieß sey Gottes Haus, stieg er vom Pferde ab auf die Kanzel, und hielt die lakonische Predigt: »Das Feld ist verheert, schafft Futter für die Pferde.« Die Schränke des Korans wurden in Krippen für die Pferde verkehrt, Korane unter die Füße getreten; der Wein strömte aus Schläuchen, Tänzer und Tänzerinnen entheiligten die Moschee, die Ulema und Scheiche mußten als Knechte den Dienst des Stalles versehen. Dschengis redete außer der Stadt, wo der öffentliche Betplatz, zum Volke, und begehrte, daß man ihm die Reichsten bezeichne: »denn die Häupter des Volkes seyen die strafbarsten, »er sey Gottes Geißel, nur zur Bestrafung großer Verbrechen »gesandt; er begehre nicht die Angabe ihres ob der Erde befindli»chen Vermögens, das er schon so finden werde, sondern die der »verborgenen Schätze.« Nach zwölftägiger tapferen Vertheidigung ergab sich die Citadelle, welche sammt der Stadt geplündert und verheert ward; die Einwohner der Stadt, aus derselben getrieben, vom mongolischen Heere umzingelt, wurden unter daßselbe getheilt; Viele zogen freywilligen Tod dem Gräuel der Schändung vor, so der Imam Rukneddin und der Richter Bedreddin, welche, Zeuge der Entehrung ihrer Frauen, mit den Waffen in der Hand fielen. Dschengis zog von dem rauchenden Schutte Bochara's durch das zauberische Thal von Soghd, welches seiner Schönheit willen unter die vier Paradiese Asiens gerechnet wird, nach dem fünf Märsche entlegenen Samarkand, das von vierzigtausend Türken und Persern besetzt, sich dennoch ergab. Dreyßigtausend Kankli, die sich auf die Versicherung, daß sie als (angebliche) Stammverwandte der Mongolen verschont werden sollten, wurden, nachdem man sie, um sie so sicherer zu machen, nach Art der Mongolen geschoren und

gekleidet hatte, niedergemetzelt. Dreyßigtausend Handwerker und Künstler vertheilte Dschengis als Geschenk unter seine Söhne, Offiziere und Frauen; funfzigtausend andere Gefangene lösten mit zweymalhunderttausend Goldstücken die Erlaubniß der Rückkehr nach der Stadt. Von Samarkand hatte Dschengis zwey Truppenabtheilungen unter den Befehlen Nujan Tschepe's aus dem Stamme Jis-ut, und Subutai Behadir's aus dem Stamme Uirangit wider den Sultan Chuaresm's abgeordnet, zwey der berühmtesten Feldherren, deren Namen später in dem Feldzuge wider Persien und Kiptschak den Bewohnern dieser Länder als schreckliches Zwillingsgestirn aufging; sie schwammen über den Sihun, sich an den Schweif ihrer Pferde haltend, und ihre Waffen und ihr Geräthe auf mit Büffelhaut bedecktem Zweiggeflechte nachschleppend. Die beyden Feldherren durchstreiften Chorasan, dessen vier Hauptstädte Merw, Herat, Nischabur und Balch. Die Bewohner der Stadt Sawe, an welcher die Mongolen schon vorbeygezogen waren, büßten den Uebermuth, womit sie das vorüberziehende Heer musicirend von den Mauern verspotteten, durch den Ruin ihrer Stadt. Die Oerter, welche sich ergaben, erhielten mongolische Befehlshaber mit gestämpelten Patenten (Temgha). Tschepe Nuwian forderte Nischabur durch eine Proclamation in uighurischer Sprache im Namen Dschengischan's auf: »Befehlshaber, Große »und Volk! wisset, daß Gott mir die Herrschaft der Erde vom »Osten bis zum Westen gegeben; wehe denen, die widerstehen, »sie werden mit ihren Weibern, Kindern und Schützlingen er»würgt werden.« Die Städte Chorasan's: Chabuschan, Tus, Isferain, Demaghan, Simnan, wurden verheert; eine Abtheilung des Heeres zog nördlich gegen Masenderan, die andere westlich durch die Landschaft Kumis gegen Irak; die Hauptstadt Rei war der Schauplatz mongolischen Gräuels. Auf diese Nachricht zerstreute sich das Heer Chuaresmschahs, welcher den ihm vom Fürsten Laristans Hesaresp gegebenen guten Rath, sich hinter die Gebirgskette, welche Fars von Lur trennt, zu werfen, und sich mittels eines aus den Stämmen Lur, Schul, Fars und Schubankiare aufgebrachten Heeres zu vertheidigen, nicht befolgte, sondern erst nach dem Schlosse Karun, dann gegen Bagdad, dann nach dem nordwestlich von Kaswin auf einem hohen Berge gelegenen Schlosse Serdschihan und von da nach Gilan und Masenderan floh. Er folgte dem Rathe der Emire Masenderan's, sich einige Zeit auf einer Insel des kaspischen Meeres aufzuhalten, entging aber mit Noth den Pfeilen Rokneddin's, des Herrn von Kebud-dschame

(Blaukleid) in Masenderan, welcher das Blut seines von Chuaresmschah hingerichteten Oheims und Vetters rächen wollte. Chuaresmschah starb am Seitenstechen in einer kleinen Insel des kaspischen Meeres, nachdem er von seinen drey Söhnen Dschelaleddin zum Nachfolger ernannt. Hier wird kein Datum angegeben, die zwey Blätter früher angegebenen sind falsch ausgerechnet *).

Den großen Herrscheitugenden Chuaresmschahs war, laut der Zeugnisse des persischen Geschichtschreibers Dschuweini, und des arabischen Sehebi, Unentschlossenheit und Furchtsamkeit beygemischt, welche sein Ruin und der seines Reiches. Turkan Chatun ließ, ehe sie flüchtete, das Dutzend der von ihrem Sohne entthronten und eingekerkerten Prinzen, nämlich: die zwey Toghrule des letzten Sultans der Seldschuken in Irak, die zwey Söhne des Fürsten von Ssighnak, die zwey Söhne Mahmuds, des letzten Fürsten von Ghur, die zwey Fürsten von Balch (Vater und Sohn), die Fürsten von Termid, Bamiam und Wachsch, in den Oxus werfen; nur des zwölften, des Sohnes des Fürsten von Jafer, schonte sie für den Augenblick, in der Hoffnung, daß er ihr auf ihrer Flucht behülflich seyn werde; er half ihr fort, aber in der Nähe von Jafer ließ sie ihn köpfen. Turkan Chatun, aus dem Stamme Bajaut, einem der östlich vom Jaik wohnenden Türken Kankli, ist eine der berühmtesten Walide oder Königinnen Mütter des Morgenlandes; sie theilte die Herrschaft mit ihrem Sohne; bey zwey widersprechenden Befehlen der Mutter und des Sohnes wurde der von früherem Datum vollzogen, von jedem eroberten Lande wurde ein Theil dem Kammerbeutel der Mutter zugeschlagen; sieben Männer von großem Verdienste waren ihre Staatssekretäre; ihr Tughra, d. i. verschlungene Unterschrift, lautete: Beschützerin der Welt und des Glaubens, Frau der Türken (Turkan Chatun), Herrscherin der Frauen der Welt; ihr Siegelspruch: Die göttliche Gnade ist meine Zuflucht; ihr Titel: Chudawendi Dschihan, d. i. Herrscherin der Welt (S. 141). Dschengis führte sie nach seiner Hauptstadt Karakorum, wo sie i. J. 1233 starb. Ihre Enkel wurden getödtet, zwey ihrer Töchter dem Hareme des Prinzen Dschaghatai zugetheilt, die dritte einem Kämmerer Dschengischan's vermählt; die Prinzessin Chan

*) So ist S. 112 der 12. Ssafer 617 der 18te und nicht der 6. April, der 7. Rebiulewwel der 12. May und nicht der 30. April. S. 185 der 19. Rebiulewwel der 24ste und nicht der 12. May, der 1. Rebies-sani der 5. Junius und nicht der 23. May.

Sultan, die Witwe Osman's, des Herrn von Samarkand, ward eines Färbers Weib [1]). Der Schatz Chuaresmschah's, zehn Chatouillen mit Edelsteinen, welche der Befehlshaber Erdehan's, eines festen, nördlich von Rei gelegenen Schlosses, bewahrte, fiel mit dem Schlosse in die Hände Dschengischan's, welcher, nachdem er sich Samarkands bemächtigt, i. J. 1220 zwischen dieser Stadt und Nachscheb campirte. Dschelaleddin der Sohn, Nachfolger Mohammedschahs von Chuaresm, entfloh von der gleichnamigen Hauptstadt dieses Landes, und siebzigtausend unzufriedene Kankli nahmen zu Nisa die Parten seiner beyden Brüder. Die drey Söhne Tschengischan's, Dschudschi, Dschaghatai und Oghotai, wurden zur Belagerung von Kurkendsch, der Hauptstadt Chuaresms, befehligt. Uneinigkeit zwischen Dschudschi und Dschaghatai und die daraus entstandene Abspannung mongolischer Kriegszucht, verlängerte die Belagerung ein halbes Jahr. Dschengis benahm den veruneinten Brüdern den Oberbefehl, den er ausschließlich dem Oghotai übertrug, dessen Milde und Klugheit die Brüder versöhnte, die Kriegszucht wieder herstellte, die Stadt eroberte; von den Einwohnern wurden nur die Handwerker mit Weibern und Kindern in die Sclaverey geschleppt, die anderen mit Säbeln, Hauen und Beilen getödtet, oder sie ertranken im Oxus, welcher nach durchstochenem Damm die Stadt ersäufte. Nach der Rast auf der Ebene von Nachscheb begann Dschengis den Feldzug wieder mit der Belagerung und Eroberung von Termid; zu Seman überwinternd, ließ er das östlich von demselben gelegene Bedachschen verheeren, während sein Sohn Tului Chorasan zu verheeren auszog. Im Frühjahr ging Dschengis über den Oxus, verbrannte und schleifte Balch, und zerstörte nach siebenmonatlicher Belagerung die starke Festung Nußretkuh, d. i. Siegesberg, in der Landschaft Talkan. Tului, nachdem er den größten Theil Chorasan's verheert, züchtigte das empörte Tus, und schleifte die Mauern. Nuwian Taghatschar, der Eidam Dschengischan's, belagerte mit zehntausend Mann Nisa. Den Ruin seiner Vaterstadt hat Mohammed von Nisa, der Geschichtschreiber des letzten der Chuaresmschahe, Sultan Dschelaleddin Minkberni, umständlich beschrieben [2]). Taghatschar fiel am dritten Tage nach dem Angriffe von

[1]) Nach dem Geschichtschreiber Mohammed von Nisa die Gemahlin Dschudschi's.

[2]) Diese treffliche, von d'Ohsson zu seinem Werke benützte Biographie befindet sich bisher in Europa nur auf der königl. Bibliothek zu Paris.

Nischabur durch einen Pfeil der Belagerten; sein Nachfolger im Befehle ließ zu Sebsewar siebzigtausend von dessen Bewohnern, und die der Schlösser Kar und Nokar niedermetzeln: Tului erschien vor Merw Schachdschan, der alten Residenz der seldschukischen Sultane Melikschah und Sindschar mit siebzigtausend Mann, die Einwohner wurden gemordet, das Grabmal Sandschars zerstört, sein Grabmal aufgewühlt, die Mauern geschleift; von da zog Tului nach Nischabur, der Stadt Schabur's, welche vormals die Hauptstadt Chorasan's, auch Iran genannt ward. Im J. 1153 durch die wider Sandschar empörten Oghusen i. J. 1308 durch Erdbeben zerstört, aber wieder aufgebaut, und jetzt von dreytausend Ballisten und fünfhundert Katapulten vertheidigt, wurde sie von Tului, um des Schwagers Taghatschars Tod zu rächen, belagert; siebzig Breschen wurden von zehntausend Mongolen erstürmt, Mittwochs am 7. April 1221 *). Am Freytag war die Stadt erobert, vierzehn Tage lang ward gemordet, in die Furchen der umgepflügten Stadtmauern Gerste gesäet. Tului's Heer verwüstete die Grabmäler Harun Raschids und des achten Imams Ali Risa (nicht Razi, wie d'Ohsson schreibt) und ganz Kuhistan, und lagerte vor Herat. Den Einwohnern schenkte Tului das Leben nach dem Morde von zwölftausend Angehörigen Sultan Dschelaleddins.

Zur Zeit dieses Einfalls der Mongolen in Chuaresm verließ der turkmanische Stamm Kaji, welcher in der Gegend von Mahan saß, seinen Wohnsitz, zog unter der Anführung des Stammfürsten Suleiman nach Armenien, von da nach Kleinasien, wo Suleimans Sohn Ertoghrul, der Vater Osman's, des Gründers des Reichs der Osmanen, zuerst auftrat. Dschengischan zog nach Ghasnin, wo Dschelaleddin sichere Zufluchtsstätte zu finden gehofft. Nach dem Falle des festen Schlosses Kerduan zog Dschengis über die Alpen des Hindukesch, und rächte den Verlust eines Sohnes Dschaghatai's durch Bamian's Ruin. Im Frühling 1221 stand Dschelaleddin an der Spitze von siebzigtausend Reitern in der Ebene von Perwan, in der Nähe von Bamian. Dschelaleddin schlug die Mongolen, aber der Sieg

*) D'Ohsson S. 224 rechnet den 12. Ssafer 618 irrig als den 24. März aus; den Irrthum hätte er schon dadurch gewahren können, daß der 24. März 1221 (Sonntagsbuchstabe C) kein Mittwoch ist, wie der Text angibt, wohl aber der 7. April nach der Berechnung der Hidschret vom 16. Julius an, was ein Beweis mehr für die Richtigkeit dieser Berechnung; eben so ist S. 230 der 15. Silhidsche 617 irrig als der 29. Jänner 1221 ausgerechnet, indem derselbe der 10. Februar.

brachte ihm keinen Gewinn, weil ob Zwist bey der Theilung der Beute seine Verbündeten, die Chulludschen und Turkmanen, das Heer verließen. Dschengis erschien, vierzehn Tage nachdem Dschelaleddin Ghasnin verlassen, eroberte die Stadt, und verfolgte den Sultan bis an das Ufer des Sind, wo er ihn am 9. Dezember 1221 schlug *). Dschelaleddin, mit dem Schilde auf dem Rücken, mit der Fahne in der Hand, stürzte sich zu Pferd von einer Höhe von zwanzig Fuß in den Sind, und durchschwamm den Fluß; mongolische Taucher fischten das Gold und Silber auf, welches Dschelaleddin in den Sind versenkt hatte. Die Einwohner von Ghasnin wurden (die Handwerker ausgenommen) alle niedergemetzelt; die Stadt, zwey Jahrhunderte lang die Hauptstadt des mächtigen, darnach genannten Reiches, wurde zerstört. In Chorasan züchtigte der Feldherr Iltschikedai den Aufstand der Stadt Herat (welche von siebzig Wackeren des Schlosses Neretu, die sich als Kaufleute verlarvt, hineingestohlen, aufgewiegelt worden waren, indem er dieselbe sechs Monate blokirte, und dann eine Woche lang allgemeinem Blutbade preisgab. Die Zahl jedoch von anderthalb Millionen erschlagener Bewohner einer einzigen Stadt verdient nicht historischen Glauben. Auch Merw, welches sich von der ersten Zerstörung erholt und empört hatte, büßte durch das allgemeine Gemetzel seiner Einwohner, und Balch wurde bey Dschengischan's Rückkehr zum zweyten Male verwüstet. Dschengischan, nachdem er auch den Aghrak, welcher mit seinen Chulludschen von Dschelaleddin abgefallen, geschlagen, sandte zwey Truppencorps über den Sind, um den Sultan zu verfolgen, der bis nach Dehli floh. Die Mongolen verwüsteten die Landschaften Lahur, Multan und Melkfur. Ende des Jahres 1222 zog Dschengischan nach Samarkand, und brachte dort den Winter zu. Am Ufer des Sihun empfingen ihn seine Söhne Dschaghatai und Oghotai. Dschudschi, welcher sich nach der Eroberung von Kurkendsch oder Dschordschaina, der Hauptstadt Chuaresms, nach Kiptschak zurückgezogen, sandte dem Vater ein Geschenk von zwanzigtausend, im Norden des Aralsee eingefangener Pferde. Auf seines Vaters Befehl hatte Dschudschi auch eine ungeheure Treibjagd wilder Esel gegen Kolantaschi veranstaltet; sie waren so müde, daß man sie mit der Hand fing, worauf sie nach eingebrannten Merkmalen wieder in Freyheit gesetzt wurden. Während Dschengis in Indien und

*) S. 239 ist der 22. Schewwal 618 abermals irrig als der 28. November, und S. 243 der 2. Dschemasiulewwel 619 als der 2. Julius ausgerechnet, während es der 14te ist.

seine Söhne in Chorasan Krieg führten, trugen denselben seine Feldherrn Tschepe und Subutai nach Persien und Kiptschak; sie verheerten die Hauptstädte Georgiens und Aserbeidschans, Tiflis und Tebris, und drangen bis nach Meragha vor, das sie am 29. März 1221 eroberten *). Der Chalife Naßir wandte sich an die Fürsten von Erbil, Moßul und Dschesiret um Hülfe, welche die beyden ersten leisteten, der letzte aber von seinem Bruder, dem Fürsten von Damaskus, aufgefordert, mit ihm den Bruder Kiamil in Aegypten wider die Kreuzfahrer zu Hülfe zu kommen, abschlug. Die Einwohner von Hamadan wurden alle zusammengehauen, Erbil und Bailekan wurden verwüstet, Nachdschiwan und Gendsche bloß gebrandschatzt. Die Verheerung Georgiens beschreibt das Sendschreiben der Königin Rusuwan und ihres Connetable Iwan an den Papst Honorius. Die Mongolen zwangen die Gesandten des Schahs von Schirwan (indem sie einen derselben tödteten), sie durch die Pässe des Kaukasus zu leiten, jenseits derer ihrer die vereinte Heeresmacht der Alanen oder Asen, der Lesger, Tscherkessen und Kiptschaken harrte (S. 97): Les Captchacs étaient connus des Russes sous le nom *Polovtsi* — des Hongrois et des Romains sous le nom de *Comans*, qui subsiste encore dans celui de Couban. Hier sind nicht weniger als drey Irrthümer zu berichtigen: erstens sollte statt den Römern Byzantiner stehen, denn bey diesen und nicht bey jenen kommen zuerst die Kumanen vor; zweytens hat der Fluß Kuban seinen Namen nicht von den Kumanen; drittens endlich werden diese mit den eingebornen Kiptschakern vermengt, während Constantinus Porphyrogenitus umständlich erzählt, wie die Patzmakiten, d. i. die Kiptschaken, von den Usen, d. i. von den Turkmanen oder Kumanen, verdrängt wurden. Zehntausend von den Mongolen vertriebene kiptschakische Familien gingen über die Donau in die Dienste des Kaisers Johann Dukas, und wurden theils in Macedonien, theils in Jonien angesiedelt. Der Verheerung Rußlands nach der Niederlage vor der Schlacht an der Kalka (31. May 1223) wird beschrieben. Ende desselben Jahres durchzogen die Mongolen das Land der Bulgaren und dann das der Chasaren längs den nördlichen Ufern des schwarzen Meeres zu Dschengischan zurück; der erste Feldzug, in welchem mongolische Brandfackel in Rußland und Europa aufgeflammt. Die Annäherung der Mongolen lärmt das byzantinische Reich auf, das Gerücht vergrößerte die Schrecken ihres Gräuels, und die byzan-

*) S. 256 der 4. Ssafer 618 irrig als der 9. März statt als der 29ste ausgerechnet.

tinischen Geschichtschreiber sprechen von den Mongolen als einem Volke mit Hundsköpfen, das Menschenfleisch fraß. Dschengis war kaum in sein Lager zurückgekehrt, als er den Tod seines Sohnes Dschudschi vernahm, der im vier und dreyßigsten Jahre starb, und bey vierzig Kinder hinterließ. Während die Söhne Dschengischan's sich Transoxana und Chorasan, seine Feldherren sich Georgien und Aserbeidschan unterwarfen, setzte sein Feldherr Mukoli China's Eroberung durch große Fortschritte in Schansi, Pe-tsche-li und Schanton fort. Ende des Jahres 1225 brach Dschengis aus seinem Ordu zur Eroberung von Hia oder Tangut auf; das Heer des Königs von Hia, das die persischen Geschichtschreiber auf eine halbe Million, die chinesischen glaubwürdiger auf dreyßigtausend Mann angeben, wurde vernichtet. Der Geschichtschreiber Reschideddin und Vincentius Bellovacensis sprechen beyde von den Gewohnheiten der Mongolen, auf der Wahlstadt die Zahl der Todten durch einen mit in die Luft gestreckten Füßen köpflings aufgestellten Leichnam zu bezeichnen, nur sind sie in der Zahl der Leichname, welche dadurch bezeichnet ward, um das Zehnfache aus einander; laut der Angabe der französischen Geschichtschreiber des Mittelalters wurde nach jedem gezählten Tausend der Erschlagenen ein solcher Leichnam auf den Kopf gestellt; laut der Angabe des persischen Geschichtschreibers nach jedem Zehntausend. Da nach dem Siege über das tangutische Heer drey solcher Leichname als Trophäen die Füße in die Höhe streckten, so war die Zahl der Erschlagenen nach jener Angabe dreyßigtausend, was mit den chinesischen Berichten übereinstimmt; während, wenn die zweyte Angabe richtig wäre, nur dreytausend geblutet hätten. Hr. v. d'Ohsson sagt in einer Note (S. 282), daß der Bericht Reschideddin's durch die Angabe des Vincent berichtigt wäre, aber es ist vielmehr dieser aus jenem zu berichtigen, weil dreytausend Mann Todter in gar keinem Verhältnisse mit der gänzlichen Niederlage des tangutischen Heeres, wenn dasselbe statt einer halben Million auch nur dreyßigtausend Mann stark gewesen seyn sollte. Dschengischan, durch einen Traum oder durch körperliches Gefühl seinen herannahenden Tod gewahrend, und, nachdem er seinen Sohn Oghotai zum Nachfolger ernannt, dann die Huldigung des neuen Königs von Leao-tong empfangen hatte, starb im August des Jahres 1227, zwey und siebzig, und nach Angabe Soetsen's sechs und sechzig Jahre alt *).

*) Die persischen Geschichtschreiber geben sowohl die Geburt als den Tod Dschengischan's im Jahre des Schweines an, was in dem Verlauf von sechs zwölfjährigen Cyclen und der angegebenen Le-

das Heer auf das strengste gemustert. Außer den Waffen (Bogen und Pfeil, Schild und Beil) mußte Jedermann mit einer Feile, einem Siebe, einer Ahle, und mit Nadel und Faden versehen seyn; nur die vollständigst Bewaffneten führten Säbel, Helm und Panzerwamms. Jedem Feldzuge ging allgemeine Berathung der Anführer im Kuriltai (der mongolische Landtag) voraus. Bey Belagerungen wurden von Tausenden gefangener Sclaven Erdwälle aufgeführt, bis diese die Mauern überragten; Balisten und Katapulten schleuderten Steine und brennendes Naphta in die Städte, deren Thore sich eben so oft durch List und Verrath, als durch Sturm und Gewalt öffneten. Gegebenes Wort wurde fast nie gehalten, und allgemeiner Plünderung folgte allgemeines Blutbad; weder Weiber, noch Kinder wurden verschont, sondern nur Künstler und Handwerker, welche zu Tausenden auf Tausende von Meilen weit von ihrem Vaterlande verpflanzt wurden. Zu Pferde schossen die Mongolen fliehend, wie die alten Parthen; die in der Schlacht aus Furcht des Todes sich abwandten, fanden denselben von der Hand ihrer Befehlshaber; alles Land, das sie durchzogen, wurde verheert und entvölkert, die Sclaven in Heerden zusammengetrieben, und wie das Vieh behandelt; viele waren in voraus bestimmt, ihren Herren lebendig in das Grab zu folgen. Viele Völker haben vor den Mongolen sich unmenschlicher Barbarey schuldig gemacht, aber bey den Mongolen ward Raub und Mord systematisch betrieben, und ihre Herrschaft kannte keine andere Grundlage, als die tiefste Erniedrigung der Sclaverey. Im Frieden, sagte Dschengis, müsse der Soldat sanft und ruhig seyn, wie ein Kalb; im Kriege wie ein Sperber auf seinen Raub stürzen; seinen Feldherren, welche auf die Frage, was des Menschen größtes Vergnügen sey, geantwortet: Jagd zu Pferd am schönen Frühlingstage, wenn der Falke seine Beute heimbringt, entgegnete Dschengis: »Nicht »so! des Menschen größter Genuß ist, seine Feinde zu besiegen, »vor sich herzujagen, sie zu plündern, ihre Pferde zu reiten, ihre »Weiber zu umarmen.« Er empfahl seinen Söhnen die Jagd als die Schule des Kriegs; die großen Jagden wurden im Winter mit derselben Ordnung, welche in den Schlachten herrschte, betrieben; das ganze Heer jagte in Treffen; acht Tage dauerten die Feyerlichkeiten; Geschenke des Wildes wurden weit und breit versandt. Die Strenge seiner Gesetze that dem Ehebruche und Diebstahl, welche vor ihm die häufigsten Laster der Mongolen, Einhalt, indem die Todesstrafe darauf gesetzt war; deßgleichen auf die Verhehlung des gestohlenen Gutes, auf die unbefugte Einmischung im Zweykampf, auf die Zurückbehaltung gefundener Waffen, auf den Gebrauch von Zaubermitteln, um zu behexen.

Der Angeklagte wurde nur auf sein Geständniß verurtheilt, dieses aber durch die Folter erzwungen. Mehrere Gesetze Dschengischan's sind die Sanction uralten asiatischen Aberglaubens; es war verboten, Feuer, Tisch oder Teller zwischen die Füße zu nehmen, ins Wasser oder auf den Sand zu pissen, die Hände in fließendes Wasser zu tauchen oder darin Kleider zu waschen. Nichts durfte gewaschen werden, denn nichts war unrein; ein wahrer Codex der Schweinerey. Die Thiere wurden geschlachtet, indem der Bauch aufgeschlitzt, das Herz zerdrückt ward. Wer ein Thier nach Art der Moslimen tödtete, indem er demselben den Hals abschnitt, ward dafür auf gleiche Weise getödtet. Die größte Gastfreyheit war anempfohlen, und der Wirth mußte seinem Gaste die Speisen vorkosten. Dschengis glaubte an ein höchstes Wesen und verehrte die Sonne nach Weise der Schamanen; seinen Nachfolgern empfahl er alle Religionen gleich zu dulden; alle Priester, Bettler, Aerzte und Gelehrte waren von allen Auflagen frey. Die mongolischen Verbote vom Pissen und das Feuer mit keinem Messer zu berühren oder mit Eisen zu schüren, sind rein pythagoräisch [1]. Unter dem vorzüglichsten Aberglauben der Tataren und Türken steht der vom Regenstein Dschede (Jade) und die Wahrsagerey aus den Schulterplatten der Schafe oben an; noch sind die geflügelten Dämonen Elije (Elehim? oder Elfin?) genannt, zu bemerken, deren die voriges Jahr zu Petersburg von Hrn. Schmidt entzifferte Inschrift eines am Flüßchen Kondui in Sibirien aufgefundenen Granitblockes erwähnt; ein höchst merkwürdiges historisches Denkmal über die Besiegung Kutschlukchan's (i. J. 1219 oder 1220), wodurch das Daseyn mongolischer Schrift, von der man bisher allgemein glaubte, daß sie erst unter Kubilai eingeführt worden, schon zur Zeit Dschengischan's außer allen Zweifel gestellt ist [2]. Dschengis begnügte sich mit dem Titel Chan oder Kaan, und haßte die Floskeln des persischen Styles. Ob sein Siegel wirklich eine Schildkröte mit zwey auf ihrem Rücken verschlungenen Drachen vorstellte, wie Ssetsen (S. 71) erzählt, läßt sich bezweifeln, da die ganze Erzählung von dem Steine, aus welchem dasselbe gesprungen seyn, und auf welchem der fünffarbige Vogel Dschengis! Dschengis! ausgerufen haben soll, reine Fabel. Das Gesetzbuch Dschengischan's (die Jasa) wurde i. J. 1225 bey seiner Rückkehr aus Persien redigirt. Dschengis hatte fünfhundert Weiber und Beyschläferinnen, und doch fünf rechtmäßige

---

[1] Πυρ μαχαιρα μη σαλευειν, πρὸς ἥλιον μη μιχειν.

[2] Siehe den Bericht hierüber im Morgenblatte Nr. 120 des Jahres 1833.

Gemahlinnen mit dem Titel: Große Frau, die erste Burta, Mutter der vier Prinzen (Dschudschi, Dschaghatai, Oghotai und Tului), und von fünf, an Stammfürsten vermählten, Prinzessinnen führte den Titel Fugin, welcher der der chinesischen Kaiserinnen. Hr. v. d'Ohsson nennt die vier anderen nach Reschideddin, Ssetsen (S. 83), die zwey Schwestern Dschisu und Dschisuken, Tatarinnen, die er beyde auf einmal zu Gemahlinnen nahm.

Es wäre zu wünschen, Hr. v. d'Ohsson hätte aus Reschideddin auch die Tafeln der Nachkommenschaft Dschengischan's und der verschiedenen Stämme ausgezogen, wie er die Genealogie Dschengischan's bis auf seinen vier und zwanzigsten Ahn rückwärts gegeben. Die Lücken derselben hat Hr. Schmidt in seinen Noten zur Uebersetzung Ssetsen's bemerkt; aus Ssetsen vervollständigt, enthält diese Tafel zwölf Ahnen, von dem angeblichen Auszuge aus Erkenegun herunter bis auf Alankuwa, und diese ist die zwölfte Ahnfrau Dschengischan's. Diese ganze Anordnung scheint eine künstliche zu seyn, der Zahl vier und zwanzig zu Liebe, welche in der türkischen Genealogie eine so große Rolle spielt, und nach welcher auch die Stammväter der Türken (jeder von Oghuschan's vier Söhnen hatte deren sechs) vier und zwanzig sind; eine Zahl, die in der jüngsten Zeit bis auf die vier und zwanzig Bege der Mamluken in Aegypten sich als eine Cardinalzahl türkischer Herrschaft herausgestellt hat. Dschengischan's von ihm, kurz vor seinem Tode, bestimmter Nachfolger war Oghotai, welcher seiner Weisheit und Milde willen nach dem Romulus Dschengis der Numa dieses Herrscherhauses. Oghotai war aber nur der Kaan Oberherr, der Erbe des Stammvermögens und der Regent bis zur Proclamirung des neuen Kaans war Tului. Oghotai theilte das zweyte Reich seines Vaters mit seinen beyden Brüdern Dschaghatai und Tului und mit Batu, dem Sohne Dschudschi's. Tului, als der jüngste, hatte nach tatarischem Herkommen des Vaters Lager, seine Pferde, seine kostbarsten Effecten, sein Stammgebiet zwischen Karakorum und den Quellen des Onon geerbt; Oghotai beherrschte das vom Imit bewässerte Land, Dschaghatai sollte von den Gränzen der Uighuren bis an die des Oxus, Batu in Kiptschak herrschen. Dschengischan hinterließ ein Heer von hundert zwanzigtausend Mann, hundert eintausend wurden dem Tului vererbt, das Mitteltreffen bestand nur aus tausend Mann Leibwache; den rechten Flügel von acht und dreyßigtausend Mann befehligte der Nuwian Burghudschi aus dem Stamme Erlat, den linken von zwey und sechzigtausend Mann der Dschelaïre Mukoli, die übrigen acht und zwanzigtausend

wurden nach Dschengischan's letztem Willen so vertheilt, daß Batu, der Sohn Dschudschi's, Dschaghatai und Oghotai, und Bulkan, der fünfte Sohn Dschengischan's aus einer anderen Gemahlin als Burta, jeder viertausend, Otdschigin, der jüngere Bruder Dschengischan's, fünftausend, der Sohn seines Bruders Katschiun dreytausend, seine Mutter Ulun dreytausend, und der Sohn seines Bruders Dschudschi-Kasar tausend erhielt. Trotz dieser Austheilung, nach welcher der Kern der ganzen Heeresmacht in den Händen Tuluis, und trotz dem mongolischen Herkommen, nach welchem das Stammgut in die Hände des jüngsten Sohnes und nicht in die des ältesten übergeht, wurde auf dem im Frühling des Jahres 1229 gehaltenen Kuriltai, bey welchem alle Prinzen mit ihren Söhnen (unter denen allein sieben Brüder *), die Söhne Dschudschi's) erscheinen, nicht Tului, sondern Oghotai, welchen schon Dschengis zu seinem Nachfolger bestimmt hatte, zum Kaan erwählt. Das Ceremoniel bestand darin, daß ihm der Becher mit Stutenmilch dargereicht ward, daß die Prinzen mit entblößtem Kopfe und auf den Rücken geworfenen Gürteln vor ihm dreymal das Knie beugten, worauf der neue Kaan aus dem Zelte ging, um mit dreymaliger Kniebeugung die Sonne anzubeten; hierauf begann das Fest, an dem die Prinzen zur Rechten, die Prinzessinnen zur Linken des Thrones sitzend Theil nahmen. Alle Glieder der Familie schwuren den Huldigungsschwur: »So lang »von deiner Nachkommenschaft ein Stückchen Fleisch übrig, wel»ches ins Gras geworfen den Ochsen hindern würde, davon zu »fressen, und ins Fett geworfen, dem Hunde verböte, es zu be»rühren, werden wir keinen Prinzen einer anderen Dynastie auf »den Thron setzen.« Vierzig der schönsten aus den ersten Familien gewählten, mit reichen Kleidern und Juwelen ausgeschmückten Mädchen, wurden, wie der Geschichtschreiber Reschideddin sich ausdrückt, dem Dschengischan zum Dienste in der anderen Welt mitgegeben. Oghotai bestätigte die Jasa, d. i. die Satzungen Dschengischan's, und erweiterte dieselben auf des weisen Wesirs Jelu Tschutai's Vorschlag, indem er die Rangstufen der Beamten ordnete, die willkürliche Macht der mongolischen Statthalter über Leben und Tod einschränkte, Formen des Gerichts anordnete, und zum ersten Male die jährlichen Steuern bestimmte. Die Feldzüge wurden auf dem Reichstage beschlossen, Numian Tschormaghu wurde befehligt, der Herrschaft Sultan Dschelaleddins, welcher nach dem Tode seines Vaters sich einiger von

*) Arda, Batu, Scheiban, Tangkut, Borka, Bergatschar und Bukatimur.

dessen Ländern bemächtigt hatte, ein Ende zu machen. Ein zweytes von Goktai und Subotai befehligtes Heer sollte das von Dschudschi noch uneroberte Land der Kiptschaken, Saksinen und Bulgaren erobern; Oghotai, von Tului und mehreren Prinzen begleitet, marschirte, um China's Eroberung zu vollenden. Im J. 1232, als Oghotai nach Unterjochung China's zurückkehrte, ward er noch jenseits der großen Mauer gefährlich krank; Tului opferte sich für ihn, indem er nach mongolischer Religion den Zorn des Himmels auf sich selber rief, damit der Bruder verschont bleibe. Tului, d. i. der Spiegel (der Tapferkeit und Kriegszucht), starb bald hernach, nur vierzig Jahre alt. In dem Kuriltai des Jahres 1234 (es sind gerade 600 Jahre) wurde wieder dreyfacher Feldzug beschlossen wider das noch ununterjochte Reich Sung, wider das unterjochte Korea, welches das Joch abgeschüttelt, und wider Kiptschak und den Westen, welchen Batu, der zweyte Sohn Dschudschi's, unterjochen sollte. Auf demselben Landtage wurde festgesetzt, daß die Eigenthümer der Herden Eins vom Hundert, die Landbebauer den Zehent ihrer Ernten geben sollten; auch wurden Posten durch das ganze Reich eingerichtet. Jelu Tschutschai hatte den Oghotai in den Lehren des Tschuking und Konfutse unterwiesen, und ihm acht Maximen derselben als die Grundmaximen der Regierungskunst vorgelegt. Das Reich Sung wurde unterjocht, in Korea stellten zwey und siebzig mongolische Befehlshaber die Ordnung wieder her.

Während im Osten die Heere Oghotai's das Reich Sung eroberten, und das empörte Korea wieder zum Gehorsam brachten, im Westen aber Rußland, Polen, Ungern und Mähren verheerten, überließ sich der Kaan in seiner neu erbauten Residenz Karakorum ruhig seinem Hange für die Jagd und für den Trunk. Karakorum war mit der chinesischen Gränze durch sieben und dreyßig Stationen der Kavallerie, welche je von fünf zu fünf Stunden aus einander lagen, verbunden. Alle Tage langten fünfhundert Wagen mit Lebensmitteln und Getränke für das Bedürfniß des Hofes und der Stadt an; den Sommer brachte er unter einem chinesischen, inwendig mit Goldstoff gefütterten Zelte aus weißem Filz zu, welches tausend Personen faßte, und welches Sira Ordu, was nicht zu verwechseln mit der goldenen Horde (Serin Ordu). Oghotai verkürzte sich das Leben durch unmäßigen Trunk, und starb sechs und funfzig Jahre alt *).

*) Das Datum vom 5. Dschemasiul-sani 619 ist falsch, indem es der 3. Dschemasiul II. 689 ist, welcher dem 11. Dezember und nicht dem 29. Nov. 1241 entspricht.

Persische Geschichtschreiber sind einstimmig in dem größten Lobe seiner Gerechtigkeit, Milde, Duldung und Sanftmuth, die nur selten der Strenge mongolischer Satzung wich. Hr. v. d'Ohsson gibt ein Dutzend solcher Anecdoten aus Reschideddin und Dschihanguscha. Er hätte die Zahl derselben leicht verdreyfachen können, wenn er seine Quellen hätte erschöpfen wollen. Beweis dessen tragen wir einige solcher charakteristischen Züge aus Mirchuand hier nach, bemerken aber noch vorläufig, daß in der Note Hrn. von d'Ohsson's zur ersten Anecdote der Werth des Balisch auf fünfhundert Dukaten angesetzt ist, indem der Werth des ungeprägten Goldes mit dem des geprägten vermengt worden; nur von jenem galt der Balisch auch laut dem Zeugnisse Waßafs fünfhundert Miskale, der des geprägten Goldes hatte aber laut Mirchuand und Burhani katii einen ganz anderen Werth. Hr. v. d'Ohsson hat zwar beyde unter den Quellen angeführt, aber nichts weniger als gehörig benützt. In der Anecdote, wo Oghotai dem übermüthigen Chinesen in Erinnerung brachte, daß nach Dschengischan's Jasa das Strafgeld für den Todschlag eines Chinesen nicht höher als auf den Werth eines Esels, das eines Musulmans aber auf vierzig Goldbalische angesetzt sey, fügt Mirchuand hinzu, daß der Goldbalisch acht Dinare (Goldstücke) und zwey Danik oder acht Dirhem werth sey. Das Wörterbuch Burhani Katii gibt den Werth des Goldbalisch auf acht Miskale und zwey Danik oder auf acht ein sechstel Dukaten an. In Waßaf ist zu Ende des siebenten Abschnittes, welcher von der Thronbesteigung Kubilai's handelt, der Balisch des ungeprägten Goldes von dem Balische des Papiergeldes genau unterschieden; der Balisch ungeprägten Goldes wird als fünfhundert Miskale werth gleich zweyhundert Balischen Papiergeldes oder zweytausend Dinaren, der Silberbalisch gleich zwanzig Balischen Papiergeldes oder zweyhundert Dinaren, der Balisch Papiergeldes auf zehn Dinare angesetzt; ein merkwürdiger Beytrag zum damaligen Verhältniß des Goldes, Silbers und Papiergeldes, welcher eine neue Ausgabe des Werkes Jakobs über die Production und den Verbrauch der edlen Metalle bereichern könnte. Nach dieser Angabe Waßafs hatte im dreyzehnten Jahrhundert in China und in der Tatarey unter der Herrschaft der Mongolen das Gold den zehnfachen Werth des Silbers, und das Papiergeld galt nur zwanzig Prozent des gemünzten. Wenn in der obigen Anecdote der Werth des Balisches zu fünfhundert Goldstücken angenommen würde, so hätte das Strafgeld, welches Dschengischan mit vierzig Balischen auf den Tod eines Moslims gesetzt, nicht weniger als zwanzigtausend Dukaten betragen, was auch ohne nähere Bekanntschaft mit den obigen Stellen Mir-

chuands und Waßaf's Hrn. v. d'Ohsson als ungereimt hätte in die Augen springen sollen. Ein Seitenstück zu der von Hrn. v. d'Ohsson erzählten zweyten Schatzanecdote sind die beyden folgenden: 1) Man hinterbrachte Oghotai, in der Nähe des Jurds, d. i. des Hortes des dschengischanischen Hauses, habe sich eine Inschrifttafel gefunden, vermög welcher der berühmte Schatz Efrasiab's dort begraben liege. »Was brauchen wir,« sagte Ogotai, »die Schätze Anderer; laßt uns nur die, so wir besitzen, unter unsere Diener und Angehörige vertheilen.« — 2) Die Einwohner der chinesischen Stadt Thalghu trugen unterthänigst vor, daß sie achttausend Balische schuldig seyen, welche von ihren Gläubigern unerbittlich eingetrieben würden; sie baten um einen Befehl, wodurch ihnen Zahlung in Terminen gestattet würde. Ogotai sagte, die Terminzahlung könnte die Gläubiger ruiniren, weit besser ists, wir zahlen die Schuld aus unserem Schatze, und gab die nöthige Anweisung dazu. — 3) Ein armer Pfeilschifter kniete mit zehn Pfeilen vor den Thron hin, und trug unterthänigst vor, daß er siebzig Balische schulde; er bat um diese Summe, wofür er zehntausend Pfeile für die Kuridschi (Leibwachen) liefern wolle. Ogotai nahm die zehn Pfeile als Geschenk, und befahl, ihm dafür hundert Balische auszuzahlen. — 4) Ogotai ermuthigte durch seine Freygebigkeit den Ackerbau, vor ihm war die Gegend um Karakorum wüste und unbebaut; einem Bauern, der dort zuerst Rettig gepflanzt, und ihm den ersten Rettig dargebracht, ließ er für die hundert Blätter derselben eben so viele Balische auszahlen. — 5) Ein anderer hatte in der Nähe des Lusthauses, welches Ogotai zwey Parasangen von Karakorum unter dem Namen Terkubaligh gebaut, Weiden und Mandelbäume gepflanzt, für deren jeden er ihm einen Balisch auszahlen ließ. — 6) Ein Mann von Schiras kniete vor dem Throne mit der Bitte um fünfhundert Balische, die er schuldig; Ogotai ließ ihm tausend auszahlen, und sagte den Beamten der Finanzen, die ihm wider solche Verschwendung Vorstellungen machten: da er so weit über Land und Meer gekommen, so würde ich, wenn ich ihm nur das Begehrte gegeben hätte, ihn doch unbeschenkt entlassen haben. — 7) Als Ogotai eines Tages indischen Kaufleuten begegnete, die für ihr Elfenbein fünftausend Balische begehrten, die er ihnen sogleich auszahlen ließ, machten ihm die Nowabe (Nobobe) Vorstellungen wider solche gegen Aufrührer und Ungläubige übel angewandte Freygebigkeit; er antwortete ihnen: ich kenne keine Aufrührer und Ungläubige:

Wenn Herz und Hand ist Schacht und Meer,
Thut Herz und Hand wie Gott der Herr.

8) Einem Derwisch, welcher ihm in einem Sacke die Haut seines einzigen Schafes darbrachte, dessen Fleisch er unter die Armen vertheilt hatte, ließ er hundert Balische und tausend Schafe mit der Weisung geben, daß wenn das Geld und die Herde zu Ende, er sich um andere melden möge. — 9) Seine Gewohnheit war, die drey Wintermonate zu jagen, in den neun andern Monaten des Jahres aber alle Tage nach geschlichteten Reichsgeschäften auf einem Stuhle vor dem Thore des Pallastes zu sitzen, wo vor ihm Kleider und Stoffe in Haufen aufgeschichtet lagen, die er unter Moslimen und Mongolen vertheilte. Jeder nahm oder erbat sich so viel er konnte. Einer, der mit Kleidern überladen, eines derselben auf dem Wege verzettet hatte, kam zurück, dasselbe wieder zu begehren; Ogotai sagte: Ein Kleid sey der Mühe des Weges nicht werth, er möge nehmen, so viel er wolle. So machte Ogotai's Freygebigkeit die Sage von der **Hatimtai's** wieder neu. — 10) So ließ er einem, der ihm zweyhundert Weidengerten zum Geschenke gemacht, dafür zweyhundert Balische auszahlen. — 11) Eines Tages ging er über den Markt, wo er schöne Trauben sah, nach denen ihm gelüstete; als er nach Hause gekommen, gab er einem Danischmend (angehenden Gelehrten), dem er begegnete, einen Balisch, um ihm von jenen Trauben zu kaufen. Der Danischmend brachte einen ganzen Karren Trauben für einen Viertel-Balisch, welcher das Doppelte ihres Werthes, und gab den Rest zurück; der Kaan zürnte sich darüber gar sehr, und sandte dem Traubenverkäufer zehn Balische. — 12) Eines Tages hatte er für einen Armen hundert Balische als Almosen angewiesen; die Minister sagten: der Padischah muß sich geirrt, und statt Balischen (Goldstücke) Dirheme (Silberstücke) gemeint haben; sie legten die hundert Balische auf einen Haufen zusammen, so daß sein Blick darauf stoßen mußte; er fragte, was das sey? auf die Antwort, daß es das angewiesene Almosen, fand Ogotai, daß es zu wenig, und befahl, das Doppelte zu geben. — 13) Eines Tages sah er einen Derwisch an der Schwelle des Pallastes stehen, den er für einen Kaufmann hielt, welcher ihm für hundert Balische Waaren verkauft hatte; er befahl ihm, die hundert Balische auszuzahlen. Der Derwisch gab sie, als ihm nicht gehörig, zurück; Ogotai befahl, sie ihm zu lassen, weil Gold, das einmal aus dem Schatze geflossen, wenigstens nicht auf demselben Wege dahin zurückkehren müsse. — 14) Von einem Spaziergange zurückkehrend, stieß Ogotai auf eine Inderin, welche zwey Kinder auf dem Rücken trug; Ogotai befahl einem seiner Begleiter, ihr fünf Balische zu geben; dieser gab ihr nur vier, indem er einen einsteckte; das Weib ward dieses Betruges gewahr, sie kam zurück, sich darüber zu be-

klagen, und Ogotai erlaubte ihr, aus dem Schatze so viel Goldes zu nehmen, als sie tragen konnte. — 15) Einer seiner Leibwachen kam mit einem kranken Falken, und trug vor, daß dieser nur durch Vogelfleisch gesunden könne; Ogotai weist ihm einen Balisch zur Fütterung des Falken mit Vogelfleisch an, die Schatzmeister gaben ihm dafür eine Aequivalent in Vögeln, um damit den kranken Falken zu füttern. Ogotai, als er es vernahm, ärgerte sich gar sehr, und verwies den Zahlmeistern ihre Eigenmächtigkeit, indem der Bittsteller nicht um Vogelfleisch, sondern um Geld, solches zu kaufen, gebeten habe, und indem solches, und nicht lebendige Vögel, angewiesen worden seyen. — 16) Einem Bogenschifter, welcher in den Ruf gekommen, schlechte Bogen zu machen, ließ er nichts destoweniger, um ihn in seinem Handwerke zu ermuntern, den Bogen mit einem Goldbalisch bezahlen. — 17) Einem Goldschmiede, welcher den ihm zur Ausbesserung anvertrauten goldenen Gürtel verkauft, und das Geld in Sang und Tanz durchgebracht hatte, ließ er nichts destoweniger hundert funfzig Goldbalische mit dem Bedeuten auszahlen, daß er sich bessern möge. — 18) Einen Abyssinier, welcher ihm einen Becher gebracht, ließ er erst dafür zweyhundert Balische auszahlen, und ihm dann abermal mit einem Reisepasse zweyhundert Balische zustellen, mit dem Auftrage, daß er ihm einen abyssinischen Sclaven bringen möge. — 19) Einem Armen, der ihm einen Becher aus Gemshorn dargebracht, befahl er, funfzig Balische auszuzahlen, und als es die Höflinge zu viel fanden, verdoppelte er die Summe. — 20) Ein uighurischer Emir stellte seinem moslimischen Schuldner, der nicht zahlen konnte, nur die Wahl frey, entweder vom Islam zum Götzendienste abzufallen, oder auf dem Markte hundert Prügel zu erhalten. Ogotai verwies dem Uighuren auf das schärfste diesen Glaubenszwang, theilte dessen Weib und Haus dem Musulman, und noch obendrein zweyhundert Balische, dem Uighuren aber die hundert Prügel auf öffentlichem Markte zu. — 21) Ein Seid Alide aus Buchara, welcher vom Schatze ein Darlehen erhalten hatte, verweigerte die von den Schatzmeistern begehrte Zurückzahlung aus dem Grunde, daß er die Summe schon in die Hände Ogotai's bezahlt. Ogotai ließ ihn vorfordern, fand, daß er ihn nie gesehen, und fragte, wann er ihm denn das Geld gegeben haben wolle. »Als,« antwortete dieser, »Niemand zu deinem Dienste gegenwärtig war als ich.« Wiewohl dieses eine Lüge war, befahl Ogotai dennoch, von ihm weiter nichts zu fordern, damit nicht in der Folge der Verdacht entstehen könne, der Kaan läugne zum Vortheile des Schatzes. — 22) Eine Prinzessin, seine Verwandte, kam eines Tages in das Harem, um den Schmuck und

die Schätze desselben zu schauen; Ogotai befahl dem Mahmud Balawadsch *), alle Perlen des Schatzes zu bringen; Balawadsch brachte zwölf Tassen voll, deren Werth achtzigtausend Dukaten. Ogotai goß sie alle in den Schoß seiner Verwandtin mit den Worten: »Nun wirst du von Perlen gesättigt, dich um die Juwelen der Männer nicht weiter bekümmern.« — 23) Die Kerne eines ihm dargebrachten Granatapfels ließ er unter die Genossen seiner Gegenwart vertheilen, und dann eben so viele Balische auszahlen, als Kerne waren. — 24) Ein Musulman von Karatasch, das an Tangut's Gränze, brachte ihm einen Korb Eßwaaren mit der Bitte um einen Reisepaß; Ogotai gab ihm diesen, und noch obendrein einen Korb Balischen. — 25) Beym fürstlichen Gastmahle des Kaans wurde ein Becher entwendet; da alle Nachforschungen vergebens, ließ Ogotai ausrufen, daß, wer ihn zurückbringe, nicht nur von aller Strafe frey, sondern auch seines Wunsches theilhaftig werden solle; der den Becher entwendet, brachte ihn zurück, und antwortete auf die Frage, was er damit beabsichtigt habe: »nicht Diebstahl, denn sonst hätte ich etwas von größerem Werthe genommen, sondern ich wollte den Kaan bloß warnen, besser auf seiner Huth zu seyn.« Die Wesire stimmten für seine Hinrichtung. Ogotai sagte, das kann ich nicht über mein Herz bringen, nur Neugierde könnte mich bewegen, seinen Busen zu spalten, um zu sehen, welch ein Herz dieser Mann haben müsse. Er ließ ihm fünfhundert Balische auszahlen, und sandte ihn als Befehlshaber über einige Tausend Reiter nach China. — 26) Bey einer zu Karakorum aus Hagelschauer entstandenen Mißernte ließ Ogotai ausrufen: die Feldbebauer sollen guten Muthes seyn, indem ihnen der Ausfall der Ernte von dem Schatze ersetzt werde. — 27) Unter der Regierung Alaeddin Keikobad's, des Sultans der Seldschuken, welcher gleichzeitig mit Ogotai herrschte, gab in einer der Städte Rums einer einem armen Possenreißer den Rath, sich nach der Tatarey zu begeben, wo jetzt ein Kaiser herrsche, welcher das Gold nur wie Staub ansehe; der Possenreißer ging auf den Rath ein, hatte aber keinen Pfenning, um sich auf den Weg zu begeben. Die Gesellschaft schoß Geld zusammen, ihm einen Esel zu kaufen, auf dem er nach Turkistan ritt. Drey Jahre hernach fand der Rathgeber den Berathenen wieder in derselben Stadt im größten Reichthume und Wohlleben. Dieser erzählte jenem, wie er sich mit einem Teller trockener Früchte, die er mitgenommen, zu Karakorum auf den Weg des Kaans gestellt, wie dieser

*) Es scheint dieser Balawadsch der Wesir Dschagatai's zu seyn, welcher bey d'Ohsson S. 372 Yelvadje geschrieben ist.

die Früchte angenommen, einen Theil eingesteckt, die anderen unter seine Begleiter vertheilt, und diesen gesagt: dieser Mann hat auf seinem Wege viele heilige Stätten und Oerter der Andacht durchwallet, und sich mit Heiligen Gottes befreundet; der Mundvorrath solch eines Mannes ist hoch in Ehren zu halten, ich will diese Früchte unter meine Kinder vertheilen, thut deßgleichen mit den eurigen. Im Pallaste angelangt, fragte Ogotai seinen moslimischen Kämmerer, wo der Mann aus Rnm wohne, als dieser ihm hierüber nicht Bescheid wußte, schalt er ihn sehr aus, daß er sich um seinen Bruder Moslimen, der so weiten Weges hergekommen, so wenig bekümmere. Am andern Morgen wurden siebenhundert Balische aus einer neu eroberten Landschaft eingebracht, und diese sogleich dem Reisenden aus Rum geschenkt. — 28) Ein Mann aus Bagdad bat den Kaan um Almosen, damit er seine zehn Töchter aussteuern könne; Ogotai fragte, warum er sich nicht an den Chalifen gewendet; der Mann antwortete: so oft er sich an ihn gewendet, habe er jedesmal nur zehn Goldstücke erhalten, was seinen zehn Töchtern kaum für Brot und Zugemüse genüge; Ogotai befahl, ihm aus dem Schatze tausend Balische zu geben. Ich bin ein alter Mann, sagte der Bagdader, und kann nicht mehr als zwey Balische tragen; Ogotai wies ihm die nöthigen Pferde und Lastthiere an. Ich laufe Gefahr, sagte der Greis weiter, auf dem Wege ausgeraubt zu werden, und so mit meinen Töchtern der Gnade des Kaans verlustig zu gehen. Ogotai gab ihm Wegweiser und Geleite, und als der Mann auf dem Wege starb, wurden die tausend Balische den Töchtern zur Aussteuer gesandt. — 29) Bey der Vermählung der Tochter eines der Herren des Hofes hatte ihr Ogotai ein Kästchen mit Perlen bestimmt. Bey dem Feste füllte er aus dem vor ihm stehenden Kästchen einen Becher mit Perlen, und theilte dieselben an die Tischgenossen aus; einer bemerkte, daß dieses das Schmuckkästchen der Braut; sogleich befahl Ogotai, ihr ein anderes von gleichem Gehalte zu geben. — 30) Einer, der zu Karakorum einen Beutel mit Gold und Juwelen verloren, ließ denselben mit dem Zusatze, daß er den Inhalt desselben mit dem redlichen Finder theilen wolle, ausrufen. Ein Musulman, der ihn gefunden, brachte denselben dem Eigenthümer; dieser behauptete, es sey mehr darin gewesen; sie gingen vor den Richter, und von diesem vor den Kaan; beyde beschworen ihre Aussage; da entschied Ogotai, daß dieses der verlorene Beutel nicht seyn könne, und daß denselben also der redliche Finder ganz behalten könne. — Aus einem halben Hundert solcher von Mirchuand nach seinem Gewährsmanne Mewlana Behaeddin Turkistani erzählt, hat Hr. v. d'Ohsson nur funfzehn, Recensent aber diese

dreyßig (deren letzte den meisten Lesern wohl dem Wesen, aber nicht dem Ursprunge nach bekannt) zur Charakterschilderung Ogotai's aufgenommen.

Während Ogotai zu Karakorum sich seinem Hange für Freygebigkeit und Trunk überließ, verwüsteten seine Heere unter der Anführung von zwölf Feldherren (welche alle, bis auf einen, Prinzen vom Geblüte) die Länder des Westens, Rußland, Polen, Ungern, Schlesien, Mähren, Dalmatien und Kroatien. Hr. v. d'Ohsson hat mit Benützung der russischen, polnischen, ungrischen, schlesischen und österreichischen bekannten Quellen über die Mongolen-Einfälle noch in den Noten die bisher unbekannten wichtigsten Stellen morgenländischer Geschichtschreiber hierüber, nämlich aus dem Geschichtensammler [1]) des Wesirs Reschideddin und aus dem Welteroberer [2]) des Wesirs Dschuweini beygefügt. Es ist zu bedauern, daß die eigenen Namen der Oerter in den von ihm benützten Handschriften (so wie in der auf der kaiserl. Hofbibliothek befindlichen Reschideddin's) meistens der diacritischen Punkte ermangeln, so daß bey den meisten unmöglich sie mit Gewißheit zu entziffern. Von allen europäischen Geschichtschreibern über die Mongolen-Einfälle hat keiner so viele Namen der mongolischen Feldherren dieses Gräuelzuges überliefert, als Rogerius [3]), und es lohnt sich der Mühe, die bey ihm erhaltenen neun Namen mit den zwölf von den morgenländischen Geschichtschreibern gegebenen zu vergleichen. Nach diesen waren die zwölf Feldherren, welche den Gräuel der Verwüstung anführten, vier Söhne Dschudschi's, des ältesten Sohnes Dschengischan's, nämlich Batu, Orda, Schiban (richtiger Scheiban) und Tangkut. Der Name Batu's ist aus allen europäischen Geschichten bekannt, und sogar, weil er von einigen Batui, von anderen Batiü oder auch anders geschrieben worden, von russischen Geschichtschreibern, wie Rütschkow [4]) und Naumow (im vorliegenden Werke S. 26), überflüssiger Weise für eine doppelte Person angenommen worden. Orda, der ältere Bruder Batu's, ist der Stifter der weißen, um Ssaghanak, Ssabran und Otrar angesiedelten Horde, deren Fürsten später auf den Thron Kiptschaks gelangten, von welcher aber europäische Geschichtschreiber bisher keine Notiz genommen, deren Fürsten aber sowohl von Munedschimbaschi als von Dschihannuma (S. 371) nach Ghaffari als die

[1]) Dschamiet-tewarich. [2]) Dschihanguscha.

[3]) Rogerii Hungari miserabile carmen in Schwandtner's script. rer. hung. Vindob. I. Bd. p. 380.

[4]) In seiner Geschichte Kasan's; Petersburg 1767, S. 30.

Chane der weißen Horde (Akorda), im Gegensatze ihrer Vorfahren, der Chane der blauen Horde (Kökrda), aufgeführt werden. Schiban oder Scheiban gab seinen Namen den Tataren Schibansky (Dschihannuma S. 374). Von den Nachkommen Dschagatai's, des zweyten Sohnes Dschengischan's, hatten der Sohn Baidar und der Enkel Buri Befehlshaberstellen: von den Söhnen Ogotai's, des dritten Sohnes Dschengischan's, seine Söhne, die Prinzen Kopuk und Kadan und der Bruder Kulkan; von den Söhnen Tului's, deß vierten Sohnes Dschengischan's, seine Söhne, die Prinzen Mangu und Bodschek, endlich der Feldherr Subutai Behadir, derselbe, welcher mit Tschepe Nujan noch beym Leben Dschengischan's den Feldzug wider Fars und Iran befehligt hatte. Vergleichen wir nun diese zwölf Namen mit den bey Roger erhaltenen neun, so ist kein Zweifel, daß der König und Herr der Tataren *), Bathus, kein anderer als Batu oder Batui. Der nächste an ihm, Bochetor, ist Baidar, und Cadan Kadan; Coacton scheint Köjuk, Feycan oder nach einer anderen Lesart Seycan scheint Scheiban, Peta scheint Bodschek und Cheb Ocadar Subutai Behadir zu seyn. Für den gar nicht mongolisch, sondern lateinisch oder griechisch klingenden Hermeus bleiben noch vier Namen übrig (Orda, Tangkut, Buri und Kulkan), von welchen demselben aber auch nicht ein einziger etymologisch zu Gesicht steht. Hr. v. d'Ohsson behält den Namen Peta bey, wiewohl derselbe in den morgenländischen Geschichtschreibern nicht vorkömmt, an welcher Verdopplung weniger gelegen, als an dem historischen Irrthume, welcher S. 401 die Kiptschaken als einen und denselben Stamm mit den Kumanen aufführt, während, wie Constantinus Porphyrogenitus ausdrücklich erzählt, daß jene (von ihm Patzinakiten geheißen) von diesen (die er Usen nennt) vertrieben wurden; jene waren die ältesten türkischen Bewohner Kiptschaks, diese spätere turkmanische Eindringlinge. Es ist auch möglich, daß der Peta der europäischen Geschichtschreiber kein anderer, als Subutai, und Ocadar nur eine Verstümmlung von Orda sey; den zweyfachen Irrthum, daß Batu in Ungern zusammengehauen worden und daß damals nicht Bela IV., sondern Wladislaus geherrscht, hat schon Rütschkow in Betreff Batu's, und neuerdings Naumow in Betreff Bela's widerlegt; ob Kökorda wirklich, wie Naumow (S. 25) nach Karamsin dafürhält, eine Stadt, und eins und dasselbe mit Serai gewesen sey, läßt sich mit gutem

*) Rex Regum et Dominus Tartarorum, qui Hungariam intraverunt, Bathus, Cap. XIX.

Grunde bezweifeln; denn außerdem, daß Kökorda unter den fünf und zwanzig, von Hrn. Staatsrath von Frähn [1]) aufgeführten Namen der Münzstädte der goldenen Horde gar nicht vorkömmt, so scheint die Stelle Abul Ghasi's [2]) bloß den Ort der Ansiedlung der blauen Horde zu bezeichnen, welche die Dschudschi's war; das Dschihannuma spricht von keiner Stadt Kökorda, sondern erklärt diesen Namen bloß als die Chanschaft der dem großen Jürt (Karakorum) rechts gelegenen Stämme, im Gegensatze von Ak Orda, d. i. der weißen Horde, deren Ulus am Alatagh war [3]).

Hr. v. d'Ohsson erzählt die Begebenheiten der Regierungen Kajuks, Mangu's und Kubilai's nach den persischen Quellen, mit stetem Rückblicke auf die glaubwürdigen Nachrichten, welche die Reisebeschreiber Plan Carpin, Rubruquis und Marco Polo von deren Regierungen sowohl, als den Sitten und Gebräuchen der Mongolen aufbewahrt haben; ganz kurz erwähnt er des zweyten Einfalls der Mongolen in Ungern i. J. 1285 nach Thurocz und des Streifzugs in Polen nach Cromer, und schließt mit gutem Grunde aus den bey norwegischen Geschichtschreibern erhaltenen Kunden von der Einwanderung der Einwohner Permien's in Norwegen unter der Regierung Hocan II., welcher von 1217 bis 1263 regierte, daß sich die Verheerungen der Mongolen bis Permien erstreckten; nur in einigen Zeilen erwähnt er der beyden nächsten Thronfolger Batu's, nämlich seines Sohnes Sertak's, welcher von Mangu i. J. 1256 zum Herrscher in Kiptschak ernannt, auf dem Wege dahin starb, und dessen Nachfolgers, nämlich dessen minderjährigen Sohnes Ulughtschi, unter der Vormundschaft seiner Mutter Boraktschin; als auch dieser nach einigen Monaten starb, gelangte erst Berke oder Burka, der Bruder Batu's, zur Herrschaft von Kiptschak. Dieser beyden Herrscher zwischen Batu und Berke erwähnen Abul Ghasi, Mirchuand und Deguignes, welcher denselben gefolgt, nicht, wohl aber drey weit ältere und wichtigere Quellen, aus denen jene Perser geschöpft, nämlich die Geschichten Reschideddin's, Dschoweini's und Waßaf's, und endlich nach der Ghaffari's (Dschihanara) die türkische Universalgeschichte Munedschimbaschi's. Diese Quellen kannte Nau-

[1]) Die Münze der Chane von Ulus Dschudschi's, Petersburg 1832, S. 42.

[2]) In der türkischen Ausgabe S. 67, Z. 4.

[3]) Kök Orda ulugh jurtün ssagh dschanibinde olan kabail Chanlighidür, Ak Orda Alatagh hududinde olan Ulus hukumeti dür.

mow nicht, und schwankt daher zwischen den Angaben Abul Ghasi's und des Deguignes, und zwischen denen der russischen Geschichtschreiber Lüslow und Schtscherbatow, welche in Uebereinstimmung mit den persischen Quellen den Sertak und Ulaghtschi [1]) als Herrscher in Kiptschak aufführen, und so größeren Glauben verdienen, als sie von den persischen Geschichten keine Kunde hatten. Mit Ulaghtschi's Tod und Berke's Thronbesteigung endet die Geschichte des Uluses Batu's in Kiptschak bey Hrn. v. d'Ohsson, und hier tritt Naumow's Geschichte der Verhältnisse der russischen Knesen mit den mongolischen Chanen als Fortsetzung ein; eine der besten bisher gelieferten Vorarbeiten zur Beantwortung der von der kaiserl. Akademie der Wissenschaften im vorigen Jahre aufgegebenen Preisfrage einer Geschichte der mongolischen Herrscher von Kiptschak; doch fehlt es dem Werke Naumow's hauptsächlich an der von der Academie geforderten Kenntniß orientalischer Quellen. Naumow erzählt die Einrichtungen Borke's in dem eroberten Rußland durch Decurionen, Centurionen, Tausender und Zehntausender, die letzten hießen im Russischen Temnik, was eben sowohl von dem slawischen Tma, als dem mongolischen Toman (eines und das andere bedeutet eine Summe von Zehntausend) abgeleitet werden mag. Der Metropolit von Kiew ernannte einen russischen Bischof, der zu Serai [2]) residirte; die mongolischen Vögte in Rußland hießen Baskak, ihnen war die Aufsicht [3]) über die russischen Fürsten übertragen. Die russischen Völker zahlten damals doppelte Abgabe, die russische und besermenische, d.i. musulmanische, denn Besersmen ist die schon bey Herberstein vorkommende russische Verstümmlung des Wortes Musulman. Im J. 1434 zahlte der Großfürst für sein ganzes Land oder für Moskau in allem siebentausend Silberrubel; die russische Münze hatte auf einer Seite russisches, auf der anderen tatarisches Gepräge; die Spuren tatarischen Münze und Maße haben sich noch in den als russisch gäng und gäben Wörtern Altün (Gold) oder Alti (sechs), Arschin (Elle), Schtschoti (eine Rechenmaschine) erhalten.

[1]) Улавчїи, Naumow S. 30.

[2]) Die Note S. 15 bezweifelt sehr mit Unrecht, ob Serai, die Hauptstadt der Chane der goldenen Horde, zu Saratow an der Wolga oder zu Seraidschik am Ural zu suchen sey; jenes war die Hauptstadt der Chane der goldenen Horde, dieses die des späteren Zweiges derselben.

[3]) надзирать; dieses Wort, mit allen russischen, davon abgeleiteten Wörtern ist das rein arabische نظارة, Nasaret.

Tatarische Herolde (Bawerdschi, im Russischen Biriutschai) verkündigten den Bojaren und Welmoschen die Jarlik, d. i. die Bestätigungsdiplome ihrer Fürsten. Als Burka i. J. 1265 gestorben, folgte ihm Mangu Timur, welcher aber nicht, wie Naumow dem Deguignes nachschreibt, der Bruder, sondern der Enkel Batu's war; er schwächte die Herrschaft Kiptschaks, indem er dem Behadirchan, dem Sohne Scheibani's, die weiße Hörde in Turan oder Sibirien, und seinem Neffen Oren Timur, dem Sohne Toghai Timur's, die Krim überließ. Dem Mangu Timur folgte sein Bruder Tuda Mangu, und diesem sein Neffe Telabuga, der i. J. 690 (1291) erschlagen ward, worauf Tuktagu, wie ihn die Münzen oder Toktaghai, wie ihn die Geschichten nennen, der Sohn Mangu Timur's, den Thron bestieg, unter welchem Noghai, sein von Michael dem Palävlogen gefürchteter Feldherr in der Krim, von diesem die Tochter Euphrosine zur Frau erhält, weßhalb ihn russische Annalisten, wiewohl mit Unrecht, als einen Herrscher der goldenen Horde ansetzen. Die russischen Geschichtschreiber nennen den Toktaghai auch Tochtaghu, oder, nach den Byzantinern, Tochtu; ihm folgte im J. 1318 der große Herrscher Usbeg, welcher ein eben so frommer Moslim, als sein Vorfahrer und Oheim Toktaghai ein eifriger Götzendiener war, wiewohl Münzen mit der Glaubensformel des Islams von demselben vorhanden sind *). Der von Naumow (S. 52) bemerkte Widerspruch, daß russische Annalisten erst unter Usbeg die Einführung des Islams anführen, während schon Burka Moslim gewesen, hebt sich durch die von den persischen Quellen bezeugte Thatsache, daß, wiewohl Burka und seine drey Nachfolger Mangu Timur, Tuda Mangu und Telabuga Moslimen waren, doch der vierte, Toktaghu, wieder dem Götzendienste zugefallen war. Der Verfasser bemerkt S. 48, daß russische Annalisten mit Unrecht den Mangu Timur Telabuga nennen, indem sie jenen mit diesem seinen zweyten Nachfolger vermengen. Ein Beweis der Staatsweisheit Usbeg's ist das zu Gunsten des Metropoliten Peter erlassene Jarlik, welches sich im Originale von Karamsin's Geschichte befindet, aber in der deutschen Uebersetzung leider, wie so viele andere wichtige Erläuterungen, übergangen ist; dieß ist aber auch der einzige Beweis von Usbeg's der russischen Kirche gewährten Gerechtigkeit, denn durch die Hinrichtung sieben russischer Fürsten hat er wenigstens um Rußland nicht den Titel eines gerechten Herrschers verdient. Seine Schwester (Agathia wird sie von

*) Frähn: Mohammedanisches Münzkabinett, S. 87.

den russischen Schriftstellern genannt) war die Gemahlin des Knesen Joria, dessen Einstreuungen hauptsächlich die Hinrichtung des Fürsten Alexander Michailowitsch Schuld gegeben wird. Nichts desto weniger füllte der Ruhm der Gerechtigkeitsliebe Usbeg's ganz Asien, und nach ihm nannte sich hernach die Dynastie der Usbegen zu Bochara. Nach seinem Tode bestieg sein ältester Sohn Tinibeg den Thron, dessen jüngerer Bruder Dschanibeg, nachdem er sowohl den Erstgebornen Tinibeg als den dritten Bruder Chidhrbeg aus dem Wege geräumt, sich des Thrones von Kiptschak bemächtigt. Von diesem Tinibeg macht, wie der Verfasser bemerkt, Abul Ghasi keine Erwähnung; es scheint derselbe zu seyn, welchen andere morgenländische Geschichtschreiber als einen Zwischenregenten zwischen Usbeg und seinem Nachfolger Dschanibeg unter dem Namen Insanogli als einen Nachkommen Ssain's, d. i. Batu's, des Sohnes Dschudschi's, aufführen. Die russischen Fürsten ergriffen für keinen der Kronprätendenten Theil, so lange der Thron noch streitig; aber als Dschanibeg denselben nach Hinwegräumung seiner Nebenbuhler behauptet hatte, begaben sich die Knesen und der Metropolit in die goldene Horde, wie der Metropolit Peter, und hernach i. J. 1283, unter der Regierung Tuda Mangu's, der Metropolit Theognost. Wie Usbeg und vor ihm Burka nach Persien gezogen, so zog Dschanibeg wider Eschref, den tyrannischen Herrscher aus der Familie Tschoban zu Aserbeidschan; unter ihm ward Rußland von der schwarzen Pest verheert; nach seinem Tode blieb sein Sohn Berdibeg, welchen tatarische Geschichtschreiber einen unwürdigen und harten Herrscher nennen, noch einige Zeit in Persien, während im Lager die Chanin Taidul die Verwaltung führte, welche dem Metropoliten Alexis durch ein Wunder ihre Heilung dankte. Berdibeg war kaum aus Persien zurück, als er den Beginn seiner Regierung durch den Mord seiner Verwandten bezeichnete, wofür er ebenfalls blutigen Tod fand, aber nicht schon i. J. 1352, wie russische Annalisten sagen; die Münzen besagen, daß er noch i. J. 1359 lebte. Mit seinem Tode erlosch die Linie Mangu Timurs, und es begann das funfzehnjährige Zwischenreich bis zur Herrschaft Uruschans, bis auf welchen Deguignes nur vier Herrscher (Kildi, Newruf, Chidhr, Timurchodscha), Herr Staatsrath von Frähn aber aus Münzen nicht weniger als funfzehn aufführt *). Naumow nennt nach Schtscherbatow den Kulpa als einen Sohn Berdibegs,

*) Das muhammedanische Münzkabinett des asiatischen Museums zu St. Petersburg 1821. S. 53 — 57.

der nur fünf Monate herrschte, und geht dann, wie Abul Ghasi, mit Ueberspringung des ganzen Zwischenreichs, sogleich auf Urus-chan über, welchen, sagt er, die russischen Annalisten Nauruschan nennen; diese Ueberspringung ist aber nur eine scheinbare, indem mehrere der Zwischenregenten sogleich folgen, und scheint eine bloße Vermengung des Urus mit Newruf, dem Nachfolger Kulpa's, im Zwischenreiche zu seyn. Nach den russischen Annalisten, welche hier die Lücken der persischen füllen, folgte auf Urus, d. i. Newruf, Chadir, d. i. Chidhr, ein Fürst der sajaiskischen, d. i. transuralischen Horde, welcher an der Wolga ihn sammt seinem Sohne Tomis und der Gemahlin Taidul erschlug, und sich zum Chan erhob. Chidhr-chan wird von den russischen Annalisten als ein milder Herr geschildert, er ward mit seinem jüngeren Sohne Kutlu (Kutlugh) von seinem älteren Sohne Timurchodscha erschlagen, dieser aber selbst nach einigen Tagen vom Fürsten Mamai ermordet, welcher, den Thron von Kiptschak selbst zu besteigen nicht wagend, einen Fürsten Abdullah auf den Thron setzte, während andere den Fürsten der Horde der Murad, den angeblichen Bruder Chidhr's, zum Chan erwählten. Die Herrschaft Kiptschaks war nun unter zwey Chane getheilt, zwischen Abdullah, dem Chane der Horde im Gebirge, und zwischen Murad, dem Chane der Horde in der Ebene. Bald darauf zerstückte sich die Herrschaft von Kiptschak in noch mehrere Horden, so daß deren neun gezählt wurden, von denen Naumow sechs nennt, nämlich: die goldene, die jenseits des Jaik gelegene, die krimische, die perekopische, die donische, die wolgaische. Die russischen Fürsten hielten sich zuerst an den Chan Murad der wolgaischen Horde, als den mächtigeren; aber durch Mamai's List erhielt bald Abdullah, der donische, den Vorzug. Karamsin aber sagt in der vom Verf. in der Note S. 67 angeführten Stelle, daß Mamai die goldene oder serainische Horde mit der wolgaischen vereint habe, was der vorhergehenden Angabe des Textes wenigstens scheinbar widerspricht. Mamai stieß bald darauf den von ihm eingesetzten Abdullah von dem Throne der goldenen großen oder serainischen Horde, setzte Mohammed Sultan, wahrscheinlich einen Nachkommen der vorigen Chane, darauf, und erklärte sich, nachdem er auch diesen ermordet hatte, erst zum Regenten der Horde, bald hernach aber zum Chan, und ward von den Russen zu Basch besiegt. Er zählte zu seinen Verbündeten den lithauischen Fürsten Jagello und Gleb, den Fürsten von Rjäsan. Er zog mit zahlreichen Heeren aus Kiptschak oder Rußland bis an die Ufer des Don's, von welchen sie der Held Dimitri zurücktrieb, welchem von

diesen Siegen der Beyname des Donischen blieb. Mamai legte sich selbst den Titel des furchtbaren östlichen Chans der großen Horde und Herrschers anderer Horden und Herrschaften bey.

Von Mamai, von welchem trotz dieses glänzenden Titels der Chanschaft keine Münze vorhanden ist, geht Naumow mit Verschweigung von Urus, den er oben mit Newruf vermengt hat, auf Tochtamisch über; nachdem Tochtamisch den Mamai an der Kalka geschlagen, und sich der donischen Horde bemächtigt, trat er die Herrschaft von Kiptschak an; er forderte die russischen Fürsten auf, zur Anerkennung seiner Herrschaft in der Horde zu erscheinen; ihre Saumseligkeit hatte die Einäscherung von Moskau zur Folge. Da er undankbar gegen seinen Wohlthäter Timur, der ihn auf den Thron von Kiptschak gesetzt, wider denselben die Waffen ergriffen, setzte Timur an seiner Statt den Koiritschak Aghlen, welchen N. Koitschirak nennt, einen angeblichen Sohn Uruschan's, welchem Timur Kutlugh, der Enkel Uruschan's, i. J. 1395 die Herrschaft entriß. Mit dem lithauischen Fürsten Withold verbündet, versprach er diesem die Städte Pskow, Nowgorod und ganz Rußland; dem Timur Kutlugh folgte schon nach fünf Jahren sein Sohn Dschanibeg (nicht Tschanibeg), der Bruder (nicht der Sohn) Kutlugh Timur's, und diesem i. J. 1407 sein Sohn Pulad Sultan. Nun trat ein zweyter Mamai in Kiptschak in der Person des Edigu auf, welchen die russischen Annalisten Edigei nennen, und welcher, wie vormals Tochtamisch und Mamai, vor Moskau erschien. Im J. 1411 wurde Pulad von einem gewissen Temirchan, wie N. sagt, besiegt, und nach mongolischen Quellen war Temir der Bruder des Pulad. Dem Temir folgte Dschelaleddin, der Sohn des Tochtamisch, welchen die russischen Annalisten Seleni Sultan (den grünen) nennen, von welchem der Großfürst Wasili Dimitriewitsch in der Horde empfangen ward; seinem Beyspiele folgten die übrigen Fürsten Rußlands. Im J. 1412 erlag, nach den russischen Quellen, Dschelaleddin den Waffen seines Bruders Kerim, welchen die russischen Geschichtschreiber von Jaremferdei und Geremferdei unterscheiden, obwohl er mit dem letzten einer und derselbe zu seyn scheint; es müßte denn einer dieser beyden Männer für Kadirberdi gemeint seyn, welchen nur die mongolischen Quellen und die Münzen, aber nicht die russischen Geschichtschreiber kennen. Hingegen kömmt Kerimberdi weder in den mongolischen Geschichten, noch auf den Münzen vor, deren Berdi den Kadirberdi zu bezeichnen scheint. Nach dem Geschichtschreiber Dschenabi ist Kadirberdi einer

und derselbe mit dem großen Mohammed Dschelalberdi, und Kerimberdi derselbe mit dem kleinen Mohammed (Kitschim Mohammed), welcher als eilfjähriger Knabe den Thron bestieg, und von welchem die Chane der Krim abstammen sollen. Nach Dschenabi ist Dschelaleddin (der Seleni der Russen), auch der große Mohammed beygenannt, ein Sohn des Tochtamisch; nach den russischen Geschichtschreibern ist Ulu Mohammed ein Sohn Dschelaleddin's; nach Naumow herrschte vor Kerimberdi in der Horde Ulu Mohammed. Nach Rütschkow wurde Kerimberdi, der i. J. 1418 Chan geworden, von seinem Bruder Jaremferdei oder Gerimferdei erschlagen. Von dem sehr glaubwürdigen persischen Geschichtschreiber Abder-risak wird i. J. 825 (1421) die Gesandtschaft Mohammeds, des damaligen Herrschers in Kiptschak, erzählt, welches nur Ulu Mohammed gewesen seyn kann, welcher i. J. 1432 durch einen transuralischen Fürsten Edigei aus der goldenen Horde vertrieben ward, worauf (laut Rütschkow, welchem Naumow folgt) i. J. 1452 Seid Ahmedchan den Thron Kiptschaks bestieg. Naumow zweifelt, ob dieß derselbe Edigei sey, der i. J. 1408 vor Moskau erschienen; nach aller Wahrscheinlichkeit kein anderer, da die morgenländischen Quellen nur Einen Edigu kennen, und auch Karamsin vom alten Edigei spricht, welcher die Horde von Kiptschak oder die von der Wolga den Söhnen (Nachkommen) des Tochtamisch abgetreten, an den Ufern des schwarzen Meeres (jenseits des Jaik) herrschte. N. folgt weiter den russischen Annalisten, nach denen Ulu Mohammed ums J. 1431 von seinem Bruder, den sie Kitschim Achmet heißen, der aber von den morgenländischen Quellen Kutschuk Mohammed genannt wird, vertrieben ward; Karamsin setzt diese Vertreibung (wahrscheinlicher) erst ins J. 1437. Der aus Kiptschak vertriebene Fürst ward der Erneuerer Kasan's und der Gründer des kasanischen Reichs, welches da beginnt, wo das der goldenen Horde aufhört. Seid Ahmed, mit welchem Deguignes mit Unrecht das Reich von Kiptschak erst i. J. 1506 aufhören läßt, herrschte über die sajikische Horde am Aralsee, welche Karamsin *) die blaue oder noghaische, im Gegensatze mit der ordinskischen, serainischen, wolgaischen, kiptschakischen oder großen goldenen Horde nennt; erster Herrscher der nogaischen war, laut Dschenabi und anderen Quellen, Edigu; N. kennt nach Karamsin als Chan der großen Horde nach Ahmed, den Sohn Kitschims (Kutschuk Mohammed), welcher i. J. 1461 das Rjäsanische Pereßlawl belagerte; dieser ist wohl kein anderer, als der Mohammedchan des türkischen Geschichtschreibers

*) V. Bd. S. 270 der deutschen Uebersetzung.

Riswanpaschasade, welcher aus tatarischen Quellen geschöpft, und nach welchem dieser Mohammed Nachfolger Kutschuk Mohammed, erst i. J. 880 (1475) starb; Dschenabi nennt einen gewissen Mahmud (von welchem auch Münzen vorhanden sind), welcher die Chanschaft dem Kutschuk Mohammed entriß, dann aber auf der Jagd von dem Usbegen Abulchair erschossen ward, welcher sich mit der Tochter Mahmuds vermählend, i. J. 854 (1450) Samarkand den Händen Mirsa Abdullahs entriß, und dem Ebusaid zurückstellte. Diese Begebenheit hatte also dreyßig Jahre früher, als der Tod des letzten Mohammed und letzten Herrschers der goldenen Horde Statt, in deren östliche und westliche Länder sich schon seit der Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts die Chane der Noghaien und der Krim getheilt, während der Rest derselben der Usbege Abulchair beherrschte; denn Hadschi Girai, welchen Russen und Polen Ediger nennen, saß schon i. J. 1452 auf dem Throne der Krim, und über die Noghaien herrschte Seid Ahmed, welcher noch dem Großfürsten von Moskau, Johann Wasilewitsch, mit der Forderung des Tributs den Abdruck seines Bildnisses (Baßma) sandte, welches dieser mit Füßen trat. Naumow übergeht drey andere frühere Prätendenten auf den Thron der goldenen Horde, welche Karamsin zwischen Kerimberdi und Ulu Mohammed nennt, mit Stillschweigen, nämlich: Betsabula, welchen Withold zu Wilna zum Chane von Kiptschak ausrief, Barak, den Sohn Koiritschaks, und Kuidadat, welcher i. J. 1422 Odojew belagerte; außer diesen dreyen nennt Chuandemir noch sechs andere, von denen in den russischen Annalisten keine Spur, nämlich. Kibak, Tschegre, Tschanberdi, Derwisch Ben Jlahi, Dewletberdi und Ghajaßeddin, den Sohn Schadibegs; der letzte scheint der Kuidadat der russischen Annalisten zu seyn. Der Verfasser erzählt das Ende der goldenen Horde i. J. 1480 nach Karamsin durch die Uebermacht der schibanischen oder tjumenischen, und der noghaischen oder aralischen Horde, welches Jahr mit dem von den morgenländischen Geschichtschreibern angegebenen Todesjahre des letzten Chans der goldenen Horde vollkommen übereinstimmt; nur nennen ihn diese, wie gesagt, Mohammed statt Ahmed; es scheint hier eine Verwirrung mit Seid Ahmed, dem Chane der Noghaien, obzuwalten, weschen Alexander, der Großfürst von Lithauen, gefangen nach Polen führte, wo Herberstein im Schlosse Trokii mit ihm zu Mittag aß; auch Herberstein, dessen Nachrichten mit denen der russischen Quellen in Betreff der Tataren vollkommen übereinstimmen, irrt sich, indem er diesen Seid Ahmed Scheachmet den Sauolhensisch künig

nennt; die savolhinsische Horde (deren Hauptstadt Serai an der Achtuba) war dieselbe mit der goldenen Horde, deren letzter Fürst Mohammed auf dem Schlachtfelde wider die schibanische und noghaische Horde blieb; die Hauptstadt der noghaischen Horde war Seraidschik am Ausflusse des Jaik, weßhalb die Horde auch die jenseits des Jaik gelegene heißt. In den Noten zum Schlusse seines Werkes fügt der Verfasser noch einiges Interessante über die Gebräuche der Russen, welche unverkennbar Reste des Einflusses tatarischer Oberherrschaft: wie die Scherung des Hauptes oder bloß die des Hinterhauptes, dessen Blöße vom hohen aufstehenden Kragen des Kleides bedeckt ward; dann zwey Gattungen von Mützen, die Skufa und Tafie, welche beyde rein tatarischen Ursprungs; die Skufa war aus goldenen oder silbernen Faden geflochten, mit Perlen und Edelsteinen verziert, über derselben erhob sich die mit schwarzem Fuchs ausgeschlagene oder auch mit Perlen besetzte hohe Mütze (Schapka). Die Skufa besteht noch heut unter dem Namen Uskuf im osmanischen Reiche, und solche goldgestickte Uskufe wurden von Murad I. bey der Eroberung des Schlosses Apollonia (i. J. 1372) für die Leibwachen und andere Hofbeamten angeordnet *); das Wort Tafie ist nur die Verstümmlung des türkischen Takie, nämlich Mütze, von welchem Klaproth, ehe er auf das persische Terg verfiel, nach den Chinesen den Namen der Türken herleiten wollte! Diese Mützen wurden wie Turbane oder Kalpake auch in Gegenwart der Vorgesetzten auf dem Kopfe behalten, und der Kirchenrath des Joan Wasilewitsch mußte ein Verbot erlassen, wodurch mit denselben in die Kirche zu gehen verboten ward. Der Czarewitsch Dimitri Joanowitsch trug hernach eine tücherne, mit Hyacinthen geschmückte, welche noch zu Moskau in der Kathedrale der Erzengel aufbewahrt wird. Von den Tataren schreiben sich die mit silbernen Beschlägen und Nägeln und auf den Nahten verzierten, mit Perlen besäeten, spitzen, geschmückten Stiefel her, welche die Reichen trugen; so auch die Art der Schuldeintreibung (Derschat na prawesch), nach welcher der Gläubiger den Schuldner, bis er zahlte, einzusperren, und täglich auf die Fußsohlen prügeln zu lassen berechtigt war; endlich die Knut, welche Karamsin ausdrücklich von den Tataren herschreibt, und welche Naumow unter der allgemeinen Benennung körperlicher Strafen begreift. Weit mehr hätte Hr. N. in Aufzählung von dergleichen Resten tatarischer Sitten und Gebräuche leisten können, wenn er die ins Russische eingewanderten rein tatarischen (türkischen) Wörter berücksichtigt hätte. Ohne der in allen euro-

*) Gesch. d. osman. Reichs, I. Thl. S. 171.

päischen Sprachen gäng und gäben, sey es durch die Kreuzzüge, sey es durch die Mauren und Türken nach Europa gekommenen persischen, arabischen und türkischen Wörter zu erwähnen, wie z. B. Maslim, Musulman (woraus die Russen Busurman gemacht), Turban (Dülbend), Kalpak, Mamluk, Moschee (Mesdschid), Minaret, Miskal, Mirsa, Magazin (Machsen), Serai, Guittare (Sitare), Scherbet, Soffa, Kanape (Chanabe), Admiral, Arsenal, Algebra, Alchymie, Almanach, Alkove, Ambra, Amulet, Alkohol, Chan, Wesir, Köschk, Talisman, Safian, Tarif, Sultan, Chalife, Serasker, Diwan, Kaffeh, Schakal, Shawl u. s. w.; ohne die Wörter slavischen Ursprungs zu berühren, welche mit persischen oder arabischen wurzelverwandt, hätte er leicht ein Paar Hundert von türkischen, arabischen oder persischen, durch die tatarische Herrschaft ins Russische eingewanderten Wörter, die in keiner andern europäischen Sprache das Bürgerrecht erhalten haben, aufführen können *). Jedes dieser Wör-

*) Als z. B. Azam (Adschem), tatarisches Sommerkleid; Altün (Alti), Werth von drey Kopeken; Denga (Deng), ein halber Kopek (Hund); Aluii (Al), scharlachroth; Araba (Ghalaba), Gedränge; Arba (Araba), Wagen; Argamak (Urugmak), Rassenpferd; Armud (ganz so), Birne; Arkan (Orghan), Strick; Artel (Orta), Kameradschaft; Arschin (ganz so), Elle; Achan (Agh), Netz; Baba, Großmutter (Baba, Vater); Baschan (Basi), Falk; Baidak (Piade), Kahn; Barakun (Berkan), eine Art von Kamelot; Barüsch (Barisch), Vortheil, Gewinn; Bars (Pars), Pardel; Bachtscha (Bagdsche), Garten: Baschmak (Baschmak), Frauenschuh; Bulad (Pulad), Stahl; Bulanüi (Bulanik), Falbe; Buntschuk (Mendschuk), Fahnen- oder Roßschweifkugel; Bogatür (Behadir), Held; Busü (Besed), Perlen (falsche); Bataga (Batak), Fischerey (im Sumpf); Dewter (Defter), Diplom, Register; Dest (Deste), ein Buch Papier; Erlük (Jerligh), Diplom; Saem (Saim), Darlehen, Lehen, daher Saimitze, große Wiese; Sep (Dschib), Sack; Jsium (Usum), Weinbeere; Kalatsch (Goladsch), Kolatschen; Karakula (Karakul), Schecke, Zwergbaum; Karaulit (Karaul), Schildwache; Katorga (Kadrigha), Galeere; Kuka (ganz so), eine Mütze; Künschal (Chandschar), Dolch; Küsa (Kise), Börse; Küschla (Kischlak), Meierhof (Winterquartier); Kischmisch (eben so), eine Art kleiner Weinbeeren; Kon (Kian), Mine; Korwan (Kurban), Schatz (Schlachtopfer); Kulmuk (Kol), Flußarm; Kul (Kil), Getreidmaß; Kumatsch (Kumasch), reicher Stoff; Kurgan (Gurgan), Grabhügel; Kutla (Kotnu), gestreifter Baumwollenstoff; Kuschak (eben so), Gürtel; Lal (eben so), Rubin (Spinell); Metsch (eben so), Schwert (Bratspieß);

ter genauer betrachtet und erläutert, beleuchtet eine tatarische Sitte, Gewohnheit oder Aberglauben; dasselbe gilt auch von

---

Nagaika, eine noghaische Peitsche; Naziranie (Nasaret), Inspection, und Naziratel (Nasir), der Aufseher; Nakra (Nakara), Trommel; Otschag (Odschak), Herd; Pai (eben so), Theil, Portion; Paki (Baki), von Neuem (übrigens); Polk (Buluk), Regiment; Pusch (ganz so), Pelzwerk (Bedeckung); Ründa (Rind), Pagen der alten Czaren (Trunkenbold); Saidak (Ssandük), Schachtel, Kiste; Sagla, Hütte der Bergbewohner des Kaukasus, von Ssaklamak (bergen, hüten); Santabetz (Sandal), kleines Schiff; Sandalix (Ssandal), Sandale, die Fußbekleidung; Sandal (Ssandal), Sandelholz; Sochatüi (Ssolok), Elendthier; Safjan (Sachtian), Saffian; Sitetz (Tschit), Zitz; Sukno (Tschoka), Tuch; Sulema (Suleimani), sublimirter Merkur; Surmilo (Sürme), schwarze Farbe für die Augenbrauen; Surna (ganz so), ein Blasinstrument; Tamga (ganz so), Stämpel, Taxe; Tara (ganz so), die Tara der Waaren; Tarchan (ganz so), ein Privilegirter; Taliga (ganz so), ein Karren; Tensui (Tensu), Moschuspastille; Tormas (Turmas), Hemmkette, ohne welche der Schlitten oder das Rad (nicht steht); Ulus (ganz so), Nomadenlager, Hauptstamm; Feregi (Feradsche), Festkleid der russischen Bäuerinnen; Ferg (Fersin), die Dame im Schachbret); Fetfa (Fetwa), Entscheidung des Mufti; Fistakschi (Fistik), Pistazien; Fial (Piale), Schale; Fonar (Fener), Laterne; Chanscha, Bigott, vielleicht von den Frauen der Chaninnen, die es minder oder mehr waren; Chartsch (Chardsch), Lebensmittel, daher der Markteinkäufer im Türkischen noch heute Wekilichardsch; Chram (Harem), Tempel, Kirche, Heiligthum; Tschüngan (Tschinghane), Zigeuner; Tschaira (Tschadir), Weiberschleyer; Tschai (ganz so), Thee; Tschakan (Tschewgan), Czakan; Tschekmen, tatarischer Kapot (was übergeworfen wird); Tscherdak (Tschartak), der Boden eines Hauses unter dem Dache (das Belvedere auf dem Dache); Tscheta (Dschete), ein Paar; Tschik (Dschikdschik), Gezwitscher der jungen Vögel; Tschin, Ordnung, Gebrauch, Ceremoniel, Stufenordnung, Rang, was alles aus China (Tschin); Tschubuk (ganz so), Pfeife zum Rauchen; Schaman (ganz so), der Schamane; Tschater (Tschadir), Zelt; Schafran, Safran; Schelk (Silk), Seide (schon als Faden gewunden), Scherenga (Schetreng), Rang, Reihe, Glied (der Name des Schahspiels, von der viertheiligen indischen Heeresanordnung); Schert (Schart), Schwur der Moslimen oder Heiden (Bedingniß); Schestoper (Schesper), Morgenstern (die Waffe); Schirinka, viereckiges seidenes Tuch der Weiber der Kosaken am Ural, das Schirinische, wohl nicht von Schirin, dem persischen Ideale weiblicher Schönheit, sondern von dem Schirinbegen der Krim, welche selbst ihren Namen von Schirin, dem mongolischen Feldherrn, Eroberer der Krim, haben; Jurte (Jurd), Hort; Ordu, Horde; Juft (Keimucht), Juften oder richtiger Juchten; Jam (ganz so), Poststation.

den Sprichwörtern, deren mehrere rein türkisch, wie z. B. Berez Deneschku na tschernui den, d. Silbergeld, aufbehalten für den schwarzen Tag, garder une poire pour la soif, ist ganz das Türkische. Bejas akdsche kara gün itschundür, d. i. weißes Geld ist für schwarzen Tag, oder Slawnü bubnü sa gorami, d. i. schön schallet die Trommel jenseits der Berge, a beau mentir qui vient de loin, ist ganz das türkische Tabl usakden güsel tschalar, d. i. die Trommel schallt schön von ferne. Um ein Beyspiel zu geben, wie jedes in der Note enthaltene Wort lehrreich für Sitten, Gebräuche und Aberglauben erläutert werden könnte, nehmen wir das Wort Boronez (Alraune) in der folgenden Stelle Herbersteins:

»Wann man diesen Saamen inn die erden gesetzet, seye etwas hürfür kommen so einem schaaf geleich, vnnd fünff zwerch hand hoch gewesen. Dises werde in ihrer spraach Boranez, das ist ein schäfflein geheißen; dann es habe ein haupt, augen, ohren vnnd alle andere glider wie ein schaaff so erst an die welt kommen, darzu ein gar subtil fäl, welches die leut im selbigen land gemeinlich brauchen die hüet mit zu füeteren. Es haben auch ihrer vyl bezeuget, daß sy die selbige fäl gesehen. Hiemit zeigt er mir an, daß dasselbig erdgewächß (wann man es erdgewächß nennen darf) auch blut habe, aber doch kein recht fleisch: dann anstatt daß fleisch hat es ein matery wie deß krebs fleisch. Sonst hat es nicht hürnene hüff wie die schaaff, sonder dise sind mitt haar bedecket, als wann es hürnen were. Die wurtzel und der stammen seye an dem nabel mitten in dem bauch; es lebe auch also lang, biß die kreiter darumb gar abkommen und die wurtzel auß mangel der narung erdorre. Dieses soll ein wunderbar süeß vnnd wohlgeschmackte Planta oder erdgewächß seyn, darumb jm auch die wölff vnd andere raubende thier ernstlicher zusetzen.«

Alles dieses erzählen die morgenländischen Naturgeschichten von der Mandragore Jebrudsch, woraus das russische Boronez verstümmelt worden ist; zu solchen Parallelstellen gibt Herbersteins moskowitischer Historien wahrhaftige Beschreibung vielfältigen Stoff, so z. B. die Wörter, welche er am Schlusse des Abschnittes von den Tataren, als die Namen ihrer Aemter angibt.

»Chan [1]) heißet ein Künig als vorgemeldet, Soltan [2]) ist des künigs sun. Bü (Beg) [3]) heißt ein Fürst. Mursa [4]) (Mirsa) deß fürsten sun. Olboud (Alp) [5]) ist ein edler, oder ein rathsgenoß. Olboadulu (Alpoghli) [6])*) ist des edelmans sun. Seid [7]) ist der

1) خان 2) سلطان 3) بك 4) ميرا 5) آلپ 6) الپ اوغلي

7) سيد

*) Die Alpen Osmans, des Gründers der Osmanen, Karualp, Torghudalp, Oighdualp. S. Gesch. des osman. Reichs, I. Bd. S. 55.

oberste priester: ein mensch der für sich selbs lebt ist Ksij (Kesi)[1], vnter den empteren ist Blau (Kalgha)[2] die höchste würdigkeit nach dem Künig; dann es haben der Tartaren künig vier nammen, welcher rathschlegen sy sich fürnemlich in wichtigen sachen gebrauchen. Der erst vnder jnen heißet Schirni (Schirinbeg)[3]. Der ander Barni. Der dridt Gargni. Der vierdt Tzipzan.«

Von den drey letzten finden sich bey Peyssonel drey, worunter der Arquin und Barun. Die Tzipzen sind weder in Peyßonel noch in Siestrzencewicz zu finden, und selbst das Sebi es-sejar, d. i. die sieben Wandelsterne, die beste Geschichte der Chane der Krim, gibt hierüber keine Auskunft. »Also vil hab ich wollen von den Tartaren anzeigen. Jetz muß »ich auch etwas vonn dem land Littauw eröffnen,« sagt Herberstein zum Schlusse seines Abschnittes von den Tataren, und so gehen denn auch wir hier von den Mongolen zu den Mandschu über.

Wir haben uns so lange bey den Tataren von Kiptschak aufgehalten, weil die Geschichte ihrer Herrscher wirklich noch sehr im Dunkeln liegt, und selbst durch die Vergleichung der in den russischen Annalisten enthaltenen Nachrichten mit denen der morgenländischen Quellen und der Münzen kaum mit Gewißheit ausgemittelt werden dürfte; um so kürzer können wir uns über das schätzbare Werk Hrn. Plath's fassen, aus welchem schon andere Zeitschriften umständliche Auszüge gegeben. Der Verfasser gibt diese Geschichte der mandschurischen Herrschaft über China unter den drey Dynastien der Chitan oder Liao, der Jutschi und der Mandschu nur als Fragment eines größeren Werkes, nämlich einer Geschichte des ganzen östlichen Asiens; wir wünschen recht sehr, daß die gute Aufnahme des vorliegenden Theiles die baldige Erscheinung der übrigen verbürgen möge; denn wenn der Verfasser auch nicht aus neuen morgenländischen Quellen geschöpft, so hat er doch die vorhandenen europäischen, besonders die weniger bekannten russischen, auf das fleißigste benützt, und aus denselben sehr anziehende ethnographische und historische Gemälde mit geographischen und statistischen Notizen reich ausgestattet zu Tage gefördert. Der Mangel aller Abtheilungen bleibt troß des Eingangs gegebenen Inhaltes doch immer sehr fühlbar, und es ist zu wünschen, daß der Verfasser demselben in den folgenden Bänden abhelfen möge. Nach dem geographischen und ethnographischen Ueberblicke der Mandschurey und ihrer Bewohner, zunächst der Tungusen, welche wohl mit

---

1) كسي 2) قلغه 3) شيرين بك

Recht von jeher für das unreinste Volk gehalten, da sie Hände und Gesicht mit Urin wuschen, und daher den Namen der Tungusen *) in dem Sinne, in welchem dieselben benachbarte Völker als einen türkischen auslegten, d. i. den der Schweinischen, wohl verdienen. Nach diesem Ueberblicke beginnt die Geschichte der Chitan in China, welches von jeher sich eines so kräftigen Organismus erfreute, daß es sich alle fremden Eroberer assimilirte, und fremde Tyranney in dem starken Magen seiner Kultur wie der Strauß das Eisen verdaute. »Eine eigenthümliche Entwicklung der Kultur läßt sich bey diesem und allen tatarischen »Reichen nicht erwarten; alles trägt chinesischen Zuschnitt und »Färbung, nur daß natürlich der Bär oft noch unter dem Schaf»felle hervorguckt. Die ganze Staatseinrichtung war die chine»sische« (I. S. 102). Deßhalb war ihre Religion die dreyfache China's, der altchinesische Cultus, die Lehre der Tao-sse und der Budhismus; der alte Cultus ist der Naturdienst des Himmels und der Erde, der Berge, Flüsse und Seen, der Ahnendienst der Vorfahren ohne Tempel und Priester, der Kaiser allein ist zugleich hoher Priester, er allein des Himmels Sohn Thian-tseu opfert dem Himmel und der Erde, den Hauptbergen und Hauptflüssen, während die untergeordneten Fürsten und Beamten jeder in seinem Kreise den Flüssen und Bergen seines Gebietes, der Einzelne nur seinen Ahnen opfert. Einer der Nachkommen Apaochi's, des Fürsten der Chitan, welchen die moslimischen Geschichtschreiber Nusitaischir, die Chinesen Ye-liu Ta-tche (in der Uebersetzung Hyakinth's Jelini-Daschi) nennen, zog gegen Westen, wo ihn Ilik Chan, der Fürst der Hoei-hou oder Hoei-ke, d. i. der moslimischen Uighuren, welche, mit den Kankli im Kriege um Hülfe anrief; der Chitane schlug den Sultan Sandschar, und ging über Derbend längs den nördlichen Ufern des schwarzen Meeres nach Turkistan zurück, wo er zu Kaschghar als Herrscher der Karachitanen den Titel Gurgan annahm, denselben, welchen später der Chan der Keraiten zur Zeit Dschengischan's, dann Timur und mehrere seiner Nachfolger führten. Hr. P. schreibt denselben irrig Cour-khan (wie überhaupt seine Beybehaltung französischer Orthographie im Deutschen verwerflich), und leitet denselben irrig von Kur ab, wie das Land nördlich der Wüste Kobi heißen soll. Das Herrscherhaus von Karachitan waren also Tungusen, die Unterthanen aber Türken, und weder diese noch jene Hunnen oder Mongolen, als welche

*) Tongkus, heute Domuf ausgesprochen, heißt auf Türkisch ein Schwein.

dieselben der H. H. H. aufführt. Die Tongusen kommen in der ältesten Zeit unter dem Namen der Ylin, später unter dem der Ju-tschin, und hernach unter dem der Mu-ky vor. Ein Stamm der letzten herrschte wieder über China unter dem Namen der Ju-tschin. Ihr Fürst Agutha ward i. J. 1115 der Gründer der goldenen Dynastie (Kin), weßhalb die Herrscher derselben von den persischen und türkischen Geschichtschreibern Altunchane, d. i. goldene Chane, genannt werden. Der Vernichtungskrieg Dschengischan's und seiner Nachfolger wider das goldene Reich wird nach Mailla, Gaubil und Vizdelou erzählt; die Dynastie endete unter dem neunten Herrscher, nachdem sie hundert zwanzig Jahre gewährt. Der Verfasser überblickt die äußeren und inneren Verhältnisse, die Verfassung und Regierung Chinas unter der Dynastie Jutschi. »Es würde »nicht schwer seyn,« sagt Hr. P., »die sämmtlichen chinesischen »Staatseinrichtungen schon bey den Kin nachzuweisen, falls die »Quellen vollständig zu Gebote ständen.« Das Tribunal der Prinzen, das der Opfer, sieben Grade von Mandarinen, ein Ministerium der Gebräuche, eine kaiserliche Akademie, ein kaiserliches Collegium u. s. w. sind lauter chinesische Einrichtungen, welchen augenscheinlich Dschengischan und seine Nachfolger die mongolischen Staatseinrichtungen nachgebildet haben. Die Religion der Kin war die ihrer Vorfahrer, der Chitan; der Kaiser opferte dem Himmel und der Erde und anderen Geistern; ihre Literatur bestand in Uebersetzungen chinesischer Werke, ihre Sprache zeigt, daß sie Stammverwandte der Mandschuren und Sprachgenossen der Tungusen, während es von den Chitan noch zweifelhaft, ob sie wirklich zu den Tungusen gehörten (S. 73 und 225). Hundert zwanzig Jahre hatte die Dynastie der Kin geherrscht, hundert zwanzig Jahre verflossen wieder unter der Herrschaft der mongolischen Dynastie Juan und unter der Dynastie Ming bis zum J. 1643, wo die Mandschuren China eroberten und die Dynastie Tsim begonnen. Das Reich der Ming wurde durch zwey Anführer von Rebellen herbeygeführt, deren einer, Tschang-hien-tschung, das gräßlichste Ungeheuer von Tyranney und Blutvergießung, dessen die Geschichte erwähnt, gegen welchen alle Pharaonen und Neronen, die berühmtesten Blutvergießer in der arabischen Geschichte, Hedschadsch, der blutige Statthalter der Beni Ommeije, und Seffah, der blutige Gründer des Hauses Abbas, ja die Massenmorde der Bevölkerungen ganzer Städte, wie sie von Dschengischan und Timur verübt wurden, als unbedeutend in den Schatten treten. Zwey und dreyßigtausend Gelehrte des Reichs, die er unter dem Vorwande von Prüfungen und Beförderungen versammelt hatte, ließ

er auf einmal niederhauen, damit er den Stamm der Wissenschaft mit Einem Hiebe ausrotte; weil ein Bonze von ihm unehrerbietig gesprochen, ließ er nicht nur alle Bonzen, sondern auch 25,000 andere Bewohner derselben Landschaft niedermetzeln. Von seinem hundert achtzigtausend Mann starken Heere waren 40,000 zum Feinde übergegangen, die anderen 40,000 ließ er erwürgen. Wir wollen zur Ehre der menschlichen Natur dieses um so weniger glauben, da zur Erwürgung eines Heeres von 40,000 Mann eines von wenigstens 200,000 nothwendig gewesen wäre. So wollen wir auch zur Ehre der historischen Kritik die folgenden Angaben bezweifeln. Sechsmal hunderttausend Einwohner der Hauptstadt der Landschaft Se-tschah sollen mit Ketten belastet auf einmal zum Tode geführt worden seyn; nicht einmal die Thiere wurden verschont, sondern Pferde, Ochsen und Schafe erwürgt, die Bäume mit Stumpf und Stiel zerstört, die Häuser und Mauern geschleift. Seine Soldaten mußten durch das Opfer ihrer Weiber, Beyschläferinnen den Beweis ablegen, daß sie durch keine andere Bande, als durch die militärischer Zucht gefesselt würden; zweyhundert vier und achtzig seiner Kebsweiber schickte er als Beyspiele des großen Mordes voran, in welchem viermal hunderttausend Weiber geopfert worden seyn sollen. Endlich machte ein Pfeil feindlichen Geschwaders seinen Unthaten ein Ende, welche alle Arme zum Widerstande gelähmt zu haben schienen. Lieber als auf solchem Scheusal weilt der Blick auf dem Kaiser Chang-hy, d. i. dauernder Friede, dieß war sein Regierungsname, welcher nebst dem Tempel- und Todtennamen außer den gewöhnlichen vier, jedem Chinesen gebührenden Namen nur dem Kaiser allein zukommen; diese vier gewöhnlichen Namen sind: 1) der Familienname (Sing), 2) der Eigenname (Ming), 3) der Vorname (Hao), 4) der Ehrenname (Piao-te); von diesen vier Namen wird der Ming erst nach abgelegtem Kindernamen (Siao-ming) angenommen; den Kindernamen des Kaisers auszusprechen ist unter Todesstrafe verboten, weil, wenn er ausgesprochen würde, die Majestät dadurch Gefahr liefe, kindisch zu erscheinen; diese Vorsicht geht so weit, daß selbst die Charaktere, welche den Kindernamen bezeichnen, während der Regierung des Kaisers in den Wörterbüchern nicht anders als verstümmelt erscheinen dürfen. Der Todten- und Tempelnamen sind der Ausspruch des Todtengerichts, welches durch die Beylegung derselben seine Regierung lobt oder schimpft; der Regierungsname, welchen er aber vermuthlich auch nicht selbst, sondern seiner Statt der Staatsrath wählt, ist gleichsam der Wahlspruch, welcher den Geist seiner Regierung bezeichnet. Die vier Regenten, welche unter der Obervormundschaft der Mutter die

Regierung statt des achtjährigen Chang-hy übernahmen, verbannten die Bonzen, verjagten fünftausend Eunuchen, und gaben das weise Gesetz, welches die Eunuchen unter der Herrschaft der Mandschu von Würden und Aemtern ausschließt. Chang-hy liebte die Astronomie, Geometrie und Musik; er bekriegte den mongolischen Stamm der Oelots oder Euluten, welche, weil sie den linken Flügel dieses stets zum Aufsitzen bereiten Reitervolks bildeten, Sungaren, d. i. die von der linken Hand, hießen. Der Häuptling (Taitschi) der Eleuten war der berühmte Kaldan, den Russen unter dem Namen Bochto Chan bekannt, welcher die Kalkasmongolen bekriegte, deren neun und vierzig Fahnen von ihm hart bedrängt, sich alle chinesischer Hoheit unterwarfen. Die Gränzstreitigkeit mit Rußland wurde durch einen Vertrag beygelegt; die Missionäre Chang-hy's waren Drechsler, Uhrmacher, Stückgießer, Instrumentenmacher, Kalendermacher, Maler, Unterhändler, Spediteure u. s. w.; aber die Verbreitung des Christenthums ward dennoch durch das Ediet vom 20. März 1692 verboten, während sich die Dominikaner und Jesuiten in Europa über die zweckmäßigste Methode des Unterrichts stritten. Chang-hy war Meister im Schönschreiben, welche die vorzüglichste der sechs Künste, in denen die Bildung des chinesischen Jünglings besteht; die anderen fünf sind das Bogenschießen, das Wagenlenken, das Rechnen, die Musik, die Ceremonien. Chang-hy hatte die neun klassischen Schriften der Chinesen, nämlich die fünf King und die vier Sse-schu aus dem Grunde studiert; außerdem noch Geschichte, Arzneykunde und Musik; er bevorwortete selbst die hundert Bände über Pietät, deren Herausgabe schon sein Vater begann, veranstaltete unter dem Namen des Quellenspiegels Eklogen alter Literatur, trug dreyßig Gelehrten die Verfassung des großen Wörterbuchs Tseu-thian auf, wozu er selbst die Vorrede schrieb, und begann das Riesenwerk der Auszüge aus alten und neuen Büchern (Ku-kin-tu-schu) in sechstausend Bänden, ließ die vorzüglichsten chinesischen Werke ins Mandschurische übersetzen, und veranstaltete die Herausgabe des mandschurisch-chinesischen Wörterbuches nach Ordnung der Materien. In seinen Denkwürdigkeiten, die er selbst schrieb, gibt er die umständlichsten Nachrichten über seine Diätetik, Tagesordnung, Pietät, von seinen Jagden und Thaten seiner Regierung. Er starb nach funfzig Jahren derselben, einer der weisesten Herrscher China's.

Je mehr die Geschichte neuerer Zeit naht, desto mehr gewinnt sie durch Reichhaltigkeit der ihr zuströmenden Quellen an Interesse, so die der Regierung Jung-tsching's, welcher vom J. 1723—1735

regierte, welcher, wiewohl kein eigentlicher Literator, wie Chang-hy, mehrere sogenannter kaiserlicher Werke zu Tage förderte; er commentirte die sechzehn Maximen Chang-hy's, und gab die zehen Vorschriften für die Kriegsleute heraus; hiebey ist jedoch zu bemerken, daß die chinesischen Kaiser in literarischen Werken eben so wenig, als in anderen öffentlichen das, was sie selbst machen, von dem, was sie durch andere machen lassen, unterscheiden. Deßgleichen haben wir noch jüngst von dem Wörterbuche des indischen Sultans von Aud gesehen, welcher das von mehreren Gelehrten seines Hofes zusammengetragene Werk als das seinige herausgegeben, und an die Bibliotheken Europas als Geschenk versendet hat. So tragen denn die obigen Werke eben so den Namen Jung-tschhing, wie der größte der chinesischen und aller übrigen Gärten; er heißt der Garten der vollendeten Klarheit, und umfaßt Berge, Thäler, Flüsse und Seen mit den mannigfaltigsten Pflanzungen und Nachahmungen der Natur, eine Unzahl marmorner Lusthäuser, und sogar eine kleine Stadt. Hier müssen dem Kaiser seine Eunuchen ein Paarmal des Jahres das wirkliche Leben als Schauspiel aufführen; Märkte werden gehalten, Handwerke betrieben, Felder bestellt, Lager geschlagen, Gerichte abgehalten, und der Sohn des Himmels mengt sich hier wie ein anderer Mensch in das Gewühl der Menschen, deren Treiben und Wirken ihm außer den Gränzen seines Hofstaates selbst zu sehen und zu beobachten durch die Gesetze des Reichs verwehrt ist. Benedict XIII., welcher auf chinesisch als Papst Kiao-hoa-oang, d. i. das Haupt der blühenden Religion, hieß, schickte Gesandte an ihn. Im J. 1725 wurde in einem an der Gränze gehaltenen Congresse der Vertrag mit Rußland erneuert; die Gränze gegen die Mandschurey blieb die alte, die gegen die Mongoley wurde erweitert, und den Russen eine Kirche mit vier Priestern und sechs jungen Leuten zu Peking zu unterhalten erlaubt, eine Mission, deren Früchte in der neuesten Zeit die Reisebeschreibung Timkowsky's und die Werke Hyakinth's. Nach dem Tode Jung-tschhing's bestieg den Thron Chian-lung, dessen funfzigjährige Regierung der längsten und glücklichsten eine, deren sich China rühmen kann, und welche den größten Theil des zweyten Bandes des vorliegenden Werkes füllt. Die merkwürdigsten Begebenheiten der Regierung Chian-lungs sind die Vernichtung der Macht der Eleuten i. J. 1757, die Ausdehnung der chinesischen Herrschaft gegen Westen, die Unterwerfung Tibet's, welche umständlich erzählt wird. Er vernichtete die Sungaren, ihre Steppen wurden von Kirgisenhorden eingenommen, nur die Turbeten (Derbeten), die treu geblieben waren, bestanden

noch weiter und bestehen noch; die kleine Bucharey ward der chinesischen Herrschaft unterworfen. Statistisch interessant ist der von Tschao-hoei am 13. September 1759 über diese Eroberung erstattete Bericht.

»Er spricht: von der Beamtung unter den Muhamedanern, dem Hakim und dem Hichehan, seinem Gehülfen; dem Hatse oder Kriminalrichter; dem Marab, der über die Gefälle; dem Nekeb über die Gewerke; dem Patachab über die Polizey; dem Motachep, Vorstand der Schüler und Religion; dem Moutoukoli, über den Handel; dem Touknae, über die Posten, und unter ihm dem Chehoun, dem Poutchiker über die Accise; dem Kerentcharab über die Zölle; dem Arabab oder Dorfzöllner; dem Pakmaitar oder Feldwächter; endlich dem Minbek, Befehlshaber über Tausend.«

Es ist sehr zu beklagen, daß alle diese Namen, so wie andere in diesem Werke, schon von dem ersten Berichterstatter gräulich verstümmelt worden sind, und daß Hr. P. aus Mangel der Kenntniß orientalischer Sprachen nicht im Stande, dieselben in ihrer ursprünglichen Form herzustellen. Außer dem ersten und letzten, dem Hakim und Mingbeg, sind alle übrigen fast bis ins Unkenntliche verstümmelt; so ist der Hichehan der Kiaja [1]), der Hatse der Kadi [2]); der Marab vermuthlich der Mirab [3]), welcher aber über keine andere Gefälle als die des Wassers gesetzt ist; der Nekeb (Nakib) [4]) lebt im osmanischen Reiche als Nakibol Eschraf, d. i. der Vorsteher der Emire, fort; der Motachep soll Mohtesib [5]) heißen, d. i. der Polizeyvogt; Moutoukoli (Motewwekil) [6]) u. s. w. »Nachdem ich die Westgränze meines Reiches beruhigt hatte,« sagt Chian-lung, »ließ ich die Ländereyen meiner Domainen am Ily anbauen, minderte die Tribute der Muhammedaner, ordnete an, daß die Khosaken und Burutten die äußere Gränze meines Reiches von dieser Seite bilden, und nach Art der fremden Horden regiert werden sollten. Die Völker von Antchiyen (Andedschan) und Badakchan (Bedachschan) ließ ich da noch ferner wohnen, frey und ohne Tributzahlung.« Im Nordwesten Chinas wohnen die Kirgis-Kaisaken, welche der Verfasser Kirgis-Khosaken schreibt, und dadurch die Kaisaken [7]) mit den Kosaken [8]), so wie auch die kleine Horde mit der mittleren (Orta) vermengt. Südwestlich von den Kaisaken der Rechten oder der großen Horde wohnen die Burutten (Buräten?),

---

1) كتخدا 2) قاضي 3) ميراب 4) نقيب 5) محتسب 6) متوكل
7) قيساق 8) قزاق

auch schwarze Bergkirgisen genannt; auf diese folgt das Chanat von Chokend, dessen Gesandte noch unlängst in der osmanischen Staatszeitung figurirten; südlicher Bolor, dessen Gesandte Säbel und Justeine (Jaspis) als Tribut bringen; noch südlicher Bedachschân, dessen Sultan ebenfalls Gesandte mit Degenklingen und Streitaxen nach Peking sendet.

Ausführlich wird die Geschichte der Einwanderung der Torgoten nach China i. J. 1771 erzählt, eine Begebenheit der Wanderung der Juden aus Aegypten vergleichbar. Der mongolische Stamm der Eleuten oder Oeloten theilte sich in vier Zweige der Sungaren, Choschoten, Derbeten und Torgoten; von den letzten befanden sich Schaaren in den Heeren Timur's, aus denen sie in Kleinasien zurückblieben, wo sie sich in der nach ihnen genannten Landschaft Torghud Ili niederließen, und wo deren die osmanische Geschichte mehr als einmal erwähnt. Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts ist von der Verbindung zwischen Ajuka, dem Chane der Eleuten und der Pforte in den osmanischen Reichshistoriographen mehr als einmal die Rede. Zehn Jahre vor dieser großen Wanderung bestieg Ubascha, der Urenkel Ajuka's, den Herrscherstuhl über die Torgoten, die hunderttausend Hütten stark, eine grasreiche Steppe viermalhunderttausend Quadratmeilen vom Jaik bis zum Don, zwischen dem Terek und der Samarra einnahmen; sie bezahlten zwar keine Abgaben, mußten aber den russischen Heeren im Kriege selbst bis nach Deutschland folgen; Ubascha war noch besonders darüber unzufrieden, daß Rußland die Sarga, d. i. den Fürstenrath, durch Saisane, die jeder Stammfürst selbst ernennen konnte, vermehrte, dadurch seine Macht minderte, und die Saisane der Regierung in Petersburg unterwarf. Die Seele der Unzufriedenen waren Scheibek Dorschi, ein Enkel Donduk Ombo's, des ebenfalls aus der osmanischen und russischen Geschichte bekannten vorletzten Chans, und Losang Dschaltgan, ein ehrgeiziger Priester; groß war das Elend des Zugs durch die Verfolgung der Kosaken; am Jaik soll Ubascha 70,000 Hütten gezählt haben. Chianlung verewigte die Begebenheit der Einwanderung der Torgoten in China durch ein Denkmal am Ily mit mandschurischer, mongolischer, chinesischer und tübetischer Inschrift. Tübet ist keine chinesischen Gesetzen gänzlich unterworfene Provinz, sondern lebt nach den seinigen, nur unter Chinas Einfluß und Schutz. Der theokratische Fürst Tübets, der Dalai Lama und der nächste nach ihm, der Bandjün Lama, erhalten erst durch des Kaisers Patent ihre Bestätigung. Wechselweise schicken die beyden Lama am Geburtstage des Kaisers wie der Chutuktu (der lamaische Oberpriester in

der Mongoley) Geschenke von Bildern, heiligen Schriften mit goldenen Buchstaben, silbernen Obelisken, fünffärbigem Papier mit Prognostiken u.s.w. nach China. Im J. 1779, als der Dalai Lama unmündig, und der Tischu Lama oder Bogdo Bandjün die Vormundschaft führte, ließ Chianlung diesen zu sich kommen, und diese Reise des Tischu Lama zu Chianlung nach Peking wird mit der nur um drey Jahre späteren Pius VII. zu Joseph II. nach Wien in Parallele gestellt. Tübet wurde vom Fürsten Nipal's (des Reiches, welches sich mit einem schmalen Streife im Süden von Tübet hinzieht) mit Krieg überzogen, welcher durch die Dazwischenkunft des chinesischen Heeres glücklich beendigt ward. Minder glücklich war Chianlung in den Kriegen mit Mian (Ava) und Tung-king. Diese Feldzüge werden nach Symes und Bissachere, und dann nach den Berichten der Missionäre die inneren Vernichtungskriege gegen die Miao-tseu (i. J. 1775) und in Kan-su gegen die Mohammedaner (i. J. 1784) erzählt. Das Signal der Beendigung des Krieges wider die Miao-tseu war die Ankunft der großen rothen Fahne zu Peking, die Gefangenen wurden hingerichtet, die siegreichen Feldherren wurden mit den größten Auszeichnungen belohnt; der Oberfeldherr erhielt die Pfauenfedern mit zwey Augen, den Rubinknopf und den Grafentitel, welcher aber im Chinesischen etwas länger als das deutsche Graf: Tschengmen jing jung kung, lautet; es wurde ihm der gelbe Gurt und der Mantel mit vier goldgestickten Drachen, welcher nur das Attribut der kaiserlichen Prinzen, zu tragen erlaubt.

»Die anderen Oberoffiziere wurden,« sagt der Verfasser, »zu Marquis, Grafen, Baronen, nach unserer Art zu reden, mit Forterbung des Titels auf den ältesten Sohn erhoben. — Vom siegreichen Feldherrn und seinen Offizieren begleitet, begab sich der Kaiser zunächst als guter Sohn zum Gemache »des langen Lebens und Glückes« (dieser Benennung des chinesischen Harems scheint die des Osmanischen Pforte der Glückseligkeit nachgeahmt zu seyn), und brachte der Kaiserin Mutter seinen Glückwunsch und Dank dar. Zu ihren acht Titeln, jeder aus zwey chinesischen Charakteren, die eine besondere Eigenschaft bezeichneten, bestehend, fügte er noch einen: Ning-yu, bey, und alle wurden dann auf eine Goldplatte gegraben, vom Kaiser mit allem Pompe seiner Würde in ihr Gemach getragen. Besondere Mandarinen wurden beauftragt, den schützenden Geistern der fünf Berge (Yo) und der Ufer der vier Meere, seine Dankopfer zu bringen, während andere zu gleichem Zwecke in den Ty-ouang-miao sich begeben mußten, den Manen der früheren Kaiser seine Erkenntlichkeit zu bezeugen. Alle Mandarinen wurden um einen Grad erhöht, degradirte wieder eingesetzt, Verbannte begnadigt, die Soldaten, Lehrer und Schüler der acht Banner erhielten einen Monatsold, Brücken und Straßen wurden auf des Kaisers Unkosten hergestellt; den sechs und zwanzig gefallenen Oberoffizieren wurde ein Tempel mit der Inschrift: Trost der Treue, errichtet, wo ihre Namen auf

26 Tafeln, jede von drey Fuß Höhe, eingegraben, und diese auf einen Altar gestellt wurden.«

Die Mohammedaner nennt der Verfasser, nach Amiot, Hoei-tseu, ihre Secten unterschieden sie durch die Benennung von Rothmützen, Weißmützen und Kopfumwickelte; die Weißmützen waren die Orthodoxen, augenscheinlich die Sunni, im Gegensatze der Rothmützen, d. i. der Schii, welche von den Türken durch ein Paar Jahrhunderte nicht anders als Rothköpfe (Kisilbasch) genannt wurden. Zehntausend ruhestörende Familien von Orthodoxen waren aus Kansu vertrieben worden, was Anlaß großen Aufruhrs. Die ganze mohammedanische Bevölkerung wurde vernichtet. Akui, der Feldherr, Vernichter der Miao-tseu und Hoei-tseu, mußte i. J. 1780 auch den Fluß Hoang-ko, dessen Ueberschwemmungen das Reich verwüsteten, durch einen Kanal bekämpfen: »Gleichzeitig als Euer »Majestät Kiang-nae betraten, traten die Gewässer dort ein, »Euer Majestät ihre Huldigungen darzubringen,« berichtet Akui an den Kaiser, als der Kanal vollendet war. Wie der Hoang-ko die nördlichen Provinzen, hatte der Kiang-nae die südlichen verwüstet; die Insel Formosa wurde von den Wogen des Aufruhrs des Oceans verheert. Drey und fünf Jahre später wurden acht Provinzen mit Hungersnoth geschlagen. Die Mandarinen, die Gelehrten, die angesehenen und bemittelten Bürger, traten in Hülfsvereine zusammen, um Reis und Getreide anzuschaffen, aber die von den Hong-Kaufleuten in Kanton angetragene Beysteuer wurde hart zurückgewiesen, wie es scheint aus Stolz, weil das Reich der Mitte fremder Hülfe nicht bedarf. Der statistische Ueberblick von Chinas Bewohnerzahl, Finanzen, Militärmacht, Civiletat unter der Regierung Chian-lungs füllt zehn Blätter mit Zahlen. An der Spitze der Geschäfte stehen die sechs Ministerien der Anstellungen, der Finanzen, der Gebräuche, des Krieges, der Gerechtigkeit und der öffentlichen Arbeiten, welchen ein Dutzend von Collegien untergeordnet sind, als: das der auswärtigen Angelegenheiten, die Bittschriften des Criminalgerichts, der öffentlichen Opfer, der öffentlichen Feste, des Hofceremoniels, der Astronomie, der Medicin, des Zeugwesens, des Fuhrwesens, der Krone u. s. w. Wesentliche Theile der chinesischen Staatsverwaltung sind noch das Tribunal der Censoren, welches über die gesammte Verwaltung, selbst über den Kaiser, eine Art von Kontrolle führt; das Tribunal der Inspectoren, von welchen jedem der sechs Ministerien ein Mitglied beysitzt, um die Beschlüsse desselben, ob sie im Einklange mit den Reichsgesetzen, zu überwachen; also eine Censur und Kontrolle der Regierung in weit höherem Sinne, als unsere

Censurbehörden oder Rechnungscontrollen; dann das Collegium der Han-lin, eine Art von Akademie der Wissenschaften, aber angesehener und einflußreicher, indem die Prinzenerzieher, die Reichshistoriographen daraus genommen, und die Mitglieder vielfach zu Verwaltungsstellen berufen werden; endlich die kaiserliche Universität (Kue-tseu-kiae) als Bildungsanstalt für die höchsten Aemter. Da in China nur die höchste Geistesbildung den Anspruch auf die höchsten Aemter gibt, und die ersten Gelehrten auch zu den ersten Würden des Staates gelangen, so verdienen Regierungen, welche Gelehrte und Literatoren sorgfältig von Staatsämtern hintanhalten, nicht den Beynamen chinesischer.

»Auf literärische Bildung und Studium der klassischen Bücher ist in China die ganze Staatsverwaltung gegründet, und sie bildet die Stufen zu den höchsten Aemtern und Ehren. Jeder Baccalaureus des zweyten Grades hat Anspruch auf Anstellung. — Ein chinesischer Doctor nimmt eo ipso eine hohe Stelle im Staatsrathe ein, und die Minister selber sind Meister der großen Lehre, Hio-ße und Ta-hio-ße! Was sagen wir dazu, daß selbst der Kaiser gewissermaßen als Großmeister der Literatur über die King und Sse-tschu examinirt!«

Das kaiserliche Examen wird nach Amiot beschrieben, so auch die Ceremonie des Pflügens im Frühlingsanfange, wo nach dem Kaiser die Prinzen und die Großen, die Minister und Präsidenten der Tribunale das Feld ackern. Als hoher Priester seines Volkes führt der Kaiser noch die Feste des Natur- und Ahnendienstes, der Sommer- und Wintersonnenwende selbst an, und er fleht bey Sonnenfinsternissen, welche nach chinesischem Volksaberglauben höchst unglücklicher Vorbedeutung sind, um die Versöhnung des Himmels. Nebst dem chinesischen Naturdienste des Himmels und der Ahnen hat bey den Mandschuren der Dienst Fo's oder Buddha's Eingang gefunden.

»Der Chinese hat keine besonderen Priester; wie bey den Römern opfert der Hausvater, der Beamte, der Kaiser selbst. Die Mandschuren aber haben für mehrere Ceremonien, wie die Buddhisten, eigene Priester, mit einem indischen Worte Samanen (Schamanen) genannt.«

Allzu große Andacht chinesischer Frauen für einen lebendigen Fo veranlaßte eine kaiserliche Verordnung, wodurch den Frauen der Mandschuren untersagt ward, unter welchem Vorwande es sey, einen Miao (buddhistischen Tempel) zu betreten. Bey dem Gräberbesuche der Ahnen sollten sie vor Sonnenaufgang die Stadt verlassen, und ihre männlichen Verwandten auf die Vollziehung dieses Befehles wachen. In keinem Lande der Welt ist der Volksunterricht so verbreitet als in China; fast jeder Chinese kann lesen und schreiben; Maglhaens zählte in der Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts 90,000 Baccalaureen und über 100,000

Licentiaten; in der Hauptstadt strömten jährlich 6 bis 7000 Licentiaten zusammen, um zu den dreyhundert fünf und sechzig Doctorgraden, die jährlich vertheilt wurden, zu promoviren; i. J. 1767 wurden nach Amiot 24,701 Baccalaurien promovirt. Bey dieser Ueberzahl von Gelehrten in Verhältniß der Aemter wies ein kaiserliches Edict diejenigen, welche keine Aemter erhalten hätten, an, Schulen zu eröffnen, Handel zu treiben oder das Feld zu bauen.

Chian-lung's Regierung war allerdings der längsten, glänzendsten und glücklichsten eine, welche China gehabt, und die Rechenschaft, welche er in seinen Denkwürdigkeiten von der Gewissenhaftigkeit ablegt, womit er die Regierungsgeschäfte versah, ist ein wahrer Fürstenspiegel; doch ist auch diese Regierung nicht von Beyspielen gesetzmäßiger Tyranney frey. Der Verfasser eines Buches, welcher sich hatte beygehen lassen, der Dynastie des Kaisers nur die Dauer von achthundert Jahren, und ihm nur sieben und funfzig Lebensjahre zu prophezeyen, und welcher sich erfrechte, den Kaiser und dessen Ahnen mit ihren kleinen Kindernamen zu nennen, wurde verurtheilt, in tausend Stücke zerhauen zu werden. Ein Gelehrter, welcher sich unterstanden, von dem Wörterbuche Chang-hy's einen Auszug zu machen, demselben zu widersprechen, und in der Vorrede die kleinen Namen des Confucius und des Kaisers zu gebrauchen, wurde wegen dieses Respectmangels, »welcher die Richter zittern machte,« verurtheilt, in Stücken gehauen, seine Güter sollen confiscirt, seine Verwandten über sechzehn Jahre hingerichtet, die unter sechzehn Jahren verbannt oder als Sclaven abgegeben werden. Der Kaiser milderte das Urtheil dahin, daß der Schuldige bloß enthauptet, die Hinrichtung der Söhne auf den Herbst aufgespart werden sollte. Als Beschützer und Freund der Literatur hat sich Chian-lung einen bleibenden Ruhm erworben, wäre es auch nur durch die größte aller Compilationen, welcher er den Titel: Sammlung aller Bücher der vier Magazine, gab, und die 168,000 Bände enthalten sollte, wovon 3460 Werke in 75,854 Heften wirklich erschienen sind.

»Ueber zweytausend Schreiber waren bey dem Werke beschäftigt. Sie waren auf zehn Jahre engagirt worden; zwey und sechzig von ihnen wurden wegen ihrer Talente vor Ablauf der Zeit in verschiedenen Tribunälen angestellt, und sieben und sechzig hatten die Han-lie in ihre Dienste genommen; 1584 erhielten wegen ihres Fleißes Geldbelohnungen; 760 hatten sich weiter nicht ausgezeichnet, und von 225 wußte man nicht, was daraus geworden war. Man rechnete, daß die Fleißigsten wohl im Ganzen jeder zwey, die nach ihnen anderthalb Millionen Charaktere geschrieben haben mochten, ein alter Tchhouan-Charakter galt dabey für zehn, ein Ly-tsen Charakter für fünf, jede Platte mit Figuren

für tausend Charaktere. Das ganze Werk schlug man — den Auszug wohl mit eingerechnet — zu 3,753,803,400 Charakteren an.«

Er beförderte die Sammlung alter und neuer chinesischer Denkmäler in mehr als hundert Bänden, veranstaltete die Herausgabe eines Ehrentempels chinesischer Tapferkeit und Diensttreue, d. i. eines Werkes, welches die rühmlichen Thaten der Offiziere und Gemeinen in den unter seiner Regierung geführten Kriegen erzählt, und stiftete ein Denkmal seiner Regentenweisheit durch die Herausgabe des Hoei-tien, einer Sammlung aller Gesetze, Gebräuche und Gewohnheiten der Tai-tsching. Die Geschichte der Ming, welche in 332 Büchern erschien, macht den Schluß der großen Geschichte China's, welche die zwey und zwanzig Geschichtschreiber heißt. Eine Commission unter der Aufsicht eines Prinzen vom Geblüte gab die große Reichsgeographie in hundert acht Bänden heraus, und erst jüngst (1818) ward die aus den Zeiten der Ming angefangene Beschreibung der einzelnen Provinzen in zweyhundert sechzig Bänden vollendet. Das größte Verdienst um solche Beförderung der Wissenschaften hatte, nächst dem gelehrten Kaiser, sein gelehrter Minister Ju-ming-tschung, welchen Chian-lung aber auch auf alle mögliche Art auszeichnete. Wiewohl kein Soldat, wurde er durch die Pfauenfeder mit zwey Augen und durch den gelben Kriegsrock, den noch kein Chinese getragen, geehrt; er durfte (die höchste Gunst in China) die abgetragenen Hüte und Röcke des Kaisers an Ceremonientagen tragen, und an den vier großen Gallatagen des Jahres erhielt er überflüssige Eßwaaren und andere Sachen, die der Kaiser seinen Ministern zu senden pflegt. An seinem sechzigsten Geburtstage schickte ihm der Kaiser ein eigenhändig geschriebenes Patent; der alte Minister erbat sich dafür die allerhöchste Gnade, daß wenn der Kaiser, wie er sich vorgenommen, im zwey und achtzigsten Jahre der Regierung entsagt haben würde, ihm noch als Sekretär zu dienen, und wenn er auch nur als Ameise behandelt werden sollte. Für solche Treue sandte ihm aber auch der Kaiser sogar das drachengestickte Leichentuch. Nach seinem Tode wurde er ins chinesische Pantheon aufgestellt, und des Kaisers achter Sohn führte den Leichenzug an. Chian-lung war selbst Geschichtschreiber und Dichter; am berühmtesten ist seine Geschichte der Ming und sein von Amiot übersetztes Lobgedicht auf seine Residenz Mukden, das in zwey und dreyßig Ausgaben erschien; die besten Bücher der Mandschuren ließ er ins Chinesische übersetzen, und den mandschurischen Sprachspiegel neu bearbeiten. Der Verfasser erzählt hierauf die von Chian-lung veranlaßten astronomischen, geographischen und künstlerischen Arbeiten der Missionäre aus ihren Be-

richten, und gibt die Beschreibung seines inneren Lebens und seiner Frauengemächer aus seinen eigenen Werken. An seinem fünf und siebzigsten Geburtstage, welcher der funfzigste seiner Regierung, gab er allen Greisen des Reiches ein herrliches Fest. Im J. 1795 feyerte er den sechzigsten Jahrestag seiner Regierung, und eben wurden die Bereitungen zur Feyer seines neunzigsten Geburtstages gemacht, als er am 7. Februar 1799, neun und achtzig Jahre alt, starb. Die Trauer für ihn beschränkte er selbst auf 27 Tage; sein Testament, welches einen Ueberblick seiner ganzen Wirksamkeit gibt, hat Staunton bekannt gemacht. Die weiteren Beyträge zur Geschichte der Mandschuren in China seit Chian-lungs Tode sind nur sparsame Beyträge, aus englischen Zeitungen gesammelt; befriedigender ist der Schlußabschnitt des Werkes über die Sprache, Schrift und Literatur der Mandschu, welcher im Dreyscheine mit den zwey das Werk eröffnenden Abschnitten, dem ethnographischen und geographischen, als philologischer das Reinmandschurische des ganzen Werkes umfaßt, während die dazwischen liegende Geschichte der Dynastien Chitan oder Leao, der Kin oder Ju-tschi und der Mandschu eigentlich nur chinesische Geschichte ist. So fällt auch die Geschichte der Dynastie Ju-an, d. i. der Mongolen in China, nicht sowohl in der mongolischen, als in der chinesischen Geschichte Gebiet. Jos. v. Hammer.

Art. II. *Monumens inédits d'Antiquité figurée Grecque, Etrusque et Romaine*, recueillis et publiés par M. *Raoul-Rochette*, Conservateur du cabinet des Médailles et Antiques, Professeur d'Archéologie, Membre de l'Institut de France etc. etc. Première Partie. Cycle Héroïque. Paris. Imprimé par autorisation du Roi, du 11 Décembre 1827, à l'Imprimerie Royale. MDCCCXXXIII. Vorrede: VIII S. Dritte Abtheilung: *Odysséide*. Text: 430 S. Großfolio, mit Kupfer-, Steindrucktafeln und Vignetten.

(Schluß.)

§. 8. Pag. 300 sqq. Die tragischen Schilderungen von dem Schicksale des Priamus und seiner Familie, des Blutbades nach Eroberung der Stadt, womit so viele Tragödien sich beschäftigt, und die der große Polygnotos gemalt hatte, kommen auf dem berühmten Gefäße Vivenzio in einem antiken Bilde vor, das aus dem Portefeuille jenes griechischen Malers genommen zu seyn scheint, ingleichen in einem Gemälde auf einem großgriechischen Gefäß in der Sammlung Blacas, wenn gleich nicht so meisterhaft, doch so vor, daß man

die großen Conceptionen darin durchschimmern sieht. Der Verf. theilt von letzteren hier (pl. LXVI) zum ersten Male eine Abbildung mit, und erläutert sie. Hiebey bemerkt Hr. R.-R. vorerst die kunstreiche Anordnung der Personen auf zwey Planen, vergleicht die Scene besonders mit der Beschreibung Virgils (Aeneid. II. 512 sqq.), nimmt als Local der Handlung den Tempel des Jupiter Herceus (Ζεὺς ἑρκεῖος) an, und verbreitet sich sowohl über die Bauart des Altars und seine Verzierungen, als auch, aus Anlaß zweyer über der Scene abgebildeter Halbzirkel, über die Oertlichkeit und Einrichtung des inneren Hofes oder des Impluvium der altgriechischen Wohnungen. — Wenn Hr. R.-R., dessen Erörterung dieser Gegenstände wir gerne in ihrem Werthe anerkennen, hiebey jedoch (p. 302, not. 3) mit der Behauptung auftritt, als seyen diese Dinge noch von niemand erläutert worden, so irrt er sehr. Schon Voß hatte diesen Gegenstand bey der Untersuchung über das homerische Haus zur Sprache gebracht; nach ihm hatte der ältere Schneider in einem eigenen Excurs zu Xenophon Memorr. Socrat. III. 8. 9 die Sache genauer behandelt; ferner habe ich selbst diese Fragen erörtert in den Commentationes Herodoteae p. 233 — 238. Endlich hätte auch Stuart nicht vergessen werden sollen. Man s. Stuart's und Revett's Alterthümer von Athen, Darmstadt 1829, I. p. 499 ff., mit den Anmerkungen der Herausgeber und meinen Nachtrag dazu p. 533 f. — Die auf jenen Hausaltar geflüchtete und großen Schrecken verrathende weibliche Person erklärt der Verf. für die Kassandra, und handelt gelehrt von der Gestaltung und Bekleidung des Minervenbildes in ihren Händen. Es werden sodann die übrigen Personen angedeutet, als Polyxena, Neoptolem, Ajax der Lokrier, im Begriffe, die Gewaltthat zu beginnen; ein alter Pädagog, der den jungen Polydoros diesen Gräueln zu entreißen sucht, eine alte Amme, endlich die Göttin Pallas selbst, die das Palladium als ihr eigenes Bild vertheidigen zu wollen scheint, wobey eine Erklärung Passeri's von einer ähnlichen Person in einem andern Vasenbilde (Picturae in vasculis, Tom. III, tab. 295) vertheidigt wird. In diesem Artikel sind wieder mehrere gelehrte Ausführungen aus den Noten auszuzeichnen. Ich muß mich beschränken, einige namhaft zu machen: Ueber die alte funeräre (d. h. auf Grab und Tod bezügliche) Bedeutung der jonischen Säule, wozu der Verf. anjetzt noch schätzbare Nachträge gibt; über die Darstellungen des Lokrischen Ajax; über das Vorkommen der Pädagogen und Ammen in alten Denkmalen; über die doppelte Darstellung einer und derselben Gottheit in Einer Handlung; über das Costume des Minervenhauptes mit Erwähnung der neuen französischen Kunsterwerbungen aus Olympia,

worunter auch ein Minervenbild, und mit Anführung einer Münze, die p. 337 in Abbildung mitgetheilt wird; über den Steigring oder den zum Aufsteigen aufs Pferd dienlichen und an den griechischen Lanzen angebrachten Zapfen; endlich über die Bedeutung einiger anderer, neulich bekannt gemachter und verschieden erklärter Vasengemälde.

§. 9. Hecuba, fährt unser Verf. fort (p. 309 sqq.), scheint der Gegenstand des allgemeinen Nationalhasses der Griechen gewesen zu seyn. Daher die Erzählungen von ihrem heftigen Charakter, von ihrem Fluchen über die Götter, bis sie in eine Hündin verwandelt, mit Steinen getödtet, dem Hundsmahl (*Κυνὸς σῆμα*) am thracischen Chersonnes den Namen gegeben (wobey der Verfasser eine, von Herrn Mionnet neulich herausgegebene Münze der Stadt Madytos, auf welcher ein Hund abgebildet ist, auf jene Sage bezieht). — Es sey zu vermuthen, daß die nachahmende Kunst, im Einklange mit jenem Nationalhasse, mit der Mäßigung, die der Schönheitssinn der Griechen forderte, diese unglückliche Königin mit allen Spuren des entstellenden Alters dargestellt habe, um in dieser Personalität das Moralisch-Häßliche des Charakters durch das Unschöne des Aeußeren dem Auge der Griechen sichtbar zu machen. Da über diesen letzteren Punct unter den neueren Archäologen eine Verschiedenheit des Urtheils sich kund gegeben habe, welches für die Gesetze der antiken schönen Kunst von allgemeiner Bedeutung sey, so müsse man um so mehr bedauern, daß Pausanias, von dem wir wissen (X. 25. 4), daß Polygnotos die gefangenen Trojanerinnen im Jammer der Knechtschaft dargestellt hatte, uns über die Art nichts Näheres berichtet, wie dieser Maler in seinem Bilde die Königin Hecuba vorgestellt hatte. Jedoch da Pausanias (X. 26. 3) bemerke, Aethra sey im Gemälde des Polygnot zum Zeichen der Trauer mit geschornem Haupte dargestellt worden, und da ein so denkender Künstler gewiß kein Mittel vernachläßigt haben werde, um die verschiedenen Lebensalter in beyden Geschlechtern gehörig abzustufen, so könne man um so mehr auch in diesem Stücke die Vasenbilder als getreue Nachahmungen der größeren Gemälde betrachten. — Hiebey erinnere ich an einen andern denkenden Künstler der nachfolgenden Periode: der griechische Maler Philochares, vermuthlich ein Bruder des athenischen Redners Aeschines, hatte durch genaue Darstellung verschiedener Altersstufen, verbunden mit der Familienähnlichkeit, allgemeine Bewunderung erregt, und das Hauptbild dieses Meisters hatte noch der Kaiser Augustus in eine Curie gestiftet (Plinius H. N. XXXV. 4. 10. Eius admiratio fuit, *puberem* filium *seni* patri similem esse, *salvâ aetatis differentiâ* etc. Vergl. Sillig. Catalog. artificum

p. 351, wo aber das patrem zu corrigiren ist). — Es werden sofort aus Vasenmalereyen Beyspiele angeführt, wie alte Personen mit Runzeln, gebleichtem Haupthaar und mit Stäben, worauf sie sich stützen, vorkommen. Hr. R.-R. macht (pl. LXXI. 2) ein Gefäß apulischer Fabrik aus der Sammlung des Herrn Gargiulo bekannt, welches mit beygeschriebenen Namen den Abschied des Ajax und Teukros von ihrem Vater Telamon vorstellt; in welcher Scene die Mutter Periböa mit ganz kahlem Haupte, der Vater Telamon mit einer Krücke erscheinen. Man muß die einzelnen lehrreichen Anmerkungen beym Verf. selbst nachlesen; nur dieß sey bemerkt, daß in dieser Figur des Telamon der an Verzweiflung gränzende Schmerz des Vaters, der sich jetzt in hohem, hülflosen Alter auf einmal seiner beyden Söhne beraubt sieht, aufs glücklichste ausgedrückt ist. Daß Hecuba auch selbst in diesem Sinne dargestellt worden, beweist Hr. R.-R. durch Mittheilung des Gemäldes auf einem Thongefäß in der Sammlung des Hrn. Politi in Girgenti (LVII. A.), welches Bild der Verf. für die Wegführung der Hecuba in die Sclaverey durch Ulysses erklärt; wobey nachgewiesen wird, wie getreu den Schilderungen des Euripides in der Hecuba und in den Troades diese Königin, von Alter und Unglück niedergebeugt, hier abgebildet worden, und wie unerläßlich daher für die Erklärung der griechischen Tragiker das Studium der Vasengemälde sey. Greise Locken fallen unter der Haube über das mit Runzeln bedeckte Haupt herab; ihr Körper ist ganz verhüllt, und schleppt sich an einem knotigen Stabe mühsam fort. Den Contrast dieses Alters und Jammers hat der Maler noch mehr dadurch hervorgehoben, daß er dem mit Helm und Waffen gerüsteten bärtigen Ulysses, der diese Königin Witwe an seiner Hand fortführt, eine hohe, stolze Gestalt und Haltung gegeben; wovon die dritte junge und unbärtige Person (nach dem Verf. der Herold des Ulyß, Eurybates) durch die einfache Chlamys und durch eine Doppellanze sich unterscheidet. Der Verf. macht auch auf die symbolischen Thiere auf den Stirnblättern der Helme aufmerksam, indem des Ulysses Helm eine Schlange und der des jungen Mannes eine Eidechse zeigt; in welcher letzteren eine chthonische Bedeutung nachgewiesen wird. Der Verf. geht noch einige Basreliefs römischer Periode durch, um die Ständigkeit dieser durch das Theater und durch die Bildnerey der Griechen einmal fixirten Vorstellung der Hecuba zu beweisen, und ergänzt in einer gelehrten Note seine in der Oresteide (p. 180) gemachte Bemerkung über das aus Asien herstammende und zur Charakteristik der Barbarinnen und somit auch der Hecuba erwählte viereckte Tuch als Kopfbedeckung; welches sich, wie die verschiedenen Namen und

Bildwerke beweisen, bis in die christlichen Jahrhunderte hinab erhalten habe.

Es wird darauf durch eine sinnreiche Erörterung Winckelmanns Erklärung der sogenannten Klagefrau (praefica) im capitolinischen Museum gerechtfertigt, nämlich daß es die noch im Unglück stolze und kühn zu den Göttern aufblickende Hecuba sey; der Zweifel der deutschen Herausgeber von Winckelmanns Werken an dem antiken Ursprung des Kopfes dieser Figur (pl. LVII. B) beseitigt; ein anderes Basrelief aus der Villa Pamfili, worauf Winckelmann auch eine Hecuba zu finden geglaubt, worin aber unser Verf. die Hypsipyle nachzuweisen sucht (pl. LXVII. A. Nro. 2; man vergleiche noch die Additions zu dieser Stelle p. 426 sq.), und eine kürzlich entdeckte Gruppe eines jungen Niobiden und seines Pädagogen mitgetheilt, um verschiedene in dieser Untersuchung ausgesprochene Sätze zu belegen. Der Bemerkung Winckelmanns folgend, wonach unter den heroïschen Personen ausnahmsweise Hecuba mit allen Zügen des höheren Alters von den Künstlern dargestellt worden, betrachtet Herr R.-R. eine merkwürdige Marmorbüste in der Villa Albani, vorstellend eine alte Frau, mit tiefen Runzeln im Gesicht, und mit jenem viereckten, an den Wangen herabhängenden Tuch auf dem Kopfe (pl. LVII. A. oben), und erklärt sie, dem consequenten Systeme der griechischen Kunst und der Theatercostumirung gemäß, für das Brustbild der Hecuba. In Folge der bisherigen Erörterungen erklärt der Verf. denn auch ein antikes Gemälde aus der Barberinischen Sammlung, welches eine alte, mit demselben Tuche oben bedeckte Frau an der Erde sitzend darstellt. Um das aufgehobene rechte Bein hat sie ihre Arme geschlungen, und unter dem einen Arm sieht man einen Spinnrocken. Bloß dieses letzten Attributs wegen ist diese Frau bisher als Parze bezeichnet worden. Hr. R.-R. hingegen verweiset vorerst auf Pausanias (X. 31. 2); erinnert an seine schon in der Achilléide (p. 59) bewiesene Beobachtung, daß jene Stellung die conventionelle des Kummers und der Trauer sey, und sucht dann mit Vergleichung von Stellen des Euripides (Hecub. ns. 466—491) und von andern Kunstwerken zu erweisen, daß Alter, Physiognomie, Gebärde, Costume und Attribut in dieser Frau die kummervolle Hecuba als Spinnerin in ihrem Sclavenstande nicht verkennen lasse. Endlich theilt unser Verf. die Abbildung einer kleinen Marmorstatue der Villa Pamfili mit (pl. LXXI. Nro. 2) nach einem Kupfer bey Ficoroni, welcher sie wegen der Aehnlichkeit mit der capitolinischen Statue für eine römische Praefica erklärt hatte. Es ist eine stehende alte Frau mit ein wenig gegen den Boden gewendetem Kopfe und mit Runzeln im Gesichte, mit

welkem Hals und Busen. Ein Peplus, der ihren Kopf bedeckt, ist vorn am Leibe zusammengeknüpft; ihre gesenkten Hände haben die Finger in einander verschränkt*). Dieses letztere ist ebenfalls eine Gebärde des Kummers (Plutarch. Demosthen. cap. 31; Analecta Grr. II. 465 Brunck.). Hieraus und aus den übrigen Eigenthümlichkeiten dieser kleinen Statue, ingleichen aus einem etrurischen Basrelief und endlich aus einer zu Constantinopel vorhanden gewesenen Statue (Christodorus in den Analectt. Grr. II. p. 463 sqq.) sucht nun Herr R.-R. darzuthun, daß auch jenes Bildsäulchen der Villa Pamfili die Hecuba vorstelle.

§. 10. Der Frevel des Ajax gegen die Kassandra war nach dem feineren Gefühl des bloß darauf anspielenden Homer, gegen die nichts verhüllende Erzählung der Cykliker, und insbesondere des Arktinos, selbst auf dem Kasten des Kypselos schon bloß als ein gewaltsamer Raub aus dem Heiligthume dargestellt worden. In demselben Geiste hatte auch Polygnotos, und zwar zweymal, diese Scene gemalt, und in keinem andern wird sie Panänos am Throne des Juppiter zu Olympia aufgefaßt haben; wie denn auch die Vasenmalereyen (z. B. die des Hrn. Vicenzio in: Homer nach Antiken von Schorn IX. tab. V. 3) als getreue Copieen größerer Gemälde sie in dieser gemilderten Weise vorstellen.

Eine gleiche Milderung erlaubte die Sage vom gewaltsamen Tode des Astyanax nicht. Doch ward diese Handlung nur selten abgebildet; wobey der Verf. noch darauf aufmerksam macht, daß nach der älteren Erzählung dieser Kindermord dem Menelaos oder dem Neoptolem, und erst durch die Tragiker, mit Ausnahme des Euripides, dem Ulysses zugeschrieben worden, nach einer conventionellen Weise, diesen letztern Helden als das Werkzeug aller Rachethaten der Griechen gegen die Troër zu bezeichnen. Herr R.-R. macht hier zum ersten Male ein Gemälde auf einem Gefäße Durand bekannt (pl. LX mit p. 321), worin die erste Handlung auf eine ganz eigene Weise vorgestellt ist, welche er mit der in andern Vasenbildern vergleicht, und dabey eine frühere Erklärung eines etrurischen Spiegelbildes (Achilléide pl. XX. 3 mit p. 120) berührt, welches letztere er nun auch auf den Raub der Kassandra, und nicht mehr auf die Opferung der Polyxena bezieht. Jenes Durand'sche Vasenbild zeigt, dem

*) Dem Verf. scheint bey Abfassung dieses Theils das schöne Werk des Herrn A. de Jorio, betitelt: La Mimica degli Antichi etc. Napoli 1832, noch nicht bekannt gewesen zu seyn, sonst hätte er bey diesen und andern Beobachtungen gewiß darauf verwiesen; z. B. hierbey auf p. 137 sqq.; vgl. p. 203 sqq.

Verf. zufolge, drey Töchter des Priamos: Medikaste, Polyxena und Kassandra, gleichsam als Repräsentantinnen der ganzen Familie, erstere zwey in gewöhnlicher griechischer Jungfrauentracht, letztere aber in einem langen, bis zu den Füßen herabfallenden, mit Aermeln versehenen und in kleine zierliche Falten gelegten Gewand über einem kürzeren Untergewande. Der Verf. zeigt den orientalischen Ursprung dieser Kleidung, ihre Alterthümlichkeit, und handelt eben so unterrichtend von dem hier ganz eigenthümlich dargestellten Palladium, welches eine scheffelförmige Kopfbedeckung trägt — eine Tracht, die Herr R.-R., mit Hinweisung auf die gelehrten Erörterungen des Herrn Gerhard (im Prodromus I. Anmerk. 47) als ein altes, ursprünglich den chthonischen Gottheiten angehöriges, davon aber auf die Localgottheiten übergetragenes Attribut erklären möchte. Ueberhaupt erkennt er in diesem, in einen Tronk auslaufenden Pallasbild die Form eines uralten Schutzbildes oder Xoanon (ξόανον). In dem Bilde auf der Kehrseite jenes Gefäßes vermuthet der Verf. keine unmittelbare Beziehung auf die Scene der Hauptseite. Es ist nach ihm die Abreise eines jungen Kriegers in der Umgebung von priesterlichen Personen, nämlich eines Priesters und einer Priesterin des pythischen Apollo. Die weibliche Figur auf der andern Seite mit großen Flügeln ist der Verf. geneigt, für Pytho oder Themis zu halten, und glaubt dafür in der Figur eines vaticanischen Vasenbildes (Orestéide pl. XXXVIII mit p. 191) eine Bestätigung zu finden, nur daß die Person auf dem Durand'schen Gefäße die Handlung der Libation verrichtet. In der das Haupt des jungen Kriegers umgebenden Strahlenkrone, zusammengenommen mit den priesterlichen Personen, möchte der Verf. eine Einweihungsscene vermuthen.

Herr R.-R. mustert darauf (p. 323 sq.) mehrere Vasenbilder aus, in denen man den Mord des jungen Astyanax, wie er zu zeigen sucht, mit Unrecht hat erkennen wollen. Irrig sey es auch, wenn man den Polygnot diese Scene darstellen lasse in dem Galleriegemälde zu Delphi, wo vielmehr ganz im entgegengesetzten Sinne Astyanax an der Brust seiner Mutter Andromache gemalt gewesen (Pausan. X. 25. 4: Andromaque tenant pres d'elle son fils à la mamelle«). — Im griechischen Texte steht: γέγραπται μὲν Ἀνδρομάχη, καὶ ὁ παῖς οἱ προσέστηκεν ἑλόμενος τοῦ μαστοῦ. Herr Siebelis sucht dort diese Lesart gegen Claviers Vorschlag: ἐχόμενος, zu vertheidigen, bemerkt aber nichts über das zunächst vorhergehende. Da Herr R.-R. auch darüber schweigt, so will ich doch bemerken, daß der vor seiner Mutter stehende und säugende Astyanax eine orientalische Anschauung gewährt, welche in einem Gemälde Po-

lygnots wohl kein müßiger Zug war. So sehen wir in ägyptischen Malereyen den knabenartigen Horus an der Brust der Isis stehend saugen; und noch im römischen Zeitalter gab es in Aegypten Kinder, die bis ins achte Jahr, wo sie schon die Schule besuchten, noch an ihren Ammen saugten. Porphyrius de vita Plotini, cap. 3. — Hingegen glaubt der Verf., Astyanax sey auf einem Gefäße der zweyten Hamilton'schen Sammlung (II. 6) wirklich vorgestellt, aber mit Personen und Umgebungen, die sich schwer erklären ließen.

Es wird sodann umständlich (p. 324 sqq.) von einem in einem Etruskergrabe der römischen Campagna gefundenen Gefäß gehandelt, dessen Malerey in den Annali de l'Instituto Archeolog. III. p. 361 sqq. anders erklärt worden; ingleichen von einem bey Tivoli gefundenen Musaico, des Astyanax Tod vorstellend, mit den beygeschriebenen Namen: *ΑΣΤΥΑΝΑΞ ΠΥΡΡΟΣ*. Der Verf. lenkt durch mehrere gehaltreiche Untersuchungen die Aufmerksamkeit der Alterthumsforscher auf die in Neapel befindliche Kolossalgruppe, worin Winckelmann und seine Nachfolger den Atreus, den Leichnam seines geopferten Neffen auf den Schultern tragend, sehen wollten, während neuere Archäologen sie ganz übersehen haben, um zur endlichen Ausdeutung dieses merkwürdigen Sculpturwerkes zu gelangen (hierzu: pl. LXXIX, Nro. 1 u. 2). — Ganz verschieden von solchen Kunstwerken seyen die Erzeugnisse der etrurischen Werkstätte, wie sich Hr. R.-R. absichtlich ausdrückt, indem er diesen Begriff aus einer griechisch-ägyptischen Inschrift im Turiner Museum erläutert, worin von dem Vorsteher einer Werkstätte, Namens Protys (*Πρώτυτος ἐργαστηριάρχου*) die Rede ist; welcher Name in die Künstlerverzeichnisse nunmehr einzutragen sey. Jene etrurischen Zunftgenossen, unter Einfluß der späteren Griechenkunst arbeitend, mußten Werke anderer Art hervorbringen, wie man aus den Darstellungen von des Astyanax Tod aus der etrurischen Schule von Volterra ersehen könne. — Arbeiten, welche vermuthlich nach dem Astyanax des römischen Dichters Attius entworfen worden. Mehrere derselben seyen von Gori und Guarnacci bekannt gemacht, aber bloß für mithraïsche Menschenopfer erklärt worden; andere lägen in Zeichnungen noch zur Zeit in den Portefeuilles der Archäologen begraben. Es wird darauf die Abbildung eines Basreliefs dieser Classe mitgetheilt (pl. LXVII. A. Nro. 1), das auf einfach harmonische Weise den Frevel gegen die Kassandra und den Tod des Astyanax vereint vorstelle; von welcher Verbindung der Verf. sich keines zweyten Beyspiels unter den bis jetzt bekannten griechischen und etrurischen Bildwerken erinnert. Links erscheint, nach des Verf.'s Ansicht, Kassandra, das (jetzt sehr verstümmelte) Palla-

dium in den Armen haltend, vor ihr ein Bote, den ihr bevorstehenden Ueberfall ankündigend; rechts die Amme mit dem jungen Astyanax auf dem Arme, und gegen sie gewendet mit aufgehobener Hand der drohende Ulysses. Die Einführung der Amme wird vom Verf. durch Hinweisung auf eine Stelle der kleinen Iliade des Lesches (beym Scholiasten des Lykophron vs. 1263—69) bestätigt, und gibt ihm zugleich Gelegenheit, ein Vasenbild Nolanischer Fabrik in der Sammlung Durand bekannt zu machen (pl. XLIX. Nro. 3). Die Personen dieses Bildes sind im Basreliefstyle gemalt, welches bey dieser Art von Gefäßen selten sey. Die Scene, bemerkt der Verf., erinnern an die Trojanerinnen des Euripides, und sey nach wahrhaft attischem Styl in Theaterperspective behandelt, welches diesem Gemälde einen hohen Werth verleihe. In der Note wird es mit einem Basrelief in den Monumenti Winckelmanns (Nr. 137) verglichen, und letzteres etwas näher betrachtet. Der Verf. beschreibt sodann kürzlich zwey etrurische Basreliefs, den Tod des Astyanax vorstellend; wobey er den in dieser Scene vorkommenden Genius mit großen Flügeln für den Thanatos oder Todesgeist erklärt.

Dagegen theilt er (pl. LXVII. Nro. 1 u. 2) Abbildungen von zwey unedirten Urnenbildern der Sammlung Cinci mit, die er mit andern Denkmalen dieses Sujets vergleicht, und wovon er das zweyte besonders auszeichnet, nämlich als ein Werk, das unter den Erzeugnissen der Etruskerkunst einen vorzüglichen Rang behaupte. In einem Hofraume (τέμενος) hält ein auf einem Altar sitzender Krieger seine rechte Hand mit einem Schwerte über dem auf seinen Knieen liegenden Astyanax empor. Auch unter den andern Personen vermuthet der Verfasser Priamos, Hekabe, Odysseus und Neoptolemos. In zwey gehaltvollen Anmerkungen wird zuvörderst vermuthet, die Etrusker hätten eine Sage gehabt, Astyanax sey in einem Heiligthume umgebracht worden; sodann wird von dem Schutzgeländer in den Tempeln gehandelt *), und auf die hier abgebildete eherne Schutzwehr (Barrière), als einzig in ihrer Art, aufmerksam gemacht; endlich wird der unter den üppigen Etruskern bey beyden Geschlechtern übliche Hals-

*) Es scheint διάφραγμα geheißen zu haben. In diesem Sinne, als Scheidewand für Gemächer eines Gebäudes, braucht es Thucydides I. 133. Plato hatte dieses Wort zuerst vom Zwergfelle gebraucht, wie es denn auch von der Nasenscheidewand gebraucht ward (Eusthat. ad Iliad. XI. 575, p. 55, ed. Lips.). Im jüdischen Tempel war διάφραγμα das Geländer zwischen dem Schiffe und dem Opferaltar. So kommt es im apokryphischen Protevangelium Jacobi cap. 23 vor (wozu jetzt Herrn Thilo's Anmerkung nachzulesen ist).

schmuck, welcher gewöhnlich mit kostbaren Steinen besetzt war, aus Oberasien abgeleitet, und bemerkt, daß noch im Justinianischen Zeitalter die Römer diese Halsbändertracht den Persern nachgeahmt haben.

§. 11. Hr. R.-R. beschließt diese Betrachtung der das Schicksal der Priamiden vorstellenden Denkmale (p. 330 sqq.) durch Mittheilung der Abbildung einer cista mystica der Townley'schen Sammlung, jetzt im britischen Museum (pl. LVIII), worauf der Tod des Astyanax und der Polyxena zu sehen ist. Bevor er zur Beschreibung dieses Bildes übergeht, zählt er die verschiedenen heiligen Kistchen auf, die man, wie eben jenes selbst, in Palestrina, dem alten Präneste, gefunden hat, und vertheidigt aus dem Umstande, daß in diesen Kistchen neben andern heiligen Geräthe auch Spiegel gefunden werden, den von ihm schon früher behaupteten Satz, daß diese runden Scheiben mit Griffen keine Schalen (paterae), sondern wirklich Spiegel, und in der Mehrzahl mystische Spiegel zu nennen seyen. Auch schließen, urtheilt der Verf. weiter, andere Geräthschaften, die neben ihnen gefunden werden, den religiösen Gebrauch dieser Spiegel nicht aus. — Für den religiösen Gebrauch dieser Spiegel hat Referent anderwärts bestimmte Zeugnisse griechischer Autoren beygebracht, und hält es daher für überflüssig, darüber noch ein Wort zu verlieren. — Mit Beziehung auf Herrn Gerhards Abhandlung über die Thesmophoriengottheiten von Präneste (im Prodromus S. 45—116), so wie auch auf Stellen der Alten (man vergl. Oudendorp zu Appulei Metamorph. IX. 181. p. 606) wird nun der Satz aufgestellt, daß die großen Göttinnen Ceres und Proserpina in Präneste einen sehr ausgebreiteten und ceremoniereichen Cultus gehabt haben. — Der Zusammenhang dieses Cultus mit den Religionen von Lemnos und Samothrace, füge ich hinzu, geht jetzt noch deutlicher hervor aus der Erzählung zweyer kürzlich erst bekannt gewordener Mythographen, nämlich aus den Sagen vom Vulcanus und seinem Sohne Cäculus, dem Erbauer von Präneste. Man s. Mythographum I. und II. cap. 84 und cap. 184 in Angelo Mai's Collectio Auctorum e Vaticann. codd. edd. Tom. III. p. 33 u. p. 149. — Sodann wird die Bedeutung dieses Kistenbildes für die Geschichte der Kunst hervorgehoben, das Verhalten der Künstler bey diesen Linear-Umrissen und die Verwandtschaft desselben mit der Vasenzeichnung betrachtet, und auch in dieser Hinsicht jenem Kistchen ein großer Werth beygelegt. Der Verf. sucht darzuthun, daß es eine Arbeit aus der Zeit der über Etrurien schon ausgebreiteten Römerherrschaft sey; daß es gegen das fünfte Jahrhundert der Stadt gefertigt worden, als bereits die griechische Vasenmalerey auf die Etrusker

und Römer einen großen Einfluß ausgeübt, daß die Zeichnungen darauf sich schon von der trockenen Manier der etrurischen Künstler entfernt, und sich der naiven und leichten Methode der griechischen Gefäßmalerey angenähert; und, troß der Strenge des Gegenstandes und einer gewissen etruskischen Härte der Formen, verrathe doch keine Zeichnung auf den bis jetzt bekannt gewordenen Kistchen so sehr die unmittelbare Einwirkung der hellenischen Vasenmalereyen, als eben dieses Townley'sche. In dieser Composition, welche auf Einem Plane eine Reihe von dreyzehn Personen aufstellt, glaubt unser Verf. links vom Beschauer den zu Füßen eines Altares liegenden Astyanax zu erkennen, bemerkt dabey die Abweichung der italisch-etrurischen Sage, daß Hektors Sohn auf einem Altare geopfert worden. Die Namen von drey nebenan stehenden Kriegern wagt er nicht zu bestimmen. Der eine, der die Opferung vollbracht, hat noch den bloßen Degen in den Händen; die zwey Frauen rechts bezeichnet er als Hecuba und Andromache, obwohl keine Verschiedenheit ihres Alters angedeutet ist. Der Ausdruck ihres Entsetzens sey hier durch ernste religiöse Haltung und durch das feyerliche Gefühl eines grausam waltenden Schicksals gleichsam gebunden. Dieselbe Empfindung in demselben Grade herrsche in der andern Scene bey der Opferung der Polyxena. Das junge Mädchen, gegen die anständigere Griechensitte hier ganz entkleidet, ist auf die Kniee zu den Füßen zweyer Personen gelegt, wovon die eine bloß Zeuge der Handlung, die andere Neoptolemos sey, der durch eine Bewegung der rechten Hand den Befehl zur Vollziehung des Opfers zu geben scheine, während der damit beauftragte ältere Krieger die Jungfrau mit seinen beyden Armen hält. Der Verf. erkennt auch in diesem Bilde ein Gepräge einer hieratischen Physiognomie, das sich nicht leicht in einem andern Bildwerke dieser Art wieder finden dürfte. Dieser Ausdruck stimmt ganz zu der andern Gruppe, welche uns die eleusinischen Gottheiten: Ceres-Demeter, Liber-Dionysos und Libera-Kora, vor Augen stellt. Kora hat ein unbedecktes Haupt, trägt ein Zepter, und legt die linke Hand auf die Schulter ihres Gemahls Dionysos, welcher durch Thyrsusstab und Schlangen, die er in jeder Hand hält, kenntlich gemacht ist. Besonders verdient die Figur der Demeter-Ceres Aufmerksamkeit; sie ist durch das hieratische Symbol der Strahlenkrone auf ihrem Haupte bezeichnet, so wie durch die beyden andern Attribute, die Schlange und das mystische Schweinchen. Weil dieses letztere Thier zu Sühnopfern gebraucht ward, meint der Verf. könnte es mit jener Opferung des Astyanax und der Polyxena in Verbindung stehen. Endlich glaubt er aus der jonischen Säulenordnung des hier vorgestellten Heiligthumes schlie-

ßen zu können, daß das Innere des eleusinischen Tempels selber dargestellt sey; so wie er das hier angebrachte Abwaschungsgefäß, welches aus einem Löwenmaule Wasser empfängt, und die auf den jonischen Säulen aufgestellten drey eyförmigen Körper mit der Idee einer dadurch angedeuteten Reinigungshandlung in Zusammenhang bringt, und zuletzt bemerkt, daß diese Sinnbilder in einem so wichtigen Denkmal und in solcher Umgebung eine große archäologische Bedeutung gewinnen. Auch übersieht er die Palmetten über und unter dem Bildwerke dieses Kistchens nicht. Sie seyen gerade so wie auf den Wasserkrügen (hydriae) mit schönen Malereyen verziert, die man noch jetzt in der Umgegend von Rom nicht selten findet, und gäben auch einen Beweis, daß der Bildner dieses Kistchens griechische Muster vor Augen gehabt.

Zweyter Theil. §. 1. Pag. 338 sqq. Die Aussöhnung des Menelaus mit der Helena war als ein Gegensatz jener blutigen Begebenheiten der griechischen Kunst willkommen gewesen; sie war schon auf dem Kasten des Kypselos in der uralten einfachen Weise, wie Menelaus seine untreue Gattin mit dem Schwerte verfolgt, und dann, in den Anblick ihrer Schönheit versunken, das Mordgewehr aus den Händen fallen läßt, übrigens aber mehr oder weniger in der alten silhouettenartigen Manier auch auf gemalten Gefäßen dargestellt worden; wovon mehrere belehrende Beyspiele angeführt werden. Früher hatte der Verfasser (Achilléide, p. 11 sq.) in dieser einfachsten Darstellungsweise, die nur zwey Personen in die Scene bringt, vielmehr eine sinnbildliche Vorstellung der Heirat, welche nach alter Sitte als eine Art von Jungfrauenraub behandelt wurde, für die einfachste Erklärungsweise gehalten. Vorjetzt will er bloß von den Bildwerken reden, welche sich auf jene Versöhnung beziehen. Demgemäß handelt er erst kürzlich von einigen Vasenbildern der Sammlung Canino und von Neapel zum Theil mit dem beygeschriebenen Namen Menelaos und mit Einführung des Mercur und der Minerva, und bemerkt dabey, daß manche dieser Scenen die Vermählung des Menelaus und der Helena, oder des Mars und der Venus (welche letztere Ehe er gegen Herrn Gerhard den griechischen Bildwerken zu vindiciren sucht) oder auch zuweilen selbst unter heroïschen Formen, die gewöhnliche Heimführung einer griechischen Braut darstellen könnten, da bekanntlich gemalte Gefäße als Hochzeitsgeschenke pflegten gegeben zu werden. Aber der Verf. glaubt nicht zu irren, wenn er in einem großgriechischen Vasenbilde der Sammlung Biscari die Versöhnung des Menelaos und der Helena zu sehen meint; denn hier sitzt letztere auf einem Hausaltare, worauf sie mit bittender

Gebärde ihre beyden Hände auflegt; und ihr steht gegenüber ein Heros, mit einer Doppellanze bewaffnet, in lebhaftem Gespräche begriffen, womit er, schon versöhnt, die Besorgnisse der Bittenden zu beschwichtigen sucht, und zwischen ihnen fliegt ein Liebesgott, der gegen die Helena eine Binde ausbreitet. Jedoch mit noch größerer Sicherheit glaubt Hr. R.-R. diese Aussöhnung in einer Alabasterurne nachweisen zu können. Hier ist die Königin Helena auf dem Hausaltare noch durch das Diadem kenntlicher; sodann läßt sich nach der Erzählung des Quintus Smyrnäus (Posthomerica XIII. 406) in der Person, welche den mit dem Schwerte auf sie eindringenden Helden zurückhält, Agamemnon nachweisen; ferner paßt ein genialer Zug vortrefflich zu dieser Handlung, denn ein geflügelter Genius (Amor) steckt zu gleicher Zeit das Schwert in die Scheide, anzudeuten, daß der Rachedurst alsbald dem Gefühle der Liebe weichen wird. Endlich aber zeigt der Verf. sinnreich, daß in einer knieenden und von unten ganz mit Wasserpflanzen bedeckten Figur, welche einerseits ein Ruder, auf der andern Seite, als bärtiger Mann, eine Scheibe hält, und über welchem eine weibliche Figur steht, der Flußgott Xanthos und Nymphe Ida an der Scene Theil nehmen. Die ganz gleiche Darstellung dieses Flußgottes wird aus zwey andern etrurischen Basreliefs (jetzt in Inghirami's Galleria Omerica, tav. 192, 193) erwiesen, wo dieser doppelgestaltete Wassergott dem Achilles drohend erscheint (Iliad. XXI. 238 sqq.), nur daß er dort noch Flügel hat, vermuthlich die Schnelligkeit des Flußlaufes anzudeuten. — Ich bemerke hiebey: nicht bloß die Winde, wie an dem von ihnen genannten Thurme zu Athen, sondern auch die Flüsse waren geflügelt gedacht, und die Natursprache geht hier mit der Bildnerey parallel. Nicht wenige Flüsse haben Namen von Vögeln. Um bey diesen etrurisch-italischen Gebilden stehen zu bleiben, so hat der campanische Vulturnus als Fluß und als Wind vom Geyer (vultur) seinen Namen. — Der Verf. vergleicht noch ähnliche Darstellungen von Flußgottheiten in der Tabula Iliaca und in der Vaticaner Handschrift der Iliade, um zu zeigen, daß wohl die spätere Römerkunst den homerischen Darstellungen getreu geblieben.

Hiernächst theilt er die Abbildung der Bruchstücke eines in Lakonien gefundenen Marmorsarkophags mit, nach den Zeichnungen des Herrn Vietty, der dieses unvergleichliche Sculpturwerk griechischer Kunst der gänzlichen Zerstörung eines neugriechischen Papas entrissen hat. Wäre es noch ganz, versichert Herr Vietty, und man kann es schon aus dem Kupferstiche (pl. LIX. Nro. 2. 3. 4. 5) vermuthen, so würden wir darin eine der köstlichsten Sculpturen der besten griechischen Zeit bewundern. Hr. R.-R. erin-

nert dabey an den in Wien befindlichen, ebenfalls aus Lakonien herübergebrachten Marmorsarkophag (am besten abgebildet bey Bouillon Musée des Antiques II. pl. 93), macht mehrere lesenswerthe Bemerkungen über beyde Denkmale, tritt in Betreff des neulich gefundenen der Erklärung Vietty's bey, wonach darauf der Kampf des Achilles gegen die Trojaner im Skamander (Iliad. XXI. 16 sqq.) vorgestellt ist; macht ferner auf die, gerade wie auf jener Etruskerurne dargestellte Figur des Flußgottes aufmerksam, und beschließt diesen interessanten Abschnitt mit den Sätzen, daß auf jener etrurischen Alabasterurne links vom Beschauer der trauernde Flußgott Xanthos mit der Nymphe Ida, rechts aber der Flußgott Eurotas mit der Nymphe Taygete abgebildet seyen, und erklärt die runde Scheibe in der Hand des letzteren Flußgottes sehr sinnreich als Anspielung auf die am Ufer des Eurotas an den Hyakinthien gehaltenen festlichen Uebungen mit der Wurfscheibe.

§. 2. Das Abenteuer des Ulysses beym Polyphem erscheint vergleichungsweise mit andern Erzählungen der Odyssee am seltensten auf antiken Denkmalen. Der Verf. zählt diese auf, und bemerkt sodann, wie uns die neueste Zeit mit Bildwerken beschenkt habe, die diese Scene mit ächt homerischer Einfalt und Naivetät vorstellen; wobey das Verdienst des Herrn Grafen von Luynes angerühmt wird, die Aufmerksamkeit der Archäologen zuerst auf die mit dieser Begebenheit bemalten Gefäße gelenkt zu haben (in den Annali del Inst. Archeol. Tom. I. p. 278 sqq. mit tavol. VII. Nro 1 und 3). Es wird daraus ein solches Gefäß, jetzt in der Sammlung Durand, beschrieben, und in einer gehaltreichen Anmerkung, aus Anlaß eines Bechers aus Epheuholz (κισσύβιον) gezeigt, daß Trinkgefäße sehr verschiedener Form und mit eben so verschiedener Benennung in dieser Scene auf Bildwerken und bey Schriftstellern vorkommen, — eine von den Alten fast durchgängig genommene Freyheit; woraus die Folgerung gezogen wird, daß ein neulich gemachter Versuch, die Lehre von den Gefäßen nach Gestalt und Namen in ein festes System zu bringen, ein vergebliches Bemühen sey. Auch wird bey der äußerst kunstlosen Zeichnung und Darstellung auf diesem Gefäße bemerkt, daß man hierbey vergeblich von einem ägyptischen Style spreche; vielmehr müsse man diese scheinbar uralte Manier einem Nachahmungsstyle zuschreiben, der sich unter Griechen und Römern in der Rückkehr zur ägyptischen oder archäischen Art gefallen habe.

Die folgende Begebenheit, des Ulysses Rettung aus der Höhle des Cyklopen, kommt auf mehreren Gefäßen aus Sicilien, Campanien und Etrurien vor. Eins derselben

findet sich gegenwärtig in der königl. bayerischen Sammlung zu München. Indem der Verf. auch diese Classe aufzählt, macht er auf den lebhaften Verkehr mit solchen Fabrikaten und Kunstwerken aufmerksam, der zwischen den Griechen Siciliens und Campaniens mit den Etruskern über die Häfen von Adria und Cäre Statt gefunden. Die unzähligen Bruchstücke von Thongefäßen in der Umgegend dieser alten Städte, wie auch beym alten Spina, die man noch anjetzt findet, beurkunden diese Orte als Niederlagen oder als Fabriksstätten solcher Kunstwaaren; und die Archäologen werden aufgefordert, an diesen Orten solche mit Inschriften oder Bildwerken versehene Fragmente zu sammeln, oder auch umfassende und planmäßige Nachgrabungen zu veranstalten; wie denn neuerlich bey Cavetri (dem alten Cäre) gemalte griechische Gefäße von hohem Werthe ausgegraben worden. — Auch die römischen Thongeschirre und deren Bruchstücke verdienen die Vernachläßigung nicht, womit man sie so oft hat zur Seite liegen lassen; sie liefern zuweilen Inschriften und interessante Bildwerke, wie Referent sich neuerdings im rheinischen Lande zu überzeugen Gelegenheit hatte, und er macht daher auf die demnächst zu erwartenden Steindrucktafeln aus einer der reichsten Sammlungen dieser Art, der des Herrn Schweighäuser in Straßburg, das Publicum aufmerksam.

Herr R.-R. theilt (p. 348 sq. mit pl. LXV. Nro. 1) zuerst die Abbildung eines gemalten Gefäßes dieser Art aus der Sammlung Durand mit — ein sehr merkwürdiges Stück. Es zeigt uns zuvörderst den im tiefem Schlafe liegenden Polyphem mehr in der Gestalt eines alten Satyrs, als in der homerischen Form der Cyklopen; sodann den großen Widder in seiner vorderen Hälfte (προτομή), nach einer auch auf altgriechischen Münzen üblichen Kunstabkürzung; endlich, was ganz eigen ist, den unter dem Widder hängenden Ulysses mit einem bloßen Degen in der Hand, um sich im Fall der Entdeckung zu vertheidigen. Weinlaub ist auf dem Grunde dieses in ganz alterthümlichen Styl gemalten Gefäßes ausgebreitet. Der Verf. geht von da auf die etrurischen Denkmale über, und erwähnt einen bronzenen Spiegel, unter dessen Scheibe Gefährten des Ulysses an dem Bauche von Widdern angebunden, vorgestellt sind, mit Verweisung auf Winckelmann's Monum. ined. Nro. 156. — Es wundert mich, hier die treffliche colorirte Abbildung in Inghirami's Monumenti Etruschi, Tom. II. part. 1. tav. 7 nicht angeführt zu finden. — Hierbey wird die feine Bemerkung des Herrn Angelo Mai (prooem, ad cod. Ambros. Odysseae p. 22) herausgehoben, daß der mit Stricken Befestigte nicht Ulysses selber seyn könne, indem dieser zuletzt aus der Höhle entfloh, und sich also an den Widder bloß anklammern

mußte; sodann verdient die eigene Bemerkung des Hrn. R.-R. ausgezeichnet zu werden, daß Darstellungen, die uns den Ulysses mit der Mütze (πῖλος) zeigen, nach der 95. Olympiade gefertigt seyn müssen, als in welcher der Maler Nikomachos den Ulysses zuerst so vorgestellt hatte. Hierbey wird auch zweyer kleinen Statuen in den Sammlungen Albani und Pamfili gedacht.

Es werden darauf zwey Basreliefs aus dem Museum von Volterra bekannt gemacht und erläutert. Auf dem einen (pl. LXII. Nro. 1) sieht man den ganz griechisch gekleideten Ulysses dem Polyphem, zu dessen Füßen einer der Gefährten niedergeworfen liegt, die Weinschale reichen (wobey von ähnlichen Darstellungen auf geschnittenen Steinen die Rede ist, so wie von der toreutischen Abbildung auf einem der jüngst bey Bernay in Frankreich ausgegrabenen silbernen Gefäße. — Man sehe die Vignette auf der 328. Seite dieses Werkes. — Auf jenem etrurischen Relief sind mit Vermeidung aller Gräßlichkeiten dieser Scene die Gefährten des Ulysses in verschiedenen Handlungen sehr natürlich dargestellt, und das ganze Gebilde verräth die glückliche Nachahmung eines edlen griechischen Musters. In einer Anmerkung leitet der Verf. den Manducus in römischen Aufzügen vom Cyklopen Polyphem ab, und erklärt das öftere Vorkommen des Gorgonenhauptes auf gemalten Gefäßen daher, daß Mormo (Μορμώ) eine auf Tod und Unterwelt bezügliche Bedeutung habe. Auf dem zweyten Basrelief (pl. LXII. Nro. 3) liegt der Cyklop in seiner riesigen Gestalt schlafend am Boden; wobey bemerkt wird, daß die Art, ihn mit Einem großen Auge in der Mitte der Stirne oder mit dreyen vorzustellen, den griechischen und etrurischen Denkmalen unbekannt, und erst auf römischen anzutreffen sey. Die Gefährten des Ulysses sind unter der Aufsicht eines Bewaffneten beschäftigt, einen großen Mastbaum gegen die Stirne des Riesen zu stoßen; wozu Ulysses selbst auf seinem, sehr sinnreich mit Anspielung auf seine Rettung mit einem Widderkopfe verzierten Schiffe die Befehle ertheilt. Bey Erwähnung einer Volterranischen Urne, worauf der zweyäugige Polyphem ein Felsenstück gegen das Schiff des Ulysses schleudert, werden von unserm Verf. die falschen Vorstellungen des Herrn Micali widerlegt, der den Etruskern in den Kunstdarstellungen eine große Originalität beyzulegen geneigt ist, wogegen behauptet wird, daß diese und andere etrurische Darstellungen nach den griechischen Tragikern entworfen seyen.

Der Verf. geht (p. 353) zu den römischen Bildwerken dieses Fabelkreises über, und macht, mit Zurückweisung auf seine Mittheilungen und Bemerkungen in der Achilléide (p. 45 sq.) ein Basrelief aus dem Benedictiner-Kloster zu Catania bekannt (pl. LXIII. Nro. 2). Es stellt auch den schlafenden Polyphemos

mit zwey Augen vor, den Ulysses mit einer konischen Schiffermütze auf einem Felsen stehend, und die ganze Scene auf eine eigenthümliche, doch dem Geiste der griechischen Kunst entsprechende Weise. Daher der Verf. geneigt ist, es für die Arbeit eines griechischen Künstlers aus der römischen Kaiserzeit zu halten. Bey dieser Gelegenheit trägt er auch seine Meinung über zwey andere Basreliefs vor, ein Borghesisches, jetzt im Louvre, und das andere in der Münchner Glyptothek, die er gegen abweichende Auslegungen ebenfalls auf die Berückung des Polyphem durch Ulysses bezieht; eine Scene, die durch unglückliche Restaurationen verdunkelt worden (man vergleiche Bouillon Musée des Antiques III, Clarac in der Notice p. 189 und Schorn's Beschreibung der Glyptothek S. 121). In der ersteren Berichtigung war ihm Zoega vorangegangen. Durch Vergleichung mit jenen etrurischen Reliefs und mit einer kleinen Bronze des Hrn. Pourtalès-Gorgier (die hier nach ihrer natürlichen Größe abgebildet ist: pl. LXII. Nro. 2), berichtigt der Verf. die falsche Erklärung eines capitolinischen Reliefs, dessen Bildwerk man neulich wieder auf den Plan bezogen hatte, obschon Mori (Scultura Capitoline, Atrio, tav. 28) den Cyklopen Polyphem erkannt, der auch sein drittes Auge auf der Stirne kenntlich macht. Wegen der Syrinx in seiner Hand, die jedoch auch in der Hand des Polyphemus passend wäre, hatte man diese Figur, unter deren Füßen ein junger Mann liegt, für den Hirtengott Pan gehalten. Der Verf. betrachtet diese Hirtenflöte als eine schlechte Restauration, und bezeichnet solche Ergänzungen als Quelle vieler Irrthümer der Archäologen. Er handelt darauf von andern Reliefsdarstellungen dieser Fabel; lobt das große Verdienst der Arbeit eines kürzlich zu Bernay gefundenen silbernen Gefäßes, worauf diese Scene mit Vergoldung eingelegt ist, und schließt aus Veranlassung der einzelnen Rundwerke, den Polyphem mit einem liegenden Menschen darstellend, mit der allgemein und für die Beurtheilung vieler Bildsäulen und Gruppen sehr brauchbaren Bemerkung, daß viele solcher Statuen und Statuengruppen aus ganzen Scenen von Basreliefs und Malereyen entlehnt, und in derselben Stellung, wie sie dort als Glieder einer ganzen Handlung dargestellt waren, aufgefaßt seyen.

§. 3. Des Ulysses Aufenthalt bey der Circe und die Verwandlung der Gefährten kam bisher nur auf zwey antiken Bildwerken vor, und zwar einer und derselben Classe, zuerst auf dem Marmorfragmente einer auf die Odyssee bezüglichen Tafel (jetzt in Millin's Gal. mythol. p. 174. Nro. 635). Dieß gibt unserm Verf. zu Bemerkungen über die Gränzen der Allegorie und der darstellenden Kunst Anlaß. — Sie mögen im

Ganzen richtig seyn, in sofern vom Geiste der ausgebildeten griechischen Kunst die Rede ist. Wenn der Verf. aber die Stelle des Pausanias (V. 19. 2) von der Darstellung des Aufenthalts bey der Circe auf dem Kasten des Kypselus, wobey nichts von jener Verwandlung vorkam, als einen Beweis geltend machen will, daß schon in so alter Zeit die im Ganzen noch hieratische Kunst der Griechen sich schon von orientalischen Traditionen und Typen entfernt habe, so hätte ihn das, was Pausanias kurz zuvor und gleich nachher von den Gebilden auf jenem Kasten meldet, z. B. von der Todesgöttin mit Thierzähnen und Thierkrallen, von Centauren mit Menschen- und Pferdefüßen zugleich u. s. w., vom Gegentheil überzeugen können. In jener Scene auf dem Kasten war bloß das Beylager des Ulysses und der Circe dargestellt, wohin jene Thiergestalten nicht gehörten. Ueberall leuchtet bey unserm Verf. ein zu absichtliches Bestreben durch, die griechische Bildnerey von der orientalischen, zumal ägyptischen, schon früh unabhängig erscheinen zu lassen. — Die andere Vorstellung findet sich als Malerey in einem alten Codex des Virgilius (zur Aeneide VII. 5), und beyde Bildwerke hatten sichtbarlich nur den Zweck, in den Schulen der Grammatiker gebraucht zu werden. Letzteres ist weit jünger als ersteres, und der Verf. vermuthet, es sey Copie eines römischen Gemäldes, da man schon seit Augustus Zeit die römischen Häuser mit Scenen aus der Odyssee bemalt habe. Beyde weichen auch von Homer und Virgil ab, indem sie die Ulyssesgefährten bloß mit Schweineköpfen darstellen. Hr. R.-R. schließt sich sodann in der Erklärung eines pompejanischen Gemäldes an die Erklärung des Herrn Jorio an, wonach es die Circe vorstellt, wie sie die Wirkung ihrer Zaubermittel auf Ulysses (nach Hrn. R.-R. auch auf dessen Gefährten) versucht. Unser Verf. unterstützt diese Ausdeutung noch durch eigene Betrachtungen des Costumes der Circe und ihrer Umgebungen, worunter die Erklärung des breitrunden, oben spitzen magischen Hutes (θολία) und der Kufe (puteus), worauf Circe sitzt, auszuzeichnen sind. Auch wird ein griechisches Vasenbild, in Neapel befindlich, angeführt, worin jene Verwandlung vermittelst halber Bedeckung eines Körpers durch den andern (wie Iphigenia und die Hirschkuh in der Orestéide pl. XXVI. B.) sinnreich dargestellt ist.

Dieselbe magische Verwandlung, abgebildet auf einer Alabasterurne von Volterra, war zwar schon von Guarnacci beschrieben, aber mit einer so schlechten Abbildung begleitet worden, daß Hr. R.-R. witzig bemerkt, dieser Künstler habe die unglücklichen Leute noch einmal, und zwar schmählich, verwandelt. Es ist daher eine neue Abbildung nach dem Originale gegeben (pl. LXI.

Nro. 2). Diese etrurische Arbeit gehört den späteren Zeiten des Verfalls an, ist aber in der Idee sinnreich aufgefaßt. Man sieht drey Gefährten des Ulysses, den einen mit einem Widder-, den zweyten mit einem Stier-, den dritten mit einem Pferdekopf. Die verschiedenen Seelenzustände sind aber wohl abgestuft, indem der eine, über seine unglückliche Lage trauernd, nachzudenken scheint; ein zweyter in thierischer Wuth einen Baum auszureißen bemüht ist; der dritte, in bestialischer Sinnlichkeit versunken, eine dargebotene Weinschale ausleert, gleichsam um den Rest seiner Vernunft in gänzliche Vergessenheit zu begraben; Circe am Ausgang einer Grotte hält ein Schwein in der Hand, welches Symbol thierischer Genußsucht in der homerischen Fabel so charakteristisch vorkömmt. Doch ist keine Spur von Carricatur in dieser Vorstellung, die im Gegentheil in dem großen Tone gehalten ist, wie er einem Grabesdenkmal zukömmt; wobey der Verf. eine ähnliche Vorstellung auf dem Grabmale der Nasonen erwähnt, wo der Lethefluß und Hermes Psychopompos in der Scene erscheinen. Hiebey werden auch gute Bemerkungen gemacht über die Erzählungen Homers und Virgils, so wie über die antiken Carricaturbilder, die den grosgriechischen φλύακες oder travestirenden Dramen ihr Daseyn verdanken; endlich über die theologisch-moralischen Deutungen, die schon vom Sokrates und von den Pythagoreern bis auf die Neuplatoniker herab diesem Mythus von der Verwandlung in Thiere gegeben worden.

Dieß gibt dem Hrn. R.-R. (p. 362) Anlaß, in eine allgemeine Betrachtung über die Art einzugehen, wie die griechischen Künstler solche thiermenschliche Gestalten behandelt haben. Ich hebe einige Hauptsätze heraus, und füge einige Bemerkungen über Einzelnheiten bey: Den Ursprung dieser Doppelgestalten leitet der Verf. aus dem Oriente, insbesondere aus Phönizien und Aegypten her; namentlich hält er den ganzen Mythus von den Circeischen Verwandlungen für ägyptisch. Sodann wird bemerkt, daß, wo die Verbindung der thierischen mit der menschlichen Natur darzustellen war, die Griechen in der Regel dem thierischen Körper ein Menschenhaupt gaben, die Aegyptier hingegen einem Menschenleib den Thierkopf auffesten.— Bey den vom Verf. berührten Ausnahmen hätte vorzüglich das ägyptische Gebilde der Sphinx bemerkt werden sollen. — Aber als Hauptsatz dieser ganzen Erörterung tritt Folgendes hervor, daß die griechische Kunst, je mehr sie sich ihrer selbst bewußt und selbstständig wurde, in demselben Maße die nothwendig erforderlichen Thiertheile abkürzte und milderte, wie z. B. die Io anfangs als Kuh, aber in reineren Kunstwerken als Jungfrau mit menschlichem Angesichte und nur mit dem Zusatze der Kuhhörner abgebildet ward;

und wie der ursprünglich gräßliche Maskenkopf der afrikanischen Gorgone durch die läuternde Kunst bis zur höchsten Schönheit gesteigert wurde. — Wenn Hr. R.-R. das von Herrn Bröndsted zuerst bekannt gemachte sehr schöne colorirte Haupt aus Tyndaris aus Sicilien eher für die Maske einer Jo als einer Meduse zu halten geneigt ist, so möchte ich ihm jetzt darin beystimmen. 2) Die allmäliche Milderung und endliche Verklärung des Medusenhauptes ersieht man jetzt recht anschaulich aus der Reihe von Medusenköpfen im Anhange zur interessanten Abhandlung des Herrn Levezow über die Gorgonen, Berlin 1833. (3) Die ἀλλόφυλος εὐνὴ in der bemerkenswerthen Stelle des Agatharchides beym Photius (Biblioth. Cod. CCL. p. 1326; p. 443 ed. Imm. Bekker) bezeichnet die fleischliche Vermischung zweyer verschiedenen Gattungen, wie der Pasiphae mit einem Stiere (man vergl. de Rhoer zu Porphyr. de Abstinent. I. 10. p. 17). (4) Wenn der Verf. p. 365. not. 3 in den Worten des J. Laur. Lydus de Mens. p. 78 (p. 192, ed. Roether.): Τὴν Τύχην οἱ Ἕλληνες γράφουσι βοοπρόσωπον (βουπρόσωπον), nach dem zweyten Worte: Ἰοῦν, mit einem Fragezeichen setzt, so würde der Autor, falls er nicht aus einem jonischen Schriftsteller geschöpft, Ἰὼ geschrieben haben. Was aber die Conjectur selbst betrifft, so kann ich sie nicht unterschreiben. Hier nur so viel: Die Tyche oder Fortuna war in alten Religionen ein lunarisches Wesen, und folglich kam ihr, wie dem Monde selbst, das Stierhaupt recht eigenthümlich zu. — Ich kehre zum Verf. zurück. Nachdem dieser seine Betrachtung durch eine weise Induction von Fluß- und andern Gottheiten, die mit Thierleibern vorkommen, nach Münzen, Vasen, geschnittenen Steinen und Bildwerken aller Art erläutert hat, spricht er noch den Satz aus, daß manche Mythen der Griechen in bildlichen Denkmalen ihren Ursprung haben, und den Wunsch, daß diese Idee weiter verpflanzt werden möchte. In den Anmerkungen zu diesem Artikel werden wieder, nach des Verfassers Gewohnheit, mehrere antike Denkmäler lehrreich angeführt.

§. 4. P. 366. Es ist zu verwundern, daß die **Nekyia**, **die malerische Schilderung des Todtenreichs**, im eilften Gesange der Odyssee, obschon von Polygnot und Nicias in Malereyen dargestellt, und in Theaterscenen dem großem Publicum anschaulich gemacht, und obschon der Glaube am Todtenorakel und Geistererscheinungen in die Masse des Volks übergegangen war, unter den übrig gebliebenen Bildwerken eine so seltene Erscheinung ist. — Hierbey gehaltreiche Anmerkungen über diese Volksmeinungen und über die in Thessalien besonders häufig ausgeübte Nekromantie. — Erst Winckelmann hat ein Basrelief

Albani bekannt gemacht mit Ulysses, wie er den Tiresias befragt (Monumenti Nro. 157; jetzt in Millin's Gal. Mythol. pl. 174, Nro. 637). Außerdem kömmt dieser Gegenstand auch auf einem oder zwey geschnittenen Steinen vor. Herr R.-R., bemüht, dergleichen Darstellungen zu entdecken, glaubt diese Befragung des Tiresias in einem Vasenbilde in der vaticanischen Bibliothek (jetzt bey Inghirami Monumm. Etruschi, Tom. V. part. 1, trav. 44) gefunden zu haben. Er nimmt eine Säule mit dem Bilde des Apollo als Andeutung des Tempels dieses Gottes bey Cuma. Vor derselben erscheint, reicher als gewöhnlich gekleidet, vermuthlich nach einer scenischen Vorstellung, Ulysses mit der bekannten Mütze und mit dem auf einen Stab gestützten und in einen Mantel gehüllten Tiresias im Gespräch begriffen. Der Gegenstand der Fragen, nämlich der Zustand der Familie des Königs von Ithaka, ist auf der andern Seite durch die königlich gekleidete Penelope mit ihren beyden Zofen, Eurynome und Melantho, angedeutet; wobey der Verf. aus Beyspielen zu erweisen sucht, daß in Bildwerken, besonders in solchen, wo Weissager abwesende Personen vor die geistige Anschauung führen sollen, diese letzteren selbst oder auch abgeschiedene Seelen in einem Seitenfelde oder im Hintergrunde leibhaftig vorgestellt werden, und erklärt diese ganze Scene für die Copie einer Theaterscene, wozu die Odyssee so reichhaltigen Stoff geliefert habe. Hierbey nun wieder lesenswerthe Anmerkungen über die uralten Todtenorakel in Campanien und die davon vielleicht abstammenden Acheruntia Sacra der Etrusker; über vielleicht noch ältere Geisterbeschwörungen und Orakel in Thesprotien, vielleicht orientalischen Ursprungs. Der Verf. beschreibt auch eine interessante epirotische Münze (bey Mionnet Supplem. d. Médailles, Tom. III. pl. XIII. Nro. 5) mit Ceres auf der einen und Cerberus auf der andern Seite, und erklärt sie richtiger mit Beziehung auf epirotische Mythen und Oertlichkeiten des dort hin verlegten Todtenreichs. Endlich wird auch ein Basrelief (jetzt in Millin's Gal. Mythol. pl. 172. Nro. 639) auf die Vorstellung der Seestille (Γαλήνη) und auf die Berathung des Ulysses mit Eurylochus über seine Heimfahrt bezogen. Mit noch größerer Zuversicht glaubt Hr. R.-R. p. 369 sq. ein anderes Vasenbild, von welchem neulich eine abweichende Erklärung gegeben worden, auf die Nekyomantie beziehen zu dürfen. Er theilt es deßwegen unter den Abbildungen mit (pl. LXIV). Es ist ein Nolanisches Gefäß von grober Fabrik und vernachläßigter Zeichnung im Besitz des Hrn. Pourtalès-Gorgier in Paris. Unser Verf. erklärt diese Vorstellung aus Odyss. XI. vs. 25—84, und sieht darin, wie aus der von Ulysses gegrabenen Grube der Schatten seiner Mutter

Antiklea aufsteigt; in einer nebenan stehenden Figur mit Mantel und Stab erkennt er, nach Analogie anderer scenischen Vasenbilder, den Repräsentanten des Chors oder des Volks (δῆμος), und in der durch Schranken abgeschlossenen kanobischen Figur mit einem Menschenhaupte sieht er den abgesteckten Orakelbezirk, als Anspielung auf das Todtenorakel bey Cuma zwischen den Seen Aornos und Acheron; und zeigt zuletzt, wie natürlich auf einem in der Nähe jener Oertlichkeiten, zu Nola, verfertigten Gefäß, diese Handlung der Odyssee abgebildet werden konnte, da eine Sage diese Scene ja eben dorthin verlegt habe.

Die kanobische Figur gibt dem Verf. Stoff zu einer besonderen Untersuchung: Zuvörderst erwähnt er nämlich der von Inghirami, Dorow und Micali neulich bekannt gemachten etrurischen Kanoben, die aus den Gräbern von Chiusi (Clusium) herkommen; erkennt darin ein unzweydeutiges Merkmal des orientalischen Ursprungs verschiedener Elemente der Etruskercultur; bemerkt, wie diese gefäßartigen Göttergebilde besonders in Aegypten vorkommen, und mit den Vorstellungen der chthonischen und kosmischen Gottheiten in Verbindung stehen, die unter dem Namen der guten Götter in die Culte der alten Griechen, der Italier und der Etrusker übergegangen waren; macht aufmerksam auf diese Kanobengestalt, wie sie in obigem Vasenbilde zum ersten Male erscheint; theilt zugleich die Abbildung eines ähnlichen etrurischen Kanobus von Tufstein (jetzt im königl. französ. Museum, pl. LXV, Nro. 2) mit, und beschreibt ihn, macht ferner auf eine gleiche Figur in einem etrurischen Spiegelbilde der Kircher'schen Sammlung aufmerksam. Was aber hierbey besonders die Beachtung der Archäologen verdient, ist die Bezeichnung der Verschiedenheiten der ägyptischen, altetrurischen und derjenigen Kanobengestalt, wie sie in dem beschriebenen Vasenbilde sich darstellt, wo sie sich der Hermengestalt annähert; woraus man ersieht, daß die spätere etrurische Bildnerey in dieser Vorstellung zwischen den ägyptischen und hellenischen in die Mitte tritt, und sich dieser letztern annähert; endlich die Idee des Verf.'s, daß, da die griechischen Hermenbüsten auch in und bey Gräbern gestanden, aus jenen ursprünglich chthonischen Götterfiguren sich allmälich die Porträtbüsten der in Grabmälern beygesetzten Personen beyder Geschlechter herausgebildet habe. — In den Gesichtszügen der kanobischen Figur von Tufstein, so wie in der ganzen Zeichnung erkennt übrigens unser Verf. unverkennbare Zeichen, daß dieses rohe Sculpturwerk der primitiven und so zu sagen vordädalischen Periode der italischen Schulen, bevor sie noch den bildenden Einfluß der besseren hellenischen erfahren, angehöre, und ein uralt ächt national-etruskisches Gebilde sey. — Ich habe den Vortrag

des Herrn R.-R. nicht unterbrechen wollen, und bemerke daher erst jetzt kürzlich nur Folgendes: Ob in der nekromantischen Scene des zum ersten Male hier mitgetheilten Vasenbildes (pl. LXIV) durch die vermittelst einer Schranke abgesonderten Figur des Kanobus das cumanische Orakellocale angedeutet sey, ließe sich noch fragen. Könnte es nicht der kanobisch-ägyptische Orakelort selber seyn? denn das berühmte, zwischen Alexandria und Kanobus (Aboukir) gelegene Heiligthum war nicht allein ein ärztliches Serapeum, worin Incubationen und dergleichen Heilmittel angewendet wurden (Tacit. Historr. IV. 81 sqq.), sondern man legte dieses Orakel auch dem chthonischen Gotte Hades oder Pluto bey (Heraclides Ponticus ap. Plutarch. de Isid. et Osirid. p. 361 F. p. 482 Wyttenbach.). Es war aber ein von aller Welt besuchtes Heiligthum (Eunapius in Aedesio p. 43 ed. Boissonad.). Auf jeden Fall ist in diesem nekromantischen Vasenbilde die kanobische Figur von diesem ägyptischen Todtenorakel hergekommen; eben so wohl, wie ein Heiligthum des kanobischen Serapis (Σαράπιδος ἐν Κανώβῳ καλουμένου τέμενος) in Korinth (Pausan. II. 4. 7), keinen andern Ursprung als von dorther hatte, wie der angeführte Name verräth. Da nun die vom Verf. bekannt gemachte Kanobenfigur aus Tufstein ein hohes Alterthum beurkundet, und mithin einen uralten etrurischen Cult so gestalteter chthonischer Gottheit; so ließe sich wohl denken, daß auch das kanobische Serapeum in Korinth alt genug gewesen; und die Herkunft jener etrurischen Kanobengestalten ließe sich, bey der Verbindung Etruriens mit Korinth, in einen ungezwungenen Zusammenhang mit korinthischen Culten und Gebilden bringen. — Jedoch das alles bleibe dahingestellt, denn das cumanische Todtenorakel, wie die sacra Acheruntia der Etrusker, können eben so wohl auf andern Wegen nach Campanien und Etrurien verpflanzt worden seyn; — die Hauptsache ist und bleibt der durch jene campanischen und etrurischen Kruggottheiten gelieferte neue und augenscheinliche Beweis für den ägyptischen Ursprung hellenisch-italischer Religionsculte und Götterbilder. — In einigen Anmerkungen zum Schlusse dieses Abschnittes führt Hr. R.-R. eine Stelle des Martianus Capella (II. 7. p. 36) an, worin aus der etrurischen Mythologie Vedius (Ve-Dius) cum uxore erwähnt ist, und sucht zu zeigen, daß diese Frau des Ve-Dius, oder Ve-Jovis, oder des unterirdischen Juppiter, bey den Etruskern Suthina (Su-Thina) genannt worden; welcher Name auf etrurischen Monumenten mehrmals einer weiblichen Gestalt mit einem Polus oder Modius auf dem Kopfe beygeschrieben sey, und daß wir dem zu Folge diese Suthina für die etrurische Proserpina halten können; sodann erklärt er aus einer neulich bekannt

gemachten sicyonischen Münze (Cabinet de M. Allier Hauteroche, pl. VI, Nro. 15) sehr schön eine Stelle des Pausanias, worin die ἡρῷα oder Todtenmahle der Sicyonier beschrieben werden.

§. 5. Sehr häufig zeigt sich dagegen, fährt Hr. R.-R. (p. 376 sqq.) fort, auf etrurischen Denkmalen die Darstellung des Ulysses bey den Sirenen. Schon Gori hatte drey derselben bekannt gemacht, eine vierte Tischbein im Homer nach Antiken; eine fünfte Etruskerurne theilt unser Verf. mit (in der Abbildung pl. LXI. Nro. 1). Im Vorworte bemerkt er, daß wenn man früher vermuthen konnte, daß ein griechisches Vorbild dieser homerischen Scene den etrurischen Künstlern vorgeschwebt, dieß nun durch ein Vasenbild Canino (in den Annali del Inst. Archeol. Tom. I. pl. VIII) von griechischer Fabrik und Zeichnung zur Gewißheit erhoben werde. Dieses Bild sey auch deßwegen bemerkenswerth, weil es den Namen des Helden in älterer, vielleicht dorischer Form: OLVSEVS, beygeschrieben habe, eine Namensform, die sich auch auf dem Bruchstücke eines Gefäßes von Corretto zeigt, und woraus man also die Entstehung des etrurischen VLVXE und des römischen Ulyxes erklären könne. — Daß die Namensform Ὀλυσεύς dorisch gewesen, möchte doch deßwegen zu bezweifeln seyn, weil es sonst unbegreiflich wäre, warum so viele griechische Poeten, Philosophen und Grammatiker, die sich mit Etymologieen des Namens Ὀδυσσεύς abgemüht, nicht auf jene Namensform mit dem Lamda (λ) gemerkt, sondern alle bey ihren Herleitungen das Delta (δ) in diesem Namen voraussetzen, nur mit dem einzigen Unterschiede, daß einige dem ersten Vocal einen Spiritus asper vorgesetzt, und Ὁδυσσεύς, von ὁδὸς und ὕειν geschrieben wissen wollten (Eustath. zu Odyss. I. 62. I. 48. XIX. 407. Vita Sophoclis, ed. Strunck, p. 34, u. Kuster. Historia Crit. Homeri, p. 27). Man sollte daher vielmehr vermuthen, daß jene Aussprache nur italisch, und namentlich etrurisch gewesen, und daß die Maler jener zwey Vasenbilder, wenn auch Griechen, sich nach dieser etrurischen Aussprache bequemt haben *). — Auf dem Vasenbilde Canino hat das Vor-

*) Wirklich hatte Eustathius oder der Gewährsmann, dem er folgt, von jener Schreibart mit λ gehört; denn er sagt zur Iliade II. 569, p. 234, ed. Lips.: καὶ ὁ Ὀδυσσεὺς δέ που Ὀλυσσεὺς καὶ ἡ Ὀδυσσεία· Ὀλυσσεία (εὕρηται), eine Stelle, die man, wie sich nun auch aus obigen Vaseninschriften ergibt, mit Unrecht hat ändern wollen. Das war aber nicht dorisch; denn im Pindar lesen wir Ὀδυσσεύς, und im Theokrit (Idyll. XVI. 51) Ὀδυσεύς. Die Aeolier sagten: Ὑδυσσεύς oder Οὐδυσσεύς, denn in der Stelle des Quintilian (Institut. orator. I. 4. 16) las man bisher: »Sio

dertheil des Schiffes, worauf Ulysses fährt, ein Auge. Der Verf. findet darin am wahrscheinlichsten ein Sinnbild der Wachsamkeit, glaubt jedoch, daß der Ursprung des Symbols ägyptisch sey, wegen der vielen Augen von verschiedener Materie und Größe, die sich in den ägyptischen Hypogeen finden, mit Hindeutung auf Osiris, oder auf Sonne und Mond, und bemerkt dabey, daß Augen sehr häufig auf griechischen Vasen abgebildet sind. Die breite, mit Sternen gestickte Binde an des Schiffes Hintertheil wird mit einem andern Archäologen für das magische Kredemnon der samothracischen Weihen erklärt, welches dem Ulysses im Schiffbruch das Leben gerettet, und womit er in einem anderen Vasenbilde die Lenden umgürtet hat. Die Art, wie Ulysses unter vier Gefährten durch Größe ausgezeichnet am Mastbaume steht, ist ganz in der naiven Einfachheit anfangender Zeichnungskunst genommen; besonders merkwürdig ist die Gestalt der Sirenen, die ein menschliches Haupt auf einem Vogelkörper mit Flügeln und Vogelfüßen haben, und in dieser Gestalt noch ganz den orientalischen und ägyptischen Ursprung dieses Gebildes verrathen. Der Sirenen sind drey, wobey der Verf. diese und andere kleine Abweichungen von der homerischen Erzählung erwähnt, dabey ein anderes Gefäß (Durand) anführt, worauf das Schiffsvordertheil mit einem Schweinskopf (also ὑόκρωρος) versehen ist. Er geht noch mehrere Kunstdenkmale durch, um zu zeigen, daß in Bildern der römischen Zeit die Kunst sich durch Einführung von neun Musen mit verschiedenen musikalischen Instrumenten noch weiter von der Einfachheit der homerischen Vorstellung entfernt habe.

Die für die Kunstgeschichte allgemein interessante Frage, ob Homer sich die Sirenen als schöne menschliche Jungfrauen, wie sie auf etrurischen Denkmalen gebildet sind, oder mit Vogelkörpern und Menschenköpfen gedacht, entscheidet Hr. R.-R. ganz für Herrn Schorn gegen Voß, zuvörderst weil die Bildwerke, wie eben jenes Vasenbild Canino, je älter sie sind, und je näher sie dem homerischen Zeitalter stehen, sie mit solchen thiermenschlichen Gestalten vorstellen; sodann weil überhaupt die Kunstdarstellung der Griechen, je unbehülflicher sie in der Formbildung war, um so mehr den orientalisch-symbolischen Charakter getreu befolgte, und überhaupt, nach dem natürlichen Gange der Künste,

---

'Οδυσσεύς, quem 'Υδυσσέα fecerunt Aeoles, ad Ulyssem deductus est,« und so hat auch noch Koen zum Gregor. Corinth. p. 586, ed. Schaefer, aber Spalding hat gezeigt, gegen alle Handschriften, und dem zu Folge aus denselben hergestellt: Οὐδυσσέα, und wahrscheinlich muß man eben dort auch Ulixem schreiben (s. Spalding zum Quintil. a. a. O. p. 74 sq.).

vom Häßlichen nur allmälich sich stufenweise zum Schönen zu erheben vermochte. Der Verf. erweiset diesen Satz siegreich gegen Andersdenkende durch Beweisstellen und Denkmale in Bezug auf analoge Vorstellungen, wie z. B. der Ker, der Poine, der Echidna und der Medusa.

Die Untersuchung wendet sich darauf zur Feststellung des Bezugs der Sirenen auf Tod und Grab. Es wird zuerst an die vielen Sirenenbilder mit Vogelkörpern und Frauengesichtern erinnert, die sich in den ägyptischen Katakomben finden, und dann weiter gezeigt, wie jene funeräre Bedeutung der Sirenen auch dann noch festgehalten worden, als die griechische Kunst dieses Gebilde allmälich der reinmenschlichen Gestalt näher führte, und diese mythischen Wesen endlich unter der Form schöner Jungfrauen darstellte, obschon man bemerken könne, wie die alte hieratische Bedeutung der Sirenen unter den Griechen mehr und mehr einer moralischen Platz gemacht. Es wird dabey an die Sirenen auf den Grabmalen des Sophokles und Isokrates und auf dem Leichengerüste des Hephästion erinnert. In ungemein reichhaltigen Anmerkungen werden diese Sätze theils mit Zeugnissen der alten Schriftsteller, theils mit Anführungen von Kunstdenkmalen belegt. Unter den ersteren hebe ich die Stellen des Apollonius Rhodius (IV. 896 sq.), des Ovidius (Metamorph. VI. 552) und des Hyginus (Fab. 141) aus, welche die Sirenen als Dienerinnen der Proserpina kennen; unter den letztern den Scarabäus der Orleans'schen Sammlung (Tom. II. pl. 2), welcher auf der einen Seite den Ajax mit dem Leichname des Achilles und mit dem Bilde seiner Seele, auf der andern eine Sirene mit dem Vogelkörper darstellt; ingleichen den Umstand, daß diese Wesen auf gemalten Vasen so häufig neben Grabessäulen und andern auf den Tod bezüglichen Umgebungen erscheinen; wie auch auf Grabeslampen; wovon der Verf. eine als Vignette (Nro. 12. p. 392) zuerst bekannt macht. Diese dem französischen Museum angehörige Lampe zeigt uns das Schiff des Ulysses, ihn selbst, mit zwey Gefährten, und darüber, der gewöhnlichen Darstellung gemäß, auf Felsen stehend drey Sirenen, außer den Flügeln und Vogelfüßen, mit menschlichen Körpern, zwey mit Leyer und Doppelflöte und eine singend. Diese Lampe wird mit andern Monumenten vom Verf. als Beweis gebraucht, daß auch die Römer noch die Beziehung der Sirenen auf Tod und Grab festgehalten haben. Er verweilt sodann noch bey einem andern Vasenbilde griechischer Arbeit von eben so altem Style, als das in der Sammlung Canino, und zwar hauptsächlich deßwegen, weil auf dessen einer Seite der Mythus der Sirenen, auf der andern aber drey entkleidete fliegende Genien vorgestellt sind, welche drey

Symbole in den Händen tragen, die sich unbezweifelt auf den Tod und die Seelenweihe nach dem Tode beziehen, nämlich die mystische Binde, den Kranz und ein Kaninchen (vgl. Orestéide p. 225). Ich übergehe, was der Verf. über die Inschrift dieses Gefäßes sagt, weil mir dabey Zweifel aufgestiegen sind, ob ich gleich gern anerkenne, was von ihm eben dort über die auch in Vaseninschriften vorkommende Anspielung auf Namen der Personen bemerkt wird, denen man dieses Gefäß bestimmt hatte.

Jetzt erst (p. 384) gelangt Hr. R.-R. zur Beschreibung der Vorstellung aus der etruskischen Urne von Volterra (pl. LXI. Nro. 1). Er macht hier, bey der Einerleyheit des Gegenstandes, auf die Verschiedenheit in der Behandlungsart von jenen Vasenmalereyen aufmerksam. Hier erscheinen auf einem Felsen neben dem Schiffe des Ulysses sitzend die Sirenen als drey junge und schöne Jungfrauen in der Kleidung griechischer Matronen mit Tunika und Peplus; die eine hat eine Lyra, die andere eine Syrinx, die dritte eine Doppelflöte in den Händen. Die Wirkung ihrer Töne läßt sich aus der Bemühung des am Maste angebundenen Ulysses ersehen, den Perimedes und Eurylochus mit Gewalt zurückhalten müssen (Odyss. XII. 193 sqq.). In dieser ganzen Darstellung zeigt sich durchaus nichts nationell Etrurisches; sondern Alles erinnert an griechische Vorbilder. Ueber das Schiff, dessen einzelne Theile und Verzierungen werden in den Anmerkungen lehrreiche Nachweisungen gegeben. — Ich erlaube mir hierbey einige Bemerkungen: Obschon wir seit Heindorfs Zeit, der über die in Plato's Kratylus (p. 45, ed. Heindf.) in der Unterwelt vorkommenden Sirenen in große Verlegenheit gerieth, in der Kenntniß dieses mythischen Gebildes beträchtliche Fortschritte gemacht, wozu auch unser Verf. in eben diesem Capitel hülfreich mitgewirkt hat, so möchte doch bis zur gänzlichen Durchschauung dieser dem Morgen- wie dem Abendlande bedeutsamen Personification noch vieles fehlen. Einmal möchte zu fragen seyn, ob die bemerkte verschiedene Gestaltung nicht manchmal absichtlich gewählt worden, um die Bedeutung dieser Wesen zu modificiren; sodann möchte auch auf Bekleidung und auf die Attribute der Sirenen zu merken seyn. So hat z. B. eine ganz vogelartig gebildete bronzene Sirene in einer Heidelberger Sammlung um den Jungfrauenhals eine Perlenschnur. Endlich scheint die Dreyzahl, in der die Sirenen meistens auf Denkmalen vorkommen, nicht ohne Bedeutung zu seyn. Die Alten unterschieden auch drey Arten oder Geschlechter von Sirenen (*Τρία Σειρήνων γένη*): olympische, Dienerinnen des Zeus, irdische, an den Wassern, im Dienste der Aphrodite Pandemos, und chthonische, im Dienste des Hades; alle drey als personificirte Worte, Stim-

men und Anrufe der Vernunft, der Sinnlichkeit oder der aus dem Sinnentaumel zur Besonnenheit zurückkehrenden Seele. Endlich wäre auch zu untersuchen, ob und in wiefern die Sirenen mit der Seelenwanderungslehre in Verbindung stehen. Mit Einem Worte: es wäre die Aufgabe, durch einen Verein von allen Bildwerken, worin diese Wesen vorkommen, wie durch Zusammenstellung aller Zeugnisse, auch der alten Philosophen, den Grundfaden nachzuweisen, der durch dieses mythische Gewebe hindurchläuft.

§. 6. Herr R.-R. beschließt (p. 385 sqq.) die Reihe seines heroïschen Cyklus mit Bekanntmachung und Erklärung einiger Denkmale, bezüglich auf die Flucht des Aeneas, welche neuerlich aus dem etrurischen Boden hervorgegangen sind, und die von der Verbreitung dieser durch die Römerherrschaft so bedeutend gewordenen Sage zeugen. Unter den verschiedenen Erzählungen von jener Begebenheit glaubt der Verf. am sichersten diese Monumente nach der des Hellanikos, die im Alterthum am meisten Credit gehabt (Dionys. Halic. Antiqq. I. 47—49), erläutern zu können.— Ich bemerke hierbey, daß auch Sturz die innere Wahrscheinlichkeit dieser Sage darzuthun sucht (zu den Fragmenta Hellanici Nro. LXIX. p. 101 sq. ed. alter.), der zugleich bemerkt, daß die Erzählung des Hellanikos in seinen *Τρωϊκά* im Wesentlichen mit der des Dichters Lesches in der *Ἰλίου Πέρσις* übereingestimmt. Ich füge noch hinzu, daß auch der zweyte Mythograph der vaticanischen Handschrift (s. Classicorr. Auctorr. e Vaticann. Codd. edd. Tom. III. Nro. 202. p. 69. ed. Ang. Mai.) aus derselben Quelle geschöpft hat; denn er erzählt unter dem Titel: Item de fuga Aeneae: »Aeneas, Veneris et Anchisae filius, in eversione Troiae deos Penates et patrem et filium Ascanium ex incendio eripuit, *et cum his in Idam montem venit«* etc.

Unser Verf. berührt sodann zwey neulich bekannt gewordene Vasen Canino, auf denen Aeneas namentlich bezeichnet, in den vordersten Reihen tapfer kämpfend erscheint, und auch auf der Vase Vivenzio und mehreren andern werden die edlen Motive der Flucht des Aeneas, mit Götterbildern, Vater, Sohn und Gefährten dargestellt; wobey bemerkt wird, daß dem zu Folge diese Maler weder dem Homer folgten, der den Aeneas so sehr in Schatten stellt, noch dem Dichter Lesches, der ihn zu einem Gefangenen des Neoptolemos macht. Hierbey werden auch mit Vergleichung zweyer Vasenbilder zwey interessante Beobachtungen mitgetheilt, einmal, daß die Vasenmaler, auch wo sie überlieferte Compositionen copirten, sich doch die Freyheit nahmen, Zusätze und Aenderungen zu machen, z. B. einige Personen mehr

in die Handlung zu bringen; sodann, daß es bey den Künstlern herkömmlich war, geringe Personen oder das durch sie angedeutete gemeine Volk (πλῆθος) in bemerklich kleinerer Statur vorzustellen, wobey der Verf. eine schöne Anwendung von einem Fragment der Sophokleischen Tragödie Laokoon (beym Dionys. Halic. I. 48) nach Tyrwhitt's Verbesserung zur Erklärung eines Vasenbildes macht. Die gewöhnliche Vorstellungsart, wonach Aeneas seinen Vater trägt, und den Sohn an der Hand führt, wird durch einen Ueberblick griechischer und römischer Münzen erläutert, so wie sie auf dem Vasenbilde des Nikosthenes in der Sammlung Canino vorkömmt; auf einer andern derselben Sammlung werden zwey Kinder von zwey Frauen geführt, und die Flucht des Aeneas ist hier auf der Kehrseite des Gefäßes vorgestellt, dessen Hauptseite den die Medusa tödtenden Perseus vor Augen stellt (bey Micali in der neuen Sammlung tav. LXXXVIII. Nro. 5 u. 6). Vom Verf. wird die Abbildung eines neuerlich bey Canino ausgegrabenen, jetzt in der Sammlung Durand befindlichen Gefäßes mitgetheilt (pl. LXVIII. Nro. 2), worauf wir den seinen Vater tragenden Aeneas, eine Frau, vielleicht Kreusa, und zwey die Familie beschützende Krieger sehen, einen in phrygischer, den andern in griechischer Waffenrüstung, welches sich vielleicht auf die Sage bezieht, daß die Achäer, gerührt von der Kindesliebe und Frömmigkeit des Aeneas, diesem Helden freye Auswanderung gestattet hatten (Heyne Excurs. IX ad Aeneid. II). Endlich zeigt uns ein in Aegina ausgegrabenes Gefäß des Hrn. Herry in Antwerpen (abgebildet (pl. LXVIII. Nro. 3) nur den seinen Vater tragenden Aeneas, und vor ihm und nach ihm sich umwendend die Kreusa. Es wird dabey bemerkt, daß nach der griechischen Sage Aeneas nur seinen Vater und die vaterländischen Götterbilder rettete, während es in der römischen wesentlich war, daß er auch seinen Sohn Ascanius mit sich genommen; welches durch ein (pl. LXXVI. Nro. 4), nach einer Zeichnung der Millin'schen Sammlung mitgetheiltes Marmorrelief in Turin, aus der römischen Kaiserzeit herrührend, bestätigt wird. Dagegen wird ein Vasenbild Durand (pl. LXVIII. Nro. 1) aus diesem Kreise ausgeschlossen, und für Ajax genommen, wie er, unter Vorschreitung der Thetis, des Achilles Leichnam aus der Schlacht hinwegträgt.

Hiernächst werden (p. 388 sqq.) mehrere geschnittene Steine angeführt (jetzt in Inghirami's Galleria Omerica, tav. 71 und 73), und durch Vergleichung mit dem Camee Worsley ein römisches Grabgemälde erklärt, das, so wie jene Gemmen, sich auf die wunderbare Rettung des von Diomedes verwundeten Aeneas bezieht. Der Verfasser beschließt diesen

Abschnitt über die Denkmale des Aeneas mit einer genauen Beschreibung von vier Basreliefs an einem Altar, den er Ara Augusti nennen zu dürfen glaubt, weil er sich auf den Ruhm der domus Augusta beziehe. Von diesem Altare macht er hier zum ersten Male eine Abbildung bekannt (pl. LXIX), und beklagt, daß dieses Monument in der Villa Madama so lange allen Unbilden der Zeit und der Menschen ausgesetzt gewesen, bis es in den Hof des Belvedere in Rom gekommen, da es doch ein öffentliches Denkmal von einer guten Bildhauerschule aus dem Zeitalter des Augustus sey. Man sieht, nach der Deutung des Verf.'s, darauf dargestellt: den Aeneas in ehrwürdiger Gestalt mit Mantel und Zepter, neben dem albanischen Mutterschweine mit Ferkeln, und gegenüber die Sibylle von Cuma mit einer Rolle, die Schicksale Roms enthaltend; ferner die Apotheose des Julius Cäsar, mit den Bildern des Himmels, der Sonne, und mit der Personification des Senats; ferner ein Opfer, den Laren des Augustus dargebracht, seinen Genius und hier und dort Personen dieses Kaiserhauses; endlich die Siegesgöttin geflügelt, an eine zwischen zwey Lorbeerbäumen stehende Säule einen Schild befestigend mit einer Inschrift, daß der Senat dem Augustus dieses Denkmal weihe. In den Anmerkungen stehen Vergleichungen mit ähnlichen Monumenten, nebst lehrreichen Bemerkungen über den Cinctus Gabinus, über die Darstellung der Laren, über die Personification der βουλή (des Senats) eben sowohl als Gott wie als Göttin u. s. w.

Anhang. In dem Vorworte (p. 393) erklärt sich Herr R.-R. über eine nur allzuwahre Erfahrung, daß von antiken Denkmalen, in Folge einer früheren mit ihnen vorgegangenen Trennung, oft nur einzelne Theile zur Kenntniß und Anschauung der Archäologen kommen, deren Erklärungen sonach entweder im Einzelnen irrig seyn, oder doch, weil sie einen Theil für das Ganze halten, den Totalsinn des Werkes verfehlen müssen. Von diesen mißlichen Umständen macht der Verfasser

§. 1 sogleich eine Anwendung auf ein Basrelief im Museo Pio Clementino (IV. tav. 18), welches E. Q. Visconti in Betreff der einzelnen abgebildeten Personen ganz richtig erklärt hatte, aber über das Motiv der ganzen Composition in vollkommenem Irrthum ist. Der Verf. ergänzt dieses Relief durch Vergleichung eines zweyten vaticanischen und eines dritten in der Villa Borghese, und zeigt zuvörderst, daß der Lauf der Sonne und des Mondes hier unter den Schutz der großen capitolinischen Gottheiten gestellt erscheinen. Es werden dabey mehrere Erklärungen Visconti's, Zoegas und anderer Archäologen berichtigt, und in den beygefügten Anmerkungen besonders viele Erörterungen ge-

macht: über die Darstellung und Bedeutung der Sonne und des Mondes, des Phosphoros und Hesperos, der zwey Dioskuren; wobey über diese letzteren die Vermuthung geäußert wird, daß die beyden Dioskuren des Capitols am Eingang eines großen Mausoleums aufgestellt gewesen, wo nicht auch die beyden Jünglingskolosse von Monte Cavallo. — Die Beziehung der Dioskuren auf den Wechsel von Leben und Tod, bemerke ich hierbey, ja ihrer rohen Bildsäulen Aufpflanzung an Gräbern, als uralter Gebrauch in Lacedämon und anderwärts, geht aus Stellen der Alten, wie des Plutarch de fraterno amore p. 949 sq. p. 478 Wyttenb. Hesychius I. p. 1017 Alberti und andern Zeugnissen hervor. Die Untersuchung selbst muß einem andern Orte vorbehalten bleiben. — Die obige Erklärung des vaticanischen Denkmals ward durch Vergleichung anderer bekräftigt, und dabey ein Todtenaltar aus dem Kloster von S. Paolo außer den Mauern in Abbildung (pl. LXXVII. Nro. 3) mitgetheilt, worauf die Namen Fusca und Phosphorus stehen; welches zu Bemerkungen über Namen-Allegorien auf Grabmalen Gelegenheit gibt, wie über die Vorstellung des Raubes der Proserpina als Zeichen eines frühen Todes in der Blüthe der Jahre. Endlich wird die funeräre Bestimmung aller besprochenen Denkmale und die gleiche Bedeutung der angeführten Bilder dadurch über allen Zweifel erhoben, daß das Bruchstück eines Sarkophagbildwerks zu Perugia mitgetheilt wird (in der Bildtafel pl. LXXII. Nro. 2, — nicht Nro. 1, wie in der ersten Note p. 398 irrig angegeben ist; vorher, zu p. 395, wo das Borghesische Basrelief beschrieben wird, sollte pl. LXXII. Nro. 1 angegeben seyn), ein Monument, welches sich als ein viertes jenen beyden vaticanischen und dem Borghesischen anschließt. Es zeigt zuvörderst den ersten der beyden Dioskuren, ganz entschieden kenntlich durch die ihnen eigenthümliche Mütze, sodann die drey großen Gottheiten mit allen ihren Attributen; und endlich, was die Hauptsache ist, hat es fünf Worte am oberen Ende, welche deutliche Ueberbleibsel einer Widmung an einen Verstorbenen enthalten, und die der Verf. zu ergänzen sucht. Endlich theilt Hr. R.-R. (pl. LYXII. A. Nro. 2, welche Bildtafel aber erst nachgeliefert werden soll) eine neue Abbildung des berühmten Sarkophags von S. Paolo außer den Mauern, aus der Zeit des Septimius Severus, mit, und erklärt die Eigenheiten dieses Monuments, als: Aurora mit ihrem Wagen, der Felsenberg, den der Sonnenwagen hinauffährt, vom Verf. aus den Mithrassteinen und aus dem Zendavesta hergeleitet, der Schleyer der Nacht und endlich der Vorhang, wodurch die großen Gottheiten in ihrem Heiligthume als verborgene Lenker des menschlichen Lebens bezeichnet werden. Aber — worauf der Verf.

nun ein vorzügliches Gewicht legt, das ist der Umstand, daß er die Quelle dieser auf Tod und Grab bezüglichen Bilder nachweisen zu können glaubt. Auf einem neapolitanischen Gefäße, jetzt der Sammlung Blacas angehörig, und hier im Bilde (pl. LXXIII) mitgetheilt, sieht man den Helios auf dem Sonnenwagen, und, wie der Verf. weiter deutet, die Nacht auf einem schwarzen Rosse; die sich ins Meer stürzenden Sterne als Jünglinge vorgestellt, und an der andern Seite der Scene Aurora, den Cephalus raubend; als eine euphemistische Kunstallegorie von einem in der Lebensblüthe verstorbenen Jüngling. Dieser Abschnitt enthält wieder viele lesenswerthe Bemerkungen, z. B. über die Darstellung des Sonnengottes. — Wenn der Verf. hier den Millin tadelt, daß er (zu den Peintures de Vases II. 49. 72) einen ähnlich gestalteten Sonnengott in einem Vasenbilde für einen Dionysos-Helios mit Bezug auf cosmogonische Ideen erklärt hatte — weil solche Gedanken den Denkmalen der schönen Kunstepoche fremd seyen, so wäre es hier ein zu weitläuftiges Geschäft, diese Einrede in ihren Gründen zu prüfen. Hier will ich nur bemerken, daß Hr. R.-R. sich nicht gleich bleibt, sondern eine auffallende Inconsequenz begeht, indem er auf der folgenden Seite, um die Vorstellung der Sterne, wie er die Knaben auf dem Vasenbilde nennt, zu erklären, sich auf orphische Ideen beruft, und nicht nur das Fragment eines orphischen Gedichts anführt, sondern auch eine allen Kriterien nach sehr späte Mysterieninschrift. In derselben Note 3 p. 400 muß geschrieben werden: Jacobs Anthologia *Graeca*, statt: J. Anthol. Palatina. — Es folgen Bemerkungen über die Sonnenrosse, über die Darstellung der Sterne, der Aurora und des Sirius (wobey Erörterungen über ein Spiegelbild von einem Speculum mysticum, dem Hrn. Bröndsted, jetzt der königl. französ. Sammlung angehörig, und über ein Vasenbild, jetzt im Berliner Museum (pl. LXXII. A. Nro. 1); ferner über den Mythus von Aurora und Cephalus, und dessen Vorstellung auf Vasen und andern Denkmälern; endlich über die capitolinische Büste (in Hirt's Bilderbuch I. tab. V. Nro. 1), welche unser Verf. mit Winckelmann und Heinrich Meyer geneigter ist, für einen Alexander den Großen, als mit Visconti und Hirt für einen Helios oder Sonnengott zu halten — mit Anwendung von Stellen der alten Dichter und anderer Schriftsteller.

§. 2. Pag. 401 sqq. Dieselbe Trennung zweyer Theile eines Borghesischen Basreliefs hatte den Winckelmann (Monumm. inedd. I. 4. Nro. 16) zu der unrichtigen Erklärung verführt, es sey darauf Hebe, der Juno Tochter und Göttin der Jugend dargestellt, worin Herr Hirt ebenfalls irrig Amor und Psyche zu erkennen geglaubt hatte. Unser Verf. theilt es jetzt nach seiner

Verbindung der beyden Hälften mit, und vergleicht es mit einem Relief des Capitols, welches mit einigen Abweichungen denselben Gegenstand vorstellt (pl. LXXIV. Nro. 1 u. Nro. 2), und dessen Vergleichung mit dem ersteren bisher versäumt worden war. Durch Betrachtung noch einiger anderer Monumente, und besonders eines volterranischen Urnenreliefs (nach einer Zeichnung des Herrn Inghirami hier pl. LXXV zum ersten Male bekannt gemacht — ein Bildwerk, einzig in seiner Art, und, wie die Vergleichung mit einem Vasenbilde Canino zeigt, nach griechischen Mustern gearbeitet), und welches letztere Hr. R.-R. vom Raube der Leukippiden Hilaira und Phöbe durch die Dioskuren versteht; — durch diese verschiedenen Zusammenstellungen sucht nun der Verf. zu erweisen, daß auf diesen etrurischen und römischen Reliefs der Totalsinn der bildlichen Vorstellungen kein anderer sey, als den Tod zu bezeichnen, wie er Personen im Frühling des Lebens wegrafft, dessen Anfang durch die Parzen als Vorsteherinnen der Geburt angedeutet ist, und das durch die eleusinischen Weihen (bezeichnet durch Einführung der Ceres und der Proserpina) unter den Schutz der drey großen capitolinischen Gottheiten (Juppiter, Juno und Minerva) gestellt war, eine Idee, die auf dem etrurischen Relief durch Einführung zweyer mythologischen Wesen, der Dioskuren, auf den beyden römischen durch Einführung einer allegorischen Person, des Todesgottes (Thanatos), dargestellt war; woraus denn die Folgerung hervorgeht, daß in diesen Bildwerken dieselben Grundideen mit denselben Hauptmotiven dargestellt sind, wie in den vorher (§. 1) erläuterten. — Zu den Leukippiden, bemerke ich kürzlich, wird auch Arsinoe, die Mutter des Aesculapius, gezählt: Cic. de N. D. III. 23 mit meinen Noten p. 613 sq. Dieser Mythus verdiente auch der Kunstwerke wegen noch eine genauere Behandlung. — Im Texte und in den Anmerkungen handelt unser Verf. noch von der Darstellung und von der Zahl der Parzen; von der bildlichen Darstellung der Unsterblichkeit oder der Apotheose, von der Kleidung der Dioskuren und von einer wichtigen Stelle des Plato (Republ. X. p. 617, D.), welche besonders durch ein capitolinisches Basrelief Licht bekömmt; endlich von der Entführung der Leukippiden, des Cephalus, des Hylas und des Ganymedes, als euphemistischen Einkleidungen des Gedankens eines frühen Todes, auf Grabesdenkmalen.

§. 3. Der Satz, daß der Lauf des menschlichen Lebens auf antiken Monumenten zuweilen auch durch weibliche Personen, Gebräuche und Umgebungen, jedoch auch wohl mit Einführung mythischer und allegorischer Wesen, vorgestellt worden, wird von Hrn. R.-R. (p. 405 sqq.) durch Beschreibung

mehrerer Basreliefs, insbesondere durch genaue Erläuterung von dreyen (1 in einer italienischen Sammlung und 2 im Vatican), auf eine sehr lehrreiche Weise anschaulich gemacht, indem sie zugleich in Abbildung mitgetheilt werden (pl. LXXVII. Nro. 1, 2 und 4). Sie stellen die Hauptmomente des Lebens nach römischer Sitte und Ansicht vor Augen: die Geburt, die Pflege der Neugebornen, die Unterweisung der Knaben, die Uebungen der Jünglinge, die Handlungen der Männer und den oft frühen Abschied aus dem Leben. Daher man hier oft vorgestellt findet: die Parzen, den Wagen des Hades (Pluto), worauf ein Jüngling unter dem Geleite eines Dioskuren und des Hesperus zu der Mutter Erde hinabfährt. Auch diese Scenen geben unserm Verf. im Texte wie in den Anmerkungen zu mehreren archäologischen Erläuterungen und Berichtigungen Stoff, wie z. B. über die Gefäße zum Waschen und zum Tragen der Kinder (zum letzteren gebrauchte man auch Schilde), wobey auch des vortrefflichen Beuth'schen Onyxgefäßes, jetzt in einer öffentlichen Berliner Sammlung, gedacht, und wovon Anwendung gemacht wird zur Erklärung des Schildes, den eine Frau (pl. LXXIV. Nro. 2) emporhebt. — Zur Rechtfertigung der Erklärung in einer Inschrift: Cornutus *doliens* statt dolens, traurend (p. 407. not. 6), kann ich dem Verf. mit einem Beyspiele aus der dritten Conjugation dienen. Im sechsten Jahrhundert sagte man auch *colientes* statt colentes (s. Jo. Laur. Lydus de magistratt. Romm. I. 20. p. 38).

§. 4. Herr R.-R. beschließt (p. 409) diesen Anhang mit Bekanntmachung und Erklärung eines gemalten Gefäßes der Sammlung Sbani in Neapel (pl. LXXVIII). Die funeräre Bestimmung dieses interessanten Gefäßes wird vom Verf. zuerst durch das Bild der Kehrseite erwiesen, welches eine Säule mit schwarzen und weißen Bändern behangen und ein Gefäß auf ihrer Spitze tragend nebst zwey Frauen darstellt, welche bacchisch-mysteriöse Symbole in den Händen tragen. Die Hauptseite hat auf zwey Planen zwey Reihen von Personen; die auf dem oberen Plane deutet unser Verf. so: Apollo in der Mitte, links für den Beschauer Minerva, rechts Ceres; neben welcher eine brennende Lampe auf einer Säule steht; den Tempel glaubt der Verf. durch den Ochsenschädel über dem Apollo angedeutet, und durch die Lampe die nächtliche Feyer der Eleusinien. Auf dem untern Plane weiset er links ein Weihebecken nach, worauf eine Priesterin sich stützet; die in der Mitte auf einem Throne sitzende bärtige und mit Lorbeern bekränzte Person, die einen Königsstab in der Hand hält, erklärt er für einen Priesterkönig (Pontife Roi); rechts den priesterlich geschmückten Greis mit einem ganz eigen verzierten

Zepter in der Hand, für einen Pädagogen, der die Functionen des Hierophanten oder Mystagogen verrichtend, einen mit Lorbeer bekränzten Jüngling dem Priester zuführt; und erklärt diesen Jüngling (mit Bezug Böckh's Corpus inscriptt. I. p. 444 sqq.) für den attisch-eleusinischen heiligen Knaben (genannt *μυηθεὶς ἀφ' ἑστίας* oder *παῖς α. ε.*), so daß wir also auf dieser großgriechischen Vase sehen, was uns attische Inschriften mit Worten sagen, nämlich, daß angesehene athenische Knaben eine vom Altare der großen Göttinnen unmittelbar ausgehende Weihe empfangen haben. — Hiebey muß ich mehrere Umstände berühren: 1) Gesetzt, auf dem oberen Plane seyen Apollo, Athene und Demeter vorgestellt, obschon Ceres und selbst Minerva mir noch zweifelhaft sind, so fallen doch die vorherrschenden apollinischen Attribute, die Lyra und der so vielfältig vorkommende Lorbeer auf. Das eleusinische Costume forderte vielmehr die Myrte. 2) Ist über das mit Siegesgöttinnen auf seinen beyden oberen Seiten geschmückte Tempelchen nichts gesagt. 3) Auch nichts über den Vogel auf dem Zepter des sogenannten Priesterkönigs. Ist's ein Adler, so sollte man Zeus denken, woran ohnehin die Gestalt erinnert; ists der bärtige Dionysos (Bacchus) — so möchte dieser den Eleusinien eben so fremd seyn, wie der Lorbeer. 4) In einer eleusinischen Scene durfte auch Persephone-Kora nicht fehlen. Es müßte denn etwa die vom Verf. als Priesterin bezeichnete Jungfrau mit dem Spiegel neben dem Weihgefäße seyn? 5) Apollo mit Lorbeer und Lyra steht wohl fest. Auch die Schwäne am Henkel des Gefäßes könnten dahin bezogen werden. Auch der sogenannte Mystagog ist ähnlich gekleidet wie der Apollopriester in jener apollinischen Festhandlung in einem cyrenaischen Gemälde (bey Pacho Relation d'un voyage dans la Cyrenaïque, pl. 49 und 50), und der Jüngling gleicht gänzlich einem festlichen Lorbeerträger (*δαφνηφόρος*, s. Procli Chrestomath. p. 387, ed. Gaisf.: *αὐτὸς δὲ ὁ δαφνηφόρος ἑπόμενος τῆς δάφνης ἐφάπτεται· τὰς μὲν κόμας καθειμένας, χρυσοῦν δὲ στέφανον φέρων καὶ λαμπρὰν ἐσθῆτα ποδήρη ἐστολισμένος, ἰφικρατίδας τε ὑποδεδεμένος*). 6) Unter diesen Umständen wäre ich eher geneigt, an ein apollinisches Fest bey jenem Vasenbilde zu denken. Ja es ist mir dabey eine von den Tragikern behandelte Begebenheit eingefallen, und man weiß ja, wie viele Vasenmalereyen daher ihren Ursprung haben, nämlich, wenn im oberen Felde wirklich zwey oder drey große athenische Gottheiten dargestellt sind — könnte vielleicht an die Aufnahme des Jon in die attische Familie des Erechtheus gedacht werden, so daß der vom Verf. sogenannte Priesterkönig etwa **Erechtheus**, und der junge Daphnephore der Sohn des **Apollo**

und der Tochter des Erechtheus Kreusa, nämlich Jon, wäre? — Man nehme dieß, wie ich es hingeworfen, als einen bloßen Einfall. Vielleicht daß es künftig gelingt, diesem Vasenbilde eine sichere Deutung zu geben.

Zusätze und Verbesserungen, und zwar zu allen drey Abtheilungen des ganzen Werkes. Ich kann hier, um die Grenzen eines Berichts nicht zu überschreiten, nur eine Auswahl geben. Also zuerst zur Achilléide:

Zu p. 16, lin. 7: Rechtfertigung der dort gegebenen Auslegung: Nereus zwischen zwey Nereïden, durch mehrere seitdem bekannt gewordene Vasenbilder, mit Bezug auf eine Abhandlung des Herrn de Witte in den Annali del Inst. Archeol. p. 90 sqq.

Zu p. 33, l. 10: Rechtfertigung der Erklärung eines Basreliefs, mit Beziehung auf Zoëga in Welckers Zeitschrift S. 214 und auf Hrn. de Witte a. a. O.

Zu p. 43, not. 4 läßt Hr. R. eine Betrachtung über mehrere neulich bekannt gemachte Münzen von Perrhäbia und Larissa in Thessalien folgen, die er auf die Thetis, Peleus und Achilles zu beziehen geneigt ist.

Zu p. 45: Vertheidigung der Erklärung zweyer Marmorreliefs gegen Hirt, K. O. Müller und Letronne, zum Theil mit Anführung einer nochmals an Ort und Stelle gemachten Untersuchung.

P. 53, l. 6: Bestätigung des Satzes, daß Mars auf Werken der schönen Kunstperiode der Griechen stehend vorgestellt werde, durch schöne Münzen von Aptera auf Kreta (man vergl. des Verf.'s Lettre à Mr. le Duc de Luynes p. 4 u. p. 49, wo eine solche Münze abgebildet ist).

Zu p. 67: Ausführliche Erörterung zur Vertheidigung der Erklärung der berühmten sitzenden Statue Ludovisi als Achilles; wobey feine Bemerkungen über den Unterschied der Götter und der Heroen in der Kunstdarstellung, über die verschiedenen Stellungen der letzteren gemacht, und neue Belege für des Verf.'s Auslegung aus dem toreutischen Silberwerk von Bernay, aus Münzen und aus geschnittenen Steinen gegeben werden (man vergl. des Hrn. R.-R. Lettre à Mr. Arditi in den Annali d. J. arch. Tom. I. p. 311 sqq. mit Tom. I. der Monumenti tav. XIV. Nro. 1 u. 2 und die funfzehnte Vignette über diesen Additions et Corrections).

P. 413, Zeile 3 von unten muß doch wohl gelesen werden: »du héros *Gorgos*,« statt: »d. h. Golgos?«

Zu p. 68: Vertheidigung der Erklärung des Verf.'s gegen den Herrn Comte de Clarac, betreffend das Basrelief im Louvre

(Achilléide pl. LXXII): Achilles unter den Töchtern des Lykomedes, und Mittheilung mehrerer Denkmale mit derselben Scene (s. pl. X. B. Nro. 2 und pl. LXXX). — Auch in diesem Abschnitte finden sich interessante Erläuterungen, z. B. über den Achillessprung (*Πελασγικὸν ἅλμα*, *Θετταλικὸν Πήδημα*), über die mimische und malerische Darstellung des tiefsten Schmerzes u. s. w.

Zu p. 89, l. 13 wird jetzt vom Verf. nachgewiesen, daß die Erwürgung trojanischer Gefangener durch Achilles auf des Patroclus Grab allerdings auch noch auf andern antiken Monumenten vorgestellt ist, nämlich auf einem Basrelief zu Oxford, welches nachträglich beschrieben wird.

Zu p. 113, not. 2: Vertheidigung seiner Deutung des dort beschriebenen Denkmals gegen die Herren Böttiger und Gerhard.

Zur Orestéide. Zu p. 121, not. 3 — muß vielmehr 5 heißen. Wenn ich im Bilderhefte zur Symbolik S. 61. 8 die auf einer Etruskerurne vorgestellte Handlung (s. dort Tafel LVIII) als Sühnopfer bezeichnete, so war ich dabey von Micali abhängig, und unbekannt mit Lanzi's Untersuchungen. Ich lasse mir dagegen dessen und des Hrn. R.-R. nähere Bestimmung dieses Monuments als Opferung der Iphigenia gern gefallen.

Zu p. 140, l. 7 theilt der Verf. jetzt (pl. LXXVI. Nro. 8) mit: ein Vasenbild aus Neapel, welches den Orestes im delphischen Tempel, auf einer Unterlage *) knieend, und gegen eine der ihn verfolgenden Eumeniden mit dem Schwerte drohend, vorstellt. In der dritten fliehenden Person erkennt er die delphische Priesterin, und ist geneigt, das Instrument in ihren Händen für einen Schlüsselbehälter (*κλειδοφύλαξ*, vergl. Odysséide p. 307, not. 2), und nicht mehr für ein Möbelstück zu halten.

Zu p. 144, not. 4, l. 3: Vertheidigung der Erklärung der Aeschyleïschen Worte: *ἑστίας μεσομφάλου*: »autel placé au centre de l'habitation,« gegen eine andere: »un autel avec un ombilic au milieu.«

Zu p. 165: Der Verf. erkennt jetzt selbst in der vaticanischen Statue die Penelope, statt der Elektra, weniger, wie er sagt, durch die Gründe des Hrn. Thiersch im Kunstblatte (1831. Nr. 53), als durch zwey Bildwerke bestimmt, die er bey dieser Gelegenheit bekannt macht (s. pl. LXX und pl. LXXI. Nro. 1).

---

*) »Sur une base ornée de bandelettes.« Warum nicht: auf einem Altar? (s. A. Feuerbach, der vaticanische Apollo, S. 364 ff. — eine gehaltreiche Schrift, die aller Archäologen Aufmerksamkeit verdient).

Zu p. 190 macht Hr. R.-R. drey unedirte Inschriften von Mylasa in Karien, nach der Copie des Herrn Cadalvène, bekannt, erläutert sie, und berichtigt einige seiner Bemerkungen über eine Inschrift von Tralles.

Zu p. 200, not. 3 wird ein unedirtes Gemälde aus Pompeji bekannt gemacht (pl. LXXVI. 6) und erklärt durch Vergleichung mit einem herkulanischen (Pitture d'Ercolano I. tav. 11): die Erkennungsscene des Orestes und der Iphigenia im Tempel der Diana auf Tauris.

Zu p. 222 erklärt sich der Verf. jetzt auch für die Lesart Ἀλύβαντα in der Stelle des Pausanias VI. 6. 4, verbindet damit, was die Alten über Ἄλιβας in Bezug auf Tod und Unterwelt sagen, und vermuthet, daß auf einer seltenen Münze von Metapont der stierköpfige Mensch eben der Todesgeist der sybaritischen Volkssage sey. — Ueber ἀλίβας muß ich mich hier begnügen, auf drey Stellen zu verweisen: Plutarch. Symposiaca p. 1035, ed. Wyttenb. Eustath. ad Oyss. XI, vs. 202 und Schol. Platon. p. 152 (ad Rempubl. III init.).

Zu p. 232, not. 2 werden Nachweisungen von interessanten gemalten Gefäßen aus Canino gegeben, worauf die Kindheit und die Erziehung des Achilles gemalt sind.

Zu p. 233, not. 3 wird der geschnittene Stein, der einen Jüngling mit einem Kreisel darstellt (in Winckelmann Monumm. inedd. Nro. 196), als eine Arbeit des jüngeren Pichler bezeichnet.

Zu p. 235, not. 1 wird bemerkt, daß die griechische Inschrift in dem Hause des Herrn Negotianten J. D. Weber in Venedig bereits von Herrn W. Rinck im Kunstblatt 1828, Nr. 44, bekannt gemacht und erklärt worden.

Zur Odysséide. Zu p. 282, not. 9 wird ein Fragment von gebranntem Thon im Pariser Antikenkabinett angeführt: ein phrygischer Bogenschütze, ganz dem Paris unter den äginetischen Statuen in München ähnlich. Hieraus und aus einer andern Spur vermuthet der Verf., daß die Griechen kunstreiche Tempelverzierungen und Bildwerke in Arbeiten von gebranntem Thon nachzubilden die Gewohnheit gehabt.

Zu p. 289 bemerkt der Verf. mit Vergnügen die Uebereinstimmung des Hrn. Welcker mit seiner Erklärung des dort angeführten Basreliefs.

Zu p. 290, l. 7 wird der dort erwähnte etrurische Spiegel mit Orioli als ächt antik vertheidigt gegen Micali's Behauptung, der ihn für eine neuere Arbeit hat erklären wollen.

Zu p. 315, not. 1 wird nun das (pl. LXXVII. A. 2) abge-

bildete Basrelief Pamfili näher beschrieben, mit Zoega auf den ersten Krieg der Sieben gegen Theben bezogen, und erklärt.

Zu p. 315, not. 2, l. 18 bemerkt Hr. R.-R., daß er die dort versprochene Tafel (pl. LVII. B) unterdrücken zu müssen geglaubt habe, weil die von dieser capitolinischen Statue unterdessen eingelieferte Zeichnung seinen Erwartungen nicht entsprochen. Zu derselben Anmerkung wird nun vom Verf. die Abbildung der Gruppe des Pädagogen und eines jungen Niobiden mitgetheilt (pl. LXXIX. 3), welche im Jahre 1830 zu Soissons ausgegraben worden, und zu einer Darstellung der Familie der Niobe gehört, welche in der Römerzeit nach Gallien gebracht worden; und fügt interessante Bemerkungen darüber bey. Er macht auf die Fingerzeige aufmerksam, die diese Gruppe auf künftige Versuche haben müsse, die berühmte Gruppe in Florenz im Geiste des alten Künstlers anzuordnen. Zuletzt beschreibt er noch ein in einem etrurischen Grabe gefundenes, jetzt dem Herrn Durand in Paris angehöriges Gefäß, dessen Malerey den Untergang der Familie der Niobe vorstellt. Dieser neue Fund wird ohne Zweifel von den Archäologen zur Anordnung der großen florentinischen Niobengruppe vorzüglich benützt werden.

Und hiermit beschließen wir die Anzeige eines Werkes, welches für das Studium der Archäologie so reichhaltigen neuen Stoff geliefert hat.

Heidelberg. Creuzer.

Art. III. Geschichte der Regierung Ferdinand des Ersten. Aus gedruckten und ungedruckten Quellen herausgegeben von F. B. v. Bucholtz Dritter Band. Wien 1831. Bey Karl Schaumburg und Compagnie. S. 591, Beylagen von S. 592—701.

Einem großen Strome gleich fließt die Erzählung dieses, zweymal schon von uns angezeigten, deutschen Geschichtswerkes in dem uns vorliegenden dritten und vierten Bande fort, in gleichmäßig wogenden, nie höher aufbrausenden Fluthen, im festen und ruhigen Gange; weiter und breiter gerollt von der in der Einleitung zum ersten Bande schon angekündigten Kraft; gehalten von derselben, gleich anfänglich beobachteten Würde; belebt von demselben über den Wogen schwebenden, dem bezeichneten Urborne entstiegenen politischen und diplomatischen Geiste; — und ein tragisches Gefühl schmerzvollen Bedauerns über die Zerreißung der altehrwürdigen, religiösmoralischen Grundlage der mittelalterlichen europäischen Welt durch das Erdbeben der Reformation und Kirchenspaltung, ein glühendes Gefühl für Annäherung und Wiedervereinigung wird aus dem Rauschen dieses Stromes zur hell und stark tönenden Stimme mit wirklich be-

wunderungswürdiger unermüdet emsiger Beharrlichkeit, — zum schlagenden Beweise, welch hoher und durchgreifender Ernst in der Seele des gelehrten Hrn. Verf.'s bey der Darstellung der wichtigsten und interessantesten Geschichtsepoche des sechzehnten Jahrhunderts nach seinem Geiste und nach seiner Idee vorwalte. — Sucht man gleich vergebens darin Charakterisirungen der handelnden Hauptpersonen, Athem und Leben tragend in Totalbildern, aus den Strahlen ihres von ihnen selbst so vielmals in vertraulichen mündlichen und schriftlichen Mittheilungen aufgedeckten Inneren ihres Geistes, der sie trieb, ihres Interesses, für welches sie alles einsetzten; begeistert eben darum (ohne Verletzung der rein historischen Wahrheit) der Hr. Verf. auch die Leser durch seinen zu breiten Vortrag nicht, wie Thucydides, Tacitus, Johann v. Müller, von Hammer und andere Heroen des geschichtlichen Griffels; steht gleich der gelehrte Hr. Verf. mit Geist, Ansicht und Absicht entschieden auf der Seite der Gegner der Kirchenspaltung: so werden doch die Männer beyder Parteyen in den größtentheils wörtlich angeführten Aeußerungen der Personen und in ihren genau bezeichneten Handlungen hinreichenden Ersatz finden; manch neuer, archivalischer Aufschluß wird das Interesse des Geschichtsforschers in Anspruch nehmen; und in der bis in die kleinsten Umstände oft entfalteten politischen und religiösen Vorfälle sowohl, als in dem Tiefblicke des Hrn. Verf.'s bey politischen Räsonnements, in der theologischen Gelehrsamkeit und polemischen Gewandtheit desselben, ist hinreichende Belehrung für alle Leser niedergelegt; wodurch dann auch aufgewogen wird die nicht geringe Mühe, welche man aufwenden muß, um Bände, auf 659 und 701 Seiten, nicht ganz zwey Jahrzehende umfassend, und manche Abtheilung in denselben oft mit kleiner Schrift enge gedruckt zu durchlesen. Man kann aber, aus dem letztern Umstande veranlaßt, den billigen Wunsch nicht unterdrücken, es hätte dem gelehrten Hrn. Verf. gefallen mögen, in so vielem minder Wichtigen sich kürzer zu fassen, und die Sachen in den wesentlichen Ausdrücken der Quellen selbst präzis hinzustellen, dadurch die Uebersichten jedes einzelnen Abschnittes zu erleichtern, und so sich der regen Ausdauer jedes Lesers zu versichern. Wir folgen nun wieder in der Anzeige des dritten Bandes dem Geiste und Ausdrucke des gelehrten Herrn Verfassers.

Im Vorworte zu diesem mächtigen Bande werden berücksichtiget — die verschiedenen Fragen, Wünsche, Bemerkungen und Urtheile in Bezug auf das Ganze dieses Geschichtswerkes — von Lesern, denen es um das Interesse des Gegenstandes zu thun ist. Die Hauptabsicht des g. Hrn. Verf.'s war, die Regierung Kaiser

Ferdinands als einen geeigneten Mittelpunct für so manche wichtigere Begebenheiten des sechzehnten Jahrhunderts, an welche sich dieselben natürlich reihen und ordnen lassen, als eine Umgränzung derselben anzunehmen, und jeden einzelnen Gegenstand selbstständig in seiner eigenen Characteristik und vollständigen Entwicklung darzustellen, — keineswegs vorzugsweise die Persönlichkeit K. Ferdinand I. in Beziehung auf seine Zeit zu zeigen, und alle Begebenheiten mit der mitwirkenden Individualität desselben durchdringen zu wollen. Indessen gestalteten doch auch alle dargestellten Gegenstände die wesentliche und bleibende Aufgabe für die Sorgen, Bestrebungen und Entschließungen jenes Monarchen; und da von diesem Standpuncte aus beyde Behandlungsarten gewissermaßen zusammenfallen: so ist das Verhältniß dieses Regenten zu seiner Zeit als die Einheit dieses Geschichtswerkes zu denken. — Die berühmten Namen Franz I., Heinrich VIII., ja selbst Kaiser Karl V. in vielen Verhältnissen, haben ihre Zeit nur im Sinne ihrer getrennten Staatsinteressen, keineswegs im allgemeinen europäischen Sinne behandelt. In Angelegenheiten des Reichs und der Kirche, Deutschlands und Italiens, bleibt Ferdinand I. Regierung der wesentliche Theil in der Herrscherepoche K. Karl V.; dadurch und durch viele andere Zuthaten und Ereignisse, durch die Vereinigung der erblichen Kronen Böhmens und Ungerns mit Oesterreich, durch die Behauptung des Gleichgewichts in Italien, durch die gemeinschaftliche Administration so vieler einzelner Provinzen und ihrer ständischen und Communalverhältnisse, durch die Union so vieler Nationen, durch die Vertheidigung Mitteleuropas gegen so viele Türkenangriffe, durch die Vertheidigung der alten Ordnung und Einheit gegen die französischen Eroberungs- und listigen Zertrennungsversuche, durch die Erhaltung und Ausbildung der Reichsverfassung, durch die Festsetzung der staatsrechtlichen Verhältnisse zu der Religionstrennung durch die weise Vorsicht und Duldung zur Begründung und Behauptung des Religionsfriedens gegen die stets drohenden Religionskriege, durch die Richtigstellung und Behauptung des Verhältnisses des Staates zur äußern Disciplin der Kirche — durch alles das war Ferdinand der Gründer der deutschen, mit der Kaiserwürde bleibend geschmückt gebliebenen Linie des Hauses Habsburg, die persönliche Darstellung jener bis in die neueste Zeit reichenden Beziehungen und Verhältnisse, in deren Mitte gestellt die österreichische Monarchie eine europäische Gemeinwichtigkeit so vorzugsweise und unbestritten behauptet hat; der würdevolle Vorgeher der spätern Herrscher dieses Hauses, der in seiner Regierung schon gezogen hat die Grundlinien für so manche bleibenden

Verhältnisse, für die Stellung der österreichischen Macht nach Innen und Außen. So bildet der folgenreiche Zeitraum von Kaiser Ferdinand I. Regierung gleichsam die Mitte, den Schlußstein oder Wendepunct für die mit den allgemeinen Angelegenheiten Europas so vielfach verflochtene reiche Geschichte Oesterreichs. In diesem Geiste wünscht sich der Hr. Verf. anzuschließen mit seiner Arbeit an die einzelnen historischen Leistungen, welche mit sorgsamer Aufsuchung der urkundlichen Quellen über K. Friedrich III. und über den gefeyerten K. Max I. versprochen sind; auf daß daraus erhelle, wie das Studium der neuesten Epoche, von 1740 bis 1830 ungefähr, aus jenen früheren nur sehr belehrende Vergleichungspuncte und die Kenntniß früherer Vorgänge und altgegebener Vorbedingungen schöpfen müsse. — In der vom Hrn. Verf. bearbeiteten Epoche ist indessen die Darstellung der Religionszwiste ganz eigenthümlich schwierig. Die auf den öffentlichen Zustand des deutschen Reiches und aller umliegenden Nationen so einflußreiche Kirchenspaltung kann unter dem kirchenhistorischen oder unter dem dogmatischen Gesichtspuncte (getrennt von der Erzählung der äußern Begebenheiten) aufgefaßt werden. Kaum möglich ist aber die Scheidung dessen, was gethan worden, von dem, was geglaubt worden. Genug aber, wenn kein wichtiger Theil hierin übergangen oder minder sorgsam ist behandelt worden. Das Wichtigste bleibt immer die Darstellung aus Thatsachen, welchen Gang jene, die höchsten Angelegenheiten der Menschheit betreffenden, einflußreichen Spaltungen genommen haben, der wahren oder scheinbaren Trennung, des eigentlich scheidenden Prinzips und des trennenden Scheidepunctes, der geistigen Zu- und Abneigung, Lehren und Verneinungen, um derentwillen man und bis auf die heutigen Tage auf der Trennung beharrt, und in welche geistige Richtung der Gegenwart sich dieselben in ihrer folgerechten Entwicklung auflösen. Der Hr. Verf. möchte nun aus ächten Quellen und durch gründliche Einsicht in das, warum man getrennt gewesen, beytragen, daß man weniger getrennt sey. Die völlige Trennung der Religionsangelegenheiten von den politischen Verhandlungen ist unter dem zweyten Gesichtspuncte gar nicht möglich; weil er damit eine wesentliche Umänderung der Verhältnisse des Staates zur Kirche enthält, und den Wendepunct bildet für die europäische Staatsordnung in Gesetzgebung in dieser Beziehung. Die Ansicht des Mittelalters war: was an den Staat wie an den Einzelnen als der rechte Glaube aus einer außerhalb des Staates liegenden Quelle und Autorität gebracht worden, habe dieser, auch mit äußerlich zwingendem Gesetze, so weit seine Macht reicht, aufrecht zu erhalten. Könne

zwar der weltliche Arm nur die äußere Handlung erreichen, so solle doch, indem das Gesetz von der Aeußerung des Unglaubens abschrecke und zum äußeren Bekenntniß anhalte und gewöhne, hiedurch mittelbar auch dem, was des Geistes ist, gedient werden. Da diese Ansicht auch nach der Trennung noch festbehalten wurde, so lag hierin schon der Uebergang zu einem neuen Zustande begründet, in welchem die Staatsordnung mehr und mehr von den Dogmen und Geheimnissen der Erlösung gesondert und getrennt gedacht wird. Indessen war die Stellung, die man wirklich annahm, und der Gang der Sache anders. Die sich trennenden Staaten nahmen die neue Lehre als die alleinige, zur angeblich ursprünglichen Reinheit hergestellte Orthodoxie an, die sozialen Wirkungen des Religionsstreites waren auf Trennung von den Dogmen eines äußeren Priesterthums, keineswegs aber von jenen der Erlösung überhaupt gerichtet. Man stritt nicht, um neben der alten Lehre für die neue einen Raum zu erhalten, sondern eigentlich, um an deren Stelle und mit allen ihren Rechten und Ansprüchen zu bestehen. Beyde Theile bestrebten sich demnach auch, das Prinzip der äußern Defension der Rechtgläubigkeit festzuhalten, und da man von der altkatholischen Seite die Wiedervereinigung von Rechtswegen suchte, um nämlich das bestehende Grundgesetz der christlichen Staaten, äußere Defension des rechtgläubigen Dogma zu erhalten, oder vielmehr die ungetheilte Grundlage für dessen Anwendung zu gewinnen, um diejenigen Reichsgesetze zu erhalten und anzuwenden, welche man von jeher für die ehrwürdigsten und wesentlichsten gehalten hatte: so mußte die damalige Religionshandlung, ihrer Natur nach, Staatssache werden, und zugleich sich in den Reichsverhandlungen nicht sowohl der Begriff von zwey folgerecht mit einander kämpfenden Systemen, als vielmehr der eigentlich hier gar nicht passende Begriff von zwey um denselben Gegenstand streitenden, in ihren Behauptungen unvereinbaren und rechtlich gleichen Parteyen sich ausbilden; wobey sich auch eine mehr philosophische und rechtliche Behandlung der Sache entwickelte, und manche scharfsinnige Erörterung über die Grenzen der weltlichen und geistlichen Gewalt auf dem altkatholischen Gebiete selbst, wo es sich nicht um Bestreitung einer kirchlichen Lehre, sondern von der practischen Anwendung anerkannter Lehren im Konflicte der beyderseitigen Autoritäten handelte, zum Vorschein gebracht worden ist.

Erster Abschnitt: Krieg gegen Frankreich bis zum Frieden von Cambray, S. 3—141. Es gehört zu den natürlichen Eigenschaften einer wehrlosen, eigener Stärke entbehrenden Politik, der Macht, welche übermächtig zu seyn anfängt, und von

Nahem droht, nachgiebig entgegen zu kommen, und ihr bis auf einen gewissen Grad sich zu unterwerfen; — dann aber gegen die entschiedene Uebermacht oft in schneller Aenderung der Bündnisse feindlich aufzutreten. Diese Erscheinungen erneuerten sich oft bey den politischen Verhandlungen der damaligen Staaten Italiens, besonders der durch Handel bereicherten Freystaaten und auch bey dem römischen Staate, als der ersten weltlichen italienischen Macht; und es hatte sich ein eigenes italienisches System theoretisch und practisch ausgebildet, welches darin bestand, daß die Unabhängigkeit Italiens durch abwechselnde Anwendung jener beyden Hülfsmittel der Schwäche gegen die fremden Mächte, welche sich um einzelne italienische Gebiete und um das Uebergewicht in Italien stritten, nach Möglichkeit aufrecht erhalten werden sollte. — An sich selbst schon gehörte dieses Streben nach Unabhängigkeit, für sich allein, und als das höchste politische Gut genommen, jener oft bezeichneten Richtung der Zeit an, welche der alten Ordnung der Christenheit widerstrebte; denn in dieser letzteren war es nicht absolute Unabhängigkeit, sondern eine staatsrechtlich geordnete Freyheit, wornach gestrebt werden, und welche auch den schwächern Staaten zustehen sollte. Namentlich war in Italien eine gewisse Oberherrlichkeit des Kaisers so gesetzlich als in Deutschland, und vorzüglich nur das Verhältniß zur geistlichen Macht und den politischen Vorrechten der Päpste setzte derselben dort engere Grenzen. Das neuere Unabhängigkeitssystem aber nach wechselnder Unterwerfung und Abfall von den fremden rivalisirenden Mächten, nach den Eingebungen politischer Furcht und Eifersucht und nach dem reinen Begriff einer in diesem Wechsel gesuchten sogenannten Unabhängigkeit, welche in der Wirklichkeit meistens nur ein Wechsel der Abhängigkeit wurde, hatte wenig gemein mit jenen oft kraftvollen Bestrebungen der frühern Päpste für die Freyheit der Kirche. Denn mochte in den frühern Kämpfen auch zugleich die Freyheit Italiens mit vertheidigt worden seyn, so herrschte dabey doch vor allem eine höhere, auf die Rechte des Geistes, auf die Heiligkeit der priesterlichen Würde gerichtete Gesinnung vor. Von den geistlichen Angelegenheiten und den eigentlich apostolischen Functionen ist hier ohnehin keine Rede, auf welche auch in der Zeit, welche beschäftigt, jenes politische System nur einen indirect nachtheiligen Einfluß, durch Mißtrauen, durch Vergeudung der vorhandenen Hülfsmittel in fremdartigen Händeln, durch Ablenkung der geistlichen Kräfte u. s. w. ausübte. — Ungeachtet des Vertrages zwischen Papst und Kaiser, 1. April 1526, auf daß letzterer seine ganze Macht wider die Verletzer der katholischen Religion und die Beleidiger der päpstlichen Autorität gebrauchen sollte, änderte sich

das System des römischen Hofes nach der Schlacht bey Pavia — bis zur offenen Erklärung wider den Kaiser aus Furcht und Eifersucht gegen dessen Uebermacht. Zugleich verbinden sich mehrere französische Große mit dem mailändischen Herzog Franz Sforza zur Vertreibung oder zur gänzlichen Vertilgung des kaiserlichen Heeres in Italien; um den Kaiser von aller Herrschaft in Italien auszuschließen, und die sogenannte Freyheit Italiens für immer zu sichern, — größtentheils durch die Haupttriebfeder aller Ereignisse, den Hieronymus Moronus, Kanzler zu Mailand, und einen der vollendetsten Politiker — mit der besonderen Gabe, sich volles Vertrauen bey denen zu erwerben, welche er zum Handeln nach seinen Planen bestimmen wollte; und welcher, in enger Verbindung mit der römischen Curie, den kaiserlichen Heerführer Pescara durch die schmeichelnde Aussicht auf den Thron von Neapel zum Abfall vom Kaiser zu bewegen suchte. Pescara jedoch blieb getreu; die kaiserlichen Heerführer versicherten sich des Herzogthums Mailand, mit Ausnahme der Castelle zu Mailand und Cremona, verhafteten den Moronus, den vornehmsten Urheber und Unterhändler der geheimen Praktiken, und (in Berathung K. Ferdinands, daß alles so geschehen solle, daß der Papst deutlich sehe, daß man ihm nicht nahe treten wolle und könne, und er keine Ursache habe, die Umtriebe zu begünstigen) als die Unterhandlungen mit Sforza nicht den ganz entsprechenden Erfolg hatten, welchem, wiewohl er der treueste Vasall des Kaisers zu seyn behauptete, nachgewiesen worden war, daß er gänzlich zu Gunsten der abzuschließenden Ligue zu Rom Anerbietungen gemacht, welche die Befreyung Italiens von allen Ausländern, und vorzüglich von dem Kriegsheere des Kaisers zum Zwecke hatte, und daß er Sr. Heiligkeit seine Person, den Staat und den ganzen Willen angeboten habe, wurde die Citadelle fortan belagert. Die gütliche Unterhandlung des Commandanten Herrera, in welcher von Seite des Papstes die völlige Herstellung Sforzas in seinem Staate, auch wenn er sich in etwas vergangen haben sollte, und ungeachtet alles dessen, was immer vom Herzog wider kaiserliche Majestät attentirt worden, auch wenn es dem Verbrechen des Hochverraths ähnlich wäre, und von des Kaisers Seite, daß Sforza auf dem Wege des Rechtes behandelt werden solle, — hatten keinen endlichen Erfolg; auch nicht des Papstes zwar ernstlicher scheinende, jedoch ganz von der dem Kaiser feindlichen Unabhängigkeitspolitik eingegebenen Anerbietungen nach dem unvermutheten Tode des unbesiegten Pescara in der Blüthe seiner Jahre Anfangs Dezember 1525. Papst Clemens scheint damals in seiner politischen Wahl und Ansicht zwischen dem, wozu die damaligen Politiker, die Moro-

nus, die Ghiberti, die Sauli ꝛc. ihn als weltlichen Fürsten Italiens antrieben, und den höheren Aufgaben päpstlicher Fürsorge lange geschwankt zu haben. Ueberwiegend aber waren die Berathungen mißtrauischer Staatsklugheit. Ob diese Politik des Mißtrauens italienischer Staaten befriedigt geblieben seyn würde, wenn der Kaiser den Sforza sofort von der Anklage freygesprochen hätte, steht dahin; in jedem Falle war sie dem Verfahren gegen Sforza schon vorangegangen, und hatte dieses erst veranlaßt. Der Madrider Friede aber, weil er die Macht des Kaisers vermehrte, und zugleich durch die Entsagung Frankreichs auf Mailand und Neapel vorzüglich die Rechte des Kaisers in Italien sicher stellte, erhöhte gar sehr die mißtrauische Furcht der italienischen Mächte, und trieb sie um so mehr an, dem Kaiser Krieg zu erregen. Der Papst wandte sich mit Entschiedenheit auf die Seite dieser Politik; er selbst foderte den König von Frankreich zu einem Bündniß wider den Kaiser auf; welchem Schritte sodann die übrigen italienischen Staaten sich anschlossen; und so entstand zwischen Papst und Frankreich, Venedig, Florenz und dem Herzog Sforza die sogenannte heilige Ligue am 22. May 1526 zu Cognac unterzeichnet, mit dem vorgeblichen Zwecke, der durch Krieg erschütterten Republik den Frieden, und sich gegenseitig die gegenwärtigen Besitzungen zu sichern, Schutz und Ruhe zu vertheidigen, — eigentlich aber den Kaiser zu zwingen, K. Franzen von Frankreich, gegen den Madrider Frieden, milder zu behandeln, das Herzogthum Mailand dem Herzog Sforza wieder zurück zu stellen, jeden fremden und auswärtigen Feind aus Italien zu entfernen und ferne zu halten; weßhalb der Papst auch den K. Franz förmlich freygesprochen von dem Eide, den er wegen Restitution des Herzogthums Burgund oder der persönlichen Wiedereinstellung in des Kaisers Haft geleistet hatte; in Folge dessen auch die Foderungen des Kaisers, die Versprechen wegen Burgund zu halten, beym Frankenkönige vergeblich gewesen sind; und nichts verfingen alle weitern Anträge des kaiserlichen Gesandten in Rom — selbst nicht dann, als der Kaiser alle Streitpuncte zur unmittelbaren Entscheidung des Papstes stellen wollte. Welches Bedürfniß hatte damals die christliche Welt nach Frieden und Eintracht ihrer Häupter! Italien selbst, wovon es zunächst sich handelte, war durch die seit so langer Zeit geführten Kriege aufs Aeußerste bedrängt; die Erneuerung des Krieges mußte dessen Leiden nicht nur verlängern, sondern noch sehr vermehren: schon darum, weil der Kaiser genöthigt wurde, sein Heer zu verstärken, ohne größere Geldmittel. — Frankreich und auch Spanien bedurften des Friedens; wichtiger aber waren die Beweggründe auf der großen

Religionsspaltung im Innern der Christenheit und den drohenden Fortschritten der Türken von Außen. Eben in diesem Jahre (29. August 1526) begründete die Niederlage bey Mohacs die Herrschaft Solimans über den größten Theil von Ungern; — die Kirchenspaltung gewann in Deutschland volle Consistenz, indem auf dem Reichstage zu Speyer, gegen die Proposition des Kaisers für Herstellung der Religionseinheit, beschlossen wurde: Ein jeder solle es in Betreff der Religion bis zum Concilium so halten, wie er es vor Gott und dem Kaiser verantworten könne (Ende August); und indem sich die protestantischen Fürsten durch die Bündnisse von Torgau und Magdeburg (12. Juny) als politische Partey befestigten. — Ja in eben diesem und dem künftigen Jahre begann auch schon in England »die große Angelegenheit« Heinrichs VIII., nämlich sein Bestreben, seine siebzehnjährige Ehe mit des Kaisers Schwester Katharina aufzulösen, um Anna Boleyn heiraten zu können, welche das anglikanische Schisma veranlaßte. — Und eben damals wurde die zeitliche Macht des Papstes wider den Kaiser aufgeboten, wegen der Frage, ob Bourbon oder Sforza mit Mailand investirt werden solle, oder wegen noch weit untergeordneterer Streitpuncte subtiler Gleichgewichts-Politik; — und der Mediceer auf dem päpstlichen Stuhle ließ sich bestimmen (nach der geltenden Ansicht, daß der Uebermacht des Kaisers begegnet, und auf den geforderten Puncten festgehalten werden müsse), einen aus ritterlicher Kriegsgefangenschaft entlassenen Monarchen zu einem Kriege nach eben geschlossenem Frieden selbst aufzufordern! Dieses Verfahren hatte sodann eine Reihe ärgerlicher und höchst bedauernswerther Auftritte zu Folge. — Vortrefflich war die damalige Haltung des Kaisers, der sich freymüthig erklärte zur Fortsetzung der kindlichen Ehrerbietung gegen den Papst, wenn jener nur der Würde des Vaters treu bleiben wollte, ihn aber, als erklärter Feind, nicht als Richter anerkennen könne, und daher auf ein allgemeines Concilium und dessen Ausspruch appellire. Unter den Cardinälen hatte sich vorzüglich aus Familienzwist und persönlichem Ehrgeiz Pompeo Colonna für den Kaiser erklärt und selbst bewaffnet, bis zum Bannstrahle. — Der Herzog von Bourbon commandirte damals in Italien die Armee des Kaisers, welcher es jedoch äußerst an Geld fehlte. — Dringend nöthig wäre des Kaisers oder wenigstens des Erzherzogs Ferdinand persönliche Anwesenheit in Italien gewesen. Allein Ersterer, einzig bedacht, um dem Amte genug zu thun, so ihm Gott gegeben, und die Christenheit zum allgemeinen Frieden zurück zu führen, um die gemeinsamen Waffen derselben gegen die Ungläubigen zu wenden, und zu bewirken,

daß entwurzelt werden möchten die Irrthümer und Häresien Luthers, — war nicht einmal zu einem Gange nach Deutschland hinlänglich gerüstet; und Ferdinand, welchen der Kaiser anfänglich mit einer Vollmacht versehen, die ihn zu des Kaisers Selbst in Italien und Neapel machen sollte, war nach dem Unglücke bey Mohacs nothwendiger in Oesterreich als in Italien. Dennoch kamen von Ferdinand gesendet 10,000 Mann unter Georg Frundsberg in Italien an, und vereinigten sich dort mit des Kaisers Heere. Der Papst war indessen, von den Colonnas gedrängt (da Pompejo und Ascanio Colonna mit einem Heere sogar Rom berannten und einnahmen), von der Ligue noch nicht zu trennen, ungeachtet es der Kaiser durch seinen Abgeordneten Moncada wollte, wohl aber bereit, Stillstand mit ihm zu schließen, was auch geschah; wobey der Kaiser die offenste und friedlich gesinnteste Sprache führte: »Seine Krönung in Rom nicht als weltliche Eitelkeit wünschte, auch nicht aus Herrschbegierde und um zu tyrannisiren, sondern nur um einige Frucht gegen die Türken und Häretiker zu gewinnen; sich erbot, entweder gegen Luther zuerst aus Italien nach Deutschland, oder gegen die Türken zu ziehen, mit dem Frankenkönig sich auszugleichen, und dem Herzog von Bourbon Mailand zu geben, nichts in Italien, was auf absolute Herrschaft hindeute, sich anmaßen zu wollen, — alles anheimstellend dem Wunsche und der Entscheidung des Papstes.« Erst als das Unglück bey Mohacs bekannt geworden, daß Suliman auch Italien und Rom heimsuchen wolle, richtete der Papst, mit Abscheidung alles Eigennutzes und aller Sorgfalt für die Vergrößerung seines Hauses, sein Bestreben auf allgemeinen Frieden; wozu sich der Kaiser abermal sogleich bereit zeigte, mit der Versicherung, daß er nicht einen Fuß breit Landes für sich oder seinen Bruder gewinnen wolle, nur darauf sehe, daß die jetzt wider einander strebenden christlichen Waffen vereint wider die Feinde der Religion gekehrt werden mögen, und höchlichst billige des Papstes Entschluß, zu allen christlichen Königen des großen Zweckes wegen zu reisen; »weil dann das seyn würde, als wahrhafter Bischof und wahrhafter Vater handeln, das Amt eines wahren Stellvertreters Christi erfüllen, und auf diesem Wege wahrhafte und gewisse Unsterblichkeit in dieser und jener Welt erlangen.« Jedoch es ging nicht so rasch mit dem Frieden und ernstlich, indem nicht einmal die Bedingungen des von Hugo Moncada unterhandelten Stillstandes erfüllt wurden, so daß der Kaiser äußerte, »daß diese Leute ohne gut gestriegelt und in große Noth gebracht zu seyn, kein schönes Werk, noch tugendhafte Sache, worauf man sich verlassen könne, thun werden, und daß es nö-

thig sey, daß man sich aus fremdem Leder Riemen schneide, d. i. daß man da, wo es am nächsten liegt, das nöthige Geld ziehe, zur Bezahlung der Armeen. Endlich kam es am 16. März 1527 zum Abschlusse eines achtmonatlichen Waffenstillstandes. — Der Kaiser ratificirte diesen Stillstand, wiewohl er nicht am vortheilhaftesten für ihn war, nur um den Papst von der Ligue zu trennen. Nach erfolgloser Unterhandlung, um Gelder zur Befriedigung der überall sich empörenden Heeresabtheilungen zu schaffen, zieht Bourbon geradezu auf Rom los, bey dessen Erstürmung er jedoch den Tod gefunden hatte, die Stadt aber durch vierzehn Tage geplündert, und mit allen Unthaten erfüllt ward, wobey im Ganzen acht- bis zehntausend Menschen erschlagen worden sind. Der Papst capitulirte zwar, aber das Elend in Rom und im Kirchenstaate wurde deßwegen noch nicht erleichtert. Denn in Folge des Plünderns, der zuchtlosen Thaten des ungebändigten Kriegsvolks (weil Bourbon todt, Freundsberg entfernt krank, und der Prinz von Oranien ohne besonders Ansehen war), dann des Hungers, welcher losgerissen war, daß auch Vornehme gemeine Kräuter aßen, und der Pest kam ein so großes Elend, daß man selbst auch die Feinde die Leiden der Stadt beseufzen hörte. Welch außerordentlichen Eindruck Roms Erstürmung durch die kaiserlichen Heere, das große Elend daselbst in der ganzen Christenheit machen mußte, fühlte im voraus schon der H. v. Bourbon, und äußerte dieß Gefühl in seinem freymüthigen Berichte an den Kaiser durch den Beichtvater, sodann auch durch den Kanzler Gattinara und Lannoy; welche alle herzlich wünschten, den Frieden bald hergestellt zu sehen, und als das beste Mittel dazu erkannten, die Krönung des Kaisers, um dann durch Liebe und Furcht die Kirche in Heiligkeit, den Papst in Frieden, die Könige und Potentaten in Unterwerfung und Gehorsam zu erhalten. — Indessen hatten die Könige von Frankreich und England in diesem Jahre 1527 mehrere Verträge wider den Kaiser geschlossen; ein neues Frankenheer bedrohte Genua und Mailand; die Könige von Frankreich und England wünschten, daß die nicht mit dem Papste in Gefangenschaft befindlichen Cardinäle zu Avignon sich versammeln möchten, um dorthin ein Concilium zu berufen; Andere wollten, daß dieß zu Parma geschehe; im Schmerze über die Gräuelthat des kaiserlichen Volks zu Rom beschuldigte man den Kaiser der Tyranney, womit er die ganze Welt behandeln wolle, um das Geistliche mit dem Weltlichen zu unterdrücken, so daß bey längerer Fortdauer des unnatürlichen Krieges die größte Gefahr des nachtheiligsten Schisma vorhanden war. In der Instruction für St. Pierre de Verey zur endlichen Ausgleichung mit dem Papste drückte K. Karl die edelste Gesinnung aus: »Seine wahre und

vornehmste Absicht sey, daß Frieden in der Christenheit selbst, und was von diesem Frieden abhängt, daß Se. Heiligkeit thue, was sie thun muß, und was recht ist für die Reformation der Kirche Gottes, welche seine Braut ist, woraus für Se. Heiligkeit so große Ehre, Triumph und Lob hervorgehen kann. Eine Reformation und Ausrottung der irrigen Secte Luthers müsse erfolgen, und darnach Ehre und Dienst Gottes aus einem Kriege wider die ungläubigen Türken. Er sehe zwar ein, das Beste wäre: »daß wir unverzüglich abreisten, um Sr. Heiligkeit Hand und Fuß zu küssen, ihn in vollkommener Reinheit herzustellen, und mit unserer Hand ihn wieder auf seinen Stuhl einzusetzen; weil jedoch dieß jetzt nicht möglich sey, so soll er durch die Hand meines Vicekönigs (Lannoy in Neapel) als Repräsentanten unserer Person auf seinen Stuhl zu Rom wieder hergestellt werden. Aber bevor er in diese Freyheit wieder herzustellen wäre (welche zu verstehen ist — von der geistlichen Amtsführung), müßte unser Vicekönig so gut von Ihm versichert seyn in allen Dingen, welche menschlicher Weise und mit weltlicher Macht geschehen könnten. Die traurigen Ereignisse in Rom seyen dem Kaiser gar sehr unlieb; und er würde gewünscht haben, sie mit seinem eigenen Blute abzuhalten, weil ihm als dem ältesten Sohne, Advocaten und Schirmvogt des apostolischen Stuhles solche Vertheidigung zukomme. Und, nachdem der Papst auf freyen Fuß gestellt worden, und nicht eher, möge dann von des Kaisers eigenen Angelegenheiten gehandelt werden.« Eben solche Gesinnungen drückte K. Karl auch in seinem Schreiben an den König von England aus, 7. August 1527, und an Erzherzog Ferdinand, 27. Aug. 1527. Inzwischen hatte Lautrec und die französische Partey in Genua und Oberitalien bedeutende Fortschritte gemacht, wodurch und durch Lannoys Tod am 27. Sept. 1527 des Kaisers Angelegenheiten in Italien wieder in die bedenklichste Lage gesetzt wurden. Auch ließen England und Frankreich die Unterhandlungen mit Karl dringender betreiben, welcher durch Annahme der französischen Vorschläge, endlich wegen Burgund und Freylassung der Prinzen die Summe von 2,000,000 Kronen: nur daß Lautrec Italien wieder verlasse, und die zuletzt gemachte Eroberung, Genua ꝛc., wieder herausgäbe, seine Gegner unbestreitbar in das volle Unrecht setzte. Da aber K. Franz noch verlangte, daß der H. Sforza zuvor unbedingt und ohne Untersuchung wieder eingesetzt, und die Prinzen freygegeben werden sollten, bevor Lautrec zurückgerufen wurde, so nahm Karl eher die Kriegserklärung von beyden Königen an: von dem einen mit einer gewissen Anständigkeit und Achtung gegen die Person Heinrichs, von dem andern mit einer persönlichen Indignation gegen

das Betragen des Königs Franz, dem er wissen ließ, daß er ihn von nun an als einen Meineidigen an öffentlich beschwornen Tractaten ansehe, der von der Ehre und Rechtschaffenheit eines Edelmanns nichts wisse, 21. Jänner 1528. — Mit dem Papste ward sich endlich am 26. Nov. 1527 vertragen, und dessen wirkliche Freylassung auf den 6. Dezember festgesetzt. Ueber den geschlossenen Vertrag äußerte er an die Könige von Frankreich und England: »Nicht sein Wille habe ihn dazu getrieben, da er die Freyheit nur unter so schmählichen Umständen und so großem Nachtheil des apostolischen Stuhles erhalten; — wohl aber die unwiderstehliche Noth, da keine andere Befreyung nahe vorauszusehen, und die Angelegenheiten des apostolischen Stuhles täglich ärger geworden, und Religion und Gottesdienst in immer größeren Verfall gerathen seyen. Dann kündigte er seinen Wunsch und die Hoffnung an, den allgemeinen Frieden und die Würde der Kirche im Einverständnisse mit den beyden Monarchen zu verschaffen, wornach er eifriger als je streben werde, und weßhalb er sich auf die Aufträge an seine Nuncien berief. Da indessen Lautrec durch Mittelitalien gegen Neapel vorrückte, die kaiserliche Flotte von der Ligue geschlagen worden war, so mußte der Krieg noch fortgesetzt werden, in welchen Angelegenheiten zwischen Karl und König Ferdinand ununterbrochen wichtiger Briefwechsel unterhalten worden war. K. Franz von Frankreich nannte den Kaiser einen Lügner, und forderte ihn persönlich zum Zweykampf heraus. Karl nahm diese Herausforderung an, da aber K. Franz über Ort und Zeit zum Zweykampf keinen Vorschlag endlich annahm, so sendete Karl dem K. Ferdinand alle hierauf Bezug habenden Schriften 5. July 1528, »auf daß Ihr daraus des Gegners Feigheit und Bosheit sehet, und alles dem Drucke übergebet, damit die Sache offenkundig werde, wie es die Vernunft will; denn meines Theils wird es nicht fehlen, zum Zweykampf zu kommen.« — Während sich nun seit seiner Freylassung der Papst neutral hielt, und als Vater Aller den Frieden unter den Streitenden suchen wollte, um auf dem nämlichen Wege, womit seine Voraltern im Ruhme der Gottseligkeit geleuchtet hatten, der Unsterblichkeit zuzueilen, starb Lautrec an der Pest, die Belagerung Neapels wurde aufgehoben, sein noch übriges Heer von Oranien gänzlich geschlagen, und zur Capitulation genöthigt: worauf auch der Admiral Doria von der Ligue abtrünnig, sich mit seinen Galeeren in des Kaisers Dienste begeben. Der Papst, überzeugt, daß nur in der Gesinnung des Kaisers in Verbindung mit den erreichbaren Garantien eine festere Bürgschaft des öffentlichen Friedens, nicht aber in den leichtsinnigen Entwürfen des ehrgei-

zigen K. Franz, der ihn zum abermaligen Bruche mit dem Kaiser, und ihn von der Kaiserwürde zu entsetzen bereden wollte, zu hoffen sey, kehrte am 5. October 1528 von Viterbo nach Rom zurück, ließ in Barcellona am 29. Juny 1529 das feste und genaue Freundschaftsbündniß mit dem Kaiser unterzeichnen, wodurch auch 5. Aug. 1529 der sogenannte Damenfrieden oder der Frieden von Cambrai mit Frankreich und England beschleuniget ward.

Zweyter Abschnitt: Erlangung der Krone Ungerns, S. 145—184. Die bisherige Darstellung zeigte, neben der politischen, von Frankreich vornehmlich genährten Entzweyung unter den Monarchen um Macht und Uebergewicht, die Anfänge und allmälige Erweiterung der großen Spaltung in der tieferen sittlich religiösen Grundlage des christlichen Europa. — Während so die Christenheit sich im Innern theilte, drang der äußere Erbfeind in langsamen aber mächtigen Fortschritten gegen die Länder und Reiche vor, welche die wahre Heimat der christlichen Kirche und des auf ihr begründeten Lebens der europäischen Nationen geworden waren. Die Angriffskriege der Muhamedanen auf den Westen characterisiren sich also: Kriegerische Völker, die Araber und Osmanen, hatten, jene mehr mit ritterlichem Geiste und edlerer Menschlichkeit, diese mit der eisernen Kraft des zermalmenden, doch aber öfters nach dem Scheine der Großmuth strebenden Despotismus, — mit unerhörtem Erfolge des erobernden Religionskrieges die Lehre Mahomeds über unermeßliche christliche Länder in dreyen Welttheilen verbreitet, und nur geringen und unansehnlichen Trümmern der Religion des Erlösers in jenen Ursitzen derselben ein kümmerliches und gefährdetes Daseyn überlassen. In eben jenen Ländern des Ostens hatte schon früh ein dem Christenthume feindseliger Geist von innen aus durch Verfälschung des Grunddogmas vom erlösenden Gotte die Kirche, während die ganze äußere Form derselben unangetastet blieb, zu zerstören gesucht. Mahomeds Lehre, darin dem Arianismus ähnlich, daß sie Christo die Ehre des erhabendsten Prophetenthums beließ, und die Propheten und Patriarchen des alten Bundes ehrte, wich am meisten darin von jenen frühern Irrlehren ab, daß sie die Idee selbst vom versöhnenden Opfer und darauf begründeten Priesterthum verwarf, auch die Sittenlehre des Christenthums auflöste, und sich dennoch zugleich als eine höhere Vollendung des menschlichen Daseyns geltend machte, wozu auch Judenthum und Christenthum nur die Stufen gewesen seyn sollten. — Der Fortgang mohamedanischer Eroberung war um das Ende des ersten Jahrtausends durch die mit begeistertem Heldenmuthe von abendländischen Christen am Grabe des Erlösers und

in Syrien gegründeten Reiche unterbrochen worden. Als dieſe Reiche durch die Uneinigkeit, durch die Bedrängniſſe, durch die Laſter der Chriſten wieder zerfallen waren, — wurde die Macht des mahomedaniſchen Angriffs noch eine Zeit lang durch die übrig gebliebenen Beſtandtheile des öſtlichen Kaiſerreichs aufgehalten und beſchäftigt. Als aber jene lange Folgereihe von Erſcheinungen glänzender Blüthe und ſchauderhafter Gräuel, welche die Geſchichte des griechiſchen Kaiſerthums vom erſten bis zum vierzehnten Conſtantin ausmacht, geendet hatte, — als Conſtantinopel, der ſchimmernde Stolz der Chriſtenheit, gleichſam als die letzten Trümmer des großen Schiffbruchs, das letzte Eiland von einer üppig blühenden Atlantis, von den Fluthen mahomedaniſcher Eroberung verſchlungen war; — als der Tempel der himmliſchen Weisheit, in welcher die Vermählung des Staubes mit der Allmacht gepredigет worden, in die Moſchee einer opferloſen Religion des Naturſtolzes verwandelt war; — da galt es für die abendländiſche Chriſtenheit nicht mehr, wider die Waffen des Islams entfernte Gründungen zu retten, oder dem, durch alte Bande verbrüderten Kaiſerreiche zweifelhaften Beyſtand zu leiſten; — es handelte ſich davon, in dem allein noch übrigen und eigentlichen Lebensſitze des Chriſtenthums deſſen äußeren Beſtand und Würde zu behaupten. Gleichzeitig mit dem Ausbruche der großen Weltbewegung, mit der Reformation, erfolgte die Eroberung von Grenzpuncten, die man als die Bollwerke der abendländiſchen Chriſtenheit betrachten konnte, 30. Auguſt 1525 Belgrad und 1522 Rhodus. Nun traf Solimanns des Prächtigen Stolz und Macht auf Ungern, auf ein in innere Ohnmacht verſunkenes, allem Nachtheil verderbter Oligarchie bloß geſtelltes Reich; deſſen oligarchiſche Zerrüttung die gleichzeitigen Schriftſteller mit grellen Farben, niemand jedoch wahrer und getreuer ſchilderte, als Sigmund Herberſtein, der zu verſchiedenen Malen als Geſandter des K. Maximilians und Ferdinands am ungriſchen Königshofe geweſen war. Mit ſchwachen Kräften, mitten in der Unthätigkeit des Adels, nach Verſäumniß der koſtbaren Zeit zum frühzeitigen Widerſtande an der Drau, bey völliger Ordnungsloſigkeit im Heere, in unbeſonnener Voreile, und von Johann Zapolya, der, um eine gewiſſe Unabhängigkeit und Selbſtſtändigkeit als Grundlage zu eigener künftiger Herrſchaft zu behaupten, die eine Hälfte der ungriſchen Heeresmacht entfernt hielt, kam es am 29. Auguſt 1526 zum Unglück bey Mohacs, wo der König Ludwig, die beyden Anführer, der Colocſer Erzbiſchof und Georg Zapolya, mit der Blüthe der damaligen Großen, des Adels und der Biſchöfe von Ungern den Tod gefunden. Auf dem Schloſſe zu Ofen feyerte der ſiegreiche Soliman, nachdem die Königin

Maria nach Wien geflohen war, das kleine Bairamsfest durch den Handkuß der Wesire; und in Pest versprach er den ihm aufwartenden Ungern den Johann Zapolya als König. Diese Niederlage hatte gleichsam die Vormauer eingestürzt, welche die Osmanen von den deutschen Grenzen, von den Mittelländern der Christenheit abhielt, und der Bereich, über welchen sich die Verwüstungen des wilden Siegers ausdehnten, bezeichnete ungefähr für mehr als anderthalb Jahrhunderte die Grenze der türkischen Herrschaft in Ungern; von woher auch das ganze südliche und östliche Deutschland mit furchtbarem Angriff fortwährend nahe bedroht ward. Daß dieser Sieg eine den Osmanen so bleibend vortheilhafte und der Christenheit zur Schmach gereichende Stellung zur Folge hatte, davon war, neben der größeren Entzweyung der ganzen Christenheit zwischen der Kaisermacht und Frankreich, so wie zwischen Kirche und Protestantismus, die lange fortgesetzte Zwietracht in dem ungrischen Adel selbst die nächste Ursache. Während in jenen umfassenden Kämpfen, welche die ganze Christenheit theilten, es sich von allgemeinen Verhältnissen und Interessen und deren Feststellung in der neueren Weltepoche handelte: — so gehörte dagegen der besondere Streit, welcher Ungern entzweyte, mehr zu den Kämpfen, wie sie das Mittelalter häufig in trauervollen Gemälden gezeigt, welche aus Anlaß eines Streites um die Krone entstanden, von den allen Leidenschaften offen stehenden Oligarchen in oft wechselnder Parteyung, um Ehrgeiz und Vortheile einzelner Familien und Individuen zum allgemeinen Unheil verlängert worden. Es trug jedoch diese innere Zwietracht in Ungern dadurch einen mehr der neueren Zeit angehörenden Character, daß dieselbe in den wechselseitigen Entscheidungen weit mehr von fremder Macht, als eigener Kraftentwicklung abhing, und daß das vom König Ferdinand und vielen seiner Anhänger verfolgte Ziel nicht sowohl die Behauptung eines bloßen persönlichen Interesses oder der Größe seines Hauses, sondern auch eine in europäischer Beziehung wichtige Entwicklung war. Es handelte sich zunächst davon, daß dieses edle Reich dem Erbfeind der Christenheit nicht in solcher Weise überlassen bliebe, daß derselbe daraus den festesten Stützpunct oder gar die erste Schlachtreihe fernerer Angriffe auf die christlichen Völker machen könnte; — und dann auch zugleich davon, die schon seit langer vorbereitete folgenreiche Verbindung der magyarischen Nation mit der beschützenden und erhaltenden Macht des Kaiserthrones in einer bleibenden Weise und zugleich mit vollständiger Rechtmäßigkeit zu verwirklichen. Ein Jahrhundert früher war Erzherzog Albrecht, Tochtermann des Kaisers Sigismund, diesem auf dem ungrischen Throne gefolgt,

als erster König dieses Reichs aus habsburgischem Stamme. Die Minderjährigkeit, die kurze Herrschaft, der frühe Tod seines Sohnes und Nachfolgers Ladislaw fiel in die Zeit Kaiser Friedrichs III., unter dessen langer Regierung, welche ein sonderbares Gemisch von unthätiger Indolenz und in sich gekehrter Beharrlichkeit war, sich die politischen Verhältnisse des neueren Europa in ihren noch unkenntlicheren Hauptzügen vorbereiteten, die neue Zeit mit aller ihrer Frivolität und Zwietracht, ihren vorwiegenden Hauptmächten und willkürlichen Staatssystemen. — Damals wurde auch für Oesterreich, gleichsam in bedeutungsvoller Stille, die Bestimmung näher vorbereitet, welche dasselbe im neueren Europa unter Unglück und Siegen zu erfüllen hatte. Es schien die Begründung einer großen Vertheidigungsmacht, durch bleibende Union von verschiedenen Nationen, welche in ihrem Innern durch feste Erbfolge geordnet, übrigens in eigenthümlicher Verfassung, Sitte, Sprache und Fortbildung bestehen konnten, — tief in dem Gange der Dinge und in den Fügungen über Europa begründet zu seyn. Nach den Ideen des Mittelalters waren die Nationen und Volksstämme in großer Selbstständigkeit und Unabhängigkeit nur durch das allgemeine Band der Christenheit, nur durch deren gemeinschaftliche Institutionen des Papstthums und Kaiserthums verbunden. Als das Band des allgemeinen Glaubens und der Vormundschaft der Kirche, welches den Einheitsgrund Europas im Mittelalter ausgemacht hatte, mehr und mehr entkräftet wurde, bildeten sich getrennte und unabhängige, durch keine anerkannte Autorität eingeschränkte Mächte aus; große geschlossene Machteinheiten, welche sich mehr oder minder im Widerspruche mit den frühern Grundlagen der allgemeinen Ordnung, und vielfach zum Nachtheil der Selbstständigkeit und Rechte der Nationen gestalteten, und welchen partielle, anarchische und oligarchische Entzweyungen nur zur Gelegenheit dienten, ihre Macht ausgedehnter zu begründen. Durch ganz Europa bildeten sich mehrere größere Monarchien aus, so in Spanien durch die Vereinigung von Castilien und Arragon, in Großbritannien durch die Verbindung von England und Schottland, selbst im Norden schien sich ein gemeinsames scandinavisches Reich zu begründen, und in Nordosten wurde der Grund zur großen moskowitisch-russischen Macht gelegt. Vor allem aber bildete Frankreich sich als das Vorbild der neuen absoluten Monarchien mehr und mehr durch Ausdehnung der Alleingewalt im Innern und äußerer Eroberung aus, und unter Frankreichs trennender Einwirkung näherten sich nach und nach die einzelnen Staaten in dem Herzen der Christenheit, in Deutschland und Italien, der vollendeten

Unabhängigkeit. Von Osten her drängte dann die zur höchsten Stufe der Macht und innern Unbedingtheit gestiegene Monarchie der Türken auf die nur schwach verbundene, mehr und mehr in einzelne unabhängige Reiche sich auflösende Christenheit. — Inmitten aller dieser Verhältnisse befestigte sich nun die große Defensivmacht des Kaiserhauses, deren Bestimmung es wurde, die alte Einheit der Christenheit gegen die immer furchtbarer sich erhebende Zwietracht bis auf einen gewissen Punct des Uebereinkommens zu vertheidigen, manche mächtige Willkür zu neutralisiren, die nothwendig gewordene Machtbegründung mit Schonung des alten Organismus und mit der Verschiedenheit der Nationen in Einklang zu erhalten. — Die Nationalinteressen, die Nationalinstitutionen der Völker von Mitteleuropa, wenigstens in manchen Beziehungen gegen mächtige Unterdrückung sowohl, als gewaltsame Umwälzungen zu vertheidigen, dem schwächeren Rechte ein Schild, dem Heiligthume des Glaubens eine äußere Stütze gegen äußere Aufeindung zu seyn; während eben diese Macht Vorkämpferin der Christenheit in dem Vertheidigungskampfe gegen die mahomedanische Despotie ward. In der Begründung dieser, ihrer Natur und Bestimmung nach erhaltenden Macht bildete nun die bleibende Union Oesterreichs mit Ungern einen wesentlichen Bestandtheil, welches letztere durch ein ehrliches Band zur Beyhülfe der Nachbarvölker gegen die Angriffe der Barbaren berechtiget, hinwiederum kraftvoll mitwirkte, um die von jener Macht überdauerten Stürme und Gefahren zu besiegen. Gegen die Königin Maria, die zur Berathung der unheilvollen Lage des Vaterlandes einen Landtag nach Comorn, dann aber nach Preßburg ausgeschrieben hatte, erhob sich Johann Zapolya. Schon sein Vater, noch mehr aber er und seine Anhänger hatten es seit langer Zeit vorbereitet, und sie beabsichtigten, daß im Falle eines kinderlosen Absterbens Ludwigs, Zapolya von einem Theile der Nation zum Könige gewählt werden solle — welches Bemühen sie durch das scheinbare Argument einer Ausschließung der Ausländer zu verstärken suchten. Die höchste Gefahr des Vaterlandes nach der Niederlage bey Mohacs, welche Zapolya durch Zögerung selbst mit veranlaßt hatte — machte ihn nicht im mindesten zweifelhaft, den Umstand des Todes des Königs sogleich zu benutzen, um sein Vorhaben auszuführen, — wenn er gleich mit voller Gewißheit sehen mußte, daß die Ansprüche Ferdinands und die Anhänger desselben ihm entgegen standen, und dieser Conflict die Noth des Vaterlandes vergrößern mußte. Er ward zu Tokay als König begrüßt, zog nach Ofen, ließ sich am 7. November auf dem Reichstage zu Stuhlweißenburg von dem Erzbischof zu Gran, Paul Varday, zum König krönen;

und erklärte die Strafe der Untreue und beleidigten Majestät, der Vermögens-Confiscation und Infamie gegen die Anhänger Ferdinands. Auf dem vom Palatin berufenen, also verfassungsmäßigen Reichstage zu Preßburg jedoch ward auch Ferdinand einhellig als rechtmäßiger König ernannt, dessen Ansprüche auf die Krone Ungern sich auch auf einen dreyfachen Grund stützten: auf die Erbverträge, auf die Ansprüche seiner Gemahlin und auf seine eigene Erwählung.

Dritter Abschnitt: Begründung der Herrschaft in Ungern gegen Johann Zapolya, der von Frankreich unterstützt wird, und die Freundschaft und Hülfe der Türken wider Oesterreich sucht, S. 187—243. In Folge der Niederlage bey Mohacz war Ferdinand den Angriffen Suleimans bloßgestellt, welcher einerseits an Venedig einen Bundesgenossen, an der Krone Polen eine neutrale Macht erhalten hatte, und welchen ein Zwist um die Krone in Ungern den großen Vortheil versprach, daß derselbe die Streitkräfte dieses Reichs neutralisiren, ja seine eigene Macht zum Angriff vermehren werde. All dieses, alle Umtriebe des Zapolya, sein schon langes Streben nach Ungerns Krone, seine Verbindung mit Suleiman, sah K. Ferdinand und der Kaiser klar voraus; und letzterer bot bey Ferdinand alles auf, nur um Ungerns Krone nicht zu verlieren, sich einstweilen mit den Woiwoden zu vertragen, und mit den Türken sich nicht in einen weitläufigen Krieg einzulassen. Unter Vermittlung Königs Sigismund von Polen, Zapolyas Schwiegervater und Oheim König Ladislaus und der Gemahlin Ferdinands, war zum Versuche einer Verständigung mit Johannes eine Zusammenkunft von Bevollmächtigten beyderseits zu Olmütz gehalten, wo die Ansprüche Zapolyas mit ihren Gründen und Ferdinands umständlich gewürdiget, erwogen und widerlegt wurden, S. 194—205. Da aber die Forderungen und Behauptungen ganz unvereinbarlich waren, und die Gesandten des Johannes hartnäckig dabey blieben, Ferdinand hätte aus den Verträgen nicht mehr Recht, als ein Indier oder Babylonier, so zerschlug sich dieser Vermittlungsversuch und ein Antrag zur Waffenstillstandsverlängerung, und sogleich ward der Krieg gegen Johannes und die Besitznahme des Reiches unternommen. Ferdinand zog persönlich mit einem Heere nach Ungern 1. Aug. 1527, drang bis Ofen vor, entbot den gesammten Adel auf den 3. Nov. nach Stuhlweissenburg, und ward dort, nachdem er den feyerlichen Eid (zum dritten Male schon) der Nation geleistet hatte, mit seiner Gemahlin Anna nach aller Form und Gesetzmäßigkeit und mit altgewöhnlicher Pracht zum König gekrönt, S. 206—213. Nun schien sich die Eintracht des Reichs verjüngt zu haben, und Stärke gegen den äußern

Feind zu verheißen. Viele der Großen hatten sich für Ferdinand erklärt, auch solche, die anfangs nicht mit ihm gehalten hatten; und das Glück seiner Waffen durch Niklas Salm gegen das Heer des Johannes schien zu vollenden, was der Begründung seiner Herrschaft über das gesammte Ungern noch fehlte. Es fehlte aber inzwischen auch nicht an sehr energischen Umtrieben des Johannes und des französischen Gesandten, Rincon, am polnischen Hofe, um das politische Benehmen Königs Sigismund zu stimmen; worüber die Berichte des damals in Krakau anwesenden Gesandten Ferdinands, Logschau, sehr wichtige Aufschlüsse gaben (S. 214—223), und die Berichte des Hieronymus Lasky, Palatin von Zierads — am französischen Hofe. Und war gleich Ferdinands Herrschaft mehr und mehr befestigt, so war sie darum doch noch nicht hinlänglich sicher gestellt. Man hatte es ihm ja allgemein sehr hoch angerechnet, daß er bey der allgemeinen Seuche sich aus Ofen zwanzig Stunden weit entfernte; und allgemein schrie man: »er sey nur gekommen, um sich krönen zu lassen, und dann wieder in seine anderen Staaten zu gehen, und sie ihrem Schicksale zu überlassen; so daß er sich, ohne nicht alles wieder in große Gefahr zu setzen, auf zehn Stunden Ofen nähern mußte. Es wäre nun unstreitig für den Johannes selbst ehrenvoller und dem Vaterlande heilsamer gewesen, wenn derselbe dem vereinten Gewichte der Erbverträge, der Verwandtschaft, der Wahl, Krönung und Zustimmung durch die überwiegende Mehrheit der Nation und der militärischen Entscheidung nachgegeben, und gegen sonst billige und ehrenvolle Bedingungen den Ferdinand anerkannt hätte. Er faßte nicht diese Entschließung, sondern da er vom Könige von Polen keine Hülfe erhalten konnte, und die entfernte Gunst des Königs von Frankreich ihm wenig half, so that er den verderblichen und unheilvollen Schritt, an den Sultan der Türken zu senden: nicht etwa um Waffenstillstand und Frieden von demselben zu erlangen, sondern um ein offensives Bündniß gegen Ferdinand mit ihm zu schließen, und durch die Türken wieder Herr von Ungern zu werden. Dieß war freylich sein Zweck, aber dieses Verfahren konnte nur zweyfachen Erfolg haben. Ganz hergestellt und eingesetzt auf den ungrischen Thron konnte er durch türkischen Schutz nicht werden ohne solche Siege der Türken, welche auch Deutschland und andere christliche Länder bedrohten, — und wodurch dieselben zugleich auch in Ungern die gebietenden Herren blieben; — und auch zur Hälfte konnte er nicht den Besitz von Ungern durch türkische Hülfe behaupten, ohne daß das halbe Ungern, als active Bundesgenossin der Türken, die andere Hälfte bekriegen, und in diesem verderblichen Bürgerkriege zugleich die Erfolge christlicher Heere wider den Eroberer vereiteln

half. War Ungern die Vormauer der Christenheit, so wurde derjenige mit Recht als verrätherisch an der Christenheit handelnd getadelt, welcher dem Erbfeinde derselben, eines Anspruches wegen, für welchen keine gesetzlichen Mittel mehr übrig waren, diese Vormauer ganz oder zur Hälfte einräumte, und dem Feinde Beystand zu leisten sich anheischig machte, in einem Kampfe, der entweder das Herz der Christenheit gefährden, oder das eigene Vaterland im innern Kampfe zerreißen, und gleichsam zwischen Deutschen und Türken theilen mußte. — Um das Schutz- und Trutzbündniß mit Suleiman zu bewirken, sendete Johannes — den der Höfe und Geschäfte sehr kundigen Polen, Hieronymus Lasky, nach Constantinopel; der am 22. Dezember 1527 daselbst ankam, am 29. Februar 1528 von dort abreiste, und die in ihren Folgen so beklagenswerthe Unterhandlung mit einer besserer Sache würdigen Haltung glücklich ausgeführt hatte; worüber er in einem eigenhändig geschriebenen Tagebuche die genaueste und höchst interessante Nachricht gab, S. 225—238. Was den Lasky bewog, sich diesem Geschäfte so eifrig zu widmen, dürfte zum Theil in den Worten angedeutet seyn, welche nach eben dieser Erzählung der Venetianer Gritti dem Ibraim sagte, als er die Antwort Laskys wegen der jährlichen Geschenke ihm meldete: »Entlasse ihn nicht ohne guten Ausgang. Du siehst, daß er kein Unger ist; er hat die Gnade vieler Fürsten, was kümmert es ihn, wenn Ferdinand Ungern unterwirft? gewißlich nichts.« Da Lasky eben in Frankreich in gewissen Geschäften gewesen war, so wird es um so wahrscheinlicher, daß sein Antrag gleichsam im Namen des ganzen antikaiserlichen Europas, Frankreichs namentlich und Venedigs, gemacht, oder so angesehen wurde, daß Gritti, der natürliche Sohn des Dogen von Venedig, vom großen Einfluß auf die Pforte und ein Hauptorgan für europäische Intriguen zu Constantinopel, ihn als solchen mit seinem ganzen Einflusse unterstützte. Die Gesandtschaft K. Ferdinands in Constantinopel durch den tapfern Unger Johann Habordancky von Solathnat und des Steyermärkers Sigmund Weichselberger hatten zwar keinen günstigen Erfolg; denn ihr Inhalt war gerade das volle Gegentheil von jener des Johannes; diese räumte dem Sultan das Königreich Ungern ein, um daraus einen Stützpunct vordringender Eroberung zu machen, wogegen Ferdinand die Herstellung desselben als eines Bollwerkes der Christenheit verlangte. Indessen ward doch Johannes zu Anfang des Jahres 1528 bey Kaschau aufs Haupt geschlagen, worauf er nach Polen eilte, um neue Truppen zu werben, und bey einem mächtigen Fürsten des Reichs, Johann Lamnow, Zuflucht

fand, der ihm sein Schloß und die Stadt Tornow zum Aufenthalte einräumte.

Vierter Abschnitt: Ehe Ungern im Innern geordnet ist, und ehe eine kraftvolle Vertheidigungsmacht aufgestellt wird, überzieht Suleiman Ungern, erobert zum andern Male Ofen, und belagert Wien, S. 247—305. In Polen fand Johannes auch unter den Magnaten und Bischöfen viele Freunde für seine Sache, wozu wohl die mächtigste Ursache in seiner Verschwägerung mit dem Könige lag, so wie in einer gewissen Eifersucht gegen Ferdinand, des polnischen Einflusses in Ungern wegen, und weil dort die letzten Könige polnischen Stammes gewesen waren. Lasky sendete in seinem eigenen Namen, 10. April 1528, an König Ferdinand einen Fehdebrief, und Johannes verwahrte sich in einem eigenen Schreiben, 13. April 1528, an die deutschen Churfürsten und Reichsstände von aller Anklage, seine Handlungsweise betreffend, wider Ferdinand, auch wenn aus dieser Zwietracht Nachtheil für die Christenheit hervorginge. Während nun Johannes in Polen und Deutschland Truppen warb, und seine Umtriebe in Ungern fortsetzte, mit Heeresmacht wieder in Siebenbürgen erschien, und sich dort nach einem kleinen Siege bey Kaschau festsetzte, that Ferdinand in Böhmen, Mähren, Oesterreich und Inneröſterreich alles, um wider den bevorstehenden Verheerungs- und Eroberungszug Suleimans die kräftigste Hülfe aufzubringen; und wenn gleich seine Sendung um Türkenhülfe an den König von England vergeblich gewesen, so wurde diese doch auf dem Reichstage 1529 energisch beschlossen; ungeachtet die dissentirenden Fürsten und Städte eine Weigerung einlegten, Hülfe gegen die Türken zu leisten, so lange ihnen nicht die volle Religionsfreyheit gewährt würde; ungeachtet Ferdinand eine kraftvolle Vertheidigung des h. Reichs wider die türkischen Waffen möglichst unabhängig vom Religionszwiste zu machen suchte. Dieselbe Theilnahme, denselben Eifer wider die Türken fand Ferdinand in Mähren und in Böhmen; und sehr energisch und durchweht von innigst religiösem Geiste ist sein Manifest vom 28. Aug. 1528 an die ganze Christenheit zu Beyträgen für die Unterhaltung des Heeres gegen die Türken, S. 263—267. — Während aber Ferdinand nach allen Seiten hin Thätigkeit und Ernst entwickelte, um eine kraftvolle Vertheidigung möglich zu machen und vorzubereiten, fehlte noch viel daran, bey den durch Parteygeist und innere Unordnung in Ungern überall vorhandenen Hindernissen, daß der Zweck, um Ungern gleich damals in eine starke und gesicherte Lage zu setzen, erreicht worden wäre. Das Heer Ferdinands gegen Johannes in Oberungern machte nicht nur in den J. 1528 und 1529 keine

Fortschritte, sondern erfüllte selbst das ganze Land durch Undisciplin, Gelderpressung von Seite der Heerführer und Plünderung im kleinen Kriege mit dem größten Jammer; wozu noch die steigende Gefahr von Seite der türkischen Flotte auf der Donau herauf und der Anmarsch Suleimans kam, schneller, unheilbarer, verhängnißvoller als erwartet worden war: in einem Zeitpuncte, wo die Truppen Ferdinands im Lande zerstreut, und durch die Gegenpartey verhindert wurden, sich auf einen Punct zu vereinigen, S. 269—280. Indessen war auch das vorausgesendete Antwortschreiben Suleimans an Ferdinand von den aus Constantinopel rückkehrenden Gesandten eingetroffen, welches mehr friedlich als kriegerisch lautete; dessen Inhalt jedoch, aus Mangel eines Dolmetschers, dem K. Ferdinand erst nach mehreren Monaten bekannt geworden war; weßwegen auch eine neue Gesandtschaft an den schon mit voller Macht heranziehenden Sultan vergeblich gewesen ist. Aller ernstlichen Bemühungen und Gesinnungen ungeachtet fehlte es dem K. Ferdinand auch im Sommer noch an wirklich gesammelter Macht, die ungrischen Festungen vollkommen gegen Suleimans Anfall zu versichern; worüber man sich eben nicht verwundern darf. Denn das getheilte Deutschland brachte nicht eher wirkliche Hülfe auf, als bis die Gefahr den höchsten Grad erreicht hatte. Die Macht des Kaisers war bisher durch den Krieg, welchen der wortbrüchige K. Franz I. erneuert hatte, und woran der Papst und Venedig Theil genommen hatten, beschäftigt und verhindert worden. Erst nach dem Frieden zu Cambray 5. Aug. 1529 konnte das kaiserliche Heer in Italien theilweise nach und nach zur Vertheidigung wider die Türken verwendet werden. Indessen war Suleiman von Constantinopel am 9. Aug. 1529 aufgebrochen, einer Flotte auf der Donau und dem Vortrabe von 20,000 Mann über Save und Drave mit 300,000 Mann bis Mohacs gefolgt, und dort mit Johannes, mit dessen Bruder Georg, mit Lasky und mit ihrem Heerhaufen zusammengetroffen, nachdem Johannes zuvor 24. Febr. 1529 an alle Ungern ohne Ausnahme einen schriftlichen Aufruf hatte ergehen lassen, sich an ihn und den Sultan anzuschließen, und ihm Gehorsam zu leisten; welche Forderung durch neue Schreiben beym Eintreffen des Sultans in Ungern wiederholt wurde. Nach der schmälichen Uebergabe der Burg zu Ofen brach Suleiman gegen Wien auf, das der Pfalzgraf Philipp und der oberste österreichische Feldhauptmann, Graf Niclas von Salm, mit ungefähr 12,000 Mann und 72 Feldstücken vertheidigen sollten, vor dessen Mauern Suleimans Heer am 21. September erschien, und die Stadt mit ungefähr 250,000 Mann in 16 Lagern einschloß — und hartnäckig zu bestürmen begann, bis am 15. Ok-

toder nach seinem mit Mord und Brand bezeichneten Abzuge das Dankgebet für die Befreyung im St. Stephansdome erscholl, S. 292—305.

Fünfter Abschnitt: Sächsische Kirchenverfassung. Versuch einer Befestigung der neuen Lehre, S. 309—354. Nachdem die Häupter der Kirchenspaltung sich von dem alten Prinzip der Autorität in Glaubenssachen so entschieden losgesagt hatten, zeigte sich bald, was sich bey jeder gewaltsamen Erschütterung eines allgemein bindenden Prinzips zeigen muß, — daß nämlich viele Meinungen und Bestrebungen sich erhoben, welche den Urhebern der Trennung eben so feindlich entgegenstehen, als diese sich der Herrschaft des Alten entgegengestellt hatten, und welche auf die gleiche Berechtigung und ähnliche Gründe wie diese sich beriefen. Aus solcher Mannigfaltigkeit widerstreitender Lehren, und aus dem sich mächtig ankündigenden Bedürfniß, den getrennten Bekenntnissen doch möglichste Regelmäßigkeit und Einheit in ihrer äußeren Lehre und Verfassung zu geben, bildeten sich nach und nach in erneuerter Stärke wiederum die Vorstellungen von hierarchischer Entscheidung und politischer Glaubenshülfe aus, welche in der altkatholischen Welt ihr weit folgerechteres und großartigeres Vorbild hatten. Luther selbst sprach das Prinzip von dem in Glaubenssachen untrüglichen Ansehen der christlichen Kirche, welches er so mächtig erschüttert hatte, bey mehreren Gelegenheiten sehr kraftvoll aus. Den Ansprüchen der Kirchenlehrer sowohl, als den Decreten der gesetzlichen Kirchenversammlung hatte er das Entscheidungsrecht abgesprochen, und wider das Anerkannteste und Gültigste mit leidenschaftlichem Ungestüm gekämpft; und zu derselben Zeit — im Jahre 1530 — widersetzte er sich mit den heftigsten Ausdrücken dem Abschluß eines Verständnisses, nach welchem auch nur den Katholiken in den Staaten der protestirenden Fürsten eine wirkliche Duldung zu Theil werden sollte. Uebrigens richtete Luther sein erstes Augenmerk auf die Fürsorge für die Dotation und für die äußere Verfassung der Kirche; wobey er die Pflicht der Dotation für den christlichen Unterricht aus dem Vermögen der Unterthanen behauptete; nachdem die für den christlichen Unterricht nach den Lehren der Kirche freywillig gestifteten Güter dieser Bestimmung gewaltsam entzogen worden. Sodann drang er beym Churfürsten von Sachsen auf eine aus geistlichen und weltlichen Mitgliedern gemischte Commission zur Visitation und Feststellung der kirchlichen Verhältnisse im ganzen Lande; was wirklich vor sich ging, und wodurch die in derselben gelegene Aufhebung der bischöflichen Rechte ein nicht minder wichtiger Schritt, als die erste Lossagung von der päpstlichen Obergewalt gewesen war. Man nahm dabey,

um die Reinheit der Lehre möglichſt zu ſichern, zur Richtſchnur den im Jahre 1527 von Melanchton verfaßten, von Luther in einigen Stellen verbeſſerten und gebilligten Unterricht der Viſitatoren an die Pfarrherren im Churfürſtenthume Sachſen. Unter andern wurden darin zur Beaufſichtigung und Reinerhaltung der Lehre, Ruhe und Ordnung gegen die Obrigkeit, Superintendenten angeordnet, von welchen die vom Landesherrn zu berufenden Prediger vor ihrer Beſtallung geprüft werden ſollten, wie ſie in Lehren und Leben geſchickt, und ob das Volk mit ihnen genugſam verſehen ſey. Die Einkünfte der vakanten Pfarren, Beneſizien und der Klöſter ſollen genau verzeichnet, zur Beſoldung für Kirchen und Schulmeiſter dienen. — Schon 1526 hatte Luther eine deutſche Ordnung des Gottesdienſtes zunächſt für Wittenberg herausgegeben, von der er jedoch wünſchte, daß ſie einſtweilen allgemein geltend gemacht und gehalten werde. Er wollte eigentlich, daß überall eine ſolche Geſellſchaft von Menſchen werde, die ſich als vollkommene Chriſten in ein beſonderes Buch eingeſchrieben, und in einem Hauſe, ſtatt in der Kirche, zuſammenkämen um nach dem Antriebe des Geiſtes zu beten, die Sakramente zu empfangen, und Unwürdige mit einer Art Bann, durch die Geiſtlichen ausgeſprochen, über öffentlich Laſterhafte, z. B. Ehebrecher, tägliche Vollſäufer &c., zu belegen; — welche Anordnung jedoch etwas ſchwer die Stelle einer Kirchenverfaſſung würde haben vertreten können. Der Wunſch Luthers, eine eigene chriſtliche Behörde, Conſiſtoria, einzuführen, wurde 1561 zu Weimar zuerſt, und ganz in einem andern Sinne, als ihn Luther gedacht hat, erfüllt, nämlich als landesherrliche Behörde, ohne ein geiſtliches Mitglied, um einen ungeregelten Widerſtand der Geiſtlichen zu brechen. Vorzüglich lag aber die Sorge für die chriſtliche Jugend und für die Schulen Luthern am Herzen, zu deren Vervielfältigung er 1529 an die Rathsherrn aller deutſchen Städte eine ernſtliche Ermahnung ergehen ließ; und er ſagte manches populär Richtige und patriotiſch Nützliche über den Jugendunterricht; nur bey Empfehlung des bibliſchen Sprachſtudiums tritt die theologiſche Beziehung wieder beſonders ſtark hervor, womit die angreifende Richtung, wie überall in Luther, aufs innigſte verwebt wurde.

Luther hatte auch ſchon früh die Gewalt, über die Lehre zu urtheilen, und die Lehrer ein- und abzuſetzen, der Gemeinde zuerkannt; ohne daß ein Organismus der Gemeinde gezeigt wäre, kraft welchem ſie ihr Urtheil ausſprechen konnte. Das Kennzeichen einer chriſtlichen Gemeinde, da wo das lautere Evangelium gepredigt werde, und die Wahl durch Händeauflegung der Vornehmſten in einer Gemeinde, oder durch die

bürgerliche Obrigkeit, war für beyde Fälle zu schwankend, zu unbestimmt, und keineswegs hinreichend. Darum mußte natürlich das Schutzrecht der weltlichen Obrigkeit überhaupt immer bestimmter und ausgedehnter hervortreten. Das Gutachten Luthers über die Domherrn zu Altenburg, welche die katholische Messe nicht aufgeben wollten, ist offenbare Anrufung des Staates von Seite der Reformatoren selbst, mit ähnlichen Argumenten, womit die Gesetze katholischer Fürsten für Aufrechthaltung des Kirchenglaubens vormals unterstützt wurden; nur daß statt der Unfehlbarkeit im vereinten Zeugniß von Wort und That und der durch Ueberlieferung erklärten Schrift hier eine Unfehlbarkeit der eigenen Auslegung des geschriebenen Wortes zu Grunde gelegt wurde; wie auch, daß hier die Weigerung, in einer Disputation sich dem Gegner oder dem zufälligen Kampfrichter zu unterwerfen, gleichsam die häretische Hartnäckigkeit begründen sollte. Während nun Luther in solcher Art dem Staate fortwährend ein Zwangsrecht gegen die katholische Kirche zuerkannte, so weit diese seiner Lehre entgegen war; eben so entschieden und in vielfachen Wendungen erkannte er demselben ein solches Schutzrecht zur Aufrechthaltung der katholischen Dogmen (öffentliche Artikel der Glaubenslehren, die klärlich in der Schrift begründet, und in aller Welt geglaubt werden von der ganzen Christenheit) zu, so weit er solche beybehalten hatte. Natürlich fühlte er selbst wohl, daß jenes Prinzip der Allgemeinheit der Lehre, nach welchem er das Recht behauptete, die Irrlehrer selbst auch unverhört und unverantwortet zu verdammen, und auch dem Staate das Recht zusprach, dieselben zu bestrafen, — im vollen Maße von der alten Kirche auch wider ihn selbst in Anwendung gebracht wurde; — und er wußte hier kein anderes Auskunftsmittel, — wenn er nicht wirklich der katholischen Lehre mindestens eben so große Gültigkeit als seiner eigenen zuerkennen wollte, — als die Entscheidung der weltlichen Obrigkeit, als Schiedsrichterin über die Anwendung dieses Prinzips, zu überlassen. So wie aber diese ganze Ansicht von Festhaltung und Stabilirung der Kirchenlehre eine nur später hinzukommende, und der eigentlich reformatorischen, bewegenden, angreifenden, erschütternden entgegengesetzt war, so kam sie auch wohl in Luther selbst zu keiner folgerechten Deutlichkeit.

Indessen ist doch auch so viel klar, daß Luther das der weltlichen Obrigkeit zugesprochene Entscheidungsrecht ganz vorzüglich nur als ein Hülfsmittel, seine Lehre in einem großen Theile Europas aufrecht zu erhalten, wider die alte Kirche sowohl, als gegen die weitere Spaltung der Lehre selbst vorzugsweise verstand. Sonst hätte er sich auch für sich selbst gefallen lassen müssen, daß

der Kaiser und die verfassungsmäßige Mehrheit der Reichsstände erst entschieden hätten, was der Churfürst von Sachsen in Religionssachen verfügen dürfe und was nicht; — wäre darüber die Rechtsfrage streitig gewesen, so hätte eine politische Entscheidung darüber eintreten müssen, und der Reformator hätte die Befugniß, öffentlich wider die alte Kirche zu lehren, von dieser Entscheidung oder diesem Erfolge abhängig erkennen müssen. Davon war er aber freylich sehr weit entfernt, wie sein Streit mit Herzog Georg, die vertriebenen Leipziger und Oschatzer betreffend, hinlänglich erweiset, S. 313—315. Bey jeder Gelegenheit und in kräftigen Ausdrücken stellt sich Luther als Erheber der weltlichen Stände und der weltlichen Obrigkeit in ihrer Entkleidung von aller Beziehung auf die priesterliche Kirche dar. Da nun kein katholischer Lehrer jemals die weltlichen Stände an sich selbst in ihrer natürlichen Bestimmung als verdammlich dargestellt hatte, wohl aber, daß neben ihnen ein eigener auserlesener Stand (Clerus) auf das Mysterium der Gnade begründet worden, und als der höhere zu ehren sey, mit welchem alle übrigen durch Gottesdienst und Heiligung in einer lebendigen Beziehung stehen, und der übernatürlichen Segnungen theilhaft werden sollten; so ist jene Darstellung Luthers eine Bestätigung der Ansicht, daß eine Hauptwirkung seiner Anstrengungen darin bestand, alle weltlichen Stände und die ganze Naturordnung, unter Verstärkung der fürstlichen Territorialgewalt, von allen Beziehungen auf einen abgesonderten Priesterstand und auf eine übernatürlich sacramentale Ordnung abzulösen und abzureißen. Er ruhte aber nicht, bis die große Säcularisirung in so weitem Bereiche, als es möglich war, zu Stande gebracht wurde.

Auch der Begriff von einem bestimmten Diöcesanrecht und Sprengel einzelner Geistlichen, so daß jeder Bischof oder Pfarrherr sein bestimmtes und befohlenes Amt und Kirchspiel habe, in welchem kein Anderer oder Fremder ohne dessen Wissen und Willen sich unterstehen solle, seine Pfarrkinder zu lehren, weder heimlich noch öffentlich, bildete sich bey Luther aus. Seine Vertheidigung aber, daß er selbst aus dem Rechte eines Doctors der h. Schrift und eines berufenen Predigers gegen den Willen so vieler Bischöfe und Pfarrherrn die alte Lehre und Verfassung der Kirche angetastet habe, enthält die schwächsten Beweggründe; und es ergibt sich daraus die Bestätigung, daß der Angriffskrieg gegen die Kirche von der Schule als solcher geführt war. Man wird auch hier darauf geführt, daß wo ein Recht oder Autorität gegen eine andere auftritt, wie Staat gegen Kirche, oder Schule gegen Kirche, es vor allem Noth thut, die

eigenthümliche und besondere Bestimmung und Natur derselben, das Prinzip und daraus fließende Beschränkungen aufzusuchen; weil sonst nur unversöhnter Zwist und Widerspruch erfolgen kann. Doch war es offenbar nur eine hinterdrein sich einfindende Entdeckung, daß das Recht, eine Reformation zu bewirken, aus dem Doctorate und aus dem Rechte eines Predigers für die Seinen zu schreiben hergeleitet werden möchte, da es ganz andere und gewaltige Kräfte waren, welche die Reformatoren angetrieben hatten, und welche durch jede Art von äußerer Beschränkung nur zu stärkerem Gegenwirken gereizt wurden. Nebenbey bemühte sich Luther sehr, die von ihm festgehaltene Rechtgläubigkeit im Puncte des Sacraments des Altars, gegen die dasselbe in ein bloßes menschlich natürliches Erinnerungszeichen verwandelnde Ansicht Zwingli's und der Uebrigen aufrecht zu erhalten; worüber der Streit mit Hintansetzung der uralten und heiligen Ehrfurcht der alten Zeiten vor diesem wundervollen Geheimnisse zum großen Aerger und zur Mißbilligung Melanchthons (weil sie die sich auf die neue Lehre stützende politische Gegenmacht in sich selbst zertheilte, und das Bündniß der Vertheidigung gegen den Kaiser schwächte) mit höchster Leidenschaft in den Volksschriften ist verhandelt worden. Dabey blieb aber Luther ein eben so heftiger Gegner der Zwinglianer, als der alten Kirche, mit der er zwar über die wesentliche Gegenwart Christi im Sacramente einstimmig war, dieselbe jedoch in willkürliche Schranken gesetzt hatte, so weit nämlich nothwendig seyn mochte, ein Opfer und Priesterthum zu leugnen. Dieser Sacramentsstreit war übrigens für Luthern das Grab des innerlichen Friedens. Denn jenes Dilemma, daß wenn eine göttliche Autorität im äußeren Zeugniß der Kirche liegt, der Verstand sich diese Autorität auch da gefallen lassen muß, wo sie der eigenen Auffassung nicht zusagt; — daß aber, wenn eine solche Autorität geläugnet wird, auch der freyen Schriftauslegung und dem eigenen Gutbefinden keine vollgültigen kirchlich dogmatischen Schranken gesetzt werden können; — mußte auch auf Luthern seine unwiderstehliche Macht ausüben. Daß der Schutz der weltlichen Obrigkeit, für ein gültiges Kirchendogma eine eben so zweydeutige als mangelhafte Hülfe gewähren konnte, mußte sich ihm ebenfalls aufdringen; — weil ja eine dem Staate beygelegte Entscheidung so und anders ausfallen konnte, und in der That nicht nur so viele Obrigkeiten die alte Lehre aufrecht hielten, sondern auch andere der Luthern verhaßten Lehre vom Sacramente geneigt waren, und die seinige zu predigen verboten. Dem ungeachtet erklärte er sich immer gegen die Idee einer Vereinigung mit einem bloß subjectiven geistigen Bestreben, mit indifferentem Beyseitenschieben und unbestimm-

tem Beruhenlassen dieser verschiedenen Lehre in Ansehung des wunderbaren Geheimnisses in den allerstärksten Ausdrücken, S. 335—354.

Sechster Abschnitt: Fürstenparteyung im Reiche zu Gunsten der Religionstrennung, S. 357—388. Jenen nun vorübergehenden Bewegungen des Adels und der Bauern im Reiche gegen die alte Ordnung, im engen Verbande mit der Sache der Kirchenspaltung, folgten bald die gediegenern Bündnisse der Fürsten und Reichsstädte, welche auf die Grundlage eben jener Glaubenstrennung eine furchtbare Oppositionsmacht im Reiche bildeten, und zur bewaffneten Behauptung ihres eingenommenen Standpunctes gerüstet, von wachsamster Eifersucht für ihr noch neues, noch bedrohtes Daseyn beseelt, sehr leicht und oft angreifend wurde, während sie bloß Vertheidigung zu bezwecken ankündigten. Der thätigst eingreifende und wirksamste Vordermann der neuen Lehre, der Geist und die Seele aller Bewegungen, war Philipp von Hessen durch die Sonderung der Sache der Kirchentrennung von der politischen Auflehnung der Unterthanen im Bauernkriege; durch die Vermehrung der fürstlichen Territorialmacht bey Besiegung derselben; durch Sicherung eines großen Machtzuwachses der Staaten; durch die Oberverwaltung des Kirchengutes und Kaiserthums nach Innen; durch die Stellung des Widerspruchs und neuer Unabhängigkeit gegenüber der kaiserlichen Gewalt nach Außen; durch die Stiftung eines unabhängigen Oppositionsbundes im Reiche auf der Grundlage des getrennten Glaubens; durch die Vereitlung aller Bemühungen des Herzogs Georg für eine engere Verbindung katholischer Reichsstände, zur Abwehr weiterer Fortschritte der Neuerungen; durch Vereitlung der Proposition des Kaisers für die Erhaltung der alten Religion auf dem Reichstage zu Speyer; durch das errungene reichsschlußmäßige Befugniß, in der Religionssache so zu verfahren, wie jeder es vor Gott und dem Kaiser verantworten zu können meinte; durch die Stiftung des merkwürdigen Torgauer Bündnisses.— Das Torgauer Bündniß ist die Substanz aller spätern ähnlichen Bündnisse; und die Beweggründe desselben bezeichnen klar und genau die Stimmung, in welcher diese Bündnisse auch in den nachfolgenden Epochen geschlossen worden. Der Zweck desselben war zunächst Defension gegen eine Execution der Reichsdecrete; wodurch es sich von den frühern Bündnissen im Reiche, welche mehr oder weniger eine Verstärkung der Reichsgesetze bezweckten, unterschied, und sich der Reichsgewalt, als eifersüchtig bewahrten Feindin gegenüber stellte. Die am 12. Juny 1525 zwischen dem Landgrafen Philipp, den Churfürsten von Sachsen, den Braunschweiger, Lüne-

burger Herzogen, den Fürsten von Anhalt und den Grafen von Mannsfeld geschlossene Vereinigung verkündigte ja bestimmt Beweggrund und Zweck: »weil die Geistlichen und ihre Anhänger das göttliche Wort wiederum vertilgen, die Unwahrheit an die Stelle der Wahrheit setzen wollen, und verlangen, daß jene Fürsten, welche die Verkündigung des Wort Gottes in ihrem Lande gestatteten, durch Practik und Anstiftung und von ihres Geldes wegen sollten überzogen, und Land und Leute verderbt werden: so hätten sie Vereinigung geschlossen, um sich für unbillige, unverursachte Kriege, thätlicher und ungöttlicher Beschwerung zu beschützen, und bey dem Worte unbeleidigt zu verbleiben, S. 357 —361. Im Jahre 1527 schon störte der Landgraf Philipp den öffentlichen Frieden im Reiche durch einen raschen und angreifenden Feldzug. Den Vorwand zu dieser Friedensstörung gab das aus gereizter Leidenschaft und Gewinnsucht des ungetreuen Vicekanzlers des eifrig katholischen Herzogs Georg, Otto von Pack dem Landgrafen mitgetheilte, nach allen seinen innern und äußern Kennzeichen rein erdichtete Bündniß, welches K. Ferdinand zunächst mit dem Herzog Georg und dem Churfürsten Joachim, dann mit dem Kirchenfürsten von Mainz, Salzburg, Bamberg und Würzburg im J. 1527 zu Breslau geschlossen haben sollte, mit dem angeblichen Zwecke, nach Besiegung der Türken und des Rebellen Johannes, die der neuen Religion zugethanen Fürsten in Deutschland zur Unterdrückung der von ihm beschützten und ausgeübten Gotteslästerung aus ihren Ländern zu vertreiben, den alten Glauben und die gute selige Kirchenordnung wieder herzustellen, die Länder derselben unter sich zu theilen, und Luthern zur Bestrafung auszuliefern.« Zweifelsgründe gegen die Aechtheit dieses Bündnisses wären genug fürwahr vor Augen gelegen, welche es Philippen jedenfalls zur Pflicht gemacht hätten, mit aller verletzenden Handlung zurück zu halten; und wollte er die Angabe nicht selbst als Verleumdung zurückweisen, was wohl dem Zunamen des Großmüthigen, der ihm gegeben worden ist, entsprechender gewesen wäre, doch wenigstens zuvor die Erklärung der beschuldigten Fürsten abzuwarten, S. 361—370.

Bemerkenswerth zeigte sich in dieser Epoche eine ganz verschiedene Haltung in Ansichten, Befürchtungen und Hoffnungen zwischen Kaiser Karl und K. Ferdinand. Dieser schildert richtig die immer zunehmende Macht der neuen Lehre, dringt auf Frieden mit Frankreich und auf Rückkehr des Kaisers nach Deutschland, sucht sich vor allem die ungrische Krone zu sichern, und die Alternative eines Krieges mit den Protestanten, als eine sehr ernsthafte und gefahrvolle Sache, zu behandeln. Karl machte

Anfragen, durch welche Mittel der Zustand im Reiche zu verbessern wäre, versprach ins Reich zu kommen, forderte ein Concilium vom Papste, selbst in drohender Weise ꝛc. — Was man aber wohl am wenigsten vermuthen sollte, ist, daß selbst schon zur Zeit des speyerischen Reichstags, kurz zuvor als Philipp den Bürgerkrieg im Reiche so freywillig und vorzeitig anfing, der Kaiser seinem Bruder den Plan mittheilte, den lutherisch gesinnten Fürsten einstweilen einen Religionsfrieden zu gewähren; damit man durch Gelindigkeit und Straferlaß für jene, welche den Irrthümern Luthers anhangen, sie zugleich von diesen Irrthümern abziehe, und ihnen den Weg gebe, auf welchem die Wahrheit der evangelischen Lehre durch ein gutes Concilium entschieden werden könne. — Der Landgraf selbst schon im Bunde mit dem König in Frankreich, ohne sich durch offene Unwahrscheinlichkeit der Sache des Breslauer Bündnisses irre machen zu lassen, hatte eilends mit dem Churfürsten von Sachsen ein Vertheidigungsbündniß geschlossen; und, ohne von den andern Churfürsten, von Luther und Melanchthon zur Mäßigung gebracht worden zu seyn, um jedem Angriffe zuvor zu kommen, erließ er am 22. May eine Art von Kriegsmanifest mit Publicirung jenes erdichteten Bündnisses (gegen dessen Echtheit sich jedoch alle betroffenen geistlichen und weltlichen Fürsten öffentlich und sogleich erklärten, und den Erdichter desselben einen verzweifelten, ehrlosen und meineidigen Bösewicht nannten), und eröffnete sogleich den Feldzug wider die benachbarten fränkischen Stifte Würzburg und Bamberg. So war der verderbliche Religionskrieg, welcher Deutschland noch so viel Wehe bereiten sollte, gleichsam als ein furchtbares Riesenkind geboren, und trug bereits in seiner Entstehung alle die Züge, welche seine künftige Ausdehnung und europäische Bedeutenheit bezeichneten. — Landgraf Philipp bewies, wie groß in ihm, vielleicht ihm selber nicht klar bewußt, die Geneigtheit zum Angriff sey, und zwar in derselben Richtung, welche bey dem Unternehmen Sickingens und hernach dem Bauernaufruhr sich hauptsächlich hervorgethan, gegen die geistlichen Staaten nämlich, wobey einmal das Dogma des Priesterthums am entschiedendsten angegriffen wurde, und zugleich der wenigste Widerstand und die reichste Beute vorausgesetzt werden konnte.

Hinsichtlich des vom Kanzler Pistoris für einen ehrlosen und meineidigen Bösewicht erklärten Otto von Pack wurde endlich entschieden, daß ein hessisches Gericht mit Beysitzung von neutralen Ständen darüber erkennen möge, ob Pack der Fälschung und des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig sey? Dabey blieb es aber auch, ungeachtet doch der Landgraf es als eine Beleidi-

gung hätte ansehen müssen, von Pack betrogen worden zu seyn, und eine offizielle Untersuchung als Beweis seines Abscheues für friedenstörende Verleumdung selbst in seinem Interesse zu liegen schien. Gegenüber unabweisbarer historischer Gewährleistung erscheint Pack's Angabe als die Sache gewissenloser Lüge und schamlos behaupteter Verleumdung; welche immer die ernstlichste Strafe verdient, wenn sie gleich nur dadurch wahrhaft verderblich zu werden pflegt, daß sie mit leidenschaftlicher Voreiligkeit gehört und geglaubt wird. Der Landgraf bestand bey der Ausgleichung auf Ersatz der Kriegskosten. Nur durch die Erfüllung dieser Forderung von Seite der Bischöfe wolle er weiters abstehen; wo nicht (weil er sichere Kunde habe, daß man ihn mit Gewalt vom Worte Gottes dringen wolle), auch mit Gefahr seines Lebens die Sache Gott befehlen, S. 370—388.

Siebenter Abschnitt: Fortwährende Parteyungen der Reichsstände aus dem Grunde der getrennten Religion. Religionsdecrete auf dem Reichstage zu Speyer 1529. Protestation der fünf Fürsten und mit ihnen verbundener Reichsstädte.— Gesandtschaft an den Kaiser; Bündniß für die neue Lehre; die schwabacher Artikel, S. 391—418. Durch den in Italien wieder entzündeten Krieg war K. Karl fortwährend gehindert, nach Deutschland zu gehen. Er machte den Reichsständen klar, daß der ungetreue König von Frankreich, in der Mitte Europas sein Reich besitzend, und von der Gefahr der Türken entfernt, mit Vorbedacht den Friedensstand in der Christenheit störe, und die Niederlage Ungerns zu seinen eigenen Triumphen zähle. Er muthet den Reichsständen zu, daß sie die französischen Künste kennten, Samen der Zwietracht auszusäen, und aus der Entzweyung anderer den eigennützigen Vortheil zu ziehen. Auf dem Reichstage zu Nürnberg geschah indessen nichts. Der merkwürdige Reichstag zu Speyer wegen der Religionsangelegenheiten und Türkenhülfe begann am 15. May 1529 von den Fürsten zahlreich besucht. Katholischer Seits galt es den letzten Versuch, auch in Anwesenheit des Kaisers als provisorische Gesetzgebung noch einen, dem Wormser Edict möglichst entsprechenden Zustand herbeyzuführen, und die Nachtheile des speyerischen Beschlusses von 1526, das jedem Reichsstande zugestandene Reformationsrecht zu vermindern. Nach langem Streite über die Aemter der h. Messe, die Prediger, die genauere Censur aller künftigen Druckschriften, und daß die Religionsangelegenheit eher als die Türkenhülfe verhandelt werden solle, wollte K. Ferdinand und die Mehrheit der Reichsstände einen einstweiligen Stillstand der Neuerungen, welche auch den politischen Frieden schon so vielfach gestört hatten. In den Ländern der Lutherischen

sollte keine weitere Aenderung vorgenommen werden; wogegen aber diese den Willen hatten, die Bewegung ganz durchzuführen. Die katholischen Stände sollten durch das Reichsgesetz ausdrücklich verpflichtet werden, für jetzt keine Neuerungen zu machen; und auch dieses empfanden die Anhänger der Spaltung als eine ihnen unleidliche Hemmung. Wirklich ist eine angreifende Kraft als solche im Verlust, wenn sie Stillstand ertragen soll. Sachsen mit Hessen aber und die übrigen der Glaubensspaltung anhangenden Stände, namentlich Markgraf Georg von Brandenburg, Wolfgang von Anhalt, der lüneburgische Kanzler Förster, stellten gegen diesen Entwurf vor, daß dadurch der speyerische Abschied nicht sowohl declarirt, als gänzlich aufgehoben und abgethan werde. Da sie nun in Sachen, die Gottes Ehre und der Seelen Seligkeit angehen, Gott vor allen anzusehen verpflichtet: so könnten sie sich mit der Wahrheit nicht veruneinigen. Man gab aber keinerley Vorstellung eine Folge, publizirte vielmehr am 15. April in öffentlicher Sitzung des Reichstages einen Bescheid, worin das Conclusum völlig approbirt, und in die Form eines Rezesses zu bringen befohlen, die von den Evangelischen übergebene Gegenvorstellung aber in ihrem Werth belassen, und denselben auferlegt wurde, sich dem Mehrtheile zu fügen. Dieser Beschluß lag wohl in der alten Idee der Reichsgesetze, daß nämlich, was die ausgemachte Lehre der Kirche war, durch das Reichsgesetz aufrecht erhalten werden müsse (hier durch die Duldung des thatsächlichen Zwiespalts unter der angegebenen Bestimmung gemildert); wobey es auf keinen Widerspruch einer Minorität ankommen konnte. Nachdem aber schon der Reichsschluß vom J. 1526 jedem Reichsstande eingeräumt hatte, in seinem Lande alles das in Religionssachen zu verfügen, was er vor Gott und auch dem Kaiser verantworten könne: so wollten sich die protestirenden Fürsten die hiedurch der That nach eingeräumten Freyheiten, in ihrem Lande zu reformiren, auch nicht durch eine Bestimmung, die alte Religion bey sich nur zu dulden, mehr einschränken lassen. Sie waren mehr entschieden, die getrennte Lehre ihrer Theologen als vollkommen Gleichberechtigt mit der alten im Reiche zu behaupten, welche sie in ihrem Lande mit vollkommen gleichem Rechte als die Katholischen in den ihren die alte Kirchenlehre aufrecht erhalten könnten. Hiernach erneuerten sie ihre Protestation auf das förmlichste. Die letzte Erklärung des K. Ferdinand und der übrigen Commissarien mit den Reichsständen war, daß sie entschlossen seyen, der Reichsordnung, dem Landfrieden und dem jetzo gemachten Abschiede gemäß sich zu halten, und gegen die fünf Fürsten des Glaubens halber bis zum Concilium in Ungutem mit der That nichts vorzunehmen; indem sie sich eben so

von den fünf Fürsten versähen, daß sie sich gegen alle Stände friedlich und nachbarlich in Absicht auf Landfrieden und Glauben erzeigen, und in Ungutem nichts vornehmen würden; daß sie sich auch ferneren Ausbreitens der Protestation enthalten, und sich damit begnügen würden, daß dieselbe bey den Acten behalten, und dem Kaiser überschickt werde. Die Protestirenden erklärten aber bey ihrer Abreise, daß sie sich nicht begeben könnten, ihre Protestation zu publiciren. Außerdem appellirten sie vom Reichsschlusse an den Kaiser, an das künftige allgemeine oder National-Concilium und an alle unverdächtigen Richter. Hier nun traten die der getrennten Lehre günstigen Reichsstände zum ersten Male öffentlich als eine politische Gegenmacht, als getrennte Partey im Reiche auf, und der Name Protestanten rührt von jener Protestation her; und man kann allerdings behaupten, daß hier die erste Grundlage für die politische Gleichstellung der Religion liege. Das Gutachten Luthers über die kaiserlichen Propositionen beruhte ganz darauf, daß Gegenstand der Spaltung bloß die schon von den Reichsständen zu Worms und Nürnberg vorgebrachten und vom Papste Adrian VI. selbst anerkannten Mißbräuche der Geistlichen wären, da doch Luther gar wohl wußte, daß es sich nicht um diese Beschwerden, wovon viele von der Kirche selbst als Mißbräuche anerkannt wurden, sondern vom Läugnen solcher Lehren handelte, welche die Kirche geradezu für die Grundfesten ihres Bestandes ansah. Die von den Protestirenden an den Kaiser gegangene Gesandtschaft traf mit demselben in Genua zusammen, und nach der Weisung, sich so kurz als möglich zu fassen, wegen des Kaisers vieler und höchst wichtiger Geschäfte, brachten sie in einer Audienz am 12. Aug. 1529 ihre Aufträge vor. Auf die Ermahnung des Kaisers, daß sie dem letzten Decrete zustimmen, und nicht dagegen handeln, sondern nach den Pflichten, womit sie ihm und dem Reiche verwandt seyen, demselben Folge leisten möchten, denn sonst werde er genöthigt seyn, als Reichsoberhaupt und des Beyspiels wegen, strenge gegen sie zu verfahren, überreichten sie die schon zu Speyer abgefaßte Appellation. Hierauf erhielt diese Gesandtschaft Hausarrest, mit dem strengen Auftrage, weder etwas nach Hause zu berichten, noch einen der Ihrigen irgendwo hinzusenden, bis auf andere Weisung, unter Strafe an Leben und Vermögen. Beydes jedoch wurde durch den in der Herberge eben nicht anwesenden Abgeordneten, Michael Caden, vereitelt. Während bald darauf die ihrer Haft entlassenen Gesandten nach Deutschland zurückkehrten, kamen die protestantischen Stände anfänglich zu Rotach, dann zu Schwabach zusammen, zur Vollendung eines schon zu Speyer in Vorschlag gebrachten bewaffneten

Bündnisses. Durch die Allthätigkeit des Landgrafen war das Haupthinderniß, die Verschiedenheit der Lehre vom Sakramente, zum Theil gehoben, und alle beschlossen, alle Tractate überhaupt nur auf die Vertheidigung zu richten, wenn man des Glaubens halber angegriffen würde. Zu Schwabach wurden auch siebzehn Lehrartikel festgesetzt, welche eigentlich die Grundlage der augsburgischen Confession geworden sind; auch ward daselbst, Dez. 1529, der endliche Vergleich zu Stande gebracht, und zwischen den Verbündeten eine neue Zusammenkunft auf den 6. Jänner 1530 zu Nürnberg festgesetzt. In der Aeußerung Luthers auf die auch hier aufgeworfene Frage; ob man sich gegen den Kaiser zur Wehr stellen dürfe? hob er sehr stark den Grundsatz hervor: daß die Fürsten, als Unterthanen des Kaisers, in keinem Falle die Waffen wider diesen führen dürften.— Man kam dann auch überein, daß eine nahe Gefahr von einem Angriffe von Seite des Kaisers noch nicht zu befürchten sey, kriegerische und offensive Maßregeln aber Nachtheil bringen könnten. Dieß getrennte Fürstenbündniß im Reiche hatte sich bis jetzt dahin ausgebildet, daß man sich dem Kaiser mit der Waffe und den Ansprüchen eines gemeinsamen, jede innere Trennung verdeckenden Bekenntnisses entgegen stellen könnte. Uebrigens unterhandelte auch der Landgraf Philipp fortgesetzt wegen eines Bündnisses zwischen ihm und den protestirenden oberländischen und mit den schweizerischen Städten und dann mit Frankreich und Herzog Ulrich von Würtemberg. Neben dieser streitigen Religionssache bildete auch die Eifersucht um den politischen Vorrang der Fürstenhäuser einen Grund zur Zwietracht; indem einige Reichsstände dem Hause Oesterreich die Nachfolge im Reiche durch die Wahl Ferdinands zum römischen Könige sichern wollten; andere aber trachteten die römische Königswürde auf Herzog Wilhelm von Bayern, welcher auch um die Krone Böhmens gegen Ferdinand als gefährlicher Nebenbuhler aufgetreten war, zum Nachtheil des Hauses Oesterreich zu bringen. Das Kriegsglück des Kaisers in Italien jedoch, auch in den Jahren 1528 und 1529, und der zu Crespy geschlossene Frieden, vereitelte wohl von selbst alle Entwürfe zur Demüthigung des Hauses Habsburg. Als aber im J. 1530 der Kaiser und der König auf dem Reichstage zu Augsburg mit größerer Macht auftraten, und zu Ende desselben die römische Königswürde von sechs Churfürsten bewilligt ward, wurde das Bestreben, die allgemeine Anerkennung zu hindern oder zu verzögern, ein Hauptbedingungsmittel für ein politisches Fürstenbündniß im Reiche gegen die wachsende Macht Oesterreichs. So waren gegen die Zeit der endlichen Zurückkunft

des Kaisers nach Deutschland vielfache Elemente der Zwietracht und regelloser Bewegung vorbereitet. Denn was die Reichsgesetzgebung zur Schlichtung der großen Hauptsache, nämlich der Religionsangelegenheit, vermochte und nicht vermochte, das hatte damals bereits die Erfahrung gezeigt. Erinnert man sich nun noch der heftigen und leidenschaftlichen Aufregung der Gemüther, welche die Predigt des neuen Evangeliums begleiteten, des Bauernkrieges, der unruhigen Bewegungen in den Städten, der kriegerischen Auflehnung des Adels, der Geneigtheit, welche Landgraf Philipp zum Bürgerkriege gezeigt, der Feindseligkeiten der Schweizercantone, des Mißtrauens, welches dem Bündnisse der Protestanten zu Grunde lag, der Entschiedenheit, womit die Häupter derselben gegen beschränkende Reichsschlüsse protestirten, und unbestimmt dagegen appellirten, so sieht man, wie sehr schon damals die Gefahr eines Krieges im Innern des Reiches zwischen dessen getheilten Gliedern von nahem drohte.— Hiezu kommt, daß die Machtvermehrung Oesterreichs durch die Krone von Ungern und Böhmen im Osten und durch die Erwerbung Würtembergs in Schwaben und auf der Schweizergrenze, gleichwie sie einerseits die Mittel der Vertheidigung der alten Ordnung zu vermehren schien, anderseits die politische Eifersucht der Fürsten anregte.

Achter Abschnitt: Kaiserkrönung und Verhandlung zu Bologna zur Begründung und Befestigung eines Friedens in der Christenheit, S. 421—453. Am 12. August 1529 war der Kaiser in Genua ans Land gestiegen, um nun persönlich den Frieden des durch endlose Parteyungen und Kriege zerrissenen Italiens vollends zu befestigen. Am 5. Nov. hatte der Monarch seinen Einzug in Bologna gehalten, und Papst Clemens VII. Fuß und Hand geküßt, früher jedoch beym Eintritt ins römische Gebiet den feyerlichen Eid geleistet, niemals etwas von den päpstlichen Rechten und Freyheiten schmälern zu wollen. Denn es war billig, daß diese beyden Häupter der Christenheit, durch politische Kriege und feindselige Bemühungen Vieler getrennt, ihre Eintracht für ernste Abhülfe der öffentlichen Zerrüttung in feyerlichen und versöhnenden Ceremonien dem Volke kund machten. Der Kaiser bethätigte auf jede Weise seine gute Gesinnung zur Herstellung des gänzlichen Friedens während seines fünfmonatlichen Aufenthaltes zu Bologna. Bald war demnach Italien in allen Hauptpuncten zum Frieden gebracht, und derselbe am letzten Dezember in Bologna publizirt mit Venedig, mit dem H. Sforza, mit Savoyen, Montferrat, mit dem Markgrafen von Mantua und Lucca, und Florenz wurde durch die Kriegsmacht des Kaisers zur Unterwerfung gezwungen. Der Kaiser und seine

Rathgeber waren aus Furcht vor der systematischen Treulosigkeit der italienisch-französischen Staatskunst und einen dießmal wohl ungegründet besorgten Wiederausbruch des Krieges mit Frankreich noch schwankend. Die andringlichen Vorstellungen von Seite des K. Ferdinands und seines Kanzlers, des Bischofs von Trient, aber, über den sehr gefahrvollen Zustand der Dinge in Deutschland, daß bisher noch von jedem Reichstage, vorzüglich nach dem zu Speyer, ins Schlimmere gearbeitet worden, daß die ganze Religion in höchster Gefahr stehe, daß die Lutheraner vielleicht die ersten seyn würden, den Krieg anzufangen, daß man sich auf diese Leute ohne Glauben nicht verlassen könne; daß, wenn der Kaiser jetzt in Italien und so nahe, jetzt nicht nach Deutschland komme, alle Fürsten glauben würden, Er, das Haupt Deutschlands und der Christenheit, wolle nie einen Reichstag halten, alle Guten würden verzweifeln, und alles in der Welt würde nicht mehr vermögend seyn, die Protestanten von ihren Einbildungen ab-, zur Vernunft und zum Gehorsam zurück zu bringen; daß ein allgemeines Concilium nothwendig, und ein (von den Protestanten begehrtes) Nationalconcilium weder für Kaiser, für Papst, noch für die Christenheit im Ganzen frommend und nur für die Lutherischen und andern Ketzer bequem sey, — entschieden endlich den Kaiser, die feyerliche Krönung als König von Italien mit der eisernen Krone am 22. März, die prachtvollere Kaiserkrönung aber am 24sten, als an seinem Geburtstage und dem Siegestage bey Pavia zu beeilen, und dann gleich Bologna zu verlassen; nachdem er zum wahren Wohl Italiens und der Christenheit überhaupt durch fünfthalb Monate mit dem Papste unter einem Dache gewohnt hatte; welches Zeichen von erbaulicher Uebereinstimmung und Vertrauen durch den ärgerlichen vorhergegangenen Streit um so nothwendiger geworden war. Uebrigens hatte auch hier der Kaiser auf ein allgemeines Concilium gedrungen; wozu sich jedoch der Papst nicht geneigt zeigen wollte; indem das Beste sey, wo möglich die Lutheraner durch kaiserlichen Befehl zu nöthigen, oder sonst, wenn sie Krieg führen wollten, ihnen mit den Waffen zuvor zu kommen. Wirklich war der Papst der Idee, die Protestirenden in Deutschland durch Krieg zur Einheit der Kirche zurück zu führen, an welchem dann alle christlichen Staaten Theil zu nehmen hätten, nicht abgeneigt, und er bot dazu dem

Kaiser Geldbeyträge an. Es ist auch wahrscheinlich, daß dieses dem Kaiser als das letzte zu versuchende Auskunftsmittel, zu dem er genöthigt seyn könnte, vorschwebte: in jedem Falle aber erst, wenn alle friedlichen Mittel der Ermahnung und Gesetzgebung angewendet, vor allem das Concilium berufen wäre. Die Schwierigkeiten eines in Deutschland zu führenden Krieges waren aber einleuchtend, demselben alle italienischen Mächte entgegen, und vorzüglich die darüber berathene staatskluge Republik Venedig; worauf sich endlich auch Clemens VII. mit dem Kaiser vereinigte, daß man vor Allem suchen müsse, durch friedliche und freundliche Mittel die Getrennten zur Einheit der Kirche zurück zu führen. S. 421—446.

Anfänge des englischen Schisma, S. 446—457. In Ansehung Ungerns wurde der Woiwode Zapolya als Anhänger der Türken in den Bann gethan, des Reichs entsetzt erklärt, und zum Kriege gegen die Türken dem König Ferdinand eine Kreuzzugsbulle 27. Jänner 1530 bewilligt, insbesondere für seine heldenmäßigen Anstrengungen in Vertheidigung Wiens.

Neunter Abschnitt: Der Reichstag des Jahres 1530, S. 457—591. Nach allen diesen merkwürdigen Begebenheiten und Verhandlungen zog nun endlich der K. Karl V. nach zehnjähriger Abwesenheit in der Blüthe seiner Macht und in männlichen Jahren nach Deutschland in der Hoffnung, die Einheit des Glaubens, die Grundfeste der europäischen Welt, die von Deutschland aus in offenem Zwiespalt war erschüttert worden, aufs Neue zu befestigen. Etwas anders aber lag in dem Gange der geistigen Kräfte in der Macht der Dinge. Jener innere Friede der Christenheit, die Bedingung aller auf ein großes Ziel gerichteten gemeinsamen Anstrengung ward abwechselnd schwer bedroht, oder wirklich verletzt. Der Krieg unter den christlichen Nationen ein Feuer, immer zum Ausbruch drängend, zerriß wie leichte Fäden die Bande, womit Treue und Glauben, Ehre und Religion ihn zu fesseln suchten; — die Barbaren des Ostens behaupteten auf anderthalb Jahrhunderte hin die eingenommene Stellung, von wo sie die christlichen Reiche unaufhörlich bedrohten. Mit vieler Anstrengung und durch lange Zeit mit wenig Ruhm ward ein langer Vertheidigungskampf wider sie geführt. Im Herzen der Christenheit war eben das Panier des Abfalls vom alten Glauben aufgerichtet; zerrissen war die sittliche Grundlage, auf welcher das alte Europa seit tausend Jahren beruhte. — Die Sache des Zwiespalts in der Religion war während der langen Abwesenheit des Kaisers allerdings zu einer viel größeren Reife und Consolidirung gelangt. Gewöhnlich ist man geneigt, sein längeres Ausbleiben, etwa vom Jahre

1525 an, einer Art von unthätiger Fahrläßigkeit zuzuschreiben, aus welcher Carl sich erst vom Jahre 1530 an in einer glänzenden, die Welt in Erstaunen setzenden Weise erhoben hatte. Allein man sieht ja, daß es vor allem die ihm von Frankreich und den italienischen Mächten erregten Kriege waren, welche ihn hinderten; und daß um persönlich an der Spitze der Heere aufzutreten, um mit Uebermacht jenes Hinderniß zu bekämpfen, es ihm vornehmlich an den erforderlichen reichlichen Geldmitteln mangelte. Und andererseits weiß man, daß er auch von Spanien aus, immer im Einverständniß und Berathung mit seinem Bruder, sich ernsthaft mit den Reichsgeschäften, besonders der Religionssache in Deutschland beschäftigt hatte. — Ob übrigens in dem Hauptgange der Sache etwas wesentlich würde anders geworden seyn, wenn der Kaiser früher, als es geschah, sein Ansehen mit dem seines Bruders auf den Reichstagen hätte vereinigen können, ist wohl sehr zu bezweifeln.

Im Ausschreiben und in der Berufung der Stände zum Reichstage auf den 8. April zu Augsburg versicherte der Kaiser, Deutschland betreffend, daß er die Meinung eines jeden selbst vernehmen wolle; auf daß jede Ungleichheit mit gemeinem Rathe abgethan, und das, was dem Rechte und der Ehre gemäß, durch des Papstes Autorität und seine kaiserliche Macht gewährt werden möge; um alle zu einer einigen christlichen Wahrheit zu bringen und zu vergleichen, und Alles, was zu beyden Theilen nicht recht geschehen, abzuthun, und »wie wir alle unter Einem Christus sind und streiten, also auch alle in einer Gemeinschaft und Einigkeit der Kirche leben mögen.« Mit solchen Absichten kam der Kaiser über Innsbruck und München in das tiefgetheilte Deutschland, wo unterdessen die läugnende Lehre nicht nur in einzelnen Provinzen und Städten stärkere Wurzeln gefaßt hatte, sondern auch bereits die Grundlage eines getrennten Bündnisses geworden war. Wider das verbreitete Gerücht, der Kaiser habe mit dem Papste ein Bündniß geschlossen zur Unterdrückung der Abtrünnigen mit Waffengewalt, wiesen die Fürsten gewaltsame Maßregeln von sich, und bereiteten sich vor, wohlgefaßt, in Betreff der Lehre selbst den Kaiser zu begegnen; und damit die getrennte Lehre durch ein öffentliches gemeinsames Bekenntniß eine größere äußere Festigkeit erhalte, so wurde Luther veranlaßt, in siebzehn kurzen, faßlichen Artikeln die Hauptsumme seiner Lehre aufzuzeichnen, welche sodann von Melanchthon derjenigen Schrift, welche auf dem Reichstage dem Kaiser wirklich übergeben wurde, und unter dem Namen der Augsburger Confession eine so ausgebreitete Berühmtheit erlangt hat, zum Grunde geleg

wurde. Da der Kaiser am Vorabend vor dem Frohnleichnams-feste in Augsburg eingezogen war, so scheint es, derselbe habe beym ersten Auftreten durch die feyerlichste Anerkennung des Geheimnisses, welches mit dem Grunddogma der katholischen Kirche in so enger Verbindung steht, seine eigene Gesinnung in Ansehung der Kirchenspaltung an den Tag legen wollen. Uebrigens hatte des Kaisers Aeußeres, seine Würde und ruhevolle Haltung bey Allen, selbst auch bey den Protestirenden, nach Melanchthons brieflichem Bekenntnisse, tiefen Eindruck gemacht, hohe Achtung und selbst Zutrauen hervorgebracht. Am 18. Juny wurde der Reichstag eröffnet und beschlossen, daß das Religionsgeschäft vor allen andern vorgenommen werden solle. Die schriftlich verfaßten Ansichten, oder die Confession der fünf protestirenden Fürsten, Churfürst Johann, Markgraf Georg von Brandenburg, Ernst und Franz von Lüneburg und Landgraf Philipp (ihre Theologen Jonas, Melanchthon, Spalatin und Eisleben waren auch in Augsburg, — und Luther in der Nähe zu Koburg), erlaubte der Kaiser nicht, daß sie in der Reichstagssitzung selbst abgelesen würden. Die Vorlesung geschah Tags darauf im großen Saale der kaiserlichen Pfalz, in Gegenwart des Königs Ferdinand, der Churfürsten und Fürsten — durch den sächsischen Kanzler Bruck mit lauter Stimme, langsam und vernehmlich, gleichsam mit der Stärke einer einmal vorhandenen, in keiner Weise zu umgehenden oder bloß zu beschwichtigenden Gegenmacht, S. 457- -470.

Die nun hierüber angeordneten weitläufigen Conferenzen, S. 470 — 490, blieben wegen der Standhaftigkeit der protestirenden Fürsten gänzlich erfolglos. Am 22. Sept. erfolgte ein kaiserliches Dekret, worin den protestirenden Ständen bis zum 15. April 1531 sich zu unterreden, zu bedenken und endlich zu erklären zugelassen wurde, ob sie sich der unverglichenen Artikel halber mit der christlichen Kirche und mit den Häuptern und Gliedern der gemeinen Christenheit mittlerzeit bis zur Erörterung im Concil vereinigen wollten? Bis dahin sollten sie Fürsorge tragen, daß nichts Neues in Sachen des Glaubens gedruckt und verkauft, und niemand wie immer in seinem bisherigen Glauben und Wesen von ihnen beirrt werde. Ueber diesen Beschluß beschwerten sich die protestirenden Fürsten, namentlich darüber, daß das Dekret ihre Religion eine Secte genannt und behauptet habe, daß ihr Bekenntniß aus der h. Schrift widerlegt sey, da es vielmehr in derselben begründet sey; daß nichts als falsch oder gottlos bewiesen werden könne. Es bestehe ihr Bekenntniß ungeachtet der Einwendungen ihrer Gegner. Dieß darzuthun übergab der sächsische Kanzler die bekannte Apologie der augsburgischen Confession. Diesem endlich entgegen wurde am 19. Nov.

der Reichsschluß proclamirt, daß in allen erwähnten Stücken die katholische Lehre bis zum Concil unverbrüchlich gehalten, und Neuerung und Beirrung der alten Religion, wo immer, bey Strafe Leibs und Lebens oder Guts vermieden, und was dawider gehandelt, abgestellt werden solle. Wegen der Prediger, der Druckschriften und des Landfriedens, besonders in Bezug auf Religionsangelegenheiten, wurden die Beschlüsse des nürnbergischen und speyerischen Abschieds erneuert. Zur Ergänzung der Geschichte dieses Reichstages gehört wesentlich die den Geschichtschreibern bisher entgangene (oder von ihnen übergangene) Erklärung der geistlichen Churfürsten und Fürsten über die zu Worms und Nürnberg übergangenen Beschwerden der weltlichen Reichsstände, und die noch wichtigere, bis ins Einzelne gehende Reichsconstitution (14. Nov. 1530), wodurch gleich damals jene Beschwerden, so wie sie die deutschen geistlichen Reichsstände und die streitig gewordenen Verhältnisse zwischen geistlicher und weltlicher Macht betrafen, auf dem Wege legislativer Reform und abhelfender Bestimmung gründlich zu begegnen gesucht wurde. Der besagte Reichsschluß war, wie jener vor neun Jahren zu Worms, der Form und dem Buchstaben nach, ganz auf Aufrechthaltung der alten Religion gerichtet, wenn gleich in dem vorher angebotenen Zeitraume bis zum 15. April des nächsten Jahres schon der Keim der folgenden Friedensprovisorien lag. Zwangsweise Erhaltung der Glaubenseinheit war schon nicht mehr möglich, theils wegen der tiefen Theilung der geistigen Richtungen und auch wegen der streitbaren Geschlossenheit der protestantischen Fürsten und der Getheiltheit oder gleichgültigen Ruhe der katholisch Glaubenden. Denn das Gesetz ist nur ein leeres Wort, wenn man es auszuführen nicht die Kraft oder den Willen hat; und die Waffen vermögen auf die Dauer nichts gegen den Geist und den Willen. Daß die Entzweyung unabänderliche Thatsache blieb, bildet einen Hauptstoff jener noch nie würdig genug geschriebenen Tragödie, welche Deutschland genannt wird. Nicht bloß weil eine Entzweyung im Herzen der Christenheit über die Beziehung des Menschen zum Ewigen, dem Willen und der Absicht des Erlösers nothwendig entgegen seyn muß; sondern auch zugleich darum, weil jene Entzweyung und Zerreißung zerstörend in jenes Gebiet der natürlichen Nationalentwicklung greift, in welchem lebendiger Organismus, harmonisches Zusammenwirken der Kräfte, der Nerv der Künste, Klarheit und sichere Form und bestimmter Character, aller Patriotismus und öffentliches Leben beruhen. Diese Entzweyung, oft beklagt und immer aufs neue fortgesetzt und in anderer Gestalt erneuert, würde vielleicht nicht

so weitgreifend und verderblich geworden seyn, wenn man sie damals, in jener wichtigen Epoche ihrer Entwicklung, in ihrer wahren Beschaffenheit, in ihrem objectiv gegebenen Character schärfer aufgefaßt, und darnach, wie nach einer unabänderlichen Nothwendigkeit, den ganzen Plan des Verfahrens abgemessen hätte.

Nähere Beleuchtung der augsburgischen Confession, S. 500—508. Ueber den Artikel: »Die Bischöfe haben nicht Macht, etwas wider das Evangelium zu setzen und aufzurichten (neue Feyertage, Fastengebote, Zeremonien, neue Ehrerbietung der Heiligen u. dgl.),« wird insonderheit bemerkt: »Die hier ausgesprochene Ansicht ist wohl unläugbar dahin gerichtet, das wesentliche Daseyn und die Wirksamkeit der priesterlichen Kirche zu läugnen.

Bemerkungen über Melanchthons Anträge und die protestantischen Lehrsätze aus den Aeußerungen der dermaligen katholischen Theologen. Mit aller, ja mit gewandter theologischer Umständlichkeit wird über die Hauptlehrpuncte, ihre Annäherung, Gleichheit oder völlige Verschiedenheit zwischen Katholiken und Protestanten, von der Rechtfertigung, von Glauben und Werken, von der Eucharistie, Buße und Heiligenverehrung, Priesterehe und Communion unter beyden Gestalten, Jurisdiction der Bischöfe, Messe und Priesterthum u. s. w. besprochen; S. 527—574.

Warum die protestirenden Fürsten nicht einmal eine, das eigene Gewissen durch keine Zumuthung von Religionshandlungen beschwerende einstweilige Friedensordnung anerkennen wollten, geschah zwar zunächst weil der Kaiser erwähnte, daß ihre Confession aus der h. Schrift widerlegt sey, was sie verneinten; und wegen des Verbotes, jemanden zu ihrer Secte zu ziehen, da sie keine Secte wären, sondern die wahre Lehre hätten. Außerdem aber wohl auch und hauptsächlich aus einer ihrer Behauptung beygelegten Unfehlbarkeit und darauf beruhenden festen Entschließung, auch nicht auf dem Wege eines Friedensvertrages etwas zuzugeben, was die Ausbreitung und Aufrichtung ihrer Lehre, so weit ihre politische Gewalt reichen möchte, irgend beschränkte. Solche Ansicht erhielt wenigstens einen großen Beleg durch die Stimmführung Luthers in der Sache, welcher alle Friedensversuche mit großer innerer Abneigung gesehen hatte. — S. 574—591 enthalten die übrigen Begebenheiten am Reichstage; Belehnung K. Ferdinands mit allen österreichischen Ländern, und Anderer; Verhandlungen wegen der Erwählung Ferdinands zum römischen König, Zug des Kaisers nach Köln, wirkliche Wahl zu Köln am 5. Jänner 1531, Krönung zu Aachen und Rückreise Ferdi-

nands nach Oesterreich. — S. 592 — 701 umfassen Beylagen und Urkunden.

Erste Beylage. Aus dem Gesandtschaftsberichte von Haberdaniz und Weichselberger in Constantinopel vom J. 1529. Man ersieht daraus, daß damals im Cabinette der hohen Pforte alle Vorgänge im europäischen Westen so ziemlich bekannt gewesen sind. Naiv ist die Antwort des Pascha Ibrahim an die Gesandten, »warum Ferdinand und dessen Bruder nie Eintracht mit Frankreich hielten, und warum sie den Papst, diesen armen Priester, wovon der christliche Glaube ausgehe, zum Gefangenen gemacht hätten; sie sähen ja, wie bey den Türken der oberste Priester geehrt werde.«

Zweyte Beylage. Aus einem Schreiben Pirkheimers in Nürnberg an Tscherte, Baumeisters Karls V. zu Wien; woraus folgende Aeußerungen besonders hervorschlagen: »Wie weit sind »der Lutherischen Wort und Werk von einander! — Ich bekenn »es, daß ich anfänglich auch gut lutherisch geweßt bin, wie auch »unser Albrecht (Dürer); dann wir hofften, die römisch Püberei, »deßgleichen der Mönch und Pfaffen Schalkheit soll gebessert wer- »den; aber so man zusieht, hat sich die Sach also geärgert, daß »die evangelischen Puben jene Puben fromm machen. Dieß alles »schreib ich aber nit darum, das ich des Papstes, seiner Pfaffen »und Münch Wesen loben kann oder will; denn ich weiß, daß »es in viel Wege sträflich ist, auch wohl einer Besserung bedarf. »Es ist aber leider vor Augen, daß das andere Wesen auch keinen »Bestand haben mag. Die Papisten sind doch zum mindesten un- »ter ihnen selbst eins, so sind die sich evangelisch nennen mit dem »Höchsten unter sich uneins.«

Urkunden. I. Rathschläge der Churfürsten auf den Artikel der kaiserl. Instruction für den Reichstag von 1526, wodurch der Zwiespalt des Glaubens als die Hauptursache von Aufruhr und Empörung im Reiche bezeichnet wurde.

II. Waffenstillstand zwischen dem Papst Clemens VII. und den kaiserlichen Bevollmächtigten 16. März 1527.

III. Vertrag des Papstes mit den Befehlshabern des kaiserl. Heeres 5. Juny 1527.

IV. Relation der vom Reichsregimente nach Straßburg gesandten Räthe 1529.

V. Schreiben des Reichstages an die Zürcher 1529.

VI. Beschwerde Königs Ferdinand wider die von Constanz 1529.

VII. Bericht des kaiserl. Fiskals, Dr. Matt, über die Reichsstände, welche in der Türkenhülfe säumig und ungewiß seyen 1529.

VIII. Schreiben der niederösterreichischen Regenten und Rä-

the an König Ferdinand wegen der nahen Belagerung Wiens 20. Sept. 1529.

IX. Erklärung der geistlichen Reichsstände auf die hundert Beschwerden 1530.

X. Concordat als Reichsconstitution zwischen geistlichen und weltlichen Ständen über die Beschwerden 19. Nov. 1530: Von Religion und Gottesdienst und was denselben anhängt. Von Erzbischöfen und Bischöfen. Von der geistlichen Jurisdiction, dem Banne und was demselben anhängt. Von der Laien Sendung im Religionswesen. Von geistlichen Personen, der Kirchen Freyheit, Immunität und Prärogativen, Zehent, Zins, Gült, Gefäll, Güter, geistliche und weltliche Lehen.

XI. Verzeichniß der Räthe und Hofleute K. Ferdinands auf dem Reichstage zu Augsburg 1530.

XII. Aus dem Schutz- und Gnadenbriefe Ferdinands für den Churfürsten Albrecht von Mainz 1530 — 1531.

XIII. Friedensartikel mit Venedig wegen Freyheit des Meeres.

Als Nachträge zum ersten Bande werden folgende Urkunden gegeben:

I. Drey Gnadenbriefe und Reverse des Kaisers Maximilian wegen künftiger Erwählung Karls zum römischen König 1518.

II. Verhandlung der Churfürsten mit dem päpstlichen Legaten über die Wahl Karls V. 1519.

VI. Schreiben Heinrichs VIII. an die Churfürsten 1519.

VII. Schreiben der Churfürsten von Köln und Pfalz an jenen von Mainz über die Wahl Karls V. (1519).

VIII. Verhandlungen des schwäbischen Bundes über die Besetzung des Herzogthums Würtemberg (Auszug der Bundesschlüsse vom 6. Februar, 12. July und 30. November 1519, und 6. May 1520).

IX. Schreiben des Churfürsten von Pfalz an den von Mainz gegen Würtemberg 1519.

X. Schreiben der Herzogin Sabina von Würtemberg an den schwäbischen Bund und an die Churfürsten.

XI. Schreiben des Herzogs von Geldern an die Churfürsten 1519.

XII. Schreiben des Herzogs Erich von Braunschweig an die Churfürsten (deßgleichen Klagschriften deß Herzogs Magnus von Sachsen-Lauenburg und des Bischofs von Ratzeburg 1519).

XIII. Verhandlung der Churfürsten mit Karl als erwählten römischen König über den Ort der Krönung 1520. N.

(Die Fortsetzung über den vierten Band folgt.)

Art. IV. Psałterz Królowéj Małgorzaty, pierwszej małżonki Ludwika I, Króla Polskiego i Węgierskiego, córki Króla Czeskiego i Cesarza Karola IV. Najstarszy dotąd znany pomnik piśmiennictwa Polskiego. Wydany staraniem Stanisława Hr. na Skrzynnie Dunina-Borkowskiego, Podkomorzego J. C. K. A. Mci, Akademii C. K. sztuk wyzwolonych w Wiedniu i Kr. Bawarskiej w Monachium, Towarzystw C. K. rolniczego w Wiedniu, Kr. przyjaciół nauk w Warszawie, naukowego Krakowskiego, rolniczego Warszawskiego, mineralogicznego w Jenie, Badaczów natury w Weterau, i do zachęcania przemysłu narodowego w Paryżu członka, Reprezentanta potomstwa biblioteki imienia Ossolińskich. Wiedeń, w drukarni Ant. Straussa, 1834.

(Psalter der Königin Margarethe, ersten Gemahlin Ludwig I., Königs von Polen und Ungern, Tochter des Königs von Böhmen und Kaisers Karl IV. Das älteste bisher bekannte Denkmal der polnischen Literatur. Herausgegeben durch die Bemühung Stanislaw's Gr. auf Skrzynna Dunin-Borkowski, Kämmerer S. k. k. a. Maj., der k. k. Akademie der freyen Künste in Wien und der k. bayer. in München, der k. k. Gesellschaft des Ackerbaues in Wien, der k. der Freunde der Wissenschaften in Warschau, der Wissenschaften in Krakau, des Ackerbaues in Warschau, der mineralogischen in Jena, der Naturforscher in (der) Wetterau und zur Aufmunterung der National-Industrie in Paris Mitgliede, Repräsentanten der Nachkommenschaft der Bibliothek des Namens der Ossolińsky. Wien, in der Druckerey des (sel.) Ant. Strauß, 1834.) XVI und 92 Seiten in Quart.

Vor allem macht es einen sehr unangenehmen Eindruck, daß vom Motto, aus Lelewel, angefangen, bis S. XVI die Vorstücke sehr nachläßig corrigirt sind. Doch können wir zum Glücke unsern Lesern ins Voraus sagen, daß dieß nur in den Vorstücken der Fall ist, die auch noch an andern Gebrechen leiden; das alte Denkmal selbst ist von einem andern Corrector behandelt, der seine Pflicht fühlte und erfüllte.

Die Vorrede des »Herausgebers« besagt Folgendes. Herr Jos. Chmel, der neuernannte Bibliothekar in St. Florian, einem Lateranenser Chorherrnstifte bey Linz in Oberösterreich, »entdeckte« den Psalter (den zwar bereits einer seiner Vorgänger, Mich. Zigler, als ein psalterium latinum, polonicale et theutonicum in den handschriftlichen Katalog der Stiftsbibliothek aufgenommen hätte); Chmel machte sogleich den Wiener Hofbibliothek-Custos Kopitar, und dieser den Krakauer Bibliothekar G. S. Bandtke darauf aufmerksam; letzterer machte diese überraschende Entdeckung durch ein polnisches, auf Kosten der Krakauer Gesellschaft der Wissenschaften 1827 gedrucktes Pam-

phlet: De psalterii Davidici trilinguis, latino-polono-germanici, codice manuscripto, exstante in Bibliotheca Canonicorum Regularium ad S. Floriani in Austria superiori, der ganzen Welt bekannt. Herr Chmel habe nun, da er den Werth seines Fundes erkannt, die mühselige Arbeit übernommen, eine Abschrift des ganzen Psalters (also in allen drey Sprachen), und sich dadurch um »unser Vaterland« sehr verdient zu machen. Als »der Herausgeber« (er sagt nicht wie) dieß erfahren, habe er den Kopitar, seinen »alten Bekannten,« aufgefordert, ihm zu dieser Abschrift zu verhelfen. K. habe sich dieserwegen für ihn bey dem Prälaten verwendet, und dieser, mit Beyrath der ganzen Canonie, erlaubt, daß Chmel ihm seine Abschrift »zur Herausgabe« abliefern sollte; dieser habe ihm dann selbst in Wien seine Handschrift »freundlichst« überreicht, sammt einem Facsimile, das der Prälat habe malen lassen. Nachdem er (D.—B.) die Abschrift und das Facsimile erhalten, fand er für nöthig, 1831 eine Reise nach St. Florian zu machen, um das Original damit zu vergleichen. Er fand aber, daß Chmel, obwohl des Polnischen unkundig, in der That die Abschrift viel richtiger gemacht hatte, als der »Herausgeber« erwartete. Nur auf die ǫ, die Chmel anfänglich für bloße Schnörkel des o gehalten hatte, hätte der vor ihm (dem Herausgeber) dagewesene Pole Kucharski, ein reisender Warschauer Sprachforscher, Herrn Chmel aufmerksam gemacht, und Chmel jenes Uebersehen sogleich noch 1827 (also schon lange vor des Herausgebers Eintreffen) verbessert.

(2) Geschichte der Entdeckung des Namens des Eigenthümers, für den unser Psalter bestimmt seyn mochte. Bandtke hätte zu Folge des Wappens entschieden, daß der Psalter weder der polnischen Königin Hedwig, noch ihrer Familie (!) gehört haben könne. Auch Kopitar habe sich so geäußert (es wird sich bald zeigen, daß dieß weder Bandtke, noch Kopitar that). Da aber habe der bekannte Dichter, Erzbischof Pyrker, als er den Psalter in St. Florian angesehen, dem Herrn Chmel gesagt, das Wappen sey das der ungrischen Anjous (Bandtke, Chmel, Kopitar und jeder, der ein Wappenbuch nachschlug, wußten das längst, seit 1827, aus Weigel und Gatterer 2c. 2c.). Da hätte nun alle Welt wieder an die Anjouische Hedwig gedacht; und er, der »Herausgeber,« habe es seiner Unerfahrenheit in Manuscripten zu danken, daß er (im Facsimile) zuerst auf die dem Wappen gegenüberstehende Chiffre M aufmerksam gewesen sey; vor ihm habe Niemand sie bemerkt. Er selbst habe (die unaufmerksamen Zauberer?) gefragt, was das sey; und sie ihm gesagt, es sey ein M. (Sie

hätten ihm eigentlich sagen sollen, daß es zwey rechtwinklig in einander verschlungene gothische M seyen: aber die Zauberer müssen wohl immer noch etwas für sich behalten?) Da habe er denn durch Nachschlagen gefunden, daß Hedwig eine Schwester Namens Maria, gehabt habe, und Kopitar ihm die Idee, daß das M wohl die Maria bedeuten könnte, gut geheißen. So sey er nach St. Florian gereist, und habe im Codex das M im Ganzen dreymal gefunden. So habe er denn dem Chmel gesagt, daß er nicht zweifle, der Psalter habe der ungrischen Maria gehört; deßgleichen dem Kopitar in Wien bey seiner Rückkehr von St. Florian (1831). — Aber — schon war der Druck des Psalters beendigt (Ende 1833), und der Herausgeber mit abermaliger Durchsicht des Lexicons der Wörter, die im Linde fehlen, beschäftigt, als Kopitar ihn aufmerksam machte, daß das M wohl auch eine andere mit M beginnende Person des Wappens Anjou bedeuten könnte, und nicht eben die Schwester der Hedwig. Er müsse gestehen, daß ihm diese wichtige Erwägung (ta ważna uwaga) vor lauter Kopfvoll von der erstgemeinten Maria nie beygefallen wäre. Da habe er denn wieder — im Thwórcz (lies Thwrocz, d. i. Turócz) ꝛc. nachgeschlagen, und gefunden, daß Ludwigs erste Frau, die mährische Margaretha, auch mit M beginne. Nun haben wir zwey Anjouerinnen, deren Name mit M anfängt. Welcher von beyden gehörte der Psalter?

(3) Gründe für die Margaretha. a) Nichts natürlicher, als daß Ludwig für seine (1335, 24. May geborne) Braut ein Gebetbuch mit seinem ungrischen Wappen und ihrer Chiffre habe schreiben lassen. b) Eben so einleuchtend ist es, daß Ludwig als bloßer ungrischer Kronprinz nur sein (und nicht auch das polnische) Wappen malen ließ. c) Da er indeß bereits 1339 zum Nachfolger in Polen bestimmt war, so muß man zugeben, daß in einem für die künftige Königin von Polen bestimmten Gebetbuche die polnische Sprache Platz finden mußte; um so mehr, da Margaretha als eine geborne Mährerin gewiß (?) polnisch verstand.

(4) Gründe gegen die Maria. a) Maria ward 1370 schon mit als polnische Prinzessin geboren; folglich hätte das polnische Königswappen da seyn müssen; um so mehr, weil b) Ludwig den Polen schmeicheln mußte, und ihnen deßwegen die Freyheiten und Privilegien gab, die Polen am Ende zur Anarchie — und ins heutige Grab führten. Deßgleichen c) weil Maria bereits 1373 zur Königin von Polen erwählt ward, und Ludwig durch das bloße ungrische Wappen in einem so wichtigen Documente alle Polen beleidigt hätte. Ueberdieß d) besitzt Polen

bereits den Psalter der Hedwig, wie Czacki, Lelewel (in Rakowiecki's Prawda Ruska), Bandtke und Bentkowski bezeugen. Da Maria nur ein Jahr älter war, so müßten beyder Schwestern Psalter gleiche Sprache haben. Dem ist aber keineswegs so, sondern der Unterschied ist so groß, daß sie nicht aus einer und derselben Zeit seyn können. (Das Lexicon wird zeigen, ob der Herausgeber hierin competent sey.) Diese Beweggründe nöthigen mich, den Psalter lieber der Margaretha, als der Maria zuzuschreiben.

(5) Beschreibung des Codex. In drey Sprachen; auf Pergament, in zwey Columnen, 296 Blätter. (Das schöne Facsimile stellt, wenigstens die ersten zwey Drittel, anschaulich genug und deutlicher dar, als die Beschreibung des Herausgebers.)

(6) Wann er geschrieben worden. Da er, nach dem »Herausgeber,« für die Margaretha bestimmt war, die 1338 an Ludwig verlobt ward, und 1349 mit vierzehn Jahren starb, so muß er wohl zwischen 1338—1349 geschrieben seyn. (Aber Ludwig war seit 1342 nicht mehr ungrischer Kronprinz, dafür aber seit 1339 polnischer; folglich wäre, nach unsers Verf.'s obigem Räsonnement, der Psalter streng und geradezu nur ins Jahr 1338 selbst zu setzen.)

(7) Wie der Codex etwa nach St. Florian gekommen. Baron v. Hormayr habe geäußert, Hedwig könnte wohl den Psalter ihrem vor Gott und der Welt ersten Geliebten und Gemahl, dem österr. EH. Wilhelm, zum Andenken gegeben, und er dann durch ihn nach St. Florian gelangt seyn. Aber dieser »romanhafte Einfall« gefällt dem Herausgeber nicht; der Foliant eigne sich schlecht zum Souvenir; Hedwig sey zu fromm gewesen, um ein Andachtsbuch, besonders wie dieses, wegzugeben; er will lieber glauben, daß ihn die Königin Katharina, eine österr. Prinzessin, als sie 1566 ihren unverbesserlichen Gemahl und Polen verließ, und sich nach Linz zurückzog, mitgebracht, und ihn bey ihrem Tode dem Stifte St. Florian, wo sie auch begraben liegt, hinterlassen habe.

(8) Bemerkungen über die Sprache dieses Psalters. (Ueberlassen wir ganz den polnischen Kritikern, die den zehn dießfallsigen unbedeutenden Bemerkungen ihr Recht nicht vorenthalten werden. Uebrigens konnte selbst der von Czacki besessene, und nur nach der damaligen Wahrscheinlichkeit für Hedwigisch gehaltene (nicht erwiesene), bloß polnische Psalter in diesem Falle an die dreyßig Jahre jünger seyn, als unser 1370 geschriebener. Hedwig starb 1399. Der Psalter konnte damals für sie nur begonnen worden seyn. Er brauchte nicht aus dem größern abgeschrieben zu seyn; er konnte von neuem

übersetzt seyn; schon dieß erklärt den Sprachunterschied hinreichend. Wie aber, wenn der Czackische Psalter gar nicht für die ungrische Hedwig, wenn er um 1450 für die russische Sophie geschrieben worden?)

(9) Verzeichniß der entweder in Linde's Lexicon ganz fehlenden, oder doch in anderer Bedeutung vorkommenden Wörter. (Ueberlassen wir im Detail ebenfalls den competenten polnischen Recensenten, und werden vielleicht später nur mit ein paar Worten ihr Erstaunen reizen.)

(10) Etwas von dieser Ausgabe. »Ich gebe nur den polnischen Theil heraus, weil ich nicht denke, daß der deutsche und lateinische einen polnischen Leser viel interessiren könne.« (Aber zur Bestimmung der Zeit und des Ortes wäre der deutsche Text von Wichtigkeit, vielleicht sogar entscheidend; s. unten; nichts davon zu sagen, daß St. Florian, nach D.-B.'s obiger Darstellung, auf den Druck des dreysprachigen Psalters rechnen sollte.) Da die Ossolinskische Druckerey in Lemberg noch nicht vollständig eingerichtet war, und Kopitar in mich drang, keine Zeit zu verlieren, und sich erbot, während meiner Abwesenheit von Wien die »letzte« Correctur zu besorgen, so entschloß ich mich, den Psalter in Wien drucken zu lassen. Und Hr. Kopitar hat nicht nur sein Wort gehalten, sondern mehr gethan, als er versprochen. Er hat die im Codex und Chmel's Abschrift unabgetheilten Wörter von ihren Vorwörtern getrennt, zur leichtern Verständniß Commas eingeführt, deren es im Codex natürlich (?) nicht gibt; er brachte viel sic und pro an, die in meiner Handschrift nicht waren, er hat endlich sich von St. Florian den Codex selbst erbeten zur neuen Vergleichung mit der Abschrift, und die Druckfehler mehrmal corrigirt.«

(11) Druckfehlerverzeichniß. (Verstümmelt; s. unten.)

Ref. ist, so wie der »Herausgeber,« kein Freund von »romanhaften Einfällen« in historischen Dingen (sonst, in poetischen, wohl). Er hält es daher nicht nur für erlaubt, sondern selbst für historische Pflicht, im obigen Vorbericht des Herausgebers die »romanhaften« Gedächtnißfehler zu berichtigen. Denn kurz, Referent ist eben der Kopitar, von dessen Theilnahme, Dringen auf baldigen Druck des Psalters etc. der gar zu gütige Herr »Herausgeber« selbst so viel erzählt. Kopitar's Bemerkungen sollen sowohl des Lesers als seinetwegen so kurz als möglich seyn.

1) Wäre in England so ein ältestes Denkmal der Sprache, zugleich von so reichem und heiligem Inhalt, und herrührend aus der Schatzkammer einer mit so vielem Rechte hochverehrten Königin, wie es die an Geist und Gestalt engelgleiche Hedwig war, entdeckt worden, so wäre dort im nämlichen Jahre

der ganze Codex in ähnlicher, eigens dazu verfertigter Druckschrift, mit allen Ornamenten rc., und daneben zugleich in einer tragbarern Form als Gebetbuch für Damen, erschienen. Zahlreiche Abnehmer hätten den verständigen Unternehmer reichlich belohnt; das Gebetbuch hätte in einem Jahre wiederholte Auflagen erlebt rc. So ein Publicum existirt aber bisher nur in England; daher auch nur dort solche Verleger. Nur Frankreich nähert sich in dieser Hinsicht dem Lande der Britten. Indeß laßt uns unsrerseits mit der Devise aus Horaz:

Non tardum opperior, sed praecedentibus insto,

nur fleißig seyn; cetera Deus providebit. —

2) Der Entdecker Chmel lieferte eine deutliche Abschrift, das Stift eine schöne Abbildung der Seite, die das Alter des Codex entscheidet, beydes unentgeldliche Beyträge für den künftigen Herausgeber, den Kopitar zu suchen bevollmächtigt ward. Er fand ihn, da die Wiener Buchhändler polnischen Nachdruck fürchteten, an der Warschauer Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften. Aber die Begebenheiten seit Ende 1830 traten auch da störend dazwischen. Da wars, daß 1831 K. »dem alten Bekannten« Hrn. Gr. D. B. eines Tages auf dem Graben in Wien begegnete, und er, Kopitar, ihm den Antrag machte, sich durch Drucklegung des ältesten Denkmals der polnischen Literatur um seine Landsleute verdient zu machen. Nach oftmaligem Zureden führte K. auch den damals eben in Wien anwesenden Chorherrn Chmel selbst, mit der fertigen Abschrift in der Hand, zum Hrn. D. B.; bey welcher Gelegenheit denn die von diesem belobte »freundlichste« Uebergabe der Abschrift Statt fand; in der natürlichen Voraussetzung, daß wir nun einen Mäcen zur Herausgabe des vollständigen Psalters gefunden hätten!

3) Darauf ein Abstecher des Hrn. Gr. D. B. nach St. Florian; dann nach Galizien; dann Cholera. — Endlich Anfangs 1833 erschien der Mäcen wieder in Wien; er hatte indessen in Polen viel Redens von diesem Psalter erregt, und wollte nun — wenigstens das polnische Drittel in Druck geben. Als K. einerseits diese Reduction auf ein Drittel, andrerseits die Beschaffenheit der nun, si Diis placet, zum Druck vorgerichteten Abschrift sah, that er dem immer über die großen Kosten klagenden Mäcen den entschiedenen Vorschlag, den so reducirten Verlag an seiner Statt selbst zu übernehmen. Von der Antwort auf diesen Antrag wollen wir nur so viel andeuten, daß K. solchen Glauben in Israel noch nicht gefunden, aber auch keine Lust hatte, ihn zu rechtfertigen. Aber nun wo drucken? und, wenn in Wien, wer sollte die Correctur besorgen? Kopitar erbot sich unentgeldlich

auch d a z u. So reiste der Mäcen nach Polen, und Kopitar besorgte nicht »die letzte Correctur,« wie der Vorbericht sagt, sondern den g a n z e n Druck des Psalters, von S. 1 — 92, wie er hier vorliegt. Die Leser werden entscheiden, ob er, wie der Hr. D. B. zu verstehen gibt, zu viel sic und pro angebracht *); ob er die Vorwörter (und Fürwörter und Bindewörter) mit Unrecht von ihren Substantiven getrennt, und auch durch Commas das Verstehen erleichtert hat. Wie der Psalter, o h n e Kopitars Zuthat, ausgesehen haben würde, kann man allenfalls aus dem Wörterverzeichniß der Vorrede, das dem Mäcen wenigstens von K.'s Seite ausschließend angehört, beurtheilen. Im Erforderungsfalle stehen uns auch positivere Beyspiele aus dem Psalter selbst zu Gebote.

4) Da K. das Original des Psalters bereits 1827 durch mehrere Monate in Händen gehabt hatte (wodurch er eben im Stande war, seinen Antrag an die Warschauer Gesellschaft mittels sicherer Daten zu motiviren); da er andrerseits die Mängel der Vorrede des Mäcens stillschweigend ergänzen wollte; so hatte er etwa einen Druckbogen voll lateinischer Praemonita ad hanc vetustissimi psalterii trilinguis partis polonicae principem editionem zu Papier gebracht, um sie anspruchlos hinter der Vorrede des Mäcens folgen zu lassen; gleichsam um auch unpolnischen Käufern dieses Bibliothekbuchs einen Begriff davon zu geben. Man ließ sich vorläufig den Antrag gefallen; fand es aber nachher gerathener, ohne Kopitars Gesellschaft um so sicherer als e i g e n t l i c h e r Editor zu erscheinen. Das Manuscript der Praemonita aber benutzte man nicht nur (die oben erwähnte (ważna uwaga ist z. B. daraus; auch andere Daten), sondern b e h i e l t man, o h n e und selbst w i d e r K.'s Willen! Ja, man ging so weit, sogar das von K. angefertigte Druckfehlerverzeichniß, freylich lächerlich genug und ganz im Geiste des oberwähnten Wörterverzeichnisses zu verstümmeln. Nicht seiner selbst, sondern der S a c h e wegen, wird man Kopitar'n erlauben, diese Verstümmlung hier zu restauriren.

Pag. 15, col. 1, lin. 17. *ante*: Przinescze, *pone* numerum 28. Pag. 64, col. 1, lin. 11. *dele*: Nisi forte bohemizet: Zblaudzyly. Nam quamvis Dobrovius in codice A. 1309 tria

*) Die sic bringt man ohnehin allgemein im Texte selbst an, mit kleinerer oder unterschiedener Schrift. Daß ich auch alles andere e b e n so angebracht, daran war mit der Umstand Schuld, daß die ersten zwey Bogen vom Mäcen aus in den Satz gegeben worden waren; ich also, um nicht alles umbrechen zu lassen, mich zu diesem compendiosen Verfahren fast entschließen m u ß t e.

exempla invenerit τοῦ au pro u, tamen et apud ipsos Bohemos haec diphthongus nonnisi recentiori aetate invaluit, apud Polonos nunquam. Pag. 92, col. 2, lin. 11. *pro*: rozpusczyl, *lege*: rozproszyl. Die letzte, stark abgeriebene Seite des Codex (im Abdrucke von Tamo an) hatte Hr. Chmel und so auch Hr. B. ungelesen gelassen. K. brachte sie heraus, aber rozproszyl erst, nachdem Hr. B. die vermeintlich ausgepreßte Citrone bereits weggeworfen hatte. Platz war S. XVI überflüssig da; warum strich man die obige Anmerkung? Antwort: Weil man sie nicht verstand! Das leuchtet aus dem dafür gesetzten blodzyly nur zu deutlich hervor. Eben so ward eine andere Anmerkung, über das y und ij, gestrichen. Kopitar sagte darin, auch dieser Codex gebrauche das y in diesen beyden Formen, und es sey manchmal schwer zu unterscheiden, welche von beyden er meine; daß z. B. impij wohl offenbar stehe für impii (und nicht für impy), bestijs für bestiis, filij für filii u. dgl. verstehe sich von selbst: dafür aber auch umgekehrt abijssi für abyssi, cijthara für cythara, anstatt des richtigern cithara. Um nun zum Polnischen zu kommen, was soll der Herausgeber machen, wenn er das lat. eum bald durch gi, bald durch gy und bald wieder durch gij gegeben findet; so auch moia, moya und moija, y und ij für et, ty und tij für tu, pogany und poganij (gentes im Accus.)? Das y und ij sey manchmal fast nicht zu unterscheiden. Kopitar habe es daher gewagt, für y und ij im Polnischen immer nur y drucken zu lassen, um eine ohnehin wegen der großen Aehnlichkeit der geschriebenen y und ij unsichere Treue nicht auf andere Art nur noch mehr zu compromittiren. Adelung sagt, das i habe zu wenig Körper, daher habe man ihm noch ein j, (zuerst) in gedehnten (dann aber auch in tonlosen) Sylben angehängt, woraus (aus diesem ij) eben das mittelalterliche y entstanden. Und er hat Recht. In den Monatsnamen May, Juny und July haben wir noch heut zu Tage lebende und schlagende Beyspiele und Beweise davon; und obendrein ist das y in allen dreyen kurz. Was hätte man auch gewonnen, wenn selbst für przyaczel wäre gedruckt worden przijaczel? Das heutige przyjaciel wäre es doch immer nicht. (Das j allein, wie man es heute gebraucht, kommt im Codex nie vor, sondern nur nach i, d. h. eben als y des Mittelalters.)

Da wir einmal bey K.'s Corrector-Rechenschaft sind, so bitten wir die geneigten Leser, diesem Gegenstande noch ein paar Minuten schenken zu wollen. In jenen, vom Hrn. Herausgeber unterdrückten und vorenthaltenen Praemonitis war das schöne Facsimile so commentirt:

Jam *primo*, benevole lector, vides ex adjecto codicis

specimine lithographico (cui, si velis, addas specimen mixtum e variis ejusdem nostri codicis locis ab Hanka Pragensi adjectum recenti editioni Slavini Dobroviani (1834) et item alterum e bibliis polonicis dictis Sophiae reginae), codicem nostrum esse exaratum *gothicis*, quas vocant, literis, binis in quavis pagina columnis, linearum singulis viginti sex (26).

Secundo, linguas psalterii tres ita ordinari, ut *latina* (initiali aurea) incipiat, *polonica* (coerulea) sequatur, *germanica* (rubra) claudat agmen singulorum versuum.

Tertio, finem versuum nullo puncto indicari, sed, ubi spatium abundet in linea, ornari figuris diversissimis, plerumque iis, quas *arabiscas* vocant.

Quarto, *puncti* distinctionem occurrere in medio versu (idque ab initio sat apto loco, sed in reliquo codice spatii potius ad calligraphiae placita, quam sensus explendi causa). Eadem ratio subest in ipsius speciminis columna priori, ubi circa finem in calce lineae bis vides s literam *initialem* vocis sequentis, cancellari (idem fit alias aliis initialibus). Aliis in locis signum 7 (et) cancellatum modo simpliciori eodem fungitur officio. Sed haec nota sunt codicum lectoribus.

Quinto, columnae prioris lineâ alterâ vides vocem germanicam *barme herczikeyt* ex una in alteram lineam continuatam non indicari jungendam, sed contra linea 6 vocem polonicam du-sze ex una in aliam lineam protensam hodierno jam plane more signari.

Sexto, praepositiones non solum in *polonicis*, sed quod magis mirere, etiam in *latinis* vocibus adhaerere nomini: *amorte*, *infame*, *innomine* etc. ut in polonicis: *zesmerczi*, *wglodze;* Imo et conjunctionem y (et) polonicam: *ykarmil*, *ywiego su-ϕte ymϕ*. Sed textus germanicus non item: *uf syne barmeherczikeyt*, *von tode*, *in dem hungir*.

Septimo, psalmorum numerum indicari in margine, ut in hoc specimine (33) *) ciphris arabicis, non iis quidem supparibus Mariae, sed tamen scriptis *ante* codicis compacturam A. 1564 (nam eo anno compactor »*Hainrich Yegem*« etiam horum numerorum nonnullos amputavit. Plerisque adhuc scriptoris arena adhaeret. Nota hic per transennam, etiam Biblia polonica quae nunc in Sáros-Patak servantur, scripta A. 1455, esse recens compacta A. 1562. Quid si uterque codex pro neglecta a dissoluto marito regina Catha-

*) Im Original, nach welchem Kopitar die Erklärung machte, ist diese Zahl am Rande; der Zeichner des Facsimile hat sie vergessen.

rina Austriaca fuerit sic reparatus Radomii,. antequam illa secederet in patriam?

Octavo, si quis arbitretur, in codice jam indicari ullo modo discrimen sonorum, non dico l et ł, s et ś, c et ć, z et ż; sed longe disertius differentium c et cz, ż et sz, jam ille statim obmutescet, modo in ipso specimine contulerit *dusza nasza* cum *wkaszdy czas*, *odgimcza*, *weselicz*, *wusczech moich*, *yakosz*; signa cz et sz plane eadem sunt in utroque casu, sonorum sat differentium. His tamen minime obstantibus aequus judex, qui aliarum linguarum scribendarum prima nôrit conamina, et ipsorum Bohemorum, a quibus Polonis illuxit Christi fides, mirabitur potius, primum Polonum vel tantum praestitisse. Nec enim male efformavit ȸ seminovum (ad designandum sonum maximi in dialectis Slavicis dijudicandis momenti, ex quo compertum est, codices cyrillianos et glagoliticos sec. XI. itidem peculiari hujus soni signo gaudere, neglecto a recentioribus): sibilantium vero differentiam cum ipsis ejus aevi Bohemis lectoris judicio permisit.

Nono, quae hactenus de codice diximus, potuimus quasi coram lectore, simul inspectante codicis specimen, dicere. Speramus, sic probatam fidem, nec defore iis, quae nunc e nostra tantum reliqui universi codicis diligenti et diuturna tractatione, sumus adnotaturi. — Ac primo quidem dicimus, codicem esse aperte conflatum e duobus codicibus, antiquiore postico conjuncto recentiori pro Maria adornato, operâ διασκευαστοῦ, cujus nigrius atramentum notavere Chmel, ex eoque Ill^mus Editor; ut adeo *tres* scripturae sint in codice; ac prima quidem, ut nunc est dispositus codex, eaque major pars quaternionum fere XXIV scripta c. 1370 — 1380 pro Maria destinata Poloniae regina, cujus et arma gentilitia prae se fert; altera (recentior fortasse, quamquam et coaeva possit esse) διασκευαστοῦ, qui fine mutilum hunc Mariae codicem, cum mutilo prioribus *vetustiori* in unum continuum integrumque psalterium conjunxit ope unius aut duorum circiter quaternionum a se rescriptorum. Sic codicis pars extrema, cujus fasciculi denorum, non, ut Mariae, octonorum sunt foliorum, a quinternione XXVII — XXXV sine dubio est longe antiquissima; huic proxima prima Mariae, recentissima tandem media redactoris et διασκευαστοῦ, qui fortasse et cifras arabicas et reliqua marginalia addidit. Extremam ego partem aut cum defuncta A. 1317 uxore secunda Regis Caroli Roberti, Maria natione Polona ducis Kasmerii filia, ducta 1308, aut cum ultima ejusdem Caroli Roberti

uxore, Elisabeth, ducta 1320, Ludovici M. matre, Casimiri M. sorore, e Polonia adlatam existimo; ut adeo finem seculi XIII attingat. Quo casu, quove consilio aut *tempore* e duobus codicibus unus fuerit conflatus, cum diversissima potuerint esse, quis audeat verum divinare. Nobis sufficit, exstare nunc editos duos codices, quorum recentiorem ante 1380 oporteat fuisse scriptum, alterum seculi XIII finem attingere plusquam probabile sit.

Es ist schwer zu begreifen, wie der Hr. Gr. B. aus K.'s Praemonitis nur die »Erwägung,« daß das **M** auch einen andern mit **M** anfangenden Namen bedeuten könne, so »wichtig« fand, um darauf den Psalter umzutaufen! K. warnte ihn im Gegentheile vor der aller Wahrscheinlichkeit ermangelnden Hypothese mit der böhmischen Margaretha (die 1335 geboren, 1340 nach Ungern abgeholt ward, ad informandos mores et idioma *Hungarorum* (nicht Polonorum), 1346 getraut ward, und 1349 starb). Das Publicum wird entscheiden, ob er Recht hatte. Da der ältere Psalter, sey's durch die 1317 gestorbene Polin Maria, sey's durch König Ludwig's Mutter Elisabeth, Kasimir d. G. Schwester, im Hause war, was war natürlicher, als auch für die nach Polen bestimmte Enkelin Maria, von der Großmutter, der erst 1380 in hohem Alter gestorbenen Elisabeth, einen ähnlichen bestellen zu lassen? (Im Vorbeygehen mag bemerkt werden, daß schon die häufigen Synonyma, deren Wahl gleichsam dargeboten wird, diese letzte Hälfte des Psalters als den ersten Uebersetzungsversuch ausweisen. In dem für die Maria adornirten Theil gibt es keine solchen Synonyma.) Möglich, daß dann diese zweyte Abschrift nicht beendigt, und etwa 1380 nach Elisabeths Tode, aus der ältern, ihr an äußerer Ausstattung ganz ähnlichen, completirt worden. Möglich aber auch, daß sie beyde lange vollständig neben einander bestanden, und die verwahrlosten, etwa erst 1564 für die einsame K. Katharina zu einem geordnet wurden. Doch dieß alles überlassen wir den weitern Forschungen der Polen selbst, die dieses älteste Denkmal ihrer schönen Sprache gewiß nicht vernachlässigen werden. Sie werden vielmehr vor allem auch den ersten in Sáros-Patak befindlichen Theil der bloß polnischen Bibel Sophia v. J. 1455 (die aber Prof. Kucharski, der sie 1827 gesehen und gelesen, für Abschrift einer ältern und der Sprache nach für gleichzeitig mit unserm Psalter hält) herausgeben; dann die übrigen polnischen Bücher der Königin Hedwig, von denen der Miechovita spricht, zu entdecken trachten; und so ihre älteste Literatur von dem Untergange retten.

Wien, den 20. July 1834. Kopitar.

Spätere Nachschrift. Wir hatten am Schlusse unserer Anzeige des Hedwigischen Psalters die zwey Fälle: »daß entweder der Hedwigische Psalter nicht vollendet, und daher aus dem ältern der Großmutter Elisabeth oder deren Tante Maria (ducis Kasmerii filia) completirt worden; oder die beyden Psalter, vollständig, lange neben einander bestanden haben, und etwa erst 1564 für die verlassene Königin Katharina von Oesterreich zu einem arrangirt worden seyn,« für gleich wahrscheinlich gelten lassen. Aber der Umstand, daß im jüngern Psalter (für die Enkelinnen Maria und Hedwig) der für dieses Exemplar angestellte Kalligraph auf einmal abbricht, und auf der zweyten Spalte der nämlichen Seite der Diaskevast (διασκευαστής) eintritt, der beyde Exemplare zu einem verschmelzen soll, entscheidet fast schlagend dafür, daß diese Verschmelzung gleich nach Elisabeths Tode 1380 Statt gehabt haben müsse.

Baden, den 12. August 1834. Kopitar.

Art. V. Gesammelte Werke des armenischen Katholikus, Nerses des Clajensers.

1) Sancti Nersetis Clajensis Armeniorum Catholici Opera; nunc primum ex Armenio in Latinum conversa notisque illustrata studio et labore D. Josephi Cappelletti, Presbyteri Veneti. Vol. I. Venetiis Typis PP. Mechitaristarum in Insula S. Lazari. 2833.

2) Ներսեսի Շնորհալւոյ կաթողիկոսի Հայոց թուղթ ընդհանրական առ համօրէն հայաստանեայց ազինս. Ի Վենետիկ յամի 1830. (Nerses des Anmuthigen, des Katholikos der Armenier, encyklisches Schreiben an die ganze armenische Nation. Venedig, im Jahre 1830, in armenischer Sprache.)

3) Ներսեսի Շնորհալւոյ Հայոց կաթուղիկոսի բանք չափաւ, Ի Վենետիկ 1830. (Nerses des Anmuthigen, des Katholikos der Armenier, poetische Werke. Venedig 1830, in armenischer Sprache.)

Nerses, seiner lieblichen Schreibart wegen der Anmuthige (Schnorhali), und von seinem Aufenthalte zu Hromcla (Römerfestung), die gewöhnliche Residenz des Katholikos zu seiner Zeit, Klaietsi, der Klajenser, genannt, gehört sowohl seiner Geburt, als seinen Geistesgaben nach zu den ersten Männern und Schriftstellern der armenischen Nation. Von mütterlicher Seite führte er seinen Stammbaum bis auf Gregorius den Erleuchter zurück, und war also ein Sprosse der alten parthischen Herrscher Armeniens. Nerses ward geboren gegen das Jahr,

1100, und mit seinem Bruder, dem nachmaligen Katholikos Gregorius III., von Stephanus, dem gelehrten Abt, in Garmir wank, oder dem rothen Kloster zwischen Marassus und Sis, in Cilicien oder Kleinarmenien gelegen, in allen Künsten und Wissenschaften seiner Zeit trefflich unterrichtet. Stephanus, den seine Zeitgenossen als großen Redner rühmen, von dessen Werken aber leider nichts auf uns gekommen ist, war der Lehrer beynahe aller ausgezeichneten Schriftsteller der armenischen Literatur im zwölften Jahrhundert; auch die Doktoren Ignatios und Sarkis oder Sergius verdanken ihm ihre Bildung. Der Vater der beyden Patriarchen, Gregorius III. und Nerses des Anmuthigen, hieß Abirad. Diese Familie scheint zu den ältesten des armenischen Adels gehört zu haben; Nerses erwähnt ihrer selbst gegen das Ende seiner Elegie auf die Einnahme Edessa's, den 23. Dezember 1144. »Wenn ich in Worte bringe,« heißt es daselbst, »die Vorfälle unserer Zeit, rechne ich nicht auf die Kundigen, sondern auf die Jugend und die Kinder; mich bat darum mit sehnsuchtsvollem Herzen mein Brudersohn, — ein Jüngling von geringem Alter, aber einsichtsvollen Geistes; sein Name klingt, gleich dem seiner Vorfahren, Abirad.« Noch bey Lebzeiten seines Bruders, des Patriarchen Gregorius III., auch der Pahlawunier oder Pelwier genannt, ward Nerses in einer großen Versammlung aller armenischen Bischöfe und Doktoren zum Nachfolger auf dem Stuhle des Katholikos ernannt. Dieß geschah im Jahre 1165, gegen dessen Ende Gregorius gestorben ist. Nerses folgte nun ohne alle Widerrede, und erließ in dem darauf folgenden Jahre 1166 seinen berühmten Hirtenbrief an die armenische Nation. Zu dieser Zeit fanden vielfache Unterhandlungen Statt mit den geistlichen und weltlichen Oberhäuptern des byzantinischen Reiches, um eine Vereinigung zwischen der griechischen und armenischen Kirche zu bewirken. Durch den Tod des Kaisers Alexius, des Comnenen und des Katholikos Nerses, der schon im Jahre 1173 gestorben ist, wurden aber alle diese Friedens- und Vereinigungsversuche zu nichte gemacht. Nerses ward nach seinem Tode als Heiliger von den Armeniern verehrt, und der 13. August wird seinem Andenken gefeyert; Galanus hat fälschlich den 19. November angegeben. Der 19. November ist dem heiligen Nerses dem Großen, dem berühmten Katholikos im vierten Jahrhundert, gewidmet.

Der Klajenser muß in dreyfacher Beziehung betrachtet werden, als Dichter, als Theolog und Geschichtschreiber. Sein vorzüglichstes und am meisten gepriesenes dichterisches Werk ist sein Gedicht, »Sohn Jesus« überschrieben, welches in 8000 Versen die Geschichte des alten und neuen Testaments beschreibt.

Nicht weniger wird gerühmt seine schon angeführte Elegie auf die Einnahme Edessa's, über die wir an einem andern Orte (Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik. September 1829, Nr. 51) ausführlich gehandelt haben. Es wird hierin die Einnahme und schreckliche Zerstörung Edessa's durch Emadeddin Zenghi in 2090 Versen beschrieben. Nicht weniger berühmt ist eine armenische Geschichte in Versen, — eine Jugendarbeit unseres Nerses. Einige andere unbedeutendere poetische Arbeiten werden weiter unten angeführt werden.

Unter seinen prosaischen Werken ist das nach den Tagestunden in 24 Paragraphen eingetheilte Gebet, von welchem im Jahre 1822 zu Venedig eine Ausgabe in 24 Sprachen erschienen ist, das berühmteste. Sehr lehrreich und in einem ganz vortrefflichen Style geschrieben sind seine auf uns gekommene 21 Briefe, größtentheils dogmatischen und belehrenden Inhalts, worunter auch der Hirtenbrief an die armenische Nation und das Glaubensbekenntniß der armenischen Kirche. Dieses encyklische Schreiben ward mehrmals mit den andern Briefen des Narses gedruckt, als zu Petersburg im Jahre 1788, zu Constantinopel im Jahre 1825, und endlich zu Venedig im Jahre 1829 mit einer lateinischen Uebersetzung versehen, von demselben Verfasser, der uns jetzt mit dem ersten Bande der Werke des heiligen Nerses in lateinischer Uebersetzung beschenkt hat. Cappelletti hat in diesem ersten Bande alle 21 Briefe, chronologisch geordnet, mitgetheilt; der folgende Band soll die andern prosaischen Werke des Katholikos, seine zwey Predigten, das Leben des heiligen Märtyrers Sergius, seine verschiedenen Erklärungen über einzelne Theile der heiligen Schrift und einiges andere enthalten. Die poetischen Werke gedenkt C. nicht zu übersetzen; denn 1) seyen sie sehr schwer, und würden in einer lateinischen Uebersetzung ihrer eigentlichen Schönheit und Anmuth beraubt werden. Von den wenigen Europäern, die sich in frühern Zeiten mit dem Studium der armenischen Sprache beschäftigt haben, wie Villefroy und Galanus, wird Nerses immer als eines der ersten Lichter der armenischen Kirche und Literatur angepriesen. So sagt Villefroy: »Ce grand patriarche est un des plus éloquens pères de l'église d'Arménie. Il était la plume de Gregoire III, son prédécesseur,« und Galanus sagt: »Nierses Ghelajensis orthodoxus patriarcha, quem Armenia universa, ut sanctum illius Ecclesiae patrem, et doctorem agnoscit, ejusque commemorationem in Liturgia et Menologiis celebrat. Fuit poëta sacer, et hac quidem facultate adeo insignis, ut celebrioribus, meo judicio, vel Graecis vel Latinis poetis in suo coaequandus sit idiomate.« Man sollte wohl nicht glauben, daß Cappelletti, nach

diesem Lobe, es noch vonnöthen gehabt hätte, Nerses gegen die »unverschämten Verläumdungen« (impudentissima calumnia, das sind die Worte des Uebersetzers in der Vorrede S. 15) des Galanus zu vertheidigen. Galanus behauptet aber, bey allem Lobe, das er dem Katholikus zollt, Nerses habe früher nur eine Natur in Christo angenommen, und wäre erst durch den griechischen Theologen Theorianus zur wahren Lehre bekehrt worden. Diese Angabe hält nun der Uebersetzer für eine unverschämte Verläumdung, und widerlegt sie durch mehrere, aus den Briefen und dem Glaubensbekenntnisse des Nerses gezogene Stellen. Es wird dabey auf die ganze schriftstellerische Thätigkeit, so wie auf die Redlichkeit des berühmten Missionärs ein schlechter Schein geworfen. Hic missionarii munere in Armenia quibusdam annis perfunctus, armeniacam linguam aliquantulum adeptus est, moresque illius Gentis, sacrosque ritus leviter percurrens haereseos notas hic illic inesse sibi visus est. Quapropter librum conscripsit Conciliationis Ecclesiae Armenae cum Romana ex ipsis Armenorum Patrum et Doctorum testimoniis, Romae 1650; per quem a S. Sede gratiam inire volens, errores, quos reperisse ajebat in aliquibus sanctorum ejusdem gentis Patrum Doctorumque textibus, quasi laciniis undique decerptis ac male intellectis, refutavit. Armenice et Latine opus suum elucubravit, ejusque calliditas in eo praesertim elucet, quod duplici hoc labore in utraque lingua collato (mutuae namque videntur esse versiones) mitius aliquantulum armenice loquitur quam latine.

Die zwey ersten Briefe der Sammlung sind zu der Zeit geschrieben, wo Nerses noch Bischof war. Nerses schrieb aus Auftrag seines Bruders, des Katholikos Gregorius nach Mesopotamien, um der Geistlichkeit von unnützen Streitigkeiten abzurathen. Einige Geistliche behaupteten nämlich, die göttliche Natur Christi selbst habe am Kreuze gelitten, andere bloß der Körper; einige behaupteten, die Opferung der Thiere sey Gott gefällig, andere das Gegentheil; einige behaupteten, was vom irdischen Paradiese in der Schrift vorkomme, sey bloß geistig oder figürlich zu verstehen; wiederum andere waren entgegengesetzter Meinung u. dgl. Mehreres. Nerses ermahnet die sämmtliche Geistlichkeit, sich von unnützen Streitigkeiten dieser Art fern zu halten. »Ihr lehrt die Schrift,« schreibt er, »nicht darum, daß ihr einen Vortheil davon ziehet, oder euch unterrichtet, wie es einem wahren Geistlichen ziemt, sondern damit ihr Stoff für eure Streitigkeiten auffinden, und, zum Verderben eurer Gemeinde, einer über den andern den Sieg erlangen möget. In Betreff der Natur Christi erklärt er sich hier, wie es uns scheint, nicht ganz orthodox, in

folgenden Worten: »Univit enim, quasi mixtionis modo, in utero Virginis hanc naturam nostram, creatam increatae naturae suae copulans; hanc passionibus obnoxiam cum ea, quae passionum immunis est, hanc corruptibilem cum incorruptibili, hanc mortalem cum immortali; atque ita unus factus est et indivisibilis, non per mutationem vel alterationem, sed ineffabili mixtione unioneque, haud quidem potentiore a debili superata, sed debili superata ab illa fortiori, juxta Theologum Gregorium: »Commixta fuit humanitas cum divinitate, et unus effectus est, superante superno, ut Deus adeo ego essem, quemadmodum ipse homo.«

Die Armenier haben die alttestamentarische Sitte, am heiligen Osterabend ein Lamm zu opfern, beybehalten. Das Fleisch davon wird den Armen ausgetheilt. Dieß geschieht auch manchmal bey andern Festen, und an den Tagen, wo ein Requiem für die Todten gehalten wird. Diese Sitte wird in einem ungedruckten Werkchen des Moses von Chorene »von den Gebeten« überschrieben, dem heiligen Justus, Bischof von Jerusalem, dem vierten nach dem Apostel Jakob, zugeschrieben. Mehrere Geistliche verdammten nun diese Sitte als etwas Jüdisches. Nerses verweist ihnen dieses, und erklärt die Entstehung dieser Sitte auf folgende Weise. »In den Canones des Patriarchen Isaac *) heißt es, daß nach der Bekehrung unseres Volkes durch den heiligen Gregorius zum Christenthume die vor Kurzem bekehrten heidnischen Priester zum Gregorius kamen und sagten: »So lange wir Heiden waren, konnten wir uns und unsere Kinder ernähren; gib du uns jetzt ein Mittel an, wie wir leben könnten. Gregorius beschloß hierauf, ihnen wie den Leviten den Zehnten anzuweisen, und befahl dem Volke, daß sie, so wie ehemals den unreinen Idolen, jetzt dem einzigen Gotte Opfer darbringen, und einen großen Theil derselben den vom Heidenthume bekehrten Priestern geben sollten. Man könnte demnach den Armeniern, wie das Galanus und Andere gethan haben, aus dieser und andern Sitten gleicher Art keineswegs den Vorwurf machen, daß sie sich zum Judenthume hinneigten. Zu welcher Bitterkeit aber diese Streitigkeiten schon gediehen waren, ersieht man aus folgender Stelle: A mendacibus ergo veneficis-

*) Nämlich Isaac der Parther im fünften Jahrhundert, der Zeitgenosse des Mesrob und der andern sogenannten heiligen Uebersetzer. Die merkwürdigen Canones des Patriarchen sind niemals im Drucke erschienen; sie befinden sich handschriftlich in der an armenischen Manuskripten so reichen Bibliothek der Mechitaristen auf S. Lazaro.

que verbis vestris seducti sunt et Praesules Syrorum, qui, sicut audivimus, suae Genti jubent, absque scrupulo manducare caesum Alienigenarum, omniaque immunda et abhorrenda animalia, ut solent; atque ab Armeniorum caeso caveri, ne fortasse paschalis agni oblati stomachum tetigerit. Es folgen dann noch zehn andere Abschnitte, worin sich Nerses im Namen des Katholikos über einzelne, von den in Mesopotamien wohnenden Armeniern erhobene Streitigkeiten erklärt. In dem achten Abschnitte lesen wir Folgendes über das Rituale der armenischen Kirche, worüber sich ebenfalls Zwistigkeiten erhoben hatten, indem eine Partey behauptete, es sey den ältesten Kirchensatzungen nicht gemäß, sondern von dem Patriarchen Maschtoz gegen das Ende des neunten Jahrhunderts zusammengetragen. »Was in dem Rituale vorgeschrieben wird,« sagt Nerses dagegen, »ist theils aus den Satzungen der alten Kirchenväter, theils von unserm Erleuchter, theils auch von den Patriarchen anderer Völker festgesetzt worden. Steht doch vor jedem Canon der Name desjenigen, der ihn verfaßt hat? Maschtoz hat bloß die einzelnen getrennten Satzungen in ein Buch zusammengetragen, und deßhalb wird es mit seinem Namen benannt.

Das zweyte Schreiben des Nerses enthält die Antwort, die er ebenfalls in Auftrag des Bruders und Patriarchen geschrieben hat, auf einen Brief eines syrischen Doktors, eines gewissen Jacobus. Jacobus hatte seinen Brief in syrischer Sprache geschrieben, was Nerses zu dem Bekenntniß veranlaßt, daß er diese Sprache nicht verstände, und deßhalb genöthigt gewesen ist, sich den Inhalt von einem Kundigen mittheilen zu lassen. Die Antwort dreht sich durchaus um das Mysterium der Incarnation und der Natur Christi.

Das dritte Schreiben der vorliegenden Sammlung enthält den berühmten, schon einigemal erwähnten Hirtenbrief, den Nerses nach der Besteigung des Patriarchensitzes an die armenische Nation erlassen hatte. Bey diesem merkwürdigen, nahe an hundert Seiten füllenden Hirtenbrief ist es uns vergönnt, die Uebersetzung mit dem Originale vergleichen zu können, das in einem besondern Abdrucke im Jahre 1830 zu Venedig erschienen ist. Von den übrigen prosaischen Schriften des Clajensers standen uns weder Drucke, noch Handschriften — Cappelletti lieferte seine Uebersetzung nach mehreren Manuskripten der Bibliothek zu S. Lazaro — zu Gebote. Dieser Hirtenbrief gibt ein deutliches Bild von dem geistigen und politischen Zustande der armenischen Nation um die Mitte des zwölften Jahrhunderts. »Unser Volk,« sagt Nerses, »hat keine Hauptstadt, keinen stark bewohnten Ort, wo die Menge von Bischöfen und Doktoren Gottes Gebote lehren

könnte, wie das von den ehemaligen Bischöfen und Doktoren geschehen ist. Wir selbst müssen, wie ein von Jägern und Hunden verfolgtes Reh, in dieser Höhle *) hier unsere Zuflucht suchen, wo uns alles dem Körper Nothwendige mangelt, und uns selbst Wohnungen fehlen. Ja es mangelt uns sogar Land, das wir in Schweiß und Arbeit besäen könnten, um uns dadurch unsern Unterhalt und Nahrung zu verschaffen. Die christlichen Fürsten und Könige stehen uns dessen ungeachtet doch nicht bey.« Seine Ansicht über die Natur Christi spricht er (S. 10 des armenischen Textes und S. 101 der Uebersetzung) deutlich genug aus. Es gibt einen Christus, und seine einzige Person besteht aus zweyen vereinigten Naturen. Nerses richtet sich im Verlaufe seines Hirtenbriefes an alle einzelnen Stände. Er beginnt mit den Mönchen in den Klöstern, richtet dann seine Ermahnungen an die Prioren oder Vorsteher dieser Klöster, an die Bischöfe und an die Geistlichkeit im Allgemeinen; eben so wendet er sich in besondern Abschnitten an die weltlichen Fürsten, an das Militär, die Bürger, die Landleute und das Volk überhaupt, und an das weibliche Geschlecht. Wir ermahnen euch, sagt er in seiner Anrede an die Mönche, daß ihr nicht, wie jetzo hie und da die Gewohnheit einreißt, wie die Bauern das Feld bestellt. Er beklagt sich dann im Verlaufe seiner Ermahnungen viel über den Geiz und die Habsucht der Mönche seiner Zeit, die nicht allein mit dem Nothwendigen versehen wären, sondern auch an allem Ueberfluß hätten, sich um das Seelenheil gar nicht mehr bekümmerten, und, wenn einer dem andern begegnet, sich bloß fragen: Wie viel tragen dieses Jahr deine Besitzungen ein, ists viel oder wenig? Nicht minder beklagt er sich über den Ehrgeiz gewisser Geistlichen, die durch Bestechungen und andere schlechte Mittel es dahin zu bringen wissen, daß sie von ihren Herren, den Türken, zu Bischöfen ernannt werden. Sie versprächen den Tyrannen mehr und mehr Abgaben, so daß die Kirche Christi immer stärker unterdrückt wird. Die Lehren, die Nerses den weltlichen Fürsten und den Laien im Allgemeinen gibt, zeugen hinlänglich von seiner Einsicht und Kenntniß aller Verhältnisse des Lebens. Den Frauen empfiehlt er besonders, sich nicht mit Beschwörungen, mit der Magie und Giftmischerey abzugeben; sie mögen sich auch nicht schminken u. dgl. Mehreres.

*) Nämlich Hrancla, ein an den Gränzen Armeniens auf hohen Bergen gelegenes Castell, wohin Gregorius III., um vor einem plötzlichen Ueberfalle der Türken sicher zu seyn, den Patriarchensitz verlegt hatte.

Das vierte Schreiben enthält das Glaubensbekenntniß der armenischen Kirche, welches Nerses auf Verlangen des Alexius, der im Jahre 1165 durch Mamestia oder durch Mopsuestia auf seinem Zuge gegen die Türken gekommen war. Dieser Alexius war ein ungrischer Prinz, und hieß eigentlich Bela; ihm war die einzige Tochter des ersten Weibes des Kaisers Manuels bestimmt, die er aber, wie aus der Geschichte bekannt, später nicht bekommen hat. In der Ueberschrift des armenischen Briefes wird dieser Alexius der Schwiegersohn Manuels genannt. In diesem Glaubensbekenntniß vertheidigt Nerses die armenische Kirche gegen jeden Vorwurf der Ketzerey, und verweist dabey, was merkwürdig genug ist, um seine Ansichten zu bekräftigen, auf armenische Schriften, die aus den Zeiten vor der Erfindung der armenischen Buchstaben herrühren, und mit griechischen Karakteren geschrieben wären. Dieses Schreiben ist das zuverläßigste Dokument zur Kenntniß der Lehrsätze und einzelner, von den Sitten der abendländischen Kirche abweichenden Ceremonien; diese werden hierin nicht allein aufgezählt, sondern auch die historischen und andern Gründe dieser abweichenden Ceremonien oder Gebräuche erklärt. Der heilige Sergius, den die armenische Kirche verehrt, war ein frommer Fürst in Cappadocien, der zu Zeiten Constantins des Großen gelebt hat. Als Julianus zur Regierung kam, entfloh er gegen Persien, bekehrte daselbst mehrere zum Christenthume, und erhielt endlich sammt seinem Sohne von Sapor den Martyrtod.

Dieses Schreiben erhielt den Beyfall des geistlichen und weltlichen Oberhauptes von Byzanz. Kaiser Manuel schrieb an Gregorius III., und bat, er möchte ihm seinen gelehrten Bruder Nerses zusenden, damit die Unterhandlungen über die Vereinigung zwischen der armenischen und griechischen Kirche begonnen werden könnten. Als der Brief Manuels ankam, war Gregorius schon gestorben, Nerses konnte sich, da er jetzt selbst Katholikos der armenischen Nation geworden war, den Wünschen des Kaisers unmöglich fügen, und schrieb deßhalb eine Antwort, — die fünfte Epistel der vorliegenden Sammlung. Er sagt hierin dem Kaiser, daß er ein würdiger Nachfolger sey Constantins und Theodosius des Großen, die mit der armenischen Nation ein Bündniß abgeschlossen hätten, welches nicht sowohl weltlicher, als geistlicher oder geistiger Art gewesen sey. Er empfiehlt dem Kaiser als vorzüglichstes Mittel, um eine Vereinigung zu bewirken, daß die byzantinische Geistlichkeit und das Volk ihren Haß ablegen, und die orientalische Christenheit mit Liebe umfassen möchten; »denn bis jetzt,« sagt er, »glauben sie, es sey bloß Gerechtigkeit, wenn sie uns hassen, und wähnen, daß dieser

Haß hinlänglich sey, die ewige Glückseligkeit zu erlangen. Auch hörten wir, daß der heilige und erste *) aller Bischöfe, der römische Pontifex und Nachfolger des Apostels Petrus, einige seiner Weisen in dein Reich geschickt hat, um eine Glaubensvereinigung zu bewirken. Der Patriarch der Syrer starb in derselben Woche, wo ich zum Katholikos erhoben worden bin; sein Nachfolger und das Collegium der syrischen Bischöfe schickten uns einige Abgeordnete, um sich mit unserm Volke zu vereinigen, die ich mit Liebe und Freundschaft aufgenommen habe.«

Der sechste Brief enthält ein nochmaliges Glaubensbekenntniß der armenischen Kirche, das Nerses auf ausdrücklichen Wunsch des Kaisers Manuel aufgesetzt hat. In diesem Schreiben führt er eine große Stelle aus dem Werke des Nemesius »über die Natur« an. Es ist zu bemerken, daß dieses Werk von Nerses, wie von den übrigen armenischen Skribenten durchgängig dem Gregorius Nyssänus zugeschrieben wird; dieses Werk ward von Stephanus von Sunik im achten Jahrhundert ins Armenische übersetzt, und hat sich bis auf heutigen Tag in mehreren Handschriften erhalten. In dem zweyten Theile dieses in kirchlicher Beziehung äußerst lehrreichen Schreibens werden die Gebräuche der armenischen Kirche theils nach der Schrift, theils nach den Satzungen der frühern Kirchenväter vertheidigt, und die abenteuerlichen Fabeln, die im griechischen Reiche über einzelne abweichende Sitten der armenischen Kirche im Umlauf waren, in ihrer ganzen Nichtigkeit hingestellt.

In dem siebenten Schreiben dankt der Katholikos dem Kaiser von Byzanz nochmals für seine irenischen Bemühungen. Er erwähnt, daß er mit dem ihm gesandten Magister Theorianus und dem vom Kaiser ihm ebenfalls geschickten armenischen Geistlichen Johannes sich besprochen, und zu seiner Freude gefunden hätte, daß die Griechen von der nestorianischen Ketzerey gänzlich entfernt wären; er seinerseits fände deßhalb, daß der Vereinigung gar nichts entgegenstände; doch müsse er erst die Bischöfe zusammenkommen lassen, um sich mit ihnen deßhalb zu berathen. Es ist bekannt, daß die Griechen und Syrer behaupten (Assemani bibliotheca orientalis, tom. II. p. 364), Nerses wäre von Theorianus mehrerer Irrthümer überführt worden; er habe bekannt, daß seine früheren Ansichten irrig gewesen wären. Aus diesem

*) In dem armenischen Texte der Werke Nerses, die zu St. Petersburg erschienen sind, steht bloß: »Wir hörten, daß der römische Erzbischof und Nachfolger des Apostels Petrus.« Die Handschriften der Bibliothek der Mechitaristen stimmen aber sämmtlich mit der von Cappelletti gewählten Leseart überein.

Schreiben erhellt aber durchaus das Gegentheil; Nerses fügt zwar auf Verlangen des Theorianus nochmals in Kürze ein Glaubensbekenntniß bey, das aber in keinem Punkte von den frühern verschieden ist. C. hält deßhalb mit allen Doktoren Armeniens die in griechischer Sprache erschienenen Disputationes zwischen Nerses und Theorianus für unterschoben. Galanus und viele andere Geschichtschreiber der christlichen Kirche haben aber im Gegentheile die Aechtheit dieser im vierten Bande der Bibliotheca veterum Patrum abgedruckten Disputationen niemals bezweifelt. C. sagt in dieser Beziehung in der Vorrede: At quomodo vir (Galanus) armeniacam linguam callens decipi poterat ab apocrypha quadam et dolosa sermocinatione a Graecis procul dubio excogitata, ut se de tanto viro reportasse victoriam, seque Armeniis praeeminere viderentur. Nonne satius erat, absque partium studio cuncta S. Nersetis opera perlegere, ut veritas inde eluceret? Nec priorem tantum, quam refert P. Galanus, verum et secundam Nersetis cum Theoriano disputationem gr. et lat. Romae nuper editam inter fabulas esse amandandam, eadem de causa luculentissime patet. Dieser Brief ist übrigens der einzige, der ein Datum enthält, er ist nämlich geschrieben im Oktober des Jahres 1170.

Der achte und neunte Brief ist ebenfalls an Kaiser Manuel gerichtet, und enthält einzelne Auseinandersetzungen in Betreff der Lehrsätze und Gebräuche der armenischen Kirche; es erhellt daraus in der That, daß Nerses sich keineswegs durch die Disputationen mit Theorianus für besiegt gehalten hat. So schreibt er unter andern, daß er in der künftigen Synode der armenischen Bischöfe alles anwenden wolle, damit sie einzelne, von der armenischen abweichende Gebräuche der griechischen Kirche annähmen; dieß aber nicht sowohl deßhalb, als wenn er vom Irrthum zur Wahrheit bekehrt worden wäre, sondern bloß aus Liebe zum Frieden. — Der zehnte Brief enthält das Ausschreiben an die Bischöfe und armenischen Doktoren wegen der Vereinigung und des Friedens mit den Griechen. Dieß war die letzte der irenischen Bemühungen des Klajensers; er starb, und hinterließ sowohl das Geschäft bey der Synode, als die projektirte Vereinigung mit den Griechen seinem Nachfolger auf dem Sitze des Katholikos, Gregorius Decha oder das Kind genannt. Die Akten dieser vom Gregorius gehaltenen Synode und mehrere, der Vereinigung wegen von Gregorius nach Byzanz gesendeten Briefe haben sich in der armenischen Sprache erhalten. Auch diese im zwölften Jahrhundert unternommenen Versuche, eine Vereinigung zwischen beyden, gegen-

seitig sich hassenden Nationen und Kirchen, den Armeniern und Griechen, zu bewerkstelligen, blieben nicht weniger fruchtlos, als die früherhin unternommenen im siebenten und achten Jahrhundert.

Das eilfte Schreiben ist an Michael, den Patriarchen der Syrer, gerichtet, und betrifft die Vereinigung mit der syrischen Kirche. Dieser Brief ist durchaus von demjenigen verschieden, den Assemanni aus Bar Hebraeus, tom. II, p. 364 mitgetheilt hat. Nerses erklärt hierin ausdrücklich, daß die armenische Kirche den Glaubenssatz des Julianus von Halicarnaß, nach welchem Christus nur zum Scheine, nicht aber wirklich am Kreuze gestorben sey, verdamme und verabscheue; die armenische Kirche halte sich im Gegentheil durchaus an das Concilium von Nicäa.

Die folgenden Briefe bis zum zwanzigsten enthalten bloß freundschaftliche Ermahnungen und Antworten auf gewöhnliche Ereignisse, die für die Nachwelt nichts Lehrreiches darbieten; desto lehrreicher ist das zwanzigste Schreiben, Anweisungen enthaltend, wie man die in der Stadt Samosata lebenden Sonnensöhne oder Paulicianer zum Christenthume bekehren solle, und unter welchen Bedingungen sie in die christliche Kirche aufgenommen werden könnten. Es ist bekannt, von welcher großen Wichtigkeit die Paulicianer in der Geschichte der christlichen Kirche sind, und wir finden es deßhalb zweckmäßig, diese neue Quelle zur Kenntniß dieser merkwürdigen Sekte in dem Anzeigeblatte vollständig mitzutheilen. Der Anfang dieses Schreibens lautet folgendermaßen:

Nerses, der Diener Gottes und durch dessen Barmherzigkeit Katholikos der Armenier. Wir senden unsern Gruß der Liebe und unsern Segen aus dem heiligen und göttlichen Zeichen, aus der heiligen Rechte des Erleuchters und aus diesem unseren Sitze (Romcla) den ehrwürdigen Priestern in der Stadt Samosata, dem Chorepiscopus Dorus und den übrigen geistlichen Gehülfen der Stadt, den Gott liebenden Männern, Gazan und allen Familienvätern, unseren Söhnen im Geiste, die Gott der Herr immer nach Körper und Geist unversehrt bewahren möge.

Nerses erklärt dann ausdrücklich, daß die Sonnensöhne Samosata's durchaus dieselbe Sekte sind, welche von den Griechen Paulicianer genannt werden; sie hätten sich vom Gregorius dem Erleuchter nicht bekehren lassen, wären aber jetzo zum Theil in Aufrichtigkeit entschlossen, dem Bösen zu entsagen. Man solle diese deßhalb vor der Thüre der Kirche versammeln, und fragen: ob sie aufrichtig zur Gotterkenntniß und zum Christenthume sich bekehren wollten? Bejahen sie diese Frage, so belehre man sie, daß Gott die Sonne bloß deßhalb geschaffen habe,

um die Welt zu erleuchten, dieselbe Bestimmung hätten Mond und Sterne; die Pappel mögen sie nicht mehr als die übrigen Bäume verehren, und nicht wähnen, daß das Kreuz Christi aus Pappelholz verfertigt gewesen sey u. s. w.

Während die prosaischen Werke unseres Nerses früher schon vollständig gedruckt erschienen sind, so hatte man bis jetzt, ungeachtet der wiederholten Abdrücke einzelner der vorzüglichsten poetischen Produktionen, noch keine vollständige Sammlung aller seiner dichterischen Werke und Versuche. Die an der Spitze unseres Artikels angeführte, auf S. Lazaro erschienene Sammlung enthält alle poetischen Produkte des Katholikos, seine geistlichen Hymnen und die Elegie auf die Einnahme von Edessa ausgenommen. Wir wissen nicht, welche besondere Gründe die gelehrten und fleißigen Mechitaristen veranlaßt haben mögen, die benannten Stücke aus dieser Sammlung auszuschließen; daß die Hymnen schon im armenischen Gesangbuche abgedruckt sind, und die Elegie auf Edessa erst im Jahre 1827 auf Kosten der asiatischen Gesellschaft durch Zohrab herausgegeben wurde *), möchte doch wohl keine Entschuldigung seyn für die Weglassung dieser berühmten Stücke aus einer vollständigen Sammlung der poetischen Werke des Nerses.

Der prosaische Theil der armenischen Literatur hat sich durchaus nach griechischen Mustern des dritten und vierten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung und nach den Erzeugnissen der spätern griechischen Literatur unter den byzantinischen Kaisern gebildet; in dem erst im achten und neunten Jahrhundert aufblühenden poetischen Theil ihrer Literatur haben sich aber die Armenier die Araber zum Muster vorgesetzt. Viele, und dieß die berühmtesten Werke der armenischen Poesie gehören zu derjenigen Versgattung, welche die Araber, weil die Verse durchaus auf l a m oder l endigen, L a m i a t nennen. Den Armeniern wird diese Versgattung dadurch erleichtert, weil ihr Participium Perfektum sich auf e a l endigt.

Das erste Gedicht der vorliegenden Sammlung enthält die oben schon erwähnte, früher mehrfach im Druck erschienene Geschichte des alten und neuen Testamentes, die gewöhnlich nach den zwey Anfangsworten Յիսուս որդի, H i s u s a e t i, Je-

*) Die Angabe in dem Quadro della storia letteraria di Armenia da Mons. Placido Sakias Somal. Venezia 1829. Seite 84, daß diese Ausgabe mit einer französischen Uebersetzung versehen ist, ist ungegründet; es findet sich vor dieser Ausgabe bloß eine kurze, in französischer Sprache geschriebene Notiz von dem verstorbenen Saint-Martin.

sus der Sohn, benannt wird. Der Anfang des Gedichtes lautet nämlich folgendermaßen: »Jesus, der Sohn des Vaters, der Eingeborne, ein Strahl der Gestalt nach, der Erzeugte, unaussprechbaren Vorbildes« u. s. w. Der berühmte Lacroze hat erläuternde Noten zu diesem Gedichte geschrieben, die er den Herausgebern des Moses von Chorene, den Brüdern Whiston, mitgetheilt hatte. Sie sind aber, wie viele andere Werke dieses gelehrten Mannes, bis jetzt noch nicht wieder aufgefunden worden. Thesaurus epistolicus Lacrozianus I. 352. Wir bemerken nur noch, damit der Leser einen Begriff von der Künstlichkeit dieses Gedichtes habe, daß die vier aus 8000 Versen bestehenden Gesänge sämmtlich auf einen und denselben Reim, nämlich auf in sich endigen. Es folgen dann drey kleinere Gedichte, wovon das zweyte ein Glaubensbekenntniß enthält, in 1334 Versen. Die darauf folgende Lobrede auf das heilige Kreuz ist in mannigfachen Versmaßen, die sich auch auf verschiedene Reime endigen, abgefaßt. Das für uns interessanteste Stück der vorliegenden Sammlung mag wohl die in 1568 Versen abgefaßte Geschichte oder Reimchronik der armenischen Nation seyn; sie ist in der oben angeführten arabischen Versgattung, Lamiat genannt, geschrieben, und bis auf die Zeit des Katholikos Gregorios III. herabgeführt. Die goldene Periode der armenischen Literatur während des fünften Jahrhunderts, wo Isaac der Parther, Moses von Chorene, David der Philosoph, Elisäus, Mesrob, Gorium, Joseph und andere ausgezeichnete Männer der armenischen Nation lebten und wirkten, ist mit vielem Feuer geschildert. Wir halten es nicht vonnöthen, die übrigen kleinern Gedichte, die größtentheils geistlichen Inhalts sind, wie die Lobpreisungen der Engel, das Gedicht »über die Himmel« und die gereimten Gebete, so wie die poetischen Spielereyen, wie Räthsel und dergleichen, einzeln aufzuführen. Wir bemerken nur noch, daß bey dieser Sammlung der poetischen Werke des Nerses acht Handschriften zu Rathe gezogen worden, wovon vier als sehr alte und vortreffliche von den Mechitaristen gerühmt werden. Die vorzüglichsten Varianten sind am Ende des Buches, das auch mit einem Register über alle in dem Gedichte vorkommenden Namen versehen ist, angeführt.

Carl Fried. Neumann.

Art. VI. Fragmenta theotisca versionis antiquissimae evangelii S. Matthaei et aliquot homiliarum. E membranis monscensibus bibliothecae palatinae vindobonensis ediderunt *Stephanus Endlicher* et *Hoffmann Fallerslebensis*. Vindobonae. Typis Caroli Gerold. 1834. XIV u. 88 S. gr. 4. Mit einem Facsimile.

Das willkommene Geschenk, mit welchem die Sprachforscher durch die unverzögerte Herausgabe dieser althochdeutschen Fragmente überrascht werden, genügend zu würdigen, den Gewinn, der für Grammatik und Lexicographie daraus erwächst, gründlich und vollständig darzustellen, die Leistung der Herausgeber durchgängig zu prüfen und, wo es sich erforderlich zeigt, zu sichern, zu ergänzen oder zu berichtigen, dieß Alles bildet eine Aufgabe, deren Lösung zu versuchen der Unterzeichnete selbst in voller Muße und in bequemem Gebrauche aller Hülfsmittel Bedenken tragen würde. Der Aufforderung hingegen, eine Anzeige dieser wichtigen Entdeckung zu beschleunigen, glaubte er sich nicht entziehen zu dürfen, da ihm durch günstige Fügung beschieden war, an der frischen Freude des allmälichen Auffindens dieser Bruchstücke Theil zu nehmen, und von allen Arbeiten der Herausgeber fortwährend unmittelbar unterrichtet zu seyn, ja ihnen einigen Beystand zu leisten, den sie in der Vorrede freylich zu hoch anschlagen. Darf er sich die Fähigkeit zu eindringender Beurtheilung nicht zutrauen, so fühlt er doch in dieser Stellung den Beruf, von der Sorgfalt und Mühe, welche auf diese Ueberreste frühen Alterthums gewendet worden ist, treues und unumwundenes Zeugniß abzulegen.

Sechs und zwanzig, wenn auch zum Theil arg verstümmelte, Quartseiten mit zusammenhangender althochdeutscher Rede müssen schon ohne nähere Betrachtung als eine nicht unbedeutende Vermehrung unseres Quellenvorraths gelten. Zwar ist die Anzahl der Denkmäler althochdeutscher Sprache nicht unbeträchtlich, aber der geringe Umfang einiger, die Eigenthümlichkeit anderer ermäßigen ihre Bedeutsamkeit. Ein großer Theil derselben besteht aus den Glossen, die bald in geringer Zahl in biblischen und anderen Handschriften versteckt, bald in größere Sammlungen vereinigt, einen reichen Schatz althochdeutscher Wörter aufbewahrt haben. In früherer Zeit haben vornehmlich Franz du Jon, Bernhard Pez und J. G. Eccard, in neuerer Docen, Graff und Hoffmann sich durch Sammlung und Bekanntmachung der Glossen verdient gemacht; noch manches unbekannte Wort wird aus ungedruckten Glossen Graff's langersehnter Sprachschatz zu Tage fördern. Für Lexicographie und die lexicologische Seite der Grammatik haben sie hohen Werth, der im Ganzen durch strenge, das

Verständniß erleichternde Beziehung auf die glossirten lateinischen Wörter erhöht, zuweilen aber durch Verderbnisse beschränkt wird, denen vereinzelte Wörter leicht ausgesetzt waren, und deren Heilung besonders in den nicht seltenen Fällen, wo auch die lateinischen Wörter entstellt sind, sehr schwierig ist; Syntactisches lehren sie wenig, und selbst für die Kenntniß der Pronomina und der Partikeln sind sie nicht von der Wichtigkeit, die sie für die gleichsam mehr körperlichen Nomina, Adverbia und Verba haben. Von den Denkmälern zusammenhangender Rede stehen die Interlinearversionen den Glossen sehr nahe, indem sie mit blinder Treue den oft mißverstandenen lateinischen Texten folgen, um Geist und Wortstellung der deutschen Sprache unbekümmert. Wenn sie daher für die Kenntniß der Flexionen weit ergiebiger sind, als die meist unflectierten Glossen, wenn sie Pronomina, Präpositionen und Partikeln in viel größerer Menge darbieten, so sind sie doch für die Untersuchung der althochdeutschen Syntax nur sehr behutsam zu gebrauchen. Die älteste und wichtigste dieser Interlinearversionen ist die von Kero, Mönch zu S. Gallen, um das Jahr 720 verfaßte Uebersetzung der Regel des h. Benedictus. Späteren Jahren desselben Jahrhunderts gehört die deutsche Interlinearversion sechs und zwanzig lateinischer Hymnen an, welche Jacob Grimm im J. 1830 aus Du Jon's (Junius) zu Oxford aufbewahrter Abschrift herausgegeben hat. Freyerer Geist belebt das wichtige und ansehnliche Bruchstück einer im Anfang des achten Jahrhunderts verfaßten Uebersetzung der isidorischen Schrift de nativitate Christi, welches am genauesten nach Rostgaard's Abschrift der Pariser Handschrift, die bisher für die einzige galt, im zweyten Stück der dänischen Bibliothek (1738) gedruckt ist. Geringere Freyheit zeigt die dem neunten Jahrhundert gehörige Uebersetzung der tatianischen Evangelienharmonie. Das Hauptdenkmal dieses Jahrhunderts ist Otfrid's gereimte Evangelienharmonie, jetzt mit dem passenderen Namen Krist bezeichnet. Unter den herausgegebenen Sprachdenkmälern des zehnten Jahrhunderts ist des S. Galler Mönchs Notker (wahrscheinlich des dritten, Labeo genannten, 952 geborenen und 1022 gestorbenen) Psalmenübersetzung. Die S. Galler Handschrift derselben ist in Schilter's thesaurus gedruckt; dagegen sind aus der Wiener, von jenem Texte abweichenden Handschrift, die nur die ersten und die dritten funfzig Psalmen enthält, bis jetzt nicht mehr als sieben Psalmen herausgegeben (in Hoffmann's Fundgruben). In S. Gallen sind außerdem noch Handschriften vorhanden von Uebersetzungen des Aristotelischen Organons, des Boethius de consolatione philosophica und des Martianus Capella, und von deutschen Abhandlungen über die Musik. Die

hohe Wichtigkeit dieser von Notker oder von andern S. Galler Geistlichen seiner Zeit mit Notkerischer Sprachgenauigkeit verfaßten Werke erhellt aus den zahlreichen, aus Lachmann's Abschriften geschöpften Anführungen Jacob Grimm's im zweyten und dritten Theile der Grammatik. Auf vollständige Herausgabe wird seit langen Jahren vergebens gehofft, und wem nicht Abschriften zu Gebote stehen, der muß sich mit den dürftigen Proben begnügen, welche Gerbert's iter alemannicum und scriptores de arte musica, von der Hagen's Denkmäler und Lachmann's specimina linguae franciscae enthalten (zu dem in den scriptt. de arte musica I. 96 — 102 gedruckten Bruchstück musikalischen Inhalts hat der Bibliothekar Dr. Schönemann zu Wolfenbüttel im J. 1831 in seiner Bibliotheca Augusta, h. e. notitiae et excerpta codicum manuscriptorum bibliothecae augustae quae Wolfenbuttelae est, S. 12 ff., abweichende Lesarten einer Wolfenbütteler, ehemals Marquard Gude gehörigen Handschrift bekannt gemacht).

Die bedeutendsten Denkmäler der Sprache des eilften Jahrhunderts sind Willeram's, Abts zu Ebersberg in Bayern (gest. 1085), in zahlreichen Handschriften erhaltene, am Besten von Hoffmann (Breslau 1827) herausgegebene Paraphrase des hohen Liedes, und der in einer Wiener Handschrift unter dem Titel Reda umbe diu tier enthaltene Physiologus, in Hoffmann's Fundgruben am genauesten abgedruckt. Neben diesen Quellen größeren, obschon zum Theil sehr mäßigen Umfangs besitzen wir eine Anzahl kleinerer althochdeutscher Stücke, auf deren wichtigste hinzudeuten hier genügen muß. Aus dem achten Jahrhundert stammt die sogenannte Exhortatio ad plebem christianam (nach der Münchener Handschrift bey Docen, Misc. 1, 4 — 8): das zum Theil allitterierende, zuletzt von Wackernagel mit Sorgfalt herausgegebene Wessobrunner Gebet; eine Auslegung des Vaterunser (in Docen's Misc. 2, 287 — 290). Aus dem Ende des achten oder dem Anfange des neunten Jahrh. das sich stark zum Niederdeutschen neigende Kasseler Bruchstück eines allitterierenden Gedichts von Hildebrand und Hadubrand, durch Wilh. Grimm's vortreffliches Facsimile in seiner ganzen Gestalt allgemein zugänglich. Aus dem neunten Jahrh. der Schwur des Königs Karl vom J. 842, in der Pertzischen Ausgabe des Nithart (Monum. 2, 665) mit Jac. Grimm's Erläuterungen am besten herausgegeben; das von Docen vor etwa zwanzig Jahren entdeckte, aber nicht bekannt gemachte, von Schmeller wieder aufgefundene und unter dem Titel Muspilli im Jahre 1832 sorgfältig herausgegebene Fragment eines allitterierenden Gedichts vom Ende der Welt; das schöne Lied auf Ludwig, einen Sohn Ludwigs des Stamm-

lers; ein Lied von der Samariterin; ein Bruchstück einer gereimten Psalmenübersetzung; ein Fragment eines Gedichtes auf den h. Georg. Aus dem zehnten Jahrh. besitzen wir ein in abwechselnden deutschen und lateinischen Zeilen, nach Lachmanns Bemerkung nicht vor 962, abgefaßtes Lied auf Otto des Ersten zweyte Versöhnung mit seinem Bruder Heinrich. Aus dem eilften Jahrh. ist übrig das Gebet Otloh's, Benedictiners von S. Emmeram, und, aus dem Ende dieses Jahrhunderts, das von Hoffmann vor einigen Monaten in der Fürstenberg'schen Bibliothek zu Prag entdeckte und unter dem Titel Merigarto herausgegebene Bruchstück eines kosmographischen Gedichts.

Zu diesen Ueberresten der althochdeutschen Sprache treten nun, an Umfang viele, an Alter die meisten übertreffend, die vorliegenden Bruchstücke, von denen bisher nur eine einzige Quartseite bekannt war. Zwar sagt Joh. Georg Eccard im zweyten Theile seiner Francia orientalis (S. 326): »Quatuor quoque Evangelia eadem tempestate verbotenus in Germanicam linguam translata sunt, ex quibus *duo* folia veteri codici agglutinata invenit M. R. P. Bernardus Pezius, unde vidimus, primo loco extitisse textum Latinum, eique ex aduerso Germanicum appositum fuisse. Fragmentum hoc infra inter alia monumenta Theotisca exhibebimus.« In dem Quaternio veterum monumentorum (Leipzig 1720, S. 42. 43), wo dieses Versprechen erfüllt wird, ist jedoch nur eine einzige Quartseite, anstatt zweyer, abgedruckt. Vielleicht war das eine der beyden von Pez auf dem Deckel einer Handschrift aufgefundenen Blätter auf der lateinischen Seite angeklebt, das andere auf der deutschen, so daß von jenem der deutsche Text wohlerhalten war, bey diesem durch das Ablösen von dem Holze leicht beschädigt werden konnte. Möge durch die Entdeckung der Wiener Bruchstücke eifrige Nachforschung nach den beyden Blättern, die Eccard von Pez erhielt, veranlaßt werden; jetzt, wo größere Sprachkenntniß und chemische Mittel zu Gebot stehen, wäre vielleicht auch das andere Blatt zu enträthseln. Aber selbst die eine von Eccard herausgegebene Quartseite, welche die Uebersetzung von Matth. XII. 40 bis XIII. 1 enthält, verdiente als Probe des Verlornen nur durch ihren eigenen Werth, daß Jacob Grimm in der Vorrede zu den althochdeutschen Hymnen sie in verbessertem Text wieder abdrucken ließ, mit den einleitenden Worten (S. 6): »Fragmentum — a Pezio detectum certo nobis indicio est, quatuor etiam evangelia, praeter Tatiani versionem, theotisca fuisse facta, quae cum ingenti iactura linguae nostrae perierunt.«

Der in der That große Verlust wird beträchtlich ermäßigt, freylich aber zugleich erst recht erkennbar durch die Entdeckung,

die wir dem rastlosen Eifer des Hrn. Dr. Endlicher verdanken. Er hatte im vorigen Winter von den Deckeln einiger Monseer Handschriften der k. k. Hofbibliothek mehrere Blätter abgelöst, die, auf der einen Seite mit deutschem Texte beschrieben, Fragmente theils einer Uebersetzung des Evangeliums Matthäi, theils homiletischen Inhalts darboten. Sein Freund, der Professor Hoffmann aus Breslau, wurde, als er zu Ende vergangenen Mai's nach Wien kam, sogleich durch die Mittheilung dieses Fundes erfreut, der sich bey näherer Untersuchung immer wichtiger zeigte. Hr. Dr. Endlicher durchsuchte hierauf in wenigen Tagen die sämmtlichen Monseer Handschriften der Wiener Hofbibliothek mit emsigem Eifer und glücklichem Erfolge, denn es wurden sowohl noch einige, auf die innere Seite der Deckel geklebte, theils vollständige, theils wenig verstümmelte Blätter jener Handschrift aufgefunden, als auch mehrere kleine viereckige Stücke, mit denen die Rücken der Bände inwendig verklebt waren, und eine Menge schmaler Streifen, welche in die Lagen mehrerer Papierhandschriften, um ihnen besseren Halt zu geben, eingeheftet waren; ja einige Stellen, die auf keinem Pergamente mehr vorhanden waren, hatten sich auf den hölzernen Deckeln abgedruckt, und konnten im Spiegel gelesen werden. Die kleinen Stücke und die kaum fingerbreiten Streifen wurden mit großer Mühe zusammengeordnet, und das Zusammengehörige wurde auf Goldschlägerhäutchen sorgfältig aufgeklebt. Einmal glücklich zusammengesetzt, waren die auf diese Weise gewonnenen Blätter leicht zu lesen, da jene Streifen in dem Innern der Papierhandschriften vor jeder Beschädigung behütet waren. Dagegen kostete die Entzifferung mehrerer der größeren, durch Buchbinderleim beschmutzten, durch Nässe zusammengeschrumpften und erblaßten, und durch vielfache Berührung abgeriebenen Blätter lange Zeit und große Anstrengung. Chemische Reagentien, der jedesmaligen Beschaffenheit des Pergaments angemessen, mußten hier und da zu Hülfe genommen, günstige Beleuchtung und günstiger Schatten benützt werden; treue Beharrlichkeit half am weitesten, und oft gelang die vollständige und sichere Enträthselung einer Zeile, ja eines Wortes nur nach langer, an verschiedenen Tagen vielfach wiederholter Betrachtung und Berathung. Die gewissenhafte Sorgfalt der im Lesen alter Handschriften erfahrenen und mit allen Eigenthümlichkeiten der entdeckten Blätter nach und nach vertraut gewordenen Herausgeber verdient volles Vertrauen, und kaum wird fortgesetzte Betrachtung einige einzelne Buchstaben anders deuten, als sie in dieser ersten Ausgabe gegeben sind.

Wie groß nun alle diese Mühe war, welche den Fund aus einer Gabe des Glücks wahrhaft zu einer Errungenschaft der

Herausgeber macht, so wurde sie doch nicht nur durch die Wichtigkeit des Gewonnenen im Ganzen belohnt, sondern auch im Einzelnen mannigfach erleichtert und vergütet. Kostete die Zusammenstellung der einzelnen Streifen, die Enträthselung der verblichenen Schriftzüge Geduld und Zeit in vollem Maße, so hatten sie doch den Reiz einer ununterbrochenen Reihe kleiner Entdeckungen, und wie groß war die Freude, als sich mehrmals zu vorhandenen größeren Blättern einzelne Streifen ergänzend fügten, oder als die von Anfang gehegte Vermuthung, daß die neuentdeckten Bruchstücke der Uebersetzung des Matthäus und das von Eccard herausgegebene pezische Fragment einer und derselben Handschrift angehörten, durch die Auffindung des dem pezischen unmittelbar vorhergehenden und des darauf folgenden Blattes zur Gewißheit wurde, oder als zwey mühsam gewonnene Blätter der Homilien sich als Theile der isidorischen Schrift de nativitate domini ergaben, deren Uebersetzung, das älteste Denkmal zusammenhangender althochdeutscher Rede, bisher nur in der Pariser Handschrift enthalten war.

Eine Anzahl ganz unzusammenhangender Streifen mit einzelnen Sylben mußte zurückbehalten werden; für den leider wenigstens in Hinsicht auf die Wiener Bibliothek nach so emsiger Durchforschung sehr unwahrscheinlichen Fall späteren Auffindens der dazu gehörigen Streifen werden sie sorgfältig aufbewahrt. Daß ferner die Seiten des lateinischen Textes des Matthäus, deren deutsche Uebersetzung nicht aufgefunden ward, bey der Herausgabe dieser althochdeutschen Fragmente nicht mitgetheilt wurden, dürfte schwerlich Mißbilligung finden. In der Handschrift enthielt die Rückseite jedes Blattes lateinischen, die Vorderseite des folgenden den entsprechenden deutschen Text. Deßhalb mußte zu denjenigen deutschen Seiten des Matthäus, zu denen die unmittelbar vorhergehenden Blätter fehlen, der lateinische Text ergänzt werden. Er ist in diesen Fällen nicht aus einer gedruckten Ausgabe der Vulgata entlehnt worden, sondern aus einer Wiener, ehemals Monseer Handschrift (Nr. 1234), die mit den erhaltenen lateinischen Stellen der Bruchstücke auffallend übereinstimmt, und deren Schriftzüge denen der Bruchstücke so sehr gleichen, daß beyde Handschriften mir von Einem Schreiber herzurühren scheinen.

Von der deutschen Uebersetzung des Evangelium Matthäi sind vollständig oder bis auf wenige Buchstaben erhalten und in der vorliegenden Ausgabe abgedruckt:

Bl. I. Cap. 8, 33 bis 9, 9. Auf derselben Blattseite sind noch vier auf einzelnen Streifen erhaltene Zeilen mit Cap. 10, 12 und 10, 23. 24 abgedruckt.

Bl. II. Cap. 12, 14 bis 12, 25.
Bl. III. Cap. 12, 31 bis 12, 39.
Bl. IV. Cap. 12, 40 bis 13, 1; das pezische Fragment, nach Jac. Grimm's Verbesserungen abgedruckt, nur ist Zeile 6 se in see, 7 disemo in desemo, 29 moter in muoter geändert worden. Die Anmerkung in der Vorrede S. VIII sollte anders gefaßt seyn.
Bl. VI. Cap. 13, 15 bis 13, 24.
Bl. VII. Cap. 13, 39 bis 13, 53.
Bl. VIII. Cap. 20, 26 bis 21, 2.
Bl. IX. Cap. 21, 45 bis 22, 13.
Bl. X. Cap. 23, 15 bis 23, 25.
Bl. XI. Cap. 23, 27 bis 23, 36.
Bl. XII. Cap. 24, 28 bis 24, 35.
Bl. XIII. Cap. 25, 1 bis 25, 14.
Bl. XIV. Cap. 25, 41 bis 26, 5.
Bl. XV. Cap. 26, 67 bis 27, 4.
Bl. XVI. Cap. 28, 16 bis 28, 20.
Hierzu kommen noch einzelne, auf Bl. V zusammengestellte Streifen aus Cap. 13, 2 bis 13, 15.

Einer der vielen günstigen Zufälle, die bey Entdeckung, Bearbeitung und Herausgabe dieser Fragmente zusammentrafen, ist es, daß gerade das letzte Blatt von dem Evangelium Matthäi aufgefunden wurde. Auf der letzten lateinischen und der letzten deutschen Seite dieses Evangeliums waren nämlich nur die letzten fünf Verse enthalten; den übrigen Raum dieser beyden einander gegenüber stehenden Seiten füllte eine lateinische Schlußschrift. Leider ist das Blatt, auf welchem die erste Hälfte dieser Schlußschrift stand, nicht aufgefunden worden; wahrscheinlich enthielt sie eine Zueignung, und würde über Heimat und Zeitalter, vielleicht auch über den Namen des Uebersetzers sicheren Aufschluß gewähren. Aber schon aus dem Vorhandenseyn einer solchen Schlußschrift, noch deutlicher daraus, daß auf der Rückseite des letzten Blattes vom Matthäus nicht der Anfang eines andern Evangeliums, sondern eine Abhandlung de vocatione gentium folgt, geht so viel hervor, daß wenigstens in dieser Handschrift nicht alle vier Evangelien, wie Eccard glaubte, enthalten waren, sondern nur das vollständigste und im Kanon zuerst gestellte des Matthäus.

Der Verfasser dieser Homilie de vocatione gentium, die größtentheils aus biblischen Stellen und aus Stellen des Augustinus, Gregor des Großen und des Isidorus zusammengesetzt ist, hat trotz eifriger Nachforschung bisher nicht entdeckt werden können; leider fehlt die Ueberschrift. Von der deutschen Ueber-

setzung dieser Homilie ist auf Bl. XX und XXI eine zusammenhangende Stelle von 64 Zeilen erhalten; die übrigen Blätter (XVII, XVIII, XIX, XXII) geben nur schmale Bruchstücke. Mit Recht ist der lateinische Text auch da abgedruckt worden, wo die deutsche Uebersetzung fehlt.

Es folgen hierauf zwey aus einzelnen Streifen ziemlich vollständig zusammengesetzte Blätter (XXIII, XXIV) mit Cap. 3, 5 bis 3, 16 und 3, 27 bis 4, 2 des isidorischen Tractats de nativitate domini (in dem Abdruck der rostgaard'schen Abschrift des Pariser Codex S. 346 bis 350 und 354 bis 357).

Die drey letzten Blätter (XXV lückenhaft, XXVI u. XXVII vollständig und unversehrt) enthalten Fragmente einer deutschen Uebersetzung der Augustinischen Homilie de Petro titubante. Dieser Homilie ging in der Handschrift eine andere vorher, deren lückenhaften Rest die Vorrede S. IX mittheilt.

Die Handschrift enthielt also nach dem Evangelium Matthäi ein collectorium homiliarum, für den Unterricht der Laien verdeutscht. Noch späterhin verordnete das Concilium von Tours (813) und das von Mainz (847) die Uebersetzung für diesen Zweck geeigneter Homilien in die Landessprachen.

Ueber die Schriftzüge der Handschrift verbreitet sich die Vorrede mit Genauigkeit; nach allen Kennzeichen und ihrer ganzen Physiognomie, welche das Facsimile genügend wiedergibt, gehört sie keiner späteren Zeit an, als dem Anfang des achten Jahrhunderts, und hiermit stimmt auch die Eigenthümlichkeit der Sprache überein. Ob alle Blätter von Einem Schreiber herrühren, oder ob zwey Hände zu unterscheiden sind, wage ich nicht zu bestimmen; daß hier und da, besonders in der Homilie de vocatione gentium, die Schriftzüge etwas kleiner sind als sonst, kann schwerlich etwas entscheiden. Bemerkenswerther ist es, daß anlautendes k, neben welchem jedoch g und gh fortdauert, erst mit dem neunten Blatte beginnt. Vielleicht wäre es daher besser gewesen, I, 6 *g*eozun statt *k*eozun zu supplieren; III, 12 scheinen freylich Spuren auf *K*uot zu leiten.

Die Handschrift ist im Ganzen, wie alle althochdeutschen, mit Sorgfalt geschrieben; daß sie mehrmals Sylben, die eng zusammengehören, durch Zwischenräume und sogar durch Puncte trennt, hat sie mit andern Handschriften ihres Alters gemein. Die eigentlichen Schreibfehler stelle ich hier zusammen. I, 3 steht gahsahhun für gasahhun; I, 9. 10 forlaaz*fen*u für forlaaz*fen*o; III, 9 uuir wie es scheint für uuirdit (es folgt daer); III, 19. 20 steht ein enti zu viel; V, 14 drizuzfalt für drizucfalt; VI, 5 na für ni: VI, 8 ist ni ausgelassen; VII, 9 steht gabornemo für gaborganemo; VIII, 6 mage für manage und aer für ir; IX, 24

bruthlaufte für bruthlauftes; X, 1 qualu für quala; XI, 3 fel für felp oder felb; XI, 18. 19 kann an der Richtigkeit der Ergänzung *fynag*omgum nicht gezweifelt werden; es muß also wohl ein Schreibfehler für fynagogum angenommen werden; XIV, 2 kann nicht anders ergänzt werden als *h*rungrita für hungrita; XV, 3 steht kengunc für kengun; XVIII, 1 uuortan für uuortum, oder wenigstens für uuortun, da sich n statt m im Dat. Plur. des starken Neutrums erster Declination auch XVIII, 20 in uuafnun für uuafnum, uuafanum zeigt; XXI, 6 wird das lateinische ad nullius se ultionis suae motus excitat übersetzt: zi nohenigeru rahhu fih ni gahorit; ich weiß dieses gahorit nicht zu erklären, und vermuthe einen Schreibfehler für gaburit, so wie ich XIV, 23 an der Richtigkeit der Ergänzung ghib*uro fih* nicht zweifle; XXI, 18 steht fangentemo für fragentemo; XXIII, 26 steht anagalihhan überflüssig, und scheint in der Handschrift ausgekratzt zu seyn; XXIV, 19 gotef einmal zu viel; XXVI, 12 doh für doth. Wahrscheinlich ist IX, 10 durch einen Schreibfehler etwas ausgefallen. Die Worte (Matth. 22, 4): ecce prandium meum paravi, tauri mei et altilia occisa sunt et omnia paravi; venite ad nuptias, werden daselbst also übersetzt: See farri mine enti dax hohista fintun arflagan enti elliu kaquemet za bruthlaufte. Ob die Worte: prandium meum paravi (bey Tatian: min tagamuos garuuita ih), von dem Uebersetzer ausgelassen sind oder von dem Schreiber, läßt sich fragen; hingegen hat das Neutrum elliu keinen Sinn, und steht außer allem Zusammenhang. Wahrscheinlich schrieb der Uebersetzer: enti elliu karauuiu; quemet za bruthlaufte, wie im Tatian steht: inti allu garuuu; quemet zi thero brûtloufti. Müssen wir hier eine Auslassung vermuthen, so ist dagegen im Isidorus, Cap. 3, 15, der Text der Uebersetzung in den Wiener Fragmenten vollständiger, als in der Pariser Handschrift. Die Worte: quaerant ergo quis deus creavit aut ad cuius dei imaginem condidit hominem quem creavit, sind hier Bl. XXIII, 27 also übersetzt: fuohhen dea nu auuar *huuel*ih got gifcuofi odo in *huue*lihhes gotniffiu anakalihan *man* kafrumiti, den er kis*cuof*; während nach Rostgaard's Abschrift der Pariser Coder nur Folgendes enthält: suohhen dhea nu auur huelihhes gotniffu anachiliihan mannan chifrumihi, dhen ir chifcouf. Der Schreiber der Pariser Handschrift hat sich offenbar von huelih zu huelihhes verirrt.

Mehr als ein genauer Abdruck der entdeckten und zum Theil mit langdauernder Mühe enträthselten Blätter konnte billigerweise von den Herausgebern nicht verlangt werden; durch die Zugabe der Ergänzungen und des vollständigen Wortregisters haben

sie alles geleistet, was unter andern unabweislichen Arbeiten und in der kurzen, durch die mit Ende Juli eintretenden Bibliothekferien abgemessene Zeit, die ihnen zu Gebote stand, mit aller Anstrengung zu leisten möglich war. Wir stimmen mit den Schlußworten der Vorrede völlig überein: Quod si quis autem in hoc libello observationum grammaticarum apparatum vel amplum glossarii penu desideraverit, illi dictum sit, primi monumenti alicuius vetusti inventoris provinciam in eo esse positam, ut quod fortuna uni concesserat fideliter cum universa studiosorum multitudine quantocius communicetur, rem vero pessime agere eos, qui scriptorem antiquum cum invenerint, eo sua eruditione antequam edatur obruendo immoriuntur. Seit länger als einem halben Jahrhundert hoffen alle, denen die geschichtliche Kenntniß der deutschen Sprache am Herzen liegt, vergeblich auf Herausgabe der ungedruckten Notkerschen Werke; eben so lange haben weitschichtige Vorarbeiten das Erscheinen der altsächsischen Evangelienharmonie verzögert, bis sie endlich Schmeller ohne Säumniß aus ihrer Gefangenschaft befreyte. Sicherer stellen sich freylich die, welche durch Jahre langes Sinnen und Bedenken sich vor Irrthümern möglichst behüten; aber edler und uneigennütziger handeln gewiß die Andern, welche glücklich entdeckte Quellen ungesäumt ins Freye leiten, ihrer selbst weniger eingedenk, als der Wissenschaft. In vorliegendem Falle war überdieß beschleunigte Herausgabe des Entdeckten durch das Zusammentreffen günstiger Umstände geboten, die schwerlich sich wieder so vereinigt hätten, und unter denen das Zusammenleben der Herausgeber vor Allem wichtig war. Mögen sich daher in den Ergänzungen einige Irrthümer ergeben, das Verdienst der Herausgeber wird dadurch nicht geschmälert; wer die Schwierigkeit dieser Arbeit kennt, wird billig urtheilen, zumal da dem Ergänzer seine lexicalischen Sammlungen nicht zur Hand waren, und wer darauf ausgeht, Fehler zu finden, der möge sich wohl in Acht nehmen. Leichtsinnig ist bey diesen Ergänzungen wahrlich nicht verfahren worden. Daß der Raum der Lücken und bey den ergänzten Sylben die Breite der einzelnen Buchstaben überall genau erwogen wurde, bedarf keiner Versicherung; wer daher andere Supplemente an die Stelle der gegebenen zu setzen Grund findet, der muß sich wenigstens an ihr Maß halten. An vielen Stellen waren von den abgeschnittenen Buchstaben noch einige Spuren übrig, so daß die Ergänzung festeren Boden hatte; die Abstufungen der Wahrscheinlichkeit zu bezeichnen fand sich im Druck kein Mittel. Von Wichtigkeit war die Bemerkung, daß große Anfangsbuchstaben in der Handschrift für die folgende, oft auch für die zweyte Zeile den Raum einiger Buchstaben hinweg-

nehmen. Dergleichen Buchstaben sind nicht willkürlich angenommen worden, vielmehr zeigt sich bey großen Initialen ein gelber Strich, welcher die Hälfte der Zeile durchzieht. Diese Striche hatten schon bey dem Zusammensuchen der einzelnen Streifen gute Hülfe geleistet, und wurden bey den Ergänzungen zu sichernder Bedingung. Beyspiele schwieriger, bis zu höchster Wahrscheinlichkeit gelungener Ergänzungen werden einsichtigen Lesern nicht entgehen; ich bemerke nur, daß oft, wo nur ein einziger oder nur einige Buchstaben von einem Worte übrig sind, die Ergänzung dennoch sicher steht. Wenn z. B. von der deutschen Uebersetzung des Worts iubilate auch nichts übrig ist, als der einzige Buchstabe h, so ist doch die Ergänzung h*ugisangot* sicher; Notker bedient sich an dieser Stelle (Psalm 46, 2) desselben Wortes. Die Freyheit, welche sich der Uebersetzer nicht selten gestattet, kam auch der Ergänzung bisweilen zu Statten. So würde es z. B. III. 8. 9 gewiß sehr schwierig seyn, die Worte: So auh fona des baumes obaze arcennit ..i uuir daer baum, selbst wenn man uuir für uuirdit nimmt, wie wir oben gethan haben, so zu ergänzen, daß eine ganz wörtliche Uebersetzung der Worte Siquidem ex fructu arbor cognoscitur herauskäme; wahrscheinlich aber ist ganz richtig *ni* ergänzt, und der Satz als Frage zu nehmen. Größere Schwierigkeit hat XXII, 2 ff., wo die biblischen Worte: Non est mihi voluntas in vobis, dicit dominus exercituum, et munus non suscipiam de manu vestra, in der deutschen Uebersetzung nach den vorliegenden Ergänzungen also lauten: Nist mir uuillo in iu, *quidit uueradeota* truhtin, enti geba ni antfahu ih *fona iro henti*. Vestra verlangt nicht iro, sondern iuueru oder iuuer; sollte, woran ich zweifeln möchte, wirklich für keines von beyden Raum seyn, so müßte freylich ein anakoluthischer Uebergang aus der zweyten in die dritte Person angenommen werden. Unbedingt verwerflich, wage ich nur Eine Ergänzung zu nennen, *tauz* falt, VI, 22; hier wäre es besser gewesen, von aller Ergänzung abzustehen. An tausend kann nicht gedacht werden; nehmen wir auch an, was gewiß sehr unglaublich ist, daß der Uebersetzer bey Verdeutschung der Worte: et fructum affert et facit aliud quidem centesimum, aliud autem sexagesimum, aliud vero tricesimum, die Zahl sechzig verlassen habe, so konnte er doch weder das Herabsteigen vom Hundertfachen zum Dreyßigfachen (von zehanzo falt zu drizuc solih) durch eine größere Zahl unterbrechen, noch konnte dùsunt, thùsunt jemals *tauz* heißen. Dieses *tauz* weiß ich auf keine Weise zu deuten, und leider kann ich überhaupt über diese Stelle nur eine sehr unsichere Vermuthung vorbringen. Ich halte mich an sexagesimum fest. Stünde nun ....zus auf dem Perga-

mentblatte, so wäre es leicht anzunehmen, daß sehzuz für sehzuc verschrieben gewesen sey, wie V, 14 drizuzfalt für drizucfalt; aber in der Handschrift ist auz vollkommen deutlich, und an kein zuz zu denken. Um die Ergänzung *sumes seh*zuc falt möglich zu machen, müßte man also annehmen, daß entweder sehzauz oder sehauz für sehzuc geschrieben gewesen sey, und beydes ist gleich unwahrscheinlich. Bedenken hege ich gegen *dir* ein huuelihhe I, 11; dir wäre an sich nicht unrichtig, würde vielmehr, wenn es in der Handschrift stünde, Grimm's Vermuthung (Gr. 3, 39), daß dihein aus direin zu erklären sey, einigermaßen bestätigen; da aber auf demselben Blatte et ecce zweymal (Zeile 2 und 7), und eben so auch VIII, 27 durch enti see saar übersetzt wird; so zweifle ich nicht, daß auch an dieser dritten Stelle zu schreiben sey: Enti see *saar* einhuuelihhe. Dem allerdings noch sichtbaren Arme des r widerfährt auch auf diese Weise sein Recht, und saar nimmt nur wenig Raumes mehr ein, als dir. Auf derselben Seite Zeile 22 möchte ich anstatt Gasahhun iz *dhaz* folc einfacher ergänzen. Gasahhun iz *dhiu* folc, vgl. II, 17. Sehr unsicher scheint mir XV, 7 Der *genc inan* plugisonto. Da plugisön schwerlich reflexivisch vorkommt, und XXVI, 2 und 11 nur als Intransitivum steht. Vielleicht ist zu ergänzen Der *genc danan* plugisonto oder durch ein ähnliches Adverbium. Läßt es der Raum einigermaßen zu, so ziehe ich dem II, 10 supplierten heim*ingum*, welches von plateis allzusehr abweicht, da heimingi die Heimat heißt, heim*gartum* (foris) unbedenklich vor. XXII, 22 war, wie ich glaube, nicht *mahhotun* zu ergänzen, sondern *lobotun*; glorificaverunt wird auch I, 22 durch aerlihho lobotun verdeutscht, und bey *mahhotun* würde wohl aerlihhan stehen.

Das vollständige, mit der Angabe aller Stellen, in denen jedes Wort sich findet, versehene Register ist eine sehr dankenswerthe Arbeit. Da die Gränze zwischen sicheren, durch übrig gebliebene Buchstaben hinreichend verbürgten Ergänzungen und zwischen weniger gewissen sich schwer bestimmen ließ, so verdient die Aufnahme aller Supplemente in den Bereich des Registers volle Billigung; abweichende Schrift verhütet jede Irrung, und für die Beurtheilung der Ergänzungen ist die Uebersicht, welche das Wortregister gewährt, nicht ohne Nutzen.

Ich wende mich nun zu näherer Betrachtung des neuentdeckten Sprachdenkmals selbst. Wie es die meisten, vielleicht alle Ueberreste zusammenhängender deutscher Rede an Alter übertrifft, so ist es auch, da der Pariser Isidorus von ihm nicht unterschieden werden kann, an Werth den prosaischen Schriften, wenigstens bis auf Notker, überlegen. Die Uebersetzung zeugt von

nicht geringer Einsicht, und eigentliche Fehler fanden sich in ihr gewiß nicht häufig. Seltsam ist IX, 10 altilia, welches im Tatian durch paston übersetzt ist, durch daz hohista wiedergegeben; der Uebersetzer verstand das Wort nicht, und dachte an altus. Wenn er XV, 26 Pontio Pilato praesidi durch demo pontischin herizohin Pilate gibt, so hat er dieß mit dem Verdeutscher des Tatian gemein, der, nur noch unbehülflicher, themo pontisgen Pilate grauen sagt. An andern Stellen ist es zweifelhaft, ob wirklich ein Fehler der Uebersetzung anzuerkennen ist. Wenn XXI, 1 ff. die Worte: Non quaerit quae sua sunt, quia cuncta, quae hic transitorie possidet, velut aliena negligit, übersetzt werden: Ni suohhit daz ira ist, huuanta al daz siu habet deses zafarantin diu maer es ni rohhit danne def siu ni habet; so kann man allerdings vermuthen, daß in dem Genitiv deses zafarantin ein Irrthum liege, zumal da im Coder transitorie nach alter, häufig vorkommender Weise transitoriae geschrieben ist; indeß ist die ganze Stelle so wenig wortgetreu übersetzt, daß sich eine Verwechselung des Adverbiums mit dem Genitiv dem Uebersetzer nicht mit Sicherheit aufbürden läßt. Der Sinn der Stelle wird durch adjectivische, oder vielmehr substantivische Auffassung des im Adverbium liegenden Begriffs nicht verändert. Ein ähnlicher Fall findet sich auf demselben Blatte, Zeile 10 und 11, wo für versare in animo quod inquinat nescit steht neouuiht ni archennit daz unreht in iru arto. Man kann durch das Wort unreht auf die Vermuthung geführt werden, daß dem Uebersetzer bey inquinat das Wort iniquus vorgeschwebt habe, doch läßt es sich nicht läugnen, daß durch: sie weiß von keinem Unrecht, daß in ihr wohne, der Sinn des Lateinischen im Ganzen wiedergegeben ist. Ob also Freyheit oder Fehler der Uebersetzung anzuerkennen sey, wird in diesen und ähnlichen Fällen ungewiß bleiben. Denn allerdings waltet in dieser vielleicht ältesten aller Verdeutschungen nicht geringe Freyheit. Während in der Uebersetzung des Tatian sich überall ein sorgsames, bisweilen ängstliches Haften an den Textesworten zeigt, offenbart der ältere Uebersetzer des Matthäus größere Ungezwungenheit, und ist häufig dem Geiste seiner Sprache treuer, als den lateinischen Worten. Hier und da gebraucht er Verstärkungen, um den Sinn der Stelle hervorzuheben; z. B. III, 3 übersetzt er dixerit durch lós sprihhit, im Tatian steht das schwächere quuidit uuort; IV, 28 verstärkt er das lateinische quicunque enim fecerit voluntatem patris mei durch so huuer so auh in ernust uuilliun uurchit mines fater, im Tatian unverstärkt so uuer so tuot uuillon mines fater. Im Tatian ist, wo es irgend möglich war, Wort für Wort übertragen; der

ältere Uebersetzer trägt kein Bedenken, Ein lateinisches Wort in zwey deutsche zu zerlegen, oder zwey lateinische in Ein deutsches zusammen zu fassen; I, 5 übersetzt er (denn die Ergänzung ist sicher) transfretavit durch ubarferita dhen keozun (Tat. ferita); II, 7 gentes sperabunt durch eigun deotun uuaan (Tat. thiota gitruuent); X, 4 debet durch sculdic eidh sii (Tat. scal); dagegen zieht er II, 5 manifestum facerent zusammen in martin (Tat. sehr unbehülflich ougazorohtan tatin); II, 7 setzt er für bene complacuit das genügende galihheta (Tat. uuola gilihheta); IX, 14 genügt ihm für contumeliis affectos kurz und gut gahonte (Tat. mit harmu giuueigite) u. s. w. Deutlichkeit gilt ihm mehr als ängstliche Treue; so ist IV, 6 quia penitentiam egerunt in praedicatione Ionae durch huuanta sie iro hriuuun uuorahtun, so sie Ionas lerta deutlicher gegeben, als im Tatian durch uuanta sie riuua tatun in predigungu Ionases. Aehnliche Beyspiele lassen sich, auch aus den Homilien, mehrere anführen.

Die Selbstständigkeit, mit welcher der Uebersetzer seiner Sprache ihr Recht bewahrt, zeigt sich am deutlichsten daran, daß er die Participialconstructionen, die im Tatian meist dem Lateinischen ängstlich nachgebildet sind, größtentheils nach deutscher Weise auflöst. Beyspiele bietet jedes Blatt. Wo im Lateinischen dixit oder ait mit einem Participium, z. B. mit respondens verbunden steht, ist im Deutschen gewöhnlich beydemal das verbum finitum gebraucht, und quat meist ohne eine Conjunction angefügt: antuuurta im, quad, rehhita sina hant, quuat; und so auch bey andern Verbis. Ich führe noch ein Beyspiel aufgelöster Participialconstruction an, um den Druck zu berichtigen. IX, 27 werden die Worte: amice, quomodo huc intrasti non habens vestem nuptialem? (die im Tatian übersetzt sind: friunt, uuio giengi thu hera in ni habenti giuuati brutlouftlih?), also übertragen: friunt, huueo quami du hera in? ni habest bruthlauftic kauuati. Mit Unrecht steht im Druck auch hinter kauuati ein Fragezeichen (auch huc intrasti scheint durch quami hera in deutscher übersetzt, als durch giengi hera in). Die Nachbildung der ablativi absoluti, welche der deutschen Sprache wenig zusagt, findet sich an vier Stellen, VIII, 17; XV, 9; XXV, 13. 17; nach deutscher Weise aufgelöst sind sie an sechs Stellen: I, 3; IV, 20; VI, 14; IX, 16; XIII, 3. 5; wo sie im Tatian immer nachgeahmt sind. Einmal hat der Uebersetzer statt eines ablativus absolutus einen nominativus absolutus angewendet; VII, 14 kann nämlich an der Richtigkeit der Ergänzung: *Funtan* auh *e*in tiurlih marigreoz (inventa autem una pretiosa margarita) nicht gezweifelt werden. Auch an an-

dern Eigenthümlichkeiten offenbart sich die geistige Freyheit, mit welcher der Uebersetzer, bey aller Treue seiner Verdeutschung, sich üblicher Wendungen und Eigenheiten der deutschen Sprache zu bedienen unbedenklich fand. So sind in diesen Fragmenten viele Beyspiele der von Grimm in der Vorrede zu den Hymnen S. 14 behandelten Attraction enthalten, und überhaupt wird für die Syntax aus ihnen verhältnißmäßig viel zu gewinnen seyn.

Erkennbar ist in dieser Uebersetzung die Absicht, durch Abwechselung in den Wörtern die Rede zu beleben. Gleich auf dem ersten Blatte ist potestas einmal durch gauualt, das andere Mal durch gauualtida übertragen, und ähnlicher Beyspiele finden sich mehrere.

In allen diesen Beziehungen, die wir, wenn Raum und Zeit weniger beschränkt wären, vervielfältigen könnten, offenbart der Uebersetzer alle Gewandtheit und Kraft, die wir irgend verlangen können, und ein überraschendes Gefühl für die Schönheit der Form. In der biblischen Stelle: magnum est nomen meum in gentibus, überträgt er, XXII, 5, das einfache magnum durch mihhil enti mari, und gibt durch diese Allitteration den Worten poetische Farbe. Auch XII, 8 scheint die Allitteration mit *m*ihhilu *m*eginu enti al*m*ahtigin (cum virtute multa et maiestate) nicht absichtslos, obwohl auch der Uebersetzer des Tatian, der kein künstlerisches Gefühl zeigt, an dieser Stelle eine Allitteration hat: mit *m*anagemo *m*egine inti *m*ihilnesse; wie viel schöner ist aber die ältere Uebersetzung. Der Spruch Matth. 12, 34: ex abundantia enim cordis os loquitur, wird im Tatian ganz wörtlich übersetzt: fon ginuhtsami thes herzen sprihhit ther munt; hier freyer und kräftiger: fona ganuhtsamemo muote sprihhit munth; muote steht für herzin gewiß, um mit munth zu allitterieren, wie es in deutschen Sprichwörtern üblich ist.

Mehr als alle Beyspiele wird aufmerksames Lesen des ganzen Ueberrestes die Trefflichkeit der Uebersetzung erkennen lassen; einzelne Mängel sind nicht abzuläugnen, aber heut zu Tage, nach eilfhundert Jahren, wird oft nicht gewandter übersetzt, und den unersetzlichen Verlust vieler Wörter und Formen und kräftigen Wohllauts läßt jedes Blatt lebhaft empfinden. Wie gewaltig lauten Stellen wie die folgende XII, 2 ff.: Saar auh after dem arbeitim dero tago ſunna ghifinstrit enti mano ni gibit ſin leoht enti ſterna fallant fona himile enti diu himilo megin ſih hruorent enti danne ſchinant zeihhan mannes ſunes in himile. Enti danne uuoffent elliu aerda folc enti kaſehant mannes ſunu quemantan in himiles uuolcnum mit mihhilu meginu enti almahtigin. Enti ſentit ſine angila mit trumbom

enti mihhileru stimnu enti kasamnot sine kachorane sona feor uuintun enti sona himilo hohistin untaz dero marcha. Fona fiicbaume danne chunnet biuurti. Saar so siin ast muruuui uuirdit enti lauph uph gengit, uuizut daz daane nah ist sumere*). So auh danne ir diz al kisehet, uuizit danne daz iu az selbem turim ist. Uuar iu sagem, daz diz manchunni ni zaferit aer danne diz al uuirdit. Himil enti aerda zafarant, miniu uuort auuar iu bilibant.

Ich stelle hierauf einige grammatische Bemerkungen zusammen, wobey ich besonders solche Eigenthümlichkeiten hervorhebe, welche das hohe Alter dieser Fragmente bezeugen.

Lange Vocale werden häufig durch Verdoppelung des einfachen ausgedrückt: bitaan, gataan, saar, spraahhu, uuaan, uuaarnissu; folgee, see; frii, friithouo, galiih, sii, siid; gaboot, oostrun; antluuh; entschieden fehlerhaft ist gaaliih XII, 27. Regelmäßig steht miin, diin, siin, aber minan, mine, minemo, minera, mineru, mines, miniu, dinan, dinemo, dino, dinu, sina, sinan, sine, sinem, sinemo, sinero, sineru, siniu; I, 20 hätte daher nicht *dhin*, sondern *diin* ergänzt werden sollen. Auf diese eigenthümliche Unterscheidung hat bereits Jac Grimm, Hymn. S. 43, in Bezug auf das pezische Fragment aufmerksam gemacht. Wie im Pariser Isidorus und in den hrabanischen und Monseer Glossen (Grammatik I, 92) steht ê für ia (ie) in fêlun, kafênc, kafêngin, kafêngun, gênc (kênc), gêngun (kèngun), slêfun. Für ei finde ich ê, nach niederdeutscher, aber auch im Hochdeutschen hier und da vorkommender Weise (Gr. I, 2) in nohênigeru XXI, 6 für noheinigeru und in uuèz für uueiz XIII, 20. Vgl. Gr. I, 882. So steht im Muspilli stên für stein. Der Diphthong ea steht in dea, feal, hear (vgl. Gr. 3, 178), heaz, forreat, sceat, arscheat. Sea im Register ist Druckfehler für seu und an falschen Ort gestellt. Nirgends findet sich ia, eben so wenig ie; iê kömmt natürlich vor, in siê. Der Triphthong iô steht in siô und in Siônes; io als Diphthong kömmt nirgends vor, sondern in den Fällen, wo ihn andere Denkmäler haben, steht eo. Mit eo wechselt iu in deo, diu, und im Adverbium eo, iu; iu ist auch sonst nicht selten. Nur einmal finde ich eu, in eu (vobis) X, 22, wofür sonst iu steht; sêula und sêulu VIII, 6 und II, 7 gehört nicht hierher. Nirgends kömmt ua vor, immer uo; daher die Ergänzung *muate* I, 14 im Register mit Recht verbessert ist. Nie kömmt ou vor, sondern immer das ältere au. Daher war VI, 2 nicht *ougun*, sondern *augun*, und XXV, 7 nicht

*) Impersonal (prope est aestati) für prope est aestas.

bisoufita, sondern bisaufita zu schreiben. Von dem seltenen Gebrauche des au für û (Gr. 1, 98) findet sich I, 4 ein Beyspiel in aufuori, indem es wohl keinem Zweifel unterliegt, daß dieses aufuori so viel ist als aufluori, ûffuori; eben so gilt ein Buchstab für zwey in deasuuihi, VII, 4, für dea asuuihhi. In häufigem ô für uo und in dem schwankenden Gebrauch des ae für ê stimmen die Fragmente mit dem Pariser Isidorus überein. Da ô und uo in denselben Wörtern abwechseln (es steht lôhhit und luohhit, gafôlit und gafuolit u. s. f), zuweilen auf Einem Blatte, so war es vielleicht nicht nöthig, IV, 29 môter in muoter zu verwandeln.

Consonanten. Verdoppelung des r durch Ausfall des ableitenden j (Gr. 1, 123 874. Hymn. S. 8) findet sich in hôrre, hôrre, gahôrren, gahôrrente, nerrentan, nerrentemo, funerren; daneben nerentin XXIV, 4. In nergenteo XXIV, 17 vertritt g die Stelle des j (Gr. 1, 188), in funtea, redea, rorea, lufteot, flaffeotun der Vocal ë; von andern Fällen, in denen auf dieselbe Weise ë für j steht, spreche ich unten bey der Declination des Adjectivums.

In Hinsicht der Labiale b, p, ph folgen die Fragmente derselben Weise wie der Pariser Isidor; anlautendes p ist selten (in kapeinnono und kapot offenbar durch die vorhergehende Tenuis hervorgebracht), inlautendes etwas häufiger, auslautendes findet sich in gafcrip und zweymal in felp; auslautendes ph in lauph, liph, uph. Die Tenuis t steht im Isidor niemals im Anlaut, hier häufig genug; im Inlaut bey Isidor selten, hier sehr oft; im Auslaut in der Regel. Anlautendes und inlautendes d ist seltener als im Isidor; auslautendes ist in quad gewöhnlich, und kommt außerdem noch vor in fiid, scead (neben arscheat) und in uuard und uuird (neben uuirt). Anlautendes dh kommt nur in Pronominalformen, und seltener als d, vor; inlautendes in fridhu (neben fridu), nidhes (neben nides), und in quedhante (neben quedante); auslautendes in eidh und einmal in quadh. Anlautendes th steht in thriuuita, auslautendes in bluoth, innuerthlihho, munth und in uuarth (neben uuard und uuart); dazu kommt noch doh XXVI, 12, verschrieben für doth. Die Isidorische Zusammensetzung zs finde ich nur einmal, in forlazfeno I, 12. Zweymal steht ç, in uurçun VI, 13 und in liuçilu XV, 13. Anlautendes k beginnt mit dem neunten Blatte, neben ihm dauert g und gh fort; inlautendes gh habe ich nicht gefunden. Neben anlautendem und inlautendem ch findet sich, zum Theil in denselben Wörtern c oder k, doch herrscht im Anlaut ch vor, außer daß die Partikel niemals cha, chi geschrieben wird; inlautend vor einem Vocale steht c statt k in dencet I, 13 und arcennit III, 8. Inlautendes cch steht in

acchar, acchro und chh in dechhitut, daneben findet sich hh in quehhes. Die anlautenden Verbindungen des h mit Consonanten haben sich, wie zu erwarten ist, in ihrer Ursprünglichkeit erhalten.

Ich wende mich, manches Erhebliche nothgedrungen übergehend, zur Declination. In der ersten Declination des starken Masculinums zeigen die Fragmente, wie überhaupt, größtentheils die vollen alten Formen: doch finde ich für das m des Dat. Plur. n in uuintun XII, 10, womit uuafnun für uuafnum XVIII, 20 zu vergleichen ist. Eben so scheint XVI, 10 entun für entum (wie dieser Dativus Plur. des starken Neutr. zweyter Decl. IV, 9 richtig lautet) zu gelten; bemerkenswerth ist an dieser Stelle die seltene Construction von untaz mit dem Dativ. Das in der Grammatik 1, 613, Anm. 3, bemerkte Schwanken der ersten masculinischen Declination in die vierte zeigt sich XXI, 10 in dem Accus. Plur. nidi. Der Gr. 1, 614 und Hymn. S. 51 besprochene Dativ der dritten Declination des starken Masculinums findet sich in sigiu II, 12. Zu dieser Declination gehöriger Wörter finden sich noch fridu und sunu, welches häufiger ist als sun. Die erste Declination des starken Femininums zeigt nichts auffallendes, außer kebem X, 8 für kebôm. Die in der Grammatik I, 618. 619 als zweyte Declination des starken Femininums aufgestellte, im dritten Bande S. 503 ff. richtiger erkannte Verderbniß der dritten Declination des schwachen Femininums findet sich hier noch nicht, sondern nur die ursprünglichen Formen: galaupin, kalaubin (fidem) I, 8. X, 18, alosnin (redemptionem) VIII, 6, antreitin (ordine) XXVI, 14, almahtigin (maiestate) XII, 8, festin (firmitate) XXVII, 17, und neben managi V, 2 managin (multitudo) VIII, 21. Deßhalb ist mit finstri XXVII, 2 wohl nicht tenebrae, wie im lateinischen Text steht, sondern tenebra gemeint. Dagegen scheint elilentin XIII, 23 bereits die Gr. I, 623 berührte Entstellung des um in in im Dat. Plur. der zweyten Decl. des starken Neutrums zu seyn. In Beziehung auf die erste Declination des starken Neutrums bemerke ich, daß die Gr. I, 622 und 1076 behandelte Apokope des dativischen e sich nicht nur in hûs durchgängig zeigt (I, 20. 21. 25. IV, 30), sondern auch in fyur (viur) VII, 2.

Die Kenntniß der adjectivischen Declination wird bereichert durch merkwürdige Beyspiele der zweyten Declination des schwachen Adjectivums. Von dem althochdeutschen Adjectivum dieser Declination gab es bisher fast nur das einzige Beyspiel mâreo (= mârjo) im Wessobrunner Gebet, vgl. Gr. I, 729. Aus den vorliegenden Fragmenten kommen hinzu das Participium keltanteo XXIII, 18 (wo im Pariser Isidorus gheldendo, nach erster schwacher Decl., steht), und die adjectivischen Formen

festea (firmam) VI, 13, XX, 2, festeom (firmis) XXVII, 15. unfesteom (infirmis) XXVII, 16.

Durch merkwürdige Eigenthümlichkeiten bewährt sich das hohe Alter dieser Uebersetzung in den anomalen Conjugationen. Das seltene sintun findet sich eilfmal, sint nur einmal. Von wizan ist das Präsens wêz schon angeführt worden; das Präteritum lautet II, 2 uuista, XXVII, 11 uuissa. Von eigan kömmt V, 9 das Gr. I, 882 vermißte Präteritum vor in dem Compositum arheigetun; über den Pleonasmus des h s. Grimm zu den Hymnen S. 8. Keine Form des Verbums uuellan enthält ein o; uuelta, uueltun kennt Grimm I, 885 nur aus den Kasseler Glossen; beydes findet sich auch hier XXVI, 11. IX, 8. Von tuon steht das Gr. I, 885 vermißte tuoit VII, 5, und die flectierten Infinitive tuoanne X, 18; gatuoanne XXVII, 16. Die Gr. I, 885 abgehandelte Synkope kennen die Fragmente zwar in sata (seminavit) V, 5; aber VI, 24 steht saita und eben so IX, 1 bicnaitun (cognoverunt), XXIII, 15 bichnae (cognoscat), wo im Pariser Isidor bichnaa steht, das ist bichnâ; endlich XV, 17 khraita (orocitavit).

Von consonantischen Ableitungen führe ich das starke Neutrum nodili an, welches nach langer Mühe, wenn auch ohne vollkommene Sicherheit, XVII, 8 enträthselt wurde; es würde das lateinische locutio übersetzen, und erinnert an chnuodil (notus) und das Willeramische becnuodelen, vgl. Gr. 2, 114. Cnôsles (Gr. 2, 100) kömmt zweymal vor, III, 9 und XI, 14. Ableitungen mit -ida, -nissa sind häufiger; zu einer erheblichen Bemerkung gibt die einzige Ableitung mit ng, die sicher vorkommt, Anlaß. Der Singularis translatione wird nämlich XXIII, 19 durch den Pluralis tradungum übersetzt. Dieses tradungum ist entweder verschrieben für tradungom, vom Femininum tradunga, oder Dativus Pluralis vom Masculinum tradunc. Althochdeutsche Masculina auf ung zählt die Grammatik 3, 528 auf, vgl. 1, 1076. 2, 362. Ein zweytes Beyspiel dieser alten und seltenen masculinischen Form findet sich XXVII, 18, wenn die unsichere Vermuthung, welche ich über diese Stelle hege, Grund hat. Die Worte: multos autem impedit a firmitate praesumptio infirmitatis, werden übersetzt: manage auh forscrenchit fona festin gameitinan dunc festnissa. Ich weiß diese Worte, und besonders gameitinan nicht zu deuten, und frage, ob vielleicht die Buchstaben so zu verbinden sind: gameiti nandunc festnissa (vana opinio [audacia] firmitatis); nandunc würde sich zu nenden (audere) etwa verhalten, wie das mittelhochdeutsche mandunc zu menden (laetari); gameiti für gameit kann ich nicht belegen, ähnlich scheint XXVI, 1 baldi für das

gewöhnliche bald (audax) zu stehen. Ob im lateinischen Text infirmitatis richtig ist, oder Schreibfehler für firmitatis, womit der Genitivus festnissa übereinstimmen würde, kann ich jetzt nicht erkundigen.

Compositionen finden sich in großer Anzahl. Das dunkle otmahali (bona, opes) steht auch hier XX, 25, vgl. Gr. 2, 509; das Gr. 2, 525 aus gotspellôn gefolgerte gotspel (evangelium) findet sich hier XXI, 18. XXV, 1. Himilorihhi hätte getrennt geschrieben werden sollen, es ist uneigentliche Composition, d. h. himilo ist Genitivus Pluralis. O als Compositionsvocal erscheint nirgends; a in uueradeota, wofür im Isidor uuerodheodha; in e ist a verdünnt in grapehus (monumentum), XI, 8. Von adjectivischen und adverbialen Compositionen sind inlih, ostlihho, otlih, snottarlicho bemerkenswerth; inuuerthlihho XX, 29 sollte nicht getrennt seyn. Von Partikelcompositionen sind die mit ar häufig; das seltene urtriuui steht III, 22.

Für eine problematische Pronominalbildung scheint durch die Fragmente ein Beleg gewonnen zu werden. In der Grammatik 3, 47 wird die Notker'sche Form wel, für welh, welih angeführt, S. 771 aber nachträglich auf Lachmann's Bedenken das Nichtvorkommen flectirter Formen eingeräumt. Im Mittelhochdeutschen ist wel nach Lachmann keine Seltenheit; es kömmt z. B. bey Boner vor (Gr. 1, 800). Nun steht aber hier althochdeutsch *huuelist* (quis est) XXIV, 16, wo der Pariser Isidor huuelich ist hat; trennen wir das inclinirte ist, so bleibt huuel, denn huuelist aus huuelihist durch Synkope entstehen zu lassen, scheint nicht rathsam.

Merkwürdige Erscheinungen bieten die Adverbia dar. Die lateinische Bejahung etiam wird VII, 25 durch gahha uuir übersetzt; gahha scheint jahha zu seyn. Wie zu dem Pronomen ih (ego) ein verstärkendes ha tritt, und die stärkere Form ihha (ἔγωγε, egomet) bildet, lehrt die Grammatik 3, 12. Dieselbe Verstärkung zeigt sich in gahha (jahha); aus ja wird durch Suffigierung jah (vgl. Gr. 3, 270. 764) und durch weitere Anfügung jahha. — Gatago (Gr. 3, 158) mit voranstehendem eo XVI, 9 eo gatago (omnibus diebus). — Wie andarwis (Gr. 3, 141) steht einic wis (ullatenus) XX, 30. — Ein bisher noch nicht bemerktes Adverbium der Himmelsgegend ist ôst XXII, 4; daß es eigentlich für orientem versus steht, scheint aus dem angelsächsischen eâst zu folgen, vgl. Gr. 3, 207. — Ein zusammengesetztes Zahladverbium, welches ich anderwärts nicht gefunden habe, ist XV, 19 drim spurtim (ter), von spurt (stadium). — Ob fos XXIV, 19 Schreibfehler für fus ist, wie im Pariser Isidor steht, oder eine richtige Form, wage ich nicht zu bestim-

men; fôs (aus fôfô) heißt sonst nicht sic, sondern sicut; s. Gr. 3, 63.

Die früh erloschene Präposition az findet sich XII, 16 und XXVI, 29; untaz mit dem Dativ ist schon bemerkt worden.

Der Superlativ batas (optime) XXV, 12 verdient besonders hervorgehoben zu werden. Beyspiele von der Apokope des superlativischen t s. Gr. 3, 587. Ist im t für z (es sollte bazast heißen, wie sonst pezzist steht) Neigung zum Niederdeutschen anzunehmen? Ich bemerke noch, daß der doppelte Punkt hinter batas ein Druckfehler ist; in der Handschrift steht nur Einer, der wie gewöhnlich das Wort von dem folgenden trennt, und es war unbedenklich zu ergänzen batas garauu*it* (promptissimus).

Diese Andeutungen, fast ohne alle Hülfsmittel seit dem Schlusse der Hofbibliothek und in den letzten Tagen und Stunden meines hiesigen Aufenthaltes niedergeschrieben, mögen die Wichtigkeit dieser Monseer Bruchstücke vorläufig darthun. Reichere Ergebnisse werden durch tiefere Sprachkenner mit leichter Mühe gewonnen werden, vor Allen durch den Urheber der historischen Grammatik, dessen die Herausgeber bey ihrer Arbeit unzählige Mal mit Freuden gedacht haben; in Wien unter den Schätzen der kaiserlichen Bibliothek aufgefunden, sie vermehrend, und zu ihnen durch die Widmung an »Bartholomaeo Kopitario« gleichsam zurückkehrend, in Wien bearbeitet und herausgegeben, mußten diese Fragmente durch die Wiener Jahrbücher der Literatur zuerst verkündigt werden. Möge dieß auf keine ganz unwürdige Weise geschehen seyn.

Wien, im August 1834.

Dr. Moriz Haupt aus Zittau.

Art. VII.

1) *C. Cornelii Taciti Annales.* Recognovit, Annotationem criticam adjecit Theophilus *Kiesslingius.* Lipsiae sumptibus et typis Teubneri. 1829. 8.

2) *Cornelius Tacitus* ab J. Lipsio, J. F. Gronovio, N. Heinsio, J. A. Ernestio, F. A. Wolfio emendatus et illustratus, ab *Immanuele Bekkero* ad codices antiquissimos recognitus. 2 Tomi. Lipsiae apud Weidmannos a. 1831. gr. 8.

3) *C. Cornelii Taciti* Opera. Recensuit et commentarios suos adjecit *Georg. Henricus Walther.* Tomi I—IV, Halis Saxonum apud C. A. Schwetschke et filium. 1831 — 1833. gr. 8. (Die Vollendung dieser Ausgabe hat nach dem frühen Tode Walthers Hr. Dr. Eckstein in Halle besorgt.)

Tacitus geht mehr als irgend ein anderer Classiker uns Deutsche an. Er widmete zuerst in einer besondern Schrift dem

deutschen Lande und Volke seine Aufmerksamkeit, in einer gedrungenen Schilderung deutscher Art und Sitten seinen immer mehr entartenden Römern einen ethisch-praktischen Völkerspiegel gegenüberstellend. Deutsche Länder sind der Hauptschauplatz der wichtigsten in den größern Werken von ihm erzählten Begebenheiten, der Thaten eines Drusus, Tiberius, Germanicus u. A. Deutsche Städte erinnern durch Namen und Ursprung an römische Standquartiere, welche dieser Geschichtschreiber kennt. In den Flußgebieten vom Rhein und Donau und anderer deutscher Gewässer zeugen über der Erde Grundmauern und Denkmale aller Art von den Anlagen und Niederlassungen des mächtigen Römervolkes, deren Anlässe wir in den Schriften des Tacitus angemerkt finden, und in den Weinbergen und Ackerfeldern um uns her gräbt der Landmann noch täglich Münzen, Gefäße und Anticaglien aller Art aus, von Legionen zu uns herübergebracht, deren Namen, Thaten und Schicksale wir von diesem Geschichtschreiber erfahren. In einer deutschen Abtey, zu Corvey, ward ein großer Theil mit dem Anfange des einen geschichtlichen Werkes des Tacitus gefunden; ein deutscher Typograph, Johann Wendelin von Speyer, gab zuerst die im funfzehnten Jahrhundert vorhandenen Werke dieses Geschichtschreibers im Druck heraus; im folgenden war wieder ein deutscher Humanist (Beatus Rhenanus) der erste, welcher sich durch wiederholte Ausgaben dieser Werke um Mit- und Nachwelt verdient machte. Fragen wir ferner, von wem diesen unschätzbaren Geschichtdenkmalen durch Kritik und Auslegung zuerst die rechte Hülfe gekommen, so muß wieder ein Deutscher genannt werden. Es ist der Niederdeutsche Jost Lipsen (Justus Lipsius). — Diesem eben so genialen Manne muß der Ruhm bleiben, daß er der erste Heilbringer (Sospitator) des Tacitus gewesen, wie er denn in Denkart und in Sprache zuvor schon sein Geistesverwandter geworden war. Auch im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert haben fort und fort am meisten die Deutschen für Tacitus geleistet. Zum Beweise braucht man nur die Namen Johann Friedrich Gronov, Johann August Ernesti, Friedrich August Wolf, Jeremias Jakob Oberlin, Crollius, Walch u. A. zu nennen. Daß endlich auch in unserm Jahrhundert die Deutschen vor andern Nationen den Werken des großen Tacitus Geist und Kräfte zuwenden, dafür können, außer vielen andern, seitdem in Deutschland erschienenen Ausgaben und Erläuterungsschriften, obige innerhalb weniger Jahre ans Licht getretene Editionen sprechen.

Es kann meine Absicht nicht seyn, über den geschichtlichen Werth der Werke des Tacitus und seinen schriftstellerischen Charakter im Allgemeinen zu reden. Dieß wäre Stoff für ein eigenes

Buch, und könnte ohne eine Epikrise aller der Betrachtungsarten und Urtheile nicht abgehen, die seit Wiederherstellung der Wissenschaften fast in jedem Jahrzehend von Muret und Lipsius bis auf Daunou, Süvern und Niebuhr mit sehr verschiedenen An- und Absichten angestellt und gefällt worden sind. Eben so wenig wird man erwarten, daß ich nochmals im Einzelnen den Texten und den Anmerkungen oben verzeichneter drey Ausgaben nachgehe, nachdem dieß neulich in verschiedenen literarischen Zeitschriften von andern Recensenten geleistet worden.

Meine Absicht ist, aus Anlaß der bemerkten Bearbeitungen des Tacitus partienweis aus den Annalen Stellen herauszuheben, die meine Aufmerksamkeit bey wiederholter Lesung in Anspruch genommen, und bey deren Betrachtung sich die Behandlungsart und die Verdienste genannter Editoren, besonders J. Bekkers und Walthers, von selbst herausstellen werden. Nur dieß Wenige sey im Voraus bemerkt. Wenn der erstere den Text des Tacitus auf die Autorität der wichtigsten Handschriften *), der mediceischen und der farnesischen, neu zu begründen unternommen, so wird der critische Leser sich bald überzeugen, daß dieß auch nach den Revisionen des Pichena und des Jakob Gronov keine überflüssige Epikrise gewesen, sondern daß sie an vielen Stellen gehaltvolle Ergebnisse geliefert, und um so bereitwilliger dieses neue Verdienst anerkennen, das sich dieser berühmte Philolog, dem wir außer der Mittheilung so vieler ungedruckter Literaturschätze, die kritische Reinigung und urkundliche Sicherstellung der vornehmsten griechischen Classiker zu verdanken haben, eben dadurch erworben hat. — Die Bemühungen des Letzteren um Berichtigung und Auslegung der Werke des Tacitus verdienen nicht weniger dankbare Anerkennung, wenn es sich gleich aus manchen Beyspielen ergeben dürfte, daß die Sacherklärung nach dem Standpunkte, den die Alterthumswissenschaft, die Geschichtsforschung und die Kunde des altrömischen Rechts heut zu Tage gewonnen haben, noch in manchen gerechten Forderungen unbefriedigt geblieben, und daß eine längere Vorbereitung zu einem Unternehmen, wie ein Realcommentar über die Werke eines Tacitus ist — der nur durch einen Verein von Philologen, Archäologen, Historikern und Rechtsgelehrten zu Stande gebracht werden möchte — zu wünschen gewesen wäre.

Die Grundsätze des kritischen Verfahrens müssen aber bey einem Autor, von dessen Werken wir zum Theil nur eine einzige Handschrift haben, wie von den sechs ersten Büchern der Annalen,

*) Von der Wiener hat neulich Herr Wissowa in seinen gehaltreichen Lectiones Tacitinae Nachricht gegeben.

andrerseits nur äußerst wenige, die durch ihren paläographischen Charakter ein ehrwürdiges Alterthum verrathen, während die andern, von sehr untergeordnetem Werthe und zum Theil nur Abschriften Eines Codex sind — bey einem solchen Schriftsteller, sage ich, müssen sich die Normen der Kritik anders bestimmen, als bey andern Schriftstellern. Je größer das Gewicht der Zeugnisse jener erstern Handschriften, und je schärfer die diplomatische Ausmittlung ihrer Lesarten seyn muß, während den übrigen nur eine untergeordnete Autorität zukommen kann; desto mehr muß die Kritik zu einem unabhängigen Urtheile bevollmächtigt seyn, wo jene Primaten entweder gänzlich ausbleiben, oder wo sie in Folge eines uralten Schadens Lesarten darbieten, die mit den Verstandes- und Sprachgesetzen oder mit den klarsten Zeugnissen des gesammten Alterthums in einem entschiedenen Widerspruche stehen. — Wo der Copist jener einzigen Handschrift des bemerkten Annalentheiles, oder auch der Abschreiber eines jetzt von uns als Urschrift zu betrachtenden Codex etwas überlesen hatte, da müssen sich Lücken finden, zu deren Ausfüllung der Kritiker die Hülfsmittel seines Geistes und seines Wissens in Anspruch nehmen muß. Doch weit häufiger wird bey einem Autor, wie Tacitus ist, der entgegengesetzte Fall eintreten, nämlich daß der Kritiker Interpolationen aufzuspüren und auszumerzen hat.

Ein ideenreicher Mann, in seiner durch Nero's Despotismus und die nächstfolgenden schweren Zeiten umdüsterten Jugend zur Schweigsamkeit erzogen, genährt durch das Studium der großen Alten, worunter Thucydides und Sallustius seinem Geiste am meisten zusagten, in einem Kreise von ernsten denkenden Zeitgenossen gebildet, daneben der strengen Wissenschaft der Gesetzes- und Rechtskunde zugewandt, und nachdem er sie als Sachwalter vor Gericht praktisch geübt, zu Staatsämtern berufen, und in beyden Wirkungskreisen mit Menschenkenntniß bereichert, ein Mann, dem die Verfassung des gemeinen Wesens, wie die sittlichen Zustände seiner Mitbürger klar vor Augen, aber das Wohl und Weh der Staaten und der Menschen am Herzen liegen — ein solcher Mann ergreift erst in reiferen Jahren, nachdem durch den Hintritt des finstern argwöhnischen Domitian unter Trajan die Geister frey geworden, nicht ohne langes Bedenken, und auf das Zureden edler Freunde, endlich den Griffel, um in Geschichten der Cäsaren, erst von Nero's Tod an, dann von des Tiberius Regierungsantritt — also in der Schilderung von meist verhängnißvollen trüben Zeiten die Fülle seiner Erfahrungsweisheit niederzulegen, ein solcher Geistesverwandter des Thucydides mit demselben Vollgehalt des Denkens, mit derselben Sparsamkeit des Redens, mit gleich trübem Blick in die Welt — gräbt

die Linien seiner Geschichten wie in eherne Tafeln ein, in Lehr- und Warnungstafeln für Fürsten und für Völker. — Ein Autor solcher Art verschmäht allgemeine Popularität, und ermangelt jener Eukolie, die dem Verständniß aller entgegen kömmt. Da nun aber der Werth seiner Werke frühe Anerkennung gefunden, da an des dritten Jahrhunderts Ende der würdige kaiserliche Greis M. Claudius Tacitus, unsern Geschichtschreiber als seinen Ahnherrn bezeichnend, durch vervielfältigte und in die Bibliotheken des Reichs niedergelegte Abschriften der Werke des letzteren zu ihrer Verbreitung beygetragen, so daß sie in Schulen erklärt und von Geschichtsfreunden aller Classen gelesen wurden, so konnte es nicht fehlen, daß von Unkundigen ihres gedrängten Lapidarstyls zwischen die Zeilen und die Worte dieser Schriftwerke mancher Zusatz eingefügt ward, welche den Kennern der Redeweise dieses Meisters als unnöthige Zuthaten erscheinen müssen. Manche Archaïsmen, wie sie dieser in älteren Römerschriften belesene Mann sich angeeignet hatte, manche neue, der Poesie abgeborgte Worte und Formen, wie sie das silberne Alter der Latinität zu lieben pflegte, mag auf dieselbe Weise unter den Händen der unkundigen Abschreiber verschwunden seyn.

Eine belehrende Anleitung zur Kenntniß der Sprachformen und Redeweise kann das Lexicon Taciteum des Herrn Bötticher (Berlin 1830) auch schon in seiner jetzigen unvollkommenen Gestalt geben, ein Buch, das, mit mehr Vorbereitung, Fleiß und Umsicht unternommen, ein von allen Lesern des Tacitus gefühltes Bedürfniß hätte befriedigen können. Etwas Befriedigenderes läßt sich nun nachgerade erwarten, seitdem wir durch Angelo Mai's Herausgabe von Palimpsesten in manche durch Abschreiber verdrängte antike Prachtformen mehr eingeweiht worden, und seitdem gründliche Kritiker, namentlich die Herren G. L. Walch und Nikol. Bach, durch feinere Beobachtung der Sprachformen, wie sie sich bey genauer Vergleichung von Parallelstellen nach der Lesart der besten Handschriften ergeben, eine sichere Grundlage dieses Theils der Sprache vorbereitet haben.

Da ich mich im Verfolg auf Bemerkungen über Stellen der Annalen beschränken werde, so will ich hier aus zwey andern Büchern zwey Belege geben, woraus ersichtlich ist, wie sehr die sorgfältigste Aufmerksamkeit auf die Sprache des Tacitus noch immer fortgesetzt werden muß. Im Anfang der Germania beschreibt derselbe die Donau mit folgenden Worten: Danubius *molli et clementer edito* montis Abnobae jugo effusus plures populos adit. donec in Ponticum mare sex meatibus erumpit. Ernesti hielt die Worte molli et clementer edito für Synonyme, und fand darin einen Beweis, daß Tacitus, wo sich ausdrucks-

volle Worte darbieten, nicht hartnäckig bey seiner gewohnten Kürze beharre. Hr. Phil. Carl Heß läugnet diese Synonymie, und gibt Beyspiele, wie die Kritiker, unaufmerksam auf die Verschiedenheit von Wörtern, geglaubte Tautologie aus diesem Schriftsteller ausgemerzt haben. Barker verweiset auf Heindorf zu Cic. de N. D. II. 57, wo leniter, in ähnlichem Sinne gebraucht, erklärt wird. Böttiche hat in seinem Lexikon unter mollis diese Stelle gar nicht, fertigt uns unter clementer mit der kahlen Bemerkung ab: »ad colles montesque refertur,« und begnügt sich auf Heß zu verweisen; Walther: molle dicitur id quod non est arduum aut molestum.« Erst neuerlich hat der scharfsinnige Verfasser der lateinischen Synonymik, Herr Döderlein (in Lectionum Variarum Decas. Erlang. 1832. p. 7) nicht allein gezeigt, daß bey jenen Prädicaten an Synonymie nicht zu denken ist, sondern auch, worin der Unterschied derselben bestehe; nämlich clementer editus bilde den Gegensatz von arduus, und beziehe sich auf die Gestalt des Berges; mollis stehe dem saxosus entgegen, und bezeichnen die Beschaffenheit des Bodens. Jetzt will ich nur auf die Uebereinstimmung dieser Beschreibung des Schwarzwaldes mit der des Strabo (VII. p. 331 Tsch.) und auf die Naturwahrheit jener so erklärten Ausdrücke des Tacitus aufmerksam machen, wovon man sich noch jetzt überzeugen kann (man vgl. meine Schrift: Zur Geschichte altrömischer Cultur am Ober-Rhein und Neckar (S. 65 ff.)

In den Historien II. 31 liefet man jetzt in den Ausgaben »Vitellius ventre et gula *sibi ipse hostis.*« Die zweyte Mediceer oder Florentiner Handschrift gibt wie die editio princeps: *sibi inhostus.* Andere Handschriften haben sibi ipsis hostis; eine sibi hostibus; eine andere: sibi in hostiis. Die Kritiker haben verschiedene Vorschläge gemacht; Pichena und Victorius lasen: sibi inhonestus, und diese Aenderung lobt Walther sehr. Bey Herrn Böttiche sucht man im Lexicon honestus, hostia, hostis eben so vergebens, wie inhonestus und inhostus. — In den Annalen XV. 25 heißt es: »Tum intellecto barbarorum inrisu, qui peterent quod eripuerant, consuluit inter primores civitatis Nero, bellum anceps an pax *inhonesta* placeret?« Hier bemerkt Herr Kießling: Emendatio *inhonesta* est a Victorio ad Caton R. R. c. 80. Idem suasit Lipsius. In Florent. (nämlich im cod. Mediceus alter) *inhosta*; ed. princ. *in hostes.* Bud. Guelt. veteresque edd. Puteol: in *hoste.*« Walther fügt hinzu: »Salmasius ad Solin. p 24. Defendit *inhosta* ut vocem latinam, explicat *iniqua.* Sic *hostire*, *hostimentum.* Sunt hodieque qui cum Salmasio faciant. Sed medias syllabas

omissas in Ms. Flor. saepissime vidimus (cf. not. ad I. 20), et vocabulum *inhonesta* huic loco egregie convenit« — Ganz neuerlich sagt nun Herr N. Bach in der allgem. Schulzeitung 1833, Nr. 108, S. 858 f.): »Historr. II. 31. Ma: *gula sibi inhostus*. Annal. XV. 25: *pax inhosta*. Das Adjectivum kömmt freylich nur an diesen beyden Stellen vor; aber wer möchte es deßwegen dem schaffenden Sprachgeiste des Tacitus absprechen, zumal wenn etymologische Gründe dafür sind, wie Salmasius ad Solin. p. 24 bewiesen hat, der auf *hostire* und *hostimentum* zurückgeht, und daher *inhostus* durch iniquus erklärt. Diese Bedeutung paßt an beyden Stellen, weßhalb die Autorität in höchster Instanz den Ausschlag zu geben hat. Sehr richtig dem Urtheile, aber nicht der Voraussetzung nach. Tacitus hatte dieses Adjectiv vermuthlich in älteren Schriften vorgefunden; *hostus* wenigstens war selbst den Schriftstellern des goldenen Alters nicht unbekannt. Ich habe neulich in diesen Jahrbüchern ausführlich darüber gesprochen zu folgenden Worten des Cicero, Verrin. II. 247: »Itaque ex illa ipsa re, quam accusante Agathino, gesserat, *Veneri potissimum* deberi praemium statuit,« wie die verunstaltete Vulgata lautet, wo aber das ehrwürdige vaticanische Palimpsest die einzig wahre Lesart gibt: *hostissimum Veneri* deberi praemium statuit, welche Herr Angelo Mai, wie Lipsius und Victorius in obigen Stellen des Tacitus, in *honestissimum* verwandeln möchte, während Herr Zumpt gar die matte Vulgata gegen die Autorität der ältesten Handschrift und gegen das Gesetz der lateinischen Wortstellung in Schutz nehmen möchte. — Wenn dieses Beyspiel beweisen kann, wie manches in der Sprache des Tacitus gute alte Latinität ist, was man für kühne Neuerung dieses Autors hält, und wie viel durch Auffindung von neuen Hülfsmitteln auch im Tacitus noch aufgeklärt werden kann, so ergibt sich im Voraus schon, daß den Schriften dieses großen Historikers eben sowohl diplomatisch genaue und sprachgelehrte, wie geniale und glückliche Heilkünstler noch lange Noth thun werden.

Und somit bin ich ja schon zu den Annalen zurückgekehrt, aus denen ich allein und nur probeweise Stellen ausheben wollte.

Die einzige Handschrift der ersten Annalenbücher, die Corveyer, jetzt Florentiner gibt, und noch dazu von neuerer Hand: *P* (Publii) Cornelii Taciti, und so schrieben die Herausgeber vor Lipsius, der aus Sidonius Apollinaris und dem Farnesischen Codex zuerst *Caii* einführte, welches seitdem, Herrn Bekker ausgenommen, alle Herausgeber beybehalten haben. Letzterer hat den Vornamen gänzlich weggelassen, wie auch der Titel seiner Ausgabe zeigt, und, wenn man erwägt, daß die Aufschriften so

vieler Briefe des jüngern Plinius in unsern Geschichtschreiber, so wie den Context einiger Briefe selbst dieses Pränomen nicht kennen, so wird man jene Auslassung einer vorsichtigen Kritik gemäß finden.

Betrachtet man die Einleitung zu den Annalen besonders vom zweyten Capitel an, so wird man an das Vorhaben des Tacitus erinnert, auch noch die Geschichte des Augustus zu beschreiben. Ob er letztere diesen Annalen vorsetzen, und somit ein einziges Werk aus beyden machen, oder (wie Niebuhr im rheinischen Museum II. 2, in der gehaltvollen Abhandlung: Ueber den Unterschied zwischen Annalen und Historien, S. 291, darzuthun sucht) sie eigens als eine Biographie dieses Kaisers erzählen wollen, macht hier keinen Unterschied; — genug, in diesem inhaltsvollen Eingang haben wir wenigstens den großartigen Umriß jenes unterbliebenen Werkes, und wir ersehen wenigstens daraus, wie sich die Persönlichkeit dieses Fürsten in der Seele unsers Geschichtschreibers gestaltet hatte, und in welchem Geiste er diesen öffentlichen Charakter dargestellt haben würde; das heißt, im ächt politischen Geiste und mit jener Divination, der kein Plan und Hülfsmittel verborgen geblieben, durch deren Anwendung dieser Octavier zum Principat gelangt war.

Annal. I. 1. Den mimischen Charakter dieses Eingangs von Urbem Romam an bis: nomine Principis sub imperium accepit., hat Muret (Operr. Vol. IV. p. 7 sq. ed. Ruhnken.) lehrreich erläutert, d. h. er hat gut erwiesen, wie die einzelnen Redeglieder in ihrer verschiedenen Fassung den verschiedenartigen Ereignissen, die sie bezeichnen, analog gebildet sind; wie denn überhaupt dieses herrliche Bruchstück der Muretischen Vorlesungen über den Tacitus von den neueren Auslegern mehr Beachtung verdient hätte, und wie denn bey Erklärung der großen Klassiker das Rhetorische mehr hervorgehoben werden sollte, als jetzt insgemein geschieht. — Ferner muß jetzt gleich zum ersten Satze: »Urbem Romam a principio reges *habuere*,« Fronto's Glosse Vol. II. p. 472. ed. Mediol. benützt werden. Weiter zu dieser Skizze der altrömischen Verfassungswechsel kann jetzt Cicero de Republica im zweyten Buche erläuternde Parallelen liefern; z. B. wenn Tacitus sagt: neque decemviralis *potestas* ultra biennium — valuit, und Cicero de Republ. II. 37 init. berichtet: Tertius est annus decemviralis consecutus, cum idem essent, nec alios subrogare voluissent, so erhält der Ausdruck *potestas* Licht, d. h. die von der Nation den Decemvirn übertragene und gesetzmäßige Gewalt war ihnen nur auf zwey Jahre verliehen, sie dehnten sie aber eigenmächtig bis in das dritte Jahr aus. — Zu den Worten: qui cuncta discordiis civilibus fessa

nomine principis sub *imperium* accepit, konnte zuvörderst wegen des bloßen Ablativs nomine an den classischen Sprachgebrauch, mit Verweisung auf Cic. Verrin. III. 45 pro Flacco. c. 12. pro Roscio tom. cp. 14 erinnert werden; sodann hat man sich über den Titel Princeps, den Octavianus annahm, begnügt, aus der Anmerkung des Lipsius die Stelle des Dio Cassius LVII. 1 zu entlehnen, und sie kann hinreichen; aber Walther, der im Jahre 1831 mit einem neuen Commentar über Tacitus hervortrat, hätte doch nun auch die Erörterung des Joh. Laurentius des Lydiers (de magistratt. Rom. I. 4) über die Bedeutung der Namen Rex, Dominus, Tyrannus, Imperator, Princeps, Caesar berücksichtigen, prüfen und zeigen sollen, ob seine Definition des Imperator als Name der Kaiser richtig, und die Worte über Princeps: *ταύτῃ καὶ πρίγκιπας αὐτοὺς* (die Kaiser) *ἐκάλεσαν Ῥωμαῖοι, οἱονεὶ πρώτην κεφαλὴν τῆς πάσης πολιτείας*, demjenigen entsprechen, was hier Tacitus sagen will, indem er das nomine principis dem sub imperium accepit gegenüber stellt. — Auch Herr Bötticher hat unter Princeps nur die Hauptworte des Dio Cassius kurz angeführt und erläutert. — Es versteht sich nämlich von selbst, daß mit diesen und ähnlichen Erinnerungen im Verfolg, welche nicht die Kritik des Textes betreffen, immer nur der Interpret Walther und der Lexicograph Herr Bötticher gemeint seyn können. — Die auch von F. A. Wolf angefochtene Lesart *veteris* populi Romani hat der auch von Herrn Bekker angeführte Herr Walch zum Leben des Agricola II. S. 119 in einer trefflichen Anmerkung vertheidigt, worin er zeigt, daß von den Römern seit Tiberius wegen der großen Veränderungen, die in Sprache und Sitte vorgegangen waren, die Zeiten und Personen vor der Schlacht bey Actium als altrömisch und Altrömer, die nachfolgenden aber als Neurömisch und Neurömer betrachtet werden. — Das res — ob metum *falsae* ist von Herrn Kießling und Walther gegen Wolfs Kritik gut gerechtfertigt worden. — Bey *decora* ingenia vergleicht schon Muret das griechische *εὐπρεπῆ*. Da hier insbesondere von Schriftstellern die Rede ist, so kann man an griechische Bezeichnungen, wie *ὁ καλὸς Ἀγάθων* (Athen. IV. fin.) *ὁ καλὸς Ἡρόδοτος* (Athen. VI. p. 520 Schwgh.) erinnern. — Im zweyten Capitel hätte zu den insurgere paulatim die Anmerkung von Schwarz zu Plinii Panegyr. 66. p. 317 von Walther und Bötticher befragt werden sollen; denn ob es gleich allerdings sensim viribus et potentia crescere bedeutet, so ist es doch auch ein nautischer Ausdruck, und steht für remis insurgere, und wer sieht nicht, daß in diesem Zusammenhang es vom Augustus sehr passend gesagt wäre: Da erhob er sich allmälich, um das Ruder zu ergreifen? — Im dritten

Capitel haben, außer früheren Auslegern, Wolf, Kießling und Walther das subsidia dominationi Cl. Marcellum, Marcum Agrippam behandelt, und letzterer auf den aus dem Verbum substantivum erklärbaren Dativ aufmerksam gemacht. Herr C. Ludw. Roth (dem wir auch Taciti Synonyma et per figuram ἓν διὰ δυοῖν dicta. Noribergae 1826, verdanken) hat (in seinen Grammaticae Quaestiones e Tacito repetitae. Noriberg. 1829. p. 10) aber auch auf den Ursprung dieses besondern Gebrauchs der Apposition aufmerksam gemacht, und gezeigt, wie dem die Kürze des Ausdrucks liebenden Tacitus diese Apposition, welche einen ganzen Satz vertritt, sich besonders empfehlen mußte. — Weiterhin sagt Walther zu den Worten: nam genitos Agrippa Caium ac Lucium in familiam Caesarum induxerat, folgendes: »adoptavit domi per assem et libram emptos a patre. Sueton. Oct. c. 64. Dio 54. 18. Vell. II. 96, mit Uebergehung der ausführlicheren Erörterung des Lipsius. — Hierbey ist außerdem noch auf das domi in Suetons Worten zu merken. Denn eine solche Adoption mußte eigentlich vor dem Prätor, Präses oder irgend einer obrigkeitlichen Person in der Art geschehen, daß die Interessenten zu dessen Tribunal sich verfügten. Es war dieß also der Anfang der Freyheiten, die sich die Cäsaren bey Adoptionen und Arrogationen erlaubten (Cujacii Observv. VII. 7. p. 198, ed. Heineccii, und letzteren selbst im Syntagma antiqq. Rom. Jurisprud. illustrantt. p. 126 sq. — Cap. 4: pauci bona libertatis incassum disserere. Wenn Herr Böttcher im Lexicon unter dem Artikel Accusativus zu dieser Construction einige Belege aus den Schriften des Tacitus gibt, und mit Einem Worte an Cicero erinnert, so vermißt man Beyspiele aus Sallust, der Catil. cap. 5 sagt: instituta majorum disserere. Mehrere Beyspiele geben die Ausleger des Cicero D. N. D. III. 40. p. 692 und 803, ed. Moser, und der letztere Autor hat dieselbe Wendung de Republ. I. 24: »Qua credo omnibus *in rebus disserendis* utendum esse.« — Außer dem, was Ernesti zu den Worten: »sed vetere atque insita Claudiae familiae superbia,« gesagt, lese man noch nach Gellius X. 6. Valer. Max. VIII. 1, und was Hr. Ang. Mai zu Cicero de Republ. I. 19. p. 87. ed. Moser bemerkt hat. — Am Schlusse des Capitels: Accedere matrem muliebri impotentia etc. gibt Dio Cassius LVI. 47 Aufschluß: ὅτι καὶ αὐτὴ (ἡ Λιουία) τῶν πραγμάτων, ὡς καὶ αὐταρχοῦσα, ἀντεποιεῖτο, woselbst schon Reimarus (p. 844) zu dieser Schilderung der Herrschsucht der Livia diese Stelle des Tacitus und außerdem Annall. IV. 57 und Sueton. Octav. cp. 50 angeführt hat.

Cap. 5 bemerkt Walther: Quod Maximum uxori Marciae

aperuisse, über diesen Gebrauch des Infinitivs mit dem relativischen Pronomen gar nichts. Hr. Böttcher p. 107 hat diesen Punkt nicht übergangen, wohl aber vorliegende Stelle. Desto befriedigender handelt davon mit Anführung derselben Hr. Nicol. Bach in seinen lesenswerthen Emendationes Tacitinae (im rheinischen Museum für Philologie I. 3. p. 356), womit man die Ausleger zu Cicero de Republ. I. 14. p. 64. ed. Moser vergleichen kann. — Cap. 6 Augustus — ut exilium ejus Senatusconsulto sanciretur, perfecerat. Diese Verhandlung über die Verbannung des Agrippa Postumus im römischen Senat erinnert an die Worte der Schrift: de caussis corrupt. eloquentiae cp. 11. Nec vereor, ne mihi unquam verba in senatu, *nisi pro alterius discrimine* facienda sint. Außerdem verweise ich die Leser des Tacitus, weil die Ausleger schweigen (eben als ob sich solche Dinge von selbst verstünden) auf Herrn Dirksen's Abhandlung: »Ueber die Criminal-Jurisdiction des römischen Senats« (in dessen civilistischen Abhandll. I. 2. S. 152 ff.). Zu den Worten I. 7: lacrimas, gaudium, questus *adulatione* miscebant, bemerke ich: Herr Schuppius hat in seiner Abhandlung: de locis difficilioribus in Taciti Annal. I., mehrere gute und beachtungswerthe Erläuterungen gegeben; wenn er aber hier die Lesart der Handschrift dadurch rechtfertigen will, daß er adulatione für das Motiv nimmt, und: aus Heucheley erklärt, so glaube ich, Tacitus würde in diesem Falle hier eben sowohl adulantes geschrieben haben, als er vorher die Umstände dieser Handlungen durch festinantes, als Prädicat der handelnden Personen, bezeichnet hat. Unstreitig ist adulationem das Richtige; das m ist durch das folgende miscebant verschlungen worden.

Cap. 7 C. Turranius — praefectus annonae. Da Walther über die Schreibung des Namens und über die Person nach Lipsius Vorgang Fragen aufwirft, so ist zu bemerken, daß, wie es scheint, derselbe Mann in einer griechischen Inschrift auf der Insel Phile Τουῤῥάνιος heißt. Hr. Ruhkopf zum Seneca de brev. vit. cap. 20. p. 535 hat den dort genannten mit dem Turranius dieser Stelle verwechselt. Herr Letronne zur angeführten Inschrift (in Ferussac's Bulletin 1825. Avril. p. 10) unterscheidet drey Personen dieses Namens, diesen Praefectus annonae, der in jener Inschrift ein großer und gerechter Mann genannt wird, den Annall. XI. 31 vorkommenden, und den beym Seneca a. a. O. — Ueber diese Praefectura annonae muß außer dem, was Lipsius und Ernesti bemerkt haben, Marini in den Atti degli fratelli Arvali p. 5. 531. Nro. 768 nachgesehen werden.

Cap. 8: Nihil primo Senatus die agi passus, nisi de supremis Augusti: cujus testamentum inlatum per Virginis

Vestae Tiberium et Liviam heredes habuit. Walther verweiset auf Dio und die zwey Stellen des Sueton über Augusts Testament. Es ist aber nicht unnütz, sich jetzt der Worte Cicero's de Republ. III. 10 zu erinnern: ut hic juris noster interpres alia nunc Manilius jura dicat esse *de mulierum legatis et hereditatibus*, alia solitus sit adolescens dicere nondum Voconia lege lata; und dann Caii Institutt. Commentar. II. §. 274 und was Haubold in der Epicrisis zu Heineccii Syntagma p. 937 darüber nachgewiesen, und über die Rechtsformen bey Abfassung und Eröffnung solcher Testamente Marini's Atti degli fratelli Arvali p. 444 sq. p. 484, u. v. Savigny's Zeitschrift für die Rechtswissensch. I. 5. S. 84 ff. zur Nachlese zu empfehlen. — Tacitus fährt fort: Livia in familiam Juliam nomenque Augustae adsumebatur. Hier ist aus den Erläuterungen der Ausleger gar nichts von Walther aufgenommen worden. Dahin gehört auch jetzt noch die athenische Inschrift *ΙΟΥΛΙΑΝ ΘΕΑΝ ΣΕΒΑΣΤΗΝ*, welche nicht auf Augusts Tochter Julia, sondern eben auf seine, nun Julia Augusta gewordene Witwe Livia geht (s. meine Anmerk. zur deutschen Ausgabe von Stuart. Antiqq. of Athen. I. p. 533 sq. und Boeckh Corpus Inscriptt. I. p. 168 sq.). Die nächsten Worte des Geschichtschreibers: in spem secundam nepotes pronepotesque — verdienen mit Horat. Satir. II. 5, — ut et scribare secundus heres, und mit dessen Auslegern verglichen zu werden. — Pronepos des August heißt der Kaiser Caius (Caligula) auf Münzen: »C. Caesar Divi Augusti Pronepos« (vgl. Ez Spanhem. de Usu et Pr. Numismm. p. 546 u. Eckhel D. N. V. Vol. VI. p. 223).

Cap. 10. Nec domesticis abstinebatur: Abducta Neroni uxor: et consulti per ludibrium pontifices, an concepto necdum edito partu rite nuberet: *Q. Tedii* et Vedii Pollionis luxus. In der einzigen Mediceer, d. i. Corveyer, Handschrift dieser Bücher steht: nuberet quae tedii. — Von den übrigen Versuchen über diese offenbar verdorbene Stelle zu schweigen, glaube ich, daß F. A. Wolf am wenigsten glücklich gewesen, und um so weniger Ursache gehabt hätte, über Andere vornehm herzufahren. Zuvörderst das qui nach dem Vorschlag des Beroalde statt Q. wäre an sich keineswegs so übel, wie er meint. Man sehe nur nach, was Hr. Görenz zu Cicero de Finib. II. 21. p. 223 über diesen Gebrauch des qui gesagt hat; aber hier unterbricht es die Construction. Desto größere Aufmerksamkeit verdient die scharfsinnige Conjectur des Crollius, welche er, nachdem er sie in den Acta academ. Theodor. Palatin. Vol. VI. p. so gut motivirt, in die Zweybrücker Ausgabe aufzunehmen wohl das Recht hatte, was auch Wolf fast mit Hohn dagegen sagen mag, näm-

lich nuberet *nuptaeque taedia.* Könnte wohl in diesem Zusammenhange etwas passender seyn, als der auch durch die Geschichte bewahrheitete Gegensatz: daß je dringender und selbst mit Verletzung alles Anstandes Augustus seine Vermählung mit der Livia beschleunigt hatte, desto geschwinder sey er ihrer müde geworden? — Wie dem aber auch seyn mag, jenen Tedius kennt kein Mensch, und auch die einzige Handschrift nicht. Desto bekannter aber war des Vedius Pollio, eines des Vertrauten des August, bis zum Unsinn und zur Unmenschlichkeit getriebener Luxus, der einst selbst des bis zur Schwäche gegen ihn duldsamen Kaisers Unwillen erregt hatte (Seneca de ira III. 40. Dio Cassius LIV. 23), und der jetzt dem Geschichtschreiber, bey Erwähnung der bitteren Sarkasmen der Römer über Augusts Leben und Handlungen um so mehr einfallen konnte, weil der Kaiser diesen Glücksspilz eben so bis zu dessen Tod gehegt und geduldet hatte, wie er die ihn (den Kaiser) überlebende Livia bis an sein Ende mit Nachsicht behandelte, und weil er und diese seine Gemahlin aus der ungeheuren Erbschaft dieses Mannes sich ansehnliche Grundstücke (wie den Pausilyp bey Neapel) hätten vermachen lassen. Unter diesen Umständen könnte man vermuthen, Tacitus habe geschrieben: nuberet: *quae* (wie die Handschrift) *taedio, ut* Vedii Pollionis luxus (scil. fuerat): Allein er war ihrer (der Livia, die er so übereilt zu seiner Gemahlin gemacht) überdrüßig geworden, eben sowohl, wie des Luxus seines Vertrauten Vedius Pollio — mit der vielsagenden Aposiopese: — die er sich beyde gleichwohl bis ans Ende gefallen lassen. — Will man die gute Aushülfe des Walther vorziehen, der aus Q. Tedii Vedii Pollionis luxus ändert: *Quin etiam* Vedii Pollionis luxus, so bin ich am wenigsten dagegen; werden wir doch auch so des lästigen Tedius oder Quintus Tedius los. — Wo nur Ein Text vorhanden ist, wie in diesen sechs ersten Annalenbüchern, muß der Kritiker, wie gesagt, freyere Hand haben, und Conjecturen, wie die geniale des wackern Crollius, verdienen Lob und keinen Spott, zumal wenn man nichts zu bieten vermag, was sich nur entfernt damit messen kann. — Gleich darauf muß man zu den Worten: cum se templis et effigie numinum per flamines et sacerdotes coli vellet, mit dem, was Lipsius in der Anmerkung und in einem Excurs, ingleichen was nachher Tillemont in der Histoire des Empereurs I. 17. p. 46. ed. de Venise in der Apotheose des Augustus erörtert haben, jetzt die charakteristische Stelle des Lydiers Johannes Laurentius (de magistratt. Romm. II. 3. p. 96) vergleichen, wo von den wachsenden Ansprüchen dieses Kaisers die Rede, und am Ende bemerkt ist, er habe sich endlich, wie ein eingeschaltener Gott (ὡσεὶ θεὸς ἐμβόλιμος — tanquam deus

intercalatus) selbst Priester bestellt; welches noch mehr sagen will, als was Tacitus aus dem Munde des tadelnden Publicums berichtet; was aber mit einer Kritik gelesen werden muß, wie sie schon früher Reimarus zum Dio Cassius LI. 20 gegeben.

Zu den von Lipsius in einem Excurs behandelten und seitdem von allen Schriftstellern der römischen Rechtsgeschichte viel besprochenen Worten Cap. 15: »Tum primum e Campo comitia ad Patres translata sunt« etc., gehört die schon von Lipsius angeführte Parallelstelle des Vellejus II. cap. 126: Summota e foro seditio, ambitio campo. Wenn Ruhnkenius hiebey den Ausdruck Seditio in Zweifel ziehen wollte, so hat Krause zu dieser Stelle (p. 536) sich dieser Zweifelsucht mit Recht widersetzt. Jetzt kann man sich aus den neulich entdeckten Bruchstücken der Reden des Symmachus überzeugen, daß man in der Kaiserzeit die ganz in die Hände des Senats gegebenen Wahlen im Vergleich mit der alten Wahlart als eine glückliche, die Ruhe des gemeinen Wesens sichernde Einigung, jene hingegen als eine unselige und den Staat erschütternde Trennung betrachtete. Man lese diese Darstellung in der Laudatio in Patres (p. 39 sq. ed. Ang. Mai. Mediol): Intelligamus nostri saeculi bona: abest cera turpis, diribitio corrupta clientelarum cuneis, sitella venalis. Inter Senatum et Principes comitia transiguntur etc., und man wird kaum zweifeln, daß Symmachus diese Stellen des Vellejus und Tacitus vor Augen hatte, als er jene Vergleichung der alten und neuen Wahlart niederschrieb. — Der Anstand des Lipsius und des Ernesti zu den nachfolgenden Worten ludos — Augustales wird durch die Bemerkungen des Herrn Hase im Commentarius de Jo. Laurentio Lydo, pag. LVIII, beseitigt, und Lipsius hätte die zur Ehre des Tiberius begangenen Spiele nicht hieherziehen sollen. Ueber das Augusteum vgl. man auch noch des Marini Atti degli fratelli Arvali II. p. 384 sq.

Im zweyten Buche, woraus ich nur einige Stellen aushebe, hätte Cap. 41 zu den Worten: et aedes Fortis Fortunae, Plutarch de Fortuna Romm. mit Wyttenbachs Anmerk. pag. 98 verglichen werden sollen. Daß der Archelaus, dessen Schicksale Tacitus Cap. 42 kurz berichtet, nicht der jüdische Tetrarch, wie Muret meinte, sondern ein ganz verschiedener König von Cappadocien war, erfahren wir jetzt aus des Lydiers Johannes Laurentius Werk de magistratt. Romm. III. 57. p. 250 sqq., welcher um so mehr hätte berücksichtigt werden sollen, weil er den Bericht des Tacitus ergänzt. Er meldet nämlich nicht bloß, daß Tiberius diesen Archelaus durch List nach Rom gelockt, und dort zurückgehalten, und daß dieser Kaiser Cappadocien zu einer tributären Provinz (ἐπαρχία ὑπόφορος) gemacht; sondern wir lernen

14*

auch aus ihm, daß nicht schon Cäsar, wie Constantinus Porphyrogennetus de Thematt. Imperii I. 2) meint, der Stadt Mazaca in Cappadocien den Namen Cäsarea gab, sondern erst Tiberius. — Sie hatte mittlerweile auch einen griechischen Namen gehabt, nämlich Eusebia (vgl. Dio Cassius LIII. 26 und Eckhel D. N. V. III. 186 sq.). — Wenn neue Quellen aus Handschriften ans Licht gezogen werden, so sollten sie doch auch der Erläuterung der Classiker zu gut kommen. — Die folgenden Worte unseres Geschichtschreibers von demselben König: et quia regibus aequa, nedum infima, insolita sunt, hat Herr Ang. Mai zum Cicero de Republ. II. 26 nur aus dem Gedächtniß citirt; denn sonst hätte er nicht geschrieben: *Tyranno*, ait Tacitus, aequa nedum infima, insolita sunt. — In der Anmerkung zu dieser Stelle ist in der Walther'schen Ausgabe p. 164 ein böser Druckfehler eingeschlichen: »Cappadocia inter Pontum et Taunum.« Es muß Taurum heißen. Der Taunus gehört an den Rhein und Main und in die Nähe von Frankfurt a. M. Eine militärische Unternehmung gegen die Chatten von jenem festen Punkte aus ist von Tacitus (Annall. XII. 27 sq.) berichtet, und von mir in der Schrift: Zur Geschichte der röm. Cultur am Rhein S. 14 ff. erläutert worden; was ich daher hier übergehe. — Bey der gleich folgenden Stelle über die Verwandlung der centesima in ducentesima, d. h. als Abgabe bey Versteigerungen, hätten, außer Burmann de Vectigall. pop. Rom. p. 63 sqq. und Hegewisch über die römischen Finanzen S. 198 f., was die Hauptfrage über die Stellen des Sueton (Calig. c. 16) und Dio Cass. (LV. 25) betrifft, die Erläuterungen Eckhels (D. N. V. VI. p. 224) befragt werden sollen. — Am Ende des Capitels können die Worte: et provinciae Syria atque Judaea fessae oneribus, worüber gar nichts bemerkt ist, auch nur richtig verstanden werden, wenn der Inhalt von Stellen, wie Cicero pro Flacco c. 28. Dio Cass. LXVI. 7. Joseph. de bello Jud VI. 6. 6 mit den Untersuchungen von Zorn de fisco Judaico p. 270 sqq. und Fr. Münter der jüd. Krieg S. 5 für unsern großen, aber gedrängten Geschichtschreiber in Anwendung gebracht werden — was ich alles nur andeuten, nicht ausführen kann; sonst müßte ich selbst einen Commentar, und nicht eine bloße Anzeige von dem Commentar eines Andern schreiben. — Im nächstfolgenden Cap. 43 wird wohl niemand Anstand nehmen, der ungezwungenen Erklärung der Worte: et Plancinam haud dubie Augusta monuit muliebri aemulatione Agrippinam insectandi, welche Kießling und Walther geben, indem sie aus dem Sprachgebrauche des Tacitus erweisen, daß der Genitiv insectandi von monuit abhängt, vor der harten Construction des Freinsheim und Oberlin, wonach dieser

Genitiv von aemulatione abhängig wäre, den Vorzug zu geben.

In dem 59sten und folgenden Capiteln begleitet der Geschichtschreiber den Germanicus auf seiner Reise in den Orient, und zunächst nach Aegypten. Zur Erläuterung des Einzelnen muß ich mich auf das beziehen, was ich neuerlich in den Anmerkungen zum zweyten Buche Herodots in der Bährischen Ausgabe bemerkt habe. Aber in Bezug auf Tacitus glaube ich hier im Allgemeinen auf den Standpunkt aufmerksam machen zu müssen, von welchem auch er das Morgenland aufgefaßt hat. Es ist ganz der volksmäßig kindische aller (wenige ausgenommen) Griechen und Römer. Denn gerade so naiv und mährchenhaft hatten sich in Griechenland und Rom unter Hohen und Niedrigen die Vorstellungen über das Morgen- und besonders über jenes Wunderland der alten Welt gebildet. Wollte man sagen, Tacitus habe hier als getreuer Berichterstatter jene Länder nur in dem Lichte zeigen dürfen, wie sie sich in der Phantasie des jungen Fürsten zu Tiberius Zeit abgespiegelt — so wird diese Einrede durch andere Stellen des Tacitus widerlegt, wo er nämlich aus eigener Person über die orientalischen Zustände Bericht erstattet, namentlich auch über die Ebräer, ihren Gesetzgeber Moses, ja selbst über Christus, die Erscheinung des Christenthums und den Geist seiner Lehren. Die Ansichten des höheren Alterthums sind überhaupt nicht die glänzende Seite dieses sonst so großen Geschichtschreibers. Er ist auch von dieser Seite ganz Römer. Roms Gemeinwesen, und was dazu gehört es zu verstehen und zu verwalten, Menschen-, Gesetzes- und Rechtskunde nebst Beredsamkeit erfüllen ihn ganz — aber der unabhängige männliche Geist und das edle Gemüth, womit er dieß alles auf die Historie angewendet — diese machen seinen eigenthümlichen Werth aus. — Jene beschränkte Ansicht spricht sich gleich im Anfang des 60. Capitels aus, welche Worte ich hierhersetzen will, weil ich noch etwas darüber kritisch zu bemerken habe: Sed Germanicus — Nilo subvehebatur orsus oppido a Canopo. Condidere id Spartani ob sepultum illic rectorem navis Canopum, qua tempestate Menelaus Graeciam repetens, diversum ad mare terramque Libyam dejectus. Das ist so ganz im Tone der Odyssee, daß der Geschichtschreiber, hätte er sich nicht so kurz fassen müssen, auch von des Proteus Wahrsagung an den goldhaarigen Menelaus und von den Zauberkünsten der Helena hätte erzählen können. — Doch dieß bey Seite: Canopo und Canopum ist ohne Zweifel Lesart des einzigen Codex dieser Bücher; wenigstens berichten Pichena, Jak. Gronov und Imm. Bekker nicht das Gegentheil. Aber eben weil er der einzige ist, darf

und soll man fragen, ob Tacitus so geschrieben habe. Kein Grieche bezeichnet diese Oertlichkeit, das heutige welthistorische Abukir, anders als Κάνωβος, und von Strabo (XVII. 6 u. 16, p. 493 u. p. 530, ed. Tzsch.) bis zum Eustathius hört man von einem Κανωβικὸν στόμα Νείλου. Daß auch die Römer die Schreibung Canobus und Canobicus kannten, zeigen gute Handschriften (s. Quintilian. Inst. Orator. I. 5. 54 mit Spaldings Anmerkung). Unter solchen Umständen würde ich auch im Tacitus Canobo und Canobum geschrieben haben. Bey den Worten: et manebant structis molibus litterae Aegyptiae, wodurch die Obelisken mit ihren Hieroglyphen bezeichnet werden, sind mehrere Unrichtigkeiten aus dem Werke Zoega's de Obeliscis p. 68. 623 etc. zu berichtigen; wozu jetzt noch kommt die Schrift des Herrn Alex. de la Borde: Description des Obelisques de Lougsor, Paris 1832, der auch die folgende Beschreibung der Eroberungen eines Pharao Rhamesses: — »atque eo cum exercitu regem Rhamsen Libya — potitum,« auf den von Herodot und Strabo genannten Sesostris bezieht. Zu den Worten Cap. 60: quasque copias frumenti et omnium utensilium quaeque natio penderet, hätten die Erörterungen Niebuhrs (röm. Gesch. II. S. 397 ff.) über die Einkünfte der Pharaonen verglichen mit denen der jüdischen und römischen Könige u. s. w. benützt werden sollen.

Cap. 79: Ubi praetor, qui de veneficiis quaereret, reo atque accusatoribus diem *praedixisset*. Was gegen Muret's und Acidal's Vorschlag von Walther aus Stellen des Tacitus erinnert wird, reicht nicht hin. Ueber diese gerichtlichen Ausdrücke dicere, praedicere, prodere und prodicere diem muß das Genauere aus Polleti historia fori Romani IV. 8, aus Gronov zum Gellius XII. 13, Drakenborch zum Livius II. 61, Fr. Aug. Wolf zum Cicero pro domo 17 p. 186 und aus Hrn. Dirksen's Beyträgen zur Kunde des röm. Rechts S. 271 ff. entlehnt werden. — Zu Cap. 83: Honores, ut quis amore in Germanicum aut ingenio validus, reperti decretique etc., mußte auf die von Herrn Fea in den Frammenti di fasti consolari e trionfali zuerst bekannt gemachten Bruchstücke des Senatusconsults zu Ehren des Germanicus hingewiesen werden, welche seitdem im Classical Journal und in Férussac's Bulletin abgedruckt worden, zuletzt aber mit lehrreichen Bemerkungen von Niebuhr im rheinischen Museum für Jurisprudenz, Philologie u. s. w. I. 4. S. 349 — 354 begleitet worden sind. — Ueber den Clipeus in demselben Capitel, worüber Lipsius einen eigenen Excurs geschrieben, konnte jetzt aus Caylus Recueil d'Antiquités II. 57, aus J. Winckelmann's Werken II. S. 561 neue Dresdn. Ausg.

und aus Osann's Sylloge Inscriptionum V. 1. p. 245 sq. befriedigenderes beygebracht werden. — Was Walther zur Vertheidigung der Vulgata in den nachfolgenden Worten vorbringt, wird dem Kundigen als ein Nothbehelf erscheinen: Equester ordo cuneum Germanici appellavit, *qui Juniorum dicebatur*. Diese letztern drey Worte sind das Glossem eines Abschreibers, der die Ellipse nicht verstanden. Denn eigentlich müßte es heißen: cuneum appellavit cuneum Germanici. Der Zusatz ist sinnlos, weil die ganze Ritterschaft juventus genannt wurde, wie schon Ernesti bemerkt, ohne jedoch von dieser kritischen Bemerkung Gebrauch zu machen. Die Verfasser lateinischer Ellipsenbücher, wie Palairet, sagen freylich nichts darüber. — Diese Ellipse ist aus dem Griechischen entlehnt, und aus griechischen Autoren könnte man eine große Menge Beyspiele anführen. Es genügt auf das zu verweisen, was Wyttenbach zu Plato's Phaedon p. 283 und zum Plutarch praecept. conjugg. p. 901 darüber zusammengestellt hat — und es ist diese Stelle ein Beleg zu der Beobachtung, daß der echt classische, aber gedrungene Ausdruck des Tacitus solchen unbefugten Interpolationen besonders ausgesetzt seyn mußte.

Cap. 84: Soror Germanici nupta Druso duo virilis sexus simul enixa est. Wie manches noch für die Orthographie des Tacitus zu thun sey, hat neuerlich wieder Herr Nikol. Bach in den oben angeführten Schriften durch eine ganze Reihe von Belegen erwiesen. Wenn, wie Jacob Gronov bezeugt und Hr. del Furia wenigstens stillschweigend bestätigt, die Handschrift hier *viriles*, und Annall. IV. 62 *virile secus* hat, wie dorten auch in den neueren Ausgaben steht, so ist es eine Inconsequenz, hier nicht auch so zu schreiben, zumal da Historiarr. V. 13 die Autorität guter Handschriften dafür spricht, da Sallust diese Form gebraucht, Livius nicht minder, und, wie sich aus Vaticaner Palimpsesten ergibt, selbst Cicero. — Hr. Valois im Commentur zum Ammian. XVI. 11. 9. p. 222. ed. Wagner und Ruddimann und sein neuester Herausgeber Stallbaum (Institutt. Grammat. Latin. I. p. 32 u. p. 28) überheben mich jetzt größerer Ausführlichkeit über diesen Punkt. Herr Bötticher hat p. 146 von unserer Stelle gar keine Notiz genommen, eben als wenn das Zeugniß einer einzigen Handschrift hier gar kein Gewicht hätte. — Ueber die Cap. 85 vorkommende Anklage der Vistilia und die Motive ihrer Verurtheilung ist, außer Lipsius, nachzusehen, was in meinem Abrisse der römm. Antiqq. S. 107 der zweyten Ausg. aus neueren Civilisten darüber angeführt worden.

Buch III. Cap. 2. trabeati equites. Zu dem Excurs des Lipsius muß jetzt noch bemerkt werden, was der Lydier J. Lau-

rentius de magistratt Romm. I. 7. p. 20 und de mensibus I. 19. p. 26. ed. Roether über die trabea berichtet. — Cap. 3 zu den Worten matrem Antoniam, nämlich die Mutter des Germanicus und Gemahlin des älteren Drusus, worüber von Walch nichts bemerkt ist, befrage man noch Dorville in der vannus crit. cap. VII. p. 189 sq. — Cap. 6. Rem publicam aeternam esse, erinnert an Cicero de R. P. III. 29 — tamen de posteris nostris et de illa immortalitate rei publicae sollicitor; quae poterat esse perpetua etc.; wo das illa schon zeigt, daß dieß ein allgemeiner alter Glaube war. Hierbey muß ich doch bemerken, daß Herr Angelo Mai, nachdem er in der ersten Ausgabe der Ciceronischen Bruchstücke vom Staate den Tacitus unter denen nicht genannt hatte, die jene Schrift des Tullius benützt oder vor Augen gehabt, nun im Prooemium zur zweyten §. V. p. XXX sagt: »Suspicari licet etiam de Virgilio, *Tacito* etc.,« nämlich lectos ab iis esse Ciceronis de republica libros. Demgemäß hat er auch jetzt in diese neue Ausgabe aus diesem dritten Buche der Annalen cap. 26 sq. unter der Abtheilung Cic. de R. P. liber V. cap. 2. p. 327 ein ganzes Stück aufgenommen, worin der Geschichtschreiber vom Ursprung des Rechts und der Gesetze handelt, mit der beygefügten Aeußerung, da Cicero zweifelsohne in seinen Büchern vom Staate, namentlich in diesem fünften Buche, auch vom Ursprunge des römischen Rechts geredet, so könne man wohl annehmen, daß dem Tacitus nur die Einkleidung dieser Uebersicht, der Inhalt aber dem Cicero angehöre. — Zu der folgenden Uebersicht der späteren Leser jener Ciceronischen Bücher (also zum §. VI u. VII des Hrn. A. Mai) bemerke ich noch gelegentlich, muß im weiteren Sinn auch noch Henricus de Hassia gerechnet werden, dessen Schrift de Republica sich in einer Handschrift der Heidelberger Bibliothek befindet; jedoch hat dieser Schriftsteller des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts nicht aus Cicero's Büchern unmittelbar, sondern aus den Schriften des h. Augustinus geschöpft, wie ich anderwärts (in den Heidelb. Jahrbb. 1826. Nr. 63) erwiesen habe. — Zum 36. Cap. wie auch zum 14ten und zum 55sten dieses Buches der Annalen müssen die Erläuterungen in der Schrift, betitelt: Annalium Corn. Taciti locos tres nunc explanatos dedit L. J. W. Gryphiae 1817. p. 7 sq. und p. 22 sq. benützt werden, und zu Cap. 76 über den Juristen Labeo Hrn. Dirksens Beyträge zur Kunde des röm. Rechts I. 3. S. 26 u. S. 48.

Buch IV. Cap. 69. In der Erzählung, wie drey Senatoren sich verstecken, um die Gespräche des Sabinus zu belauern, und sie dem Sejanus zu hinterbringen, haben die Herren Bekker und Kießling Ernesti's Aenderung aufgenommen: et si pone

fores assisterent, *metui* visus, sonitus aut forte ortae suspiciones erant. Walther hat sich löbliche Mühe gegeben, indem er metus wieder hergestellt, in die Vulgata einen guten Sinn zu bringen. Allein aus Bekkers Anmerk. ergibt sich jetzt, daß die Handschrift (die Corveyer, die einzige, die wir haben) suspicio*nis* gibt. Dieß und das von Ernesti schon als hart bezeichnete metus, visus lassen auf eine größere Corruptel schließen. Vielleicht hatte Tacitus die in der Sache liegenden Gefahren und den Verdacht anschaulicher so dargestellt: *motus*, visus, sonitus aut forte ortae *tusses suspicioni* erant. — Traten sie hinter die Thüre, so konnte eine Bewegung, ein Schein (durch eine Ritze nämlich), ein Ton (ein Knarren der Diele) oder ein zufällig (einen der Laurer) befallendes Husten Verdacht erregen. — Wie oft metus und motus verwechselt werden, bedarf keiner Erinnerung. Uebrigens vergleiche man Terent. Heaut. II 3. 33: »Gemitus, screatus, *tussis* (oder tusses), risus abstine. — In der darauf folgenden Schilderung der in Folge des Despotismus und der Angeberey über Rom verbreiteten Betäubung, hatte Ernesti gewiß Recht, wenn er die Worte: non alias magis anxia et pavens civitas, *egens* adversum proximos, für corrupt erklärte. Walther will auch hier wieder die Vulgata retten. Ich hatte in meinem Exemplar schon vor Jahren auf den Rand geschrieben: »fort. *satagens*, muß aber leider nun bekennen, daß Rhenanus mir mit dieser Conjeetur zuvorgekommen. Zwischen ci*vitas* und *ad*versum konnte das *sat* gar zu leicht ausfallen. Man könnte auch lesen: *agens satis* adversum proximos. In jedem Falle gewinnen wir den trefflichen Sinn: Niemals war die Bürgerschaft angstvoller (innerlich), niemals verrieth sie ihre Furcht sichtbarer; sie hatte Noth, um sich selbst gegen nächst Angehörige sicher zu stellen (d. h. die Bürger hatten Mühe und Noth, sich der Gefahren zu erwehren, worein ihre nächsten Freunde und Verwandten sie jeden Tag stürzen konnten. Ueber die Bedeutung von satagere verdienen Perizon zu Sanctii Minerva p. 175 und Ruddimanni Institutt. Grammatt. mit Stallbaum II. p. 118 nachgelesen zu werden. Zu dem Anfange des folgenden Cap. 70: Sed Caesar solemnia incipientis anni kal. Januariis etc. vergleiche man den Jo. Laurent. Lydus de mensibus I (Januar.) cap. 3. — In der lückenhaften Stelle B. V. Cap. 4: disserebatque brevibus momentis summa verti posse, quandoque Germa*nicis ti*l*ium* poenitentiae senis, haben Herr B. und K. sich beschränkt, nur diese Lesart der Handschrift zu geben; dagegen hat Walther die Lesart Ruperti's befolgt: — verti posse quandoque Germanici *exitium* poenitentiae esse seni. — In den nächstfolgenden Worten: Simul

populus effigies Agrippinae ac Neronis gerens circum sistit curiam, *festisque* in Caesarem ominibus — clamitat, hat Hr. B. das von Ernesti vorgeschlagene *faustisque* in den Text aufgenommen, dagegen K. und Walther die Vulgata beybehalten, und diese hat neuerlich auch Hr. Petersen in einem mehrere gute Anmerkungen über die Schriften des Tacitus enthaltenden Programm (Annotationum ad C. Tacitum Specimen primum. Kreuznach 1829) p. 19 sq. behauptet. — Im VI. B. Cap. 12 hat W. die Aenderung des Lipsius, der statt: post exustum *sociali* bello capitolium, vorschlug *civili* bello, aufgenommen. Diese Conjectur billigt auch Wyttenbach zu der Parallelstelle Plutarch. de Iside et Osiride p. 379 D. in den Anmerkungen p. 257, und sie ist nothwendig.

Ich hebe noch einige Stellen aus den letzten Büchern aus: B. XII. Cap. 27: Sed Agrippina, quo vim suam sociis quoque nationibus ostentaret, in oppidum Ubiorum, in quo genita erat, veteranos coloniamque deduci impetrat; cui nomen inditum ex vocabulo ipsius. Wenn ich mit Hinsicht auf diese Stelle in meiner Schrift: Zur Geschichte der altrömischen Cultur am Oberrhein S. 20 diese Agrippina eine Tochter des M. Agrippa nannte, so hätte ich Enkelin schreiben sollen. Das Richtige steht in meinem Abriß der römm. Antiqq. S. 341. 2. Ausg., wo ich von dem italischen Recht dieser Colonie gehandelt habe. Hier will ich noch bemerken, daß Eckhel (D. N. V. I. p. 74), wo er die ächte Münze dieser Stadt (jetzt Cölln) beschreibt, hinzufügt: »Colonia haec dicitur Claudia a conditore Claudio U. C. 803, ut testatur Tacitus.« Es muß heißen: ut testatur Lipsius ad Taciti Ann. XII. 27. — Denn Tacitus sagt dieß nicht, sondern dieser Ausleger. — Etwas weiter fährt Tacitus fort: Iisdem temporibus in superiore Germania trepidatum adventu *Cattorum* latrocinia agitantium. *Inde* L. Pomponius Legatus auxiliares Vangionas ac Nemetas addito equite alario monuit. Hier geben B. u. K. *deinde*, W. *dein*. Andere schlugen vor *proinde*, wie auch eine Handschrift hat, und nach dem, was Walch zum Agricola p. 191 und Nik. Bach in der allg. S. Z. 1833. S. 859 über das ungebührliche Verändern dieser Partikel bemerkt haben, möchte ich für diese Lesart stimmen. Die Causalpartikel proinde paßt auch vortrefflich in diesen Zusammenhang. Deßwegen oder aus diesem Grunde (weil die Chatten in Oberdeutschland durch ihre Raubzüge Furcht und Schrecken verbreitet hätten) erinnerte L. Pomponius u. s. w. Die Schreibart Cattorum haben Oberlin und Walther. Kießling dagegen und Bekker Chattorum. Ich wiederhole hier nicht, was ich neuerlich in jener oben angeführten Schrift (S. 80 und 117)

über jene Schreibarten bemerkt, eben so wenig, was ich (eben daselbst S. 15 ff.) über diese Heerzüge der Chatten und der Römer abgehandelt habe.

B. XIII. Cap. 14 heißt es von der Absetzung des unter dem Kaiser Claudius allmächtigen Intendanten Pallas: Et Nero infensus iis, quibus superbia muliebris (seiner Mutter Agrippina) innitebatur, demovet Pallantem cura rerum, quis a Claudio impositus velut arbitrum regni agebat: ferebaturque degrediente eo magna prosequentium multitudine non absurde dixisse, *ire Pallantem ut ejuraret.* Sane pepigerat Pallas, ne cujus (cujusque Walth.) facti in praeteritum interrogaretur paresque rationes cum republica haberet. Hier hat die Ofener Handschrift und die ed. Spir. *ut evitaret.* Der neueste Herausgeber hat jedoch jene andere Lesart beybehalten, und erklärt sich sehr zuversichtlich für die Auslegung derer, die zu ut ejuraret aus dem Vorhergehenden regnum ergänzen, so daß also der Sinn wäre, Pallas gehe um das Königthum abzuschwören — eine Erklärung, worin niemand einen Witz finden wird; und etwas Witziges soll doch Nero bey dieser Gelegenheit gesagt haben, wie des Geschichtschreibers Worte: non absurde dixisse, zu verstehen geben. — Nimmt man an, der scherzende Nero, der das Griechische so viel im Munde führte, habe ein Wortspiel mit dem Namen Pallas gemacht, so könnte die Stelle mit Einem Worte ergänzt werden, das eben des Gleichlauts wegen, wie so oft geschieht, in den Abschriften ausgefallen sey: ire Pallantem βαλλάντιον (oder βαλάντιον) ut ejuraret, so wäre außer dem Wortspiel der Witz: Pallas gehe (mache sich aus dem Staube), um den Beutel (die Geldbörse) abzuschwören; d. h., um sich von künftigen Ansprüchen auf seinen Geldbeutel frey zu machen; denn, wie das Folgende zeigt, hatte er sich ja während seiner Gewalt, die er unter Claudius besaß, vor aller Verantwortung vorhergegangener Handlungen sicher gestellt; jetzt aber, bey Nero's Ungnade gegen ihn, mußte er wegen der Zukunft sein Vermögen in Sicherheit zu bringen suchen. Dächte man, Nero habe zugleich an den andern Sinn von βαλλάντιον, wonach es auch ἀκόντιον jaculum bedeutet (Athen. III. 98. D. p. 383 Schwgh.), gedacht, und habe ut evitaret gesagt, so würde es heißen: Pallas geht weg, um dem Schusse zu entgehen (d. h. der Rache, die ihn noch künftig treffen konnte). — Doch wie gern ich solche Einfälle opfere — will ich noch letztlich durch eine Hinweisung auf eine Stelle des Cicero (in Pisonem cap. 25, die aber ganz gelesen seyn will) zeigen: *Ratio* quidem Hercle apparet, argentum οἴχεται (d. i. it, abit). »Die Rechnung ist liquid, aber das Geld ist fort.« Da nun gleich nach dem Satze *ire* Pal-

lantem von den rationes (Rechnungen) die Rede ist, so könnte auch der Sinn seyn: Pallas geht fort (und mit ihm geht das Geld fort), da er sich frey zu schwören im Begriffe ist, denn nach dem von ihm gemachten Vertrag geht seine Rechnung mit dem Staate auf (er ist von der Verbindlichkeit, nachzuzahlen, frey). — Cap. 17: crebris ante exitium diebus *inclusum isse* pueritiae Britannici Neronem. Grävius las mit Rhenanus illusisse, und erläutert diesen Sprachgebrauch des illudere durch mehrere Beyspiele (Epistol. ad N. Heins. in Burmanni Sylloge vol. IV. p. 77). — In der tragischen Geschichte des Octavius Sagitta und der Pontia weichen an einer Stelle die Handschriften und Ausgaben außerordentlich von einander ab: Tum, ut adsolet in amore et ira, jurgia, preces, exprobratio, satisfactio, et pars tenebrarum libidine seposita, *ex qua incensus* nihil metuentem ferro transverberat etc. So Herr Bekker und Kießling. Walther dagegen: *ex qua statim* incensus. Die Florentiner Handschrift (Ma.) gibt: et *quastim census*, woraus J. Gronov bildete: *et quasi incensus*; die Ofener: *et quaestum census*, und von der zweyten Hand: *et quaestu incensus*: Oberlin endlich ex qua aestu incensus. Da meines Bedünkens *quasi* viel für sich hat, und eine Vergleichung vorbereitet, so lese ich aus quaestu oder questu folgendermaßen: *et quasi oestro incensus*. Es ist vorher von Zorn (ira) und Vorwürfen die Rede. Festus p. 303. ed. Dacier: »Oestrum, *furor* graeco vocabulo,« nämlich *οἶστρος* und *οἶστρον*, das die Griechen selbst in Prosa für Wuth brauchen (Wyttenbach zum Plutarch. p. 454. ed. Oxon. und Plotin. p 714, wo ich mehr darüber bemerkt habe). — Cap. 45 mit der Schilderung der Poppäa: modestiam praeferre et lascivia uti etc., verdient die Charakteristik gewisser Frauen beym Nilus Asceta (II. p. 420. ed. J. C. Orelli) verglichen zu werden: *σχηματίζονται σεμνά κ. τ. λ.* — *εὐλάβειαν γὰρ ἐν ἀρχῇ ἢ ἔχουσιν ἢ ὑποκρίνονται.* — Cap. 46: si ultra unam alteramque noctem attineretur, nuptam se esse dictitans nec posse matrimonium amittere. Dieß erinnert an das trinoctium bey der in manum conventio usu (Gell. III. 2. Ulpian. Tit, XIX. 8. Vgl. jetzt Gaius I. §. 111 und Dirksens Uebersicht der Zwölftafel-Fragmente S. 414 ff.). — Da Walther Cap. 54: »agrosque vacuos et militum usui sepositos insedere,« zur Erklärung einer vielbehandelten Stelle in der Germania anwendet, so will ich bey dieser Gelegenheit diese letztere, da ich sie neulich, ohne Walthers Ausgabe vor mir zu haben, erklären mußte, noch einmal kürzlich zur Sprache bringen. Die Worte des Tacitus (Germ. 29) sind folgende: Non numeraverim inter Germaniae populos, quanquam trans Rhenum Danubiumque consederint, eos, *qui*

decumates agros exercent. Hierzu bemerkt nun Walther: »In cod. Hummel. scriptum est *thecumates*. Vox ἅπαξ λεγομένη. Vocabulum *decumates* forma sua factum est secundum *optumates*, *summates* etc., ut *decumates agri* sint iidem, qui alibi *decumani* dicuntur a decimis, quas solvunt possessores, h. e. vectigales. Satis enim constat, Romanos, postquam super Rhenum Danubiumque in Germaniam penetraverant, agros hosti ereptos aut ab hoste relictos in usum vertisse legionum; cf. An. XIII. 54: agros vacuos et militum usui sepositos etc.« Hier frage ich nun: was sollte denn den Tacitus bestimmt haben, ein ἅπαξ λεγομενον zu gebrauchen, und einen gut lateinischen Ausdruck zu verschmähen, um zu bezeichnen, was er sagen wollte, nämlich eben den Ausdruck: *ager decumanus*? — 2) Die von Walther und Andern angeführten analog gebildeten Wörter: summates, infimates, cuiates, stellates, haben alle bloß örtliche Bedeutungen, und demgemäß müßte man auch in den deutschen Ländern am Rhein und an der Donau Oertlichkeiten für diese decumatischen Felder (agri decumates) suchen, die aber nirgends zu finden sind, nicht zu gedenken, daß alsdann die allgemeine Bedeutung zehntpflichtiges Land, worauf Walther selbst besteht, verloren gehen würde. 3) Nehmen wir dagegen einmal an, Tacitus habe in dieser Stelle der Germania nicht zehentpflichtige Länder, sondern zehentpflichtige Leute gemeint, so konnte er letztere nicht decumani nennen, denn so nannten die Römer eine angesehene Classe von Generalpächtern (publicani, Cic. Verr. III. p. 13). Er mußte sich also nach einem analogen Worte in seiner Sprache umsehen, und dieses fand er in dem Lateinischen Sanates. Damit bezeichneten die Römer Abtrünnige von Rom, die zur Besonnenheit (*sanata* mens) zurückgekehrt, zur Raison gebracht worden waren (Festus u. Paulus p. 478. ed. Dacier), und von nun an mit den Römern in einem eigenen politischen Verhältnisse standen. — In einem eigenen politischen Verbande mit den Römern standen auch jene gallischen Auswanderer, die sich an Rhein und Donau angesiedelt, und nachdem die Römer diese Lande in ihre Militärlinien gezogen, sich als zehentpflichtige Unterthanen des römischen Reichs mit diesem in der Art verbunden hatten, daß sie gegen Entrichtung von Zehenten den römischen Schutz genossen. Mithin war der grammatisch dem Sanates analog gebildete Ausdruck Decumates ganz geeignet, um das politische Verhältniß dieser zur Provinz Gallien neu hinzugekommenen Schützlinge zu bezeichnen. 4) Für meine Ansicht spricht auch der von Walther selbst angeführte Ausdruck optumates, und wäre dieser Ausleger nicht durch die hergebrachte Meinung, die agri (die Län-

dereyen) würden hier decumates genannt, bestochen gewesen, so hätte ihn eben jenes optumates auf andere Gedanken bringen können. Denn das Optumates ist auch eine Bezeichnung von Personen, und zwar von einer ebenfalls politischen Menschenclasse in Rom. Man wird mir das adjectivische optumatum genus bey Cicero de Republ. II. 23 nicht entgegensetzen wollen, oder die Matronae optimates in Cicero's Briefen (Famill. VII. 6); denn wer weiß nicht, daß optimas an sich ein Adjectiv ist, und daß es also Männern und Frauen, und dann auch einem ganzen Geschlechte, Classe (genus) als Prädicat beygelegt werden kann? 5) Da endlich Tacitus durch die obigen Worte: trans Rhenum Danubiumque die generelle Oertlichkeit schon hinlänglich beschrieben, und also nicht nöthig hatte, noch einmal zu sagen, wo jene Ländereyen gelegen wären, so glaube ich, er wollte mit dem decumates das Verhältniß der Bewohner jener Länder zum römischen Reiche aussprechen; und dem Allen gemäß nehme ich das decumates als Nominativ, verbinde es als Opposition mit qui, und übersetze die Stelle so: »Ich möchte zu den Völkern Germaniens nicht diejenigen zählen, die, ob sie sich gleich jenseits Rhein und Donau niedergelassen, als Zehentmänner (Decumaten) die Lande bauen.«

XXIV. B. Cap. 58: — dum manus alia permeat, multa secutura quae ad usque bellum evalesceret. Dieses evalescere, welches Tacitus und seine Zeitgenossen öfter brauchen, ist ein dem Griechischen nachgebildeter und vom Thucydides entlehnter Ausdruck, welcher in demselben Sinne ἐκνικῆσαι braucht. Ich finde auch von Hrn. Bötticher im Lex. p. 179, wo evalescere vorkömmt, über diesen Gräcismus nichts bemerkt, da er doch ein Beleg für die Thucydideische Farbe mancher Ausdrücke unseres Geschichtschreibers ist (s. darüber Wyttenbach zu den Selecta Historicorum p. 360). — Dieß erinnert noch an einen ähnlichen Ausdruck Annal. IV. 34: et uterque opibusque atque honoribus *perviguere*, welches Zeitwort Bötticher als ἅπαξ λεγόμενον bezeichnet hat, und es ist wohl auch dem Griechischen nachgebildet; nur muß man nicht an καταχμάζειν denken, wie Facciolati und Forcellini im Lexicon; denn dieß ist ungebräuchlich, sondern eher an ἐπακμάζειν, oder vielmehr an ὑπεραχμάζειν.

XV. B. Cap. 3 vertheidigt Walther die Vulgata: et quia egena aquarum regio est, gegen Gronov, Ernesti und Lallemand, welche änderten et *quo* egena aquarum regio *esset*. Ich bemerke, daß schon Herr Petersen in der angeführten Abhandl. S. 23 dem Walther zuvorgekommen. Eben so würde derselbe in einer andern Stelle noch bestimmter die Lesart der Handschriften anerkannt, und sie vielleicht in den Text zurückgeführt

haben, wenn er gekannt hätte, was derselbe Philolog a. a. O. zu ihrer Rechtfertigung beygebracht hat. Die Stelle ist Cap. 21 zu Ende: Nam ut metu repetundarum infracta avaritia est, ita vetita gratiarum actione ambitio *cohibebitur.* — So haben nach des Lipsius Vorschlag Ernesti, Oberlin, Bekker, Kießling und Walther. Letzterer sagt jedoch in der Anmerk.: »Nondum persuasum mihi est plane necessariam fuisse mutationem,« nämlich des Präsens cohibetur, welches alle Handschriften haben, ins Futurum cohibebitur. Herr Petersen zeigt durch Beyspiele, daß das Präsens hier weit angemessener und ausdrucksvoller ist. — Cap. 41 in der Beschreibung des Brandes in Rom unter Nero: — et delubrum Vestae cum penatibus populi Romani exusta. Ueber diese penates publici vergleiche man Jo. Fr. Gronov zu den Silvv. des Statius IV. 8. p. 450 sqq. ed. Hand und Marini Atti d. Arvali I. p. 120 sq. — Cap. 43 in dem Bericht von dem Neubau der eingeäscherten Theile der Stadt erinnern die Worte: — utique naves, quae frumentum Tiberi *subvectassent*, an Cicero de Republ. II. 5 nach Niebuhrs Lesart: eodemque ut flumine (urbs) res ad victum cultumque necessarias ab mari *subveheret*, wo andere die handschriftliche Lesart *absorberet* vertheidigen, Moser *arcesseret* aufgenommen, Andere andere Vorschläge gemacht haben. (Man vgl. die Anmerkk. dazu p. 214 sq. der Moserschen Ausgabe.) Cap. 44 in dem Bericht über die Verfolgung der Christen: — vulgus Christianos appellabat. Auctor nominis ejus Christus Tiberio imperitante per procuratorem Pontium Pilatum supplicio adfectus erat. Zu den Anlässen der falschen Schreibung Chrestus und Chrestiani kommt der wirklich übliche Name *Χρῆστος* selbst bey den Römern (s. J. Laur. Lydus de menss. p. 264. 268. ed. Roether). Die Erhebung des Pontius Pilatus zu einem solchen Posten erklärt sich aus dem Umstande, daß seine Gemahlin Claudia Procla mit dem Claudischen Hause also verwandt war, nach der Chronik des Flavius Dexter, wie Fr. Münter in einer dänischen Abhandlung über das Evangelium Nikodemi (Kopenh. 1816. p. 11 sq.) scharfsinnig dargethan. In einer andern erst neulich bekannt gemachten jambischen Kaiserchronik des Ephraem (in Collect. Scriptorr. Vatic. ed. Ang. Mai III. 1. p. 1) wird die Nachricht des Tertullian (Apolog. cap. 5), daß Nero zuerst die Christen verfolgt, bestätigt; denn dort heißt es von Nero: *Πρῶτος διώκτης εὐσεβῶν καθαιρέτης, Χριστοῦ τε μυστῶν προκρίτων ἀναιρέτης.* — Ueber die Motive des vom römischen Publicum über diese Verfolgung laut gewordenen Unwillens (s. Cap. 44 zu Ende) verdient G. E. Lessing in der Schrift: Von der Art und Weise der Fortpflanzung des Christenthums (S. 170

Karlsruher Ausg.) nachgelesen zu werden. — Cap. 47: Vis fulgurum non alias crebrior et sidus cometes sanguine inlustri *semper Neroni* expiatum. Walther vertheidigt die hergebrachte Lesart, deren Schwierigkeit jeder fühlt. Zu den Versuchen, diese Worte zu verbessern, kann ich einen Beytrag geben. Auf dem Rande eines Exemplars der Annalen in meiner Sammlung sind die Worte semper Neroni am Rande durch Senecionis ersetzt. Ich mag die Rechtfertigung dieser Conjectur nicht auf mich nehmen. Denn wenn dieser Senecio Ann. XIII. 12 zwar ein Claudier heißt, und also das illustri sanguine dadurch erklärt wäre, so wird doch ebendaselbst von ihm gesagt, sein Vater sey ein Freygelassener des Kaisers gewesen. Freylich war er ein Vertrauter des Nero (XV. 50), und stirbt unter den Mitverschwornen des Piso männlich (XV. 70); aber es ist doch nicht abzusehen, warum seine im nächsten Jahre erfolgte Hinrichtung, da so viele angesehene Männer in Folge jener Verschwörung umkamen, vorzugsweise als Sühnopfer der durch den Cometen angedrohten Strafgerichte erwähnt seyn sollte. Auch vergleiche man noch die von Walther im Nachtrage (p. 463) angeführte Vertheidigung der Vulgata von Baumgarten-Crusius zum Sueton (Nero, cap. 36), welcher aus Plinius H. N. II. 25 (23) erweiset, daß um diese Zeit die Erscheinung von Cometen häufig war.

In Betreff dieser Verschwörungsgeschichte (XV. 48 sqq.) ist zuvörderst zu den Worten (Cap. 48): Caium Pisonem. Is Calpurnio genere ortus, nachzulesen Haverkamp zum Thesaurus Morell. p. 51. 61 sqq. u. p. 529 sqq.; sodann zu Cap. 49: Lucanum propriae causae accendebant, quod famam carminum ejus premebat Nero prohibueratque *ostentare* vanus adsimulatione. Dieses ostentare ist nichts anders als das griechische ἐπιδείξασθαι, nämlich die Gedichte in einer größeren oder kleineren Versammlung vorlesen, und dann auch öffentlich bekannt machen. Ueber den Dichter Lucan vgl. man J. Fr. Gronov zu Statii Silvv. I. p. 207. ed. Hand,, und über den gleichfolgenden Quintilianus, Quinctianus oder Quintilianus, wie die Lesart variirt, Waldings Praefat. ad Quintilian p. XXIII sq. Woraus sich ergibt, daß die Schreibart Quintianus und Quintilianus die richtige ist. — Größere Schwierigkeit bietet die Stelle im funfzigsten Capitel. — Die Verschwornen berathschlagen über die Art, wie sie den Nero ermorden wollen: — et cepisse impetum Subrius Flavius ferebatur in scena canentem Neronem adgrediendi, aut cum *ardente domo* per noctem huc illuc cursaret incustoditus. Walther vertheidigt mit Huet und Brotier die Vulgata; aber dazu scheint das incustoditus nicht zu passen. Dankenswerth sind daher die Verbesserungsvorschläge,

worunter einige sehr scharfsinnige sind. Unter diesen Umständen sey es mir vergönnt, auch meine Ansicht mitzutheilen. Ich vergleiche diese Stelle mit Annall. XIII. 25: — qua Nero itinera urbis et lupanaria et deverticula veste servili in dissimulationem sui composita pererrabat, welches Suetonius in Neron. cap. 26 so ausdrückt: arrepto pileo vel galero circum vicos vagabatur. Durch eine solche Kopfbedeckung machte sich bey ähnlichen nächtlichen Ausgängen auch Messalina unkenntlich (Juvenal. Sat. VI. 120). Sed nigrum flavo crinem abscondente galero. Aehnlich schildert derselbe Dichter (Sat. VIII. 144 sq.):

— — — quo, si nocturnus adulter
tempora Santonico velas adoperta cucullo?

Wozu der Scholiast bemerkt: *cucullo*] Galero fusco et horrido *ardeliunculo*, quales sunt latrunculorum (p. 326 sq. mit Cramers Anmerkung). Denn in der That, von Nero könnte man nicht bloß dieser Kopfbedeckung wegen, sondern auch wegen seiner Nachtschwärmereyen sagen, was Martial (II. Epigr. 7. vs. 8) einem gewissen Attalus sagt: magnus es ardelio. Diese Art Leute, wie sie sich bey Tag und bey Nacht in Rom umtrieben, beschreibt Phädrus (II. Fab. 5): Est *ardelionum* quaedam Romae natio Trepide *concursans* occupata in otio etc Wenn wir nun in unserer Stelle lesen, wie Flavius den Verschwornen einen zweyten Vorschlag macht, den Nero bey einem solchen nächtlichen Herumlaufen (aut cum per noctem huc illuc *cursaret)* zu überfallen, und wenn wir erwägen, wie oft *domo* und *modo* mit einander verwechselt wird —; so dächte ich, müßte uns der Gedanke von selbst kommen zu corrigiren: aut cum *ardelionum modo* per noctem huc illuc cursaret incustoditus. Sie wollten ihn überfallen, wenn er nach Art jener leichtfertigen geschäftigen Müßiggänger Nachts sich ohne Wache bald hier bald dort herumtreibe. Davon ist auch die Rede in der Stelle Annall. XVI. 20: Ambigenti Neroni, quonam modo *noctium suarum ingenia* notescerent. Daran dachte auch ein anderer Philolog, wenn er unserer Stelle durch eine andere Conjectur zu helfen suchte. Da diese Conjectur den neueren Editoren des Tacitus unbekannt geblieben, so will ich sie zum Schlusse hier anführen: Conz schlug nämlich (im Museum für griech. und römische Literatur II. S. 169) vor, die Worte ardente domo zu verändern in *ardens homo*; wenn Nero in glühender Brunst u. s. w. mit Bezug auf seine nächtliche Ausschweifungen. — Cap. 51: Ergo Epicharis *plura* et omnia scelera Principis orditur. Wer an dem unlogischen *plura et omnia* in dieser Form oder in diesem Oxymoron anstößt, und wer die Situa-

tion erwägt, worin sich diese Epicharis dem Offizier der Flotte Volusius gegenüber befindet, und wie ihr jetzt, da sie sich für das Gelingen der Verschwörung warm interessirt, bey den Aeußerungen des Offiziers das Herz aufgeht, und wie Frauen in solchen entscheidenden Augenblicken die Thränen nicht sparen, wird mir vielleicht beystimmen, wenn ich vermuthe, Ergo Epicharis *plorat*, et omnia scelera Principis orditur. — Zu Cap. 52, von dem ungeheuren Luxus des Nero, vergleiche man jetzt Jo. Laurent. Lydus de magistratt. Romm. III. 45. p. 231. — Cap. 54: ut plerique tradidere de consequentibus. Früher war ich geneigt, mit N. Heinsius die beyden letzten Worte für ein Glossem zu halten. Nachher fiel mir ein, man könne an *consequentia* im Neutrum, an begleitende und nachfolgende Umstände, denken, und diese Erklärung gibt jetzt Walther, und entwickelt sie sehr gut. Aber gleich darauf: Etenim uxoris quoque consilium adsumpserat *muliebre ac deterius*, halte ich die drey letzten Worte noch für ein Glossem.

Hiermit glaube ich denn die Verdienste der neuesten Herausgeber des Tacitus gebührend gewürdigt, aber auch angedeutet zu haben, daß für Kritik und Auslegung der Werke dieses großen Schriftstellers, besonders der Annalen, künftigen Bearbeitern noch Manches zu thun übrig bleibt.

Heidelberg. Creuzer.

Art. VIII. Bilancia politica del globo, ossia Quadro geografico-statistico della terra. Di Adriano *Balbi*. Padova C. Ant. Zambeccari 1833.

Das vorliegende Werk eines unserer ausgezeichnetsten Geographen ist die Frucht von nahe dreyßigjährigen Bemühungen, in welchen sich, in wahrhaft seltenem Grade, Talent und Fleiß bey einem einzigen Manne vereinigten, um eine Wissenschaft, die bisher, der Verbindung der vorzüglichsten Geographen und Statistiker Europas ungeachtet, sich kaum aus dem Zustande ihrer Kindheit erheben konnte, schnell und glücklich ihrem kräftigen männlichen Alter entgegen zu führen. Es ist in der That auffallend, daß in einer Zeit, in welcher beynahe alle Wissenschaften so fröhlich gediehen und so bedeutend sich erweiterten, diese beyden, wenigstens viele einzelne Theile derselben, in ihrer früheren Stagnation verblieben, ohne an der regen Bewegung aller andern Theil zu nehmen. Zwar sind, in der Geographie besonders, viele und große neue Entdeckungen gemacht, ältere berichtigt und erweitert worden: allein diese bilden nur, wenn wir so sagen dürfen, die Materialien der Wissenschaft, nicht sie selbst. Diese

letzte, das eigentliche System der Geographie, ist seit mehreren Jahrzehnten nur wenig, und das der Statistik beynahe gar nicht vorwärts geschritten, so viel auch in dieser Zeit darüber geschrieben wurde, ja vielleicht eben, weil so viel darüber geschrieben wurde. Der Verf. des gegenwärtigen Werkes findet selbst an mehr als einem Orte desselben Gelegenheit, darüber Klage zu führen, und er erklärt unumwunden, daß in diesen beyden sogenannten Wissenschaften Unordnung, Verwirrung und Anarchie in einem Grade vorherrschen, wie man es in unseren Tagen nicht leicht mehr in einer andern finden wird. Er sucht die Ursache davon in der Nachläßigkeit, mit welcher unsere geographischen und statistischen Compilationen gewöhnlich geschrieben werden, in den wenigen Kenntnissen und Vorarbeiten, welche die meisten Schriftsteller dieses Zweiges zu ihren Arbeiten bringen, deren einer nur den andern zu copiren pflegt, ohne sich um die Richtigkeit der, von ihren Vorgängern mitgetheilten Nachrichten zu bekümmern, ohne auch nur den Unterschied, den Zeit und Ort hervorbringen, zu berücksichtigen, und vor allem, ohne sich um kritische Prüfung und um Autopsie zu bemühen, die doch allein der chaotischen Verwirrung, in welche diese Wissenschaften gerathen sind, ein Ende machen können.

Ohne Zweifel lassen sich noch einige andere, nicht minder treffende Gründe dieses Zurückbleibens, besonders bey der Statistik, angeben, die aber, da sie nicht bey den Schriftstellern gesucht werden kann, noch schwerer als jene zu beseitigen seyn werden. Aber das Uebel ist einmal da, und es fragt sich vor allem andern darum, wie man demselben, wenigstens so viel als jetzt gerade möglich, steuern soll.

Drey berühmte Statistiker, die alle im Jahre 1827 geschrieben haben, gaben die Bevölkerung Frankreichs, der eine zu 30,750,000, der zweyte zu 30,465,291 und der dritte zu 31,845,428 Menschen an. Welche von diesen drey Angaben, die über 1,380,000 verschieden sind, ist nun die wahre? Man sollte glauben, die beyden letzten seyen mit der äußersten Genauigkeit bestimmt worden, da sie sogar noch die einzelnen Einheiten angeben. Aber sie sind beyde falsch, und die Affectation einer so weit getriebenen Präcision bey der Bevölkerung eines ganzen großen Landes ist nur lächerlich. Unser Verf. hat anderswo die Population Portugals, welches Land er selbst längere Zeit bewohnte, für das J. 1822 auf 3,173,000 gegeben. Er belegte diese seine Angabe mit den besten Gründen, da ihm die Archive dieses Landes offen standen. Demungeachtet haben sie zwey, sonst sehr schätzenswerthe Schriftsteller im Jahre 1827 ohne alle weiteren Gründe, der eine zu

3,680,000 und der andere zu 3,683,400 angegeben. Die Mißgriffe dieser Herren, die sich so großer Genauigkeit rühmen, die von ihrer Mühe, ihren Hülfsmitteln, ihrer Bekanntschaft mit den Quellen u. s. so viel zu rühmen wissen, gehen oft weiter, als man von den ersten Anfängern in diesen Wissenschaften erwarten sollte. Der eine gibt der einzigen Stadt Boston die Ein- und Ausfuhr, die dem Ganzen der vereinigten Staaten angehört; der andere verwechselt das Mouvement des Hafens von Liverpool mit seiner ganzen kaufmännischen Marine, und setzt die letzte auf 1,180,914 Tonnen an, was neunmal zu groß für diesen Hafen und noch doppelt größer, als die ganze kaufmännische Marine des vereinten Königreichs ist; der dritte bringt eine vergleichende Tabelle der verschiedenen Länderflächen, die, wie er sagt, in deutschen Meilen, 15 auf den Grad des Aequators, angegeben ist, während sich darunter mehrere befinden, die er unverändert aus Schriftstellern nahm, die 60 Meilen auf den Grad gerechnet haben, wodurch z. B. China in seiner Tafel eine Oberfläche erhalten hat, die größer ist, als das gesammte Festland der ganzen Erde. Man sieht aus diesen wenigen Beyspielen, die sich gar leicht noch mit vielen andern vermehren ließen, mit welcher Nachläßigkeit hier öfters verfahren wird, welche Verwirrung da herrschen muß, und wie viel noch zu thun ist, um der Ordnung und Wahrheit Eingang zu verschaffen.

Der Verfasser schickt dem Ganzen eine Einleitung von nicht weniger als 208 Seiten in acht Capiteln voraus, in welchen er folgende Gegenstände abhandelt. I. Von der Eintheilung der Erde im Großen, der Oberfläche und der Bevölkerung der sogenannten fünf Welttheile. II. Von dem Vertrauen, welches die in seinem Werke aufgeführten Angaben verdienen. III. Von den Schwierigkeiten, denen die Bestimmungen der Volkszahlen ausgesetzt sind. IV. Von den verschiedenen Eintheilungen des menschlichen Geschlechts. V. Von der ethnographischen und linguistischen Eintheilung der Bewohner verschiedener Länder. VI. Von der Eintheilung derselben nach ihren Religionen. VII. Verschiedenheit der Staaten und Regierungsformen. VIII. Bemerkungen über die Mißbräuche in der Orthographie der eigenen Namen in der Geographie.

Nach diesen Vorbereitungen folgt die eigentliche Bilancia del Globo, und zwar Europa im Allgemeinen in 6 Seiten, Westeuropa in 27, Südeuropa in 5, Nordeuropa in 2 und Osteuropa in 6 Seiten. Asien enthält 17, Africa 13, America 20 und Oceania 14 Seiten. Den Beschluß macht eine Uebersicht der Statistik der österreichischen Monarchie in 24 Seiten.

Man sieht daraus schon im Allgemeinen, wie sich der Reich-

thum der Behandlung der einzelnen Länder gegen einander verhält, so wie, daß die Einleitung 208, das Werk selbst aber nur 137 Seiten hat. Dieses Mißverhältniß wird aber durch die Masse von sehr schätzbaren Bemerkungen, welche die Einleitung enthält, mehr als aufgewogen, so wie wieder die vielen Tafeln des eigentlichen Werkes, wenn sie auch keinen großen Raum einnehmen, doch desto größere Mühe und Sorgfalt erforderten. Dicke Bände sind es überhaupt nicht, die irgend eine Wissenschaft fördern, und in der Geographie und Statistik sind eben sie bisher eine Art von Landplage gewesen, die viel üble Folgen über uns gebracht haben. Die meisten Schriftsteller dieses Faches, selbst die Anfänger nicht ausgenommen, brüsten sich mit voluminösen Werken, von welchen aber oft viele Bände zusammen an innerm Werthe und an der darauf verwendeten Mühe manche Tafel nicht aufzuwiegen im Stande sind, die nur eine Octavseite einnimmt, und als eine wahre Bereicherung der Wissenschaft betrachtet werden kann, während jene Bibliotheken von unnützem Geschreibe schon wenige Jahre nach ihrer Erscheinung der verdienten Vergessenheit übergeben werden.

Bey Unternehmungen dieser Art kömmt nur gleich alles auf die Verläßlichkeit der verschiedenen Angaben an, welche in dem Werke aufgeführt werden. Der Verf. bemüht sich, darüber in den drey ersten Kapiteln seiner Einleitung den Lesern Rechenschaft zu geben. Er führt zuerst an, daß er sich seit mehr als fünf und zwanzig Jahren ausschließend mit dem Gegenstande beschäftiget habe. Jedermann darf sich, nicht seines Talentes, aber wohl seines Fleißes rühmen, denn das erste ist ein Geschenk des Himmels, das ihm eben so gut gegeben als zurückgehalten werden könnte: der letzte aber ist Eigenthum, selbst und oft mühsam genug erworbenes Eigenthum, und wenn in mancher andern Kunst oder Wissenschaft das erste weit vor dem zweyten steht, so ist doch hier, wo die Arbeit des Sammelns und Vergleichens, wo das Durchlaufen ganzer Bibliotheken und die kritische Sichtung so vieler Zeitschriften, Reisebeschreibungen u. dgl. erfordert wird, der Fleiß ein so nothwendiges, so unentbehrliches Ingrediens zu jedem Werke, das auf Vorzug Anspruch machen soll, daß man nicht anstehen darf, ihm den Rang vor jeder andern Eigenschaft zuzugestehen, wenn er anders, wie es hier in der That geschieht, mit Umsicht und Verstand gepaart erscheint.

Was die Quellen betrifft, aus welchen der Verf. geschöpft hat, so sind es nicht sowohl wieder Bücher, deren Autorität man dahin gestellt seyn läßt, sondern, wo es nur seyn konnte, eigentliche Documente und öffentliche, beglaubigte Angaben. Die bisher so oft entstellte Oberfläche der Länder suchte er durch eigene

Messung aus den besten Karten abzuleiten, worin ihm auch der Astronom Nicollet und der Geograph Brué behülflich war. Man wird oft genug nicht unbeträchtliche Unterschiede der Angaben des Verfassers von denen seiner Vorgänger finden; aber immer wird man, wie er mit Vertrauen hinzusetzen zu können glaubt, die seinigen bewährt oder doch der Wahrheit näher finden. Einer unserer ersten Geographen, Malte-Brun, den der Tod viel zu früh der Wissenschaft geraubt hat, drückte mehr als einmal öffentlich das Vertrauen aus, welches er in die Resultate der Untersuchungen unseres Verf.'s zu legen gewohnt war. So sehr war es dem letztern um das Beste, was der Mensch erreichen kann, um Wahrheit, zu thun, daß er oft ganze Partien nur oberflächlich berührt oder gar nicht angegeben hat, wenn ihm verläßliche Nachrichten darüber fehlten, und weit entfernt, sein Werk durch falschen, bloß an seiner Oberfläche schimmernden Reichthum zu schmücken, entzog er ihm oft sogar wesentliche Vortheile, wenn er durch Verhältnisse nicht in den Stand gesetzt war, ihnen diejenige Vollkommenheit zu geben, die seine übrigen Angaben auszeichnen. Endlich muß noch bemerkt werden, daß ein langjähriger Aufenthalt in der Hauptstadt Frankreichs und die nähere Bekanntschaft so vieler ausgezeichneter Geographen und Statistiker, so wie die Liberalität, mit welcher ihm die Privat- und Staatsbibliotheken, Sammlungen und Archive geöffnet wurden, ihm Vortheile sicherten, deren sich vielleicht nur wenige im gleichen Maße zu rühmen haben werden.

Uebrigens ist das gegenwärtige Werk nicht sowohl als ein bisher unbekanntes, sondern gleichsam als eine neue Auflage oder als eine völlige Umarbeitung eines älteren zu betrachten, das unser Verf. bereits i. J. 1828 unter dem Titel: Balance politique du Globe, in Paris herausgegeben hat. Dieses frühere Werk hat bereits öffentliche Anerkennung gefunden, und wurde bald nach seiner Erscheinung in mehrere Sprachen übersetzt, in die englische zu Edinburgh, London und Boston, in die deutsche zu Stuttgart, in die spanische zu Madrid, in die russische zu Petersburg und in die italienische zu Mailand, Bologna und Venedig, nebst zahllosen Auszügen, die davon in die englischen und americanischen Zeitschriften übergegangen sind. — Die gegenwärtige Bearbeitung dieses Gegenstandes bezieht sich in ihren Angaben im Mittel auf das Jahr 1826. Mit Recht sagt der Verf., daß die wiederholte Aufnahme und die periodische Umarbeitung eines solchen Werkes, wenn es selbst mit der Zeit fortgehen will, nicht nur zweckmäßig, sondern selbst nothwendig ist, da es nicht leicht einen Gegenstand gibt, der so vielen und schnellen Aenderungen unterworfen ist, als die politische Geographie.

Außer den Veränderungen, welche Kriege, Umwälzungen und Transactionen auf Völker und Länder äußern, ist auch noch das im Frieden gewöhnlich am fröhlichsten vorschreitende Verhältniß der Population, der Industrie und der Gesittung, ist die Masse von jährlich anwachsenden Nachrichten und Entdeckungen der Reisenden und so manche andere Quelle zu beachten, die wesentliche Aenderungen in dem Gegenstande, also auch in der Beschreibung desselben heraufführt. Der Verf. glaubt, sie alle drey oder fünf Jahre periodisch vornehmen zu können, wenn ihm einmal Zeit und Gelegenheit dazu gegeben wird. Als Vorarbeit dazu und um auch die Gegenwart nicht unbenützt zu lassen, gedenkt er von nun an mit jedem Jahre einen statistischen Almanach herauszugeben, in welchen er auch den Fortgang einzelner Wissenschaften und was in der Zwischenzeit für sie geschehen ist, mit aufzunehmen gedenkt.

Daß der Verf. bey den Angaben der Bevölkerung und des Flächeninhalts der Länder die Einheiten der Maße übergangen, und alles nur in sogenannten runden Zahlen angegeben hat, wird jeder lobenswerth finden, der weiß, wie schwer es ist, diese Zahlen bey den meisten Ländern auch nur in den dritten Stellen von der Rechten mit einiger Sicherheit anzugeben, und daß die bloß affectirte Genauigkeit mancher anderer geographischer Schriftsteller ohne allen Grund ist. Die Meilen, deren sich der Verfasser bedient, sind die sogenannten italienischen, deren 60 auf einen Grad des Aequators gehen, und die daher dem vierten Theile unserer deutschen oder sogenannten geographischen Meilen gleich sind. Die Namen der jetzt regierenden Monarchen in China, Japan und Annam endlich hat er nicht angegeben, weil dieselben, einer althergebrachten Sitte gemäß, während dem Leben des Monarchen sorgfältig geheim gehalten werden. An die Stelle dieser Namen wird der Ehrentitel gesetzt, den diese Beherrscher selbst der Periode ihrer Regierung geben. So heißt z. B. die Zeit des jetzt regierenden Kaisers in China Taokuang, d. h. Glanz der Gerechtigkeit, und die in Annam heißt Minming, d. h. erhabene Bestimmung.

Dem Ganzen wird eine Art von allgemeiner Uebersicht, oder, wenn man lieber will, eine allgemeine Betrachtung vorausgeschickt, die vorzüglich bestimmt ist, den Lesern den Nutzen und die Anwendung der, in dem Werke selbst enthaltenen Angaben deutlicher zu machen. Wir wollen hier nur einige derselben kurz erwähnen.

Wenn man die Angaben der Oberfläche und Bevölkerung der verschiedenen Gegenden der Erde unter einander vergleicht, so

sieht man, daß unter allen fünf Welttheilen Asien die größte Ausdehnung und auch die größte absolute Bevölkerung hat, und daß Europa, obschon es viermal kleiner ist, doch nahe halb so viel Bewohner zählt, als Asien, und überhaupt unter allen Theilen der Erde am besten bewohnt ist, und daß endlich Amerika, obschon an Flächeninhalt wenig kleiner als Asien, nicht einmal so viel Bewohner enthält, als Oesterreich und das Königreich von Neapel zusammen genommen.

In Beziehung auf Ausdehnung enthält Rußland, als das größte Reich der Erde, mehr als den siebenten Theil der ganzen eigentlichen Erdfläche; nach ihm folgt in abnehmender Reihe England mit all seinen Besitzungen, dann China und endlich Brasilien. Wollte man aber die verschiedenen Länder nach dem Zustande ihrer absoluten Bevölkerung ordnen, so würde China den ersten Rang einnehmen, und nach ihm in absteigender Progression folgen England, Rußland, Frankreich, Oesterreich u. s. In Beziehung auf relative Bevölkerung aber würde die Reihenfolge diese seyn: Oesterreich, Frankreich, China, England, Rußland u. s. Wollte man aber in der letzten Beziehung auch auf die kleineren Staaten Europas oder auf einzelne Abtheilungen der größeren Rücksicht nehmen, so würden dadurch die meisten der eben genannten Länder hinter jenen sehr zurückstehen. Die folgende kleine Tafel ist ein kurzer Auszug aus einer größern, welche der Verf. S. 339 ff. seines Werkes für die relative Bevölkerung verschiedener Länder gibt, und die in ihr enthaltenen Zahlen bezeichnen die Menge Menschen, die in diesen Ländern auf der Oberfläche einer jeden (ital.) Quadratmeile, d. h. also auf dem sechzehnten Theile einer geogr. Quadratmeile leben.

Oesterreich im Allgemeinen	165
Lomb. venet. Königreich	311
Mähren und Schlesien	256
Böhmen	243
England	295
Schottland	89
Irland	296
Preußen	155
Galizien	173
Erzherzogthum Oesterr.	177
Ungern	141
Rußland	10
Schweden	22
Sardinien	205
Kirchenstaat	200

Frankreich	208
Holland	262
Belgien	453
China	42
Bengalen, engl.	345
Verein. Staaten v. Nordam.	7

In Beziehung auf die Staatseinkünfte steht die Reihe wie folgt: England, Frankreich, China, Oesterreich, Rußland u. f. In Rücksicht auf die Anzahl der größeren Städte, die jedes Land enthält, ist Großbritannien (England und Schottland) weit vor Frankreich voraus. Jenes hat 16,253,700 Einwohner und über 70 Städte, deren Bevölkerung 15,000 Seelen überschreitet: dieses hat 32,561,500 Einwohner und kaum 60 solcher Städte; jenes hat eine Stadt von mehr als einer Million Einwohner, zwey von 200,000, sechs von 180,000 u. f., während dieses nur eine einzige Stadt von 900,000, drey von 120,000, zwey von 83,000 u. f. hat. Oesterreich, mit Schweden verglichen, gibt nicht minder auffallende Resultate. Von den beyden Hauptstädten dieser Monarchien enthält Stockholm nur den vierten Theil der Bewohner Wiens, und jene steht selbst unter Mailand, Prag und Venedig. Gothenburg, die zweyte Hauptstadt Schwedens, wird von 17 Provinzialstädten Oesterreichs an Bevölkerung übertroffen u. f. w.

Nach diesen Vorbereitungen gehen wir nun mit dem Verfasser zu dem Inhalt der einzelnen Capitel seines Werkes über, die wir hier kurz anzeigen, um den Lesern einen Begriff von dem Reichthume des Buches zu geben.

Das erste Capitel handelt, wie wir bereits erwähnt haben, von den verschiedenen bisher vorgeschlagenen Eintheilungen der Oberfläche der Erde. Es werden hier die Eintheilungen der Alten erwähnt, die nur drey Welttheile kannten, Europa, Asia und Africa; dann die spätern Vorschläge von Ortelius, Mercator, Varennio, de Brosse (der die sonderbaren Benennungen Australia, Polynesia und Magellania einführte, die sich so lange in unserer Geographie erhalten haben). Nach ihnen kommen die Neueren, Mentelle, Malte-Brun, Gaspari, Fabri u. f., deren jeder seine eigenen Vorschläge machte, wodurch denn, wie gewöhnlich, die Sache immer mehr verwirrt wurde. Ueber die drey sogenannten alten und den einen neuen Welttheil (Amerika) kamen wohl die meisten überein, aber der fünfte (einige nahmen noch einen sechsten auf) wurde von jedem anders genannt. Gråberg nannte den letzten Polynesia; Gaspari und Hassel Australia; die englischen

Geographen Australasia u. s. Der Verf. glaubt bey der Benennung Oceania stehen zu bleiben, die schon Brué i. J. 1814 als die angemessenste bezeichnet hat. Noch weniger konnten sich diese Herren über die eigentlichen Gränzen dieser Oceania vereinigen, und sie sind eigentlich noch im Streite darüber. Sind sie doch nicht einmal über die Gränzen der alten Welttheile einig geworden. Jahrhunderte lang sah man die Wolga als die Scheidelinie Europas von Asien an, aber im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts setzte Malte-Brun den Ural und das caspische Meer zur Gränze dieser beyden Welttheile. Unser Verf. gibt dafür der langen Kette des Caucasus den Vorzug. — Zu welchem Welttheile die Inseln gezählt werden sollen, ist bey den meisten derselben ebenfalls noch nicht entschieden. Balbi setzt, ohne Zweifel mit Recht, die Regel fest, daß man jede zwischen zwey Welttheilen liegende Insel demjenigen zuzählen soll, dem sie am nächsten liegt. Aus dieser Ursache rechnet er Island zu Amerika, obgleich, wie er selbst sagt, die meisten Geographen, wo nicht alle, sie zu Europa zählen. Daß diese Insel von Dänemark abhängt, daß die Bewohner derselben nahe dieselbe Religion und dieselbe Sprache haben, wie die Bewohner Dänemarks, kann keinen Grund abgeben, sie zu Europa zu zählen, weil sonst auch die Insel Terre-neuve oder die des Cap Breton und der ganze Archipel der Antillen u. s. zu Europa gerechnet werden müßten. So lange man Amerika nicht kannte, mußte man allerdings Island und Grönland zu Europa zählen; aber dieser Grund fiel weg, wie unsere Kenntniß der Erde sich erweiterte.

Nach des Verf.s Untersuchungen, die auf Vermessungen der besten Karten gegründet sind, beträgt die Oberfläche des Festlandes aller Inseln der Erde 37,673,000 (ital.) Quadratmeilen. Da nun die Oberfläche der ganzen Erde zu 148,521,600 Q. M. angenommen wird, so folgt für das Meer 110,849,000 Q. M. Das gesammte Festland verhält sich daher zu dem Meere der ganzen Erde in seiner Oberfläche wie 3767 zu 11085, oder nahe wie 1 zu 4. Mit dieser allgemeinen Angabe stimmen die meisten Geographen noch gut genug überein. Dafür sind sie desto mehr verschieden in ihren Bestimmungen der einzelnen Länder. So hat man, um nur ein Beyspiel anzuführen, den Flächeninhalt von Portugal

nach	Templemon	2290 Q. M.
	Crome	1934
	Antillon	1932
	Soares de Barros	1896
	Büsching	1845

nach Ebeling 1656 Q. M.
Balbi 1722
Mannert 1740

Die Differenzen gehen, wie man sieht, bis nahe auf den dritten Theil des Ganzen, und dieselben Verschiedenheiten findet man auch bey den meisten andern Ländern.

Was nun die Bevölkerung dieser Länder betrifft, so theilt sie unser Verfasser sehr zweckmäßig in zwey Klassen, in deren erste er alle diejenigen Länder aufnimmt, wo die bekannten Mittel, die Bevölkerung zu bestimmen, angewendet und zugänglich sind. Dahin rechnet er ganz Europa, mit Ausnahme der Türkey; Amerika, mit Ausnahme der von den Wilden bewohnten Gegenden; China, und endlich viele andere außereuropäische, aber von Europäern beherrschte Länder. Die zweyte Klasse versteht sich, durch die Erklärung der ersten, von selbst. Wo, von den letzten, die Bewohner des Landes noch auf der untersten Stufe der Kultur, von Jagd und Fischfang leben, sind im Durchschnitte auf demselben Flächenraum 15 oder 20 Mal weniger Menschen, als dort, wo Hirtenvölker nomadisiren. Und die Länder der Hirten, wie die Kaffern, die Beduinen, die Kalmucken und Mongolen, sind wieder 25 bis 30 Mal karger bewohnt, als die, wo Ackerbau getrieben wird. Wo endlich große Städte sich erheben, Handel und Fabriken blühen, da hat die Bevölkerung keine anderen Gränzen, als die, welche die Natur selbst gesetzt hat.

Unter den Mitteln, bey den Ländern der zweyten Klasse die Anzahl der Einwohner einigermaßen wenigstens zu bestimmen, zählt der Verfasser die Consumtion des Salzes und des Tabaks in Europa und den Verbrauch des Opiums im Orient, so wie den des Steinöls bey den Birmanen auf. Der General Andreossi suchte die Bevölkerung Constantinopels (ohne Scutari) aus dem täglichen Verbrauche des Wassers zu bestimmen, und fand auf diesem Wege 597,600 für die Zahl der Einwohner dieser Stadt. Später versuchte er denselben Zweck durch die Consumtion des Brotes zu erreichen, und fand 630,000, nicht beträchtlich von jener verschieden.

Der Verf. zählt S. 13 eine ganze Reihe von Angaben über die Anzahl der Bewohner der ganzen Erde auf. Daß sie unter einander nicht übereinstimmen, und daß eigentlich keiner von unsern bisherigen Geographen etwas Bestimmtes und Verläßliches über diesen Gegenstand sagen kann, ist wohl für sich klar. Genug, diese Angaben variiren von 60 bis 4000 Millionen. So hat Linnée die Anzahl aller Thierspecies der Erde zu 3950, und

die der Pflanzen zu 8000 angegeben, während die neuern Naturforscher für jene Zahl 100,000 und für diese 80,000 setzen, ohne Zweifel, weil die Naturgeschichte seit Linnée sehr große Fortschritte gemacht hat. Wie weit mag sie wohl noch von der durch Menschen erreichbaren Gränze entfernt seyn?

Aber wenn es nun auch unmöglich ist, die Bevölkerung der ganzen Erde anzugeben, mit der von Europa werden wir doch wohl im Reinen seyn? — Wir wollen sehen.

Cannabich gibt für diese Bevölkerung Europas 178 Millionen, Humboldt 195, Letronne und Stein 200, Malte-Brun 205, Hassel 214, Denaix 217, Balbi 228 und Zedlitz 237 Millionen. Man wähle!

Was nun Asien betrifft, so ist die Angabe der Bevölkerung dieses Welttheils, mit den Worten unseres Verf.'s zu reden, un problema che non si è potuto ancora risolvere in un modo soddisfacente, ed è assai probabile, che passeranno ancora molti anni prima che lo sia. Auch variiren die von ihm nach den vorzüglichsten Schriftstellern angeführten Angaben von 240 bis 650 Millionen. In Afrika und Amerika geht es noch schlechter. Für Afrika sind die Gränzen dieser Angaben 30 und 300 Millionen, und für Amerika 13 bis 400 Millionen. Man muß sich nur wundern, daß es mit Oceania nicht noch trauriger steht, denn hier sind die Gränzen nur 1 und 8 Millionen. Wäre es nicht besser, einstweilen ganz von Dingen zu schweigen, von denen wir allein mit Sicherheit wissen, daß wir nichts davon wissen. Wer hat je die Kalmucken in ihren Steppen oder die Wilden an dem Amazonenfluß, oder die Horden gezählt, die sich in der Mitte Afrika's herumtreiben. Könnten wir nicht ganz eben so gut, oder vielmehr eben so schlecht, die Anzahl der Bewohner der beyden Pole oder die Menge der Wallfische aufzählen, die sich in den Eismeeren herumtummeln. Und was sollen wir mit Erzählungen, die schon a priori keinen Glauben verdienen, und die als bloße Mährchen in die Spinnstuben verwiesen werden müssen.

In dem zweyten Kapitel sind die Grade der Wahrscheinlichkeit angegeben, welche die in dem Werke mitgetheilten Nachrichten dem Verf. selbst zu verdienen scheinen. Der Inhalt desselben ist gleichsam als ein Résumé général der Grundsätze zu betrachten, auf welche die gegenwärtige Statistik des Verf.'s, als auf ihrer eigentlichen Basis, errichtet ist. Er setzt hier die Prinzipien aus einander, von welchen er sich leiten ließ bey der Bestimmung des Flächeninhalts, der absoluten sowohl als der relativen Bevölkerung, der Einnahmen und Ausgaben, der Land- und Seemacht, in den verschiedenen Staaten, wobey die Quellen angege-

ben werden, aus welchen er geschöpft hat. Daß dadurch der Werth des Ganzen sehr erhöht wird, daß dieses Verfahren von allen Schriftstellern in diesem Fache nachgeahmt werden soll, und daß endlich dieses Kapitel hier keiner näheren Angabe fähig ist, darf kaum ausdrücklich erinnert werden.

Im dritten Kapitel sucht er die Anzahl der Einwohner der vorzüglichsten Städte zu bestimmen. Diese Arbeit scheint uns, in der Ausdehnung und mit dem kritischen Fleiße besorgt, wie sie hier vor uns liegt, ganz neu zu seyn; wenigstens wüßten wir ihr nichts ähnliches an die Seite zu setzen; denn die sich darbietenden Schwierigkeiten zu besiegen, mußten Jahre lange Sammlungen und Sichtungen vorausgehen. Um nicht wieder, wie es schon so oft geschehen, Wahres mit Falschem, Gewisses mit Unverläßlichem unter einander zu mengen, werden die Städte, deren Population angegeben wird, in zwey Klassen getheilt. In die erste Klasse kommen alle diejenigen, in welcher bestimmte Zählungen vorgenommen und von Zeit zu Zeit wiederholt werden. Da der Verf. hier, wie überall, mit kritischen, gern in das Polemische spielenden Augen seine Gegenstände betrachtet, so gibt er zuerst die Abwege an, auf welche seine Vorgänger verfallen sind. Viele derselben unterscheiden nicht genau, ob die Population, welche sie einer größern Stadt geben, sich bloß auf die Wohnungen innerhalb den Mauern dieser Stadt, oder auch auf diejenigen bezieht, die in den umliegenden Landhäusern und Dörfern sich befinden. Aus dieser Quelle entspringen größtentheils die oft sehr großen Unterschiede, die man bey den Angaben der Population dieser Städte in den verschiedenen Schriftstellern findet. Gewöhnlich beziehen sich ihre Angaben auf die geistlichen Sprengel, auf die Weichbilder dieser Städte, da sie aus den Tauf- und Kirchenbüchern geschöpft sind. Allein diese Bücher beziehen sich eben auf jene Umgegenden der Städte, und in einigen Ländern, wie in Schweden und Norwegen, auf viele Meilen von den Städten. Als ein specielles Beyspiel stellt er Padua auf. Nach der Zählung des Jahres 1810 enthielt die eigentliche Stadt, inner den Mauern, 31,174 Einwohner. Die nächsten Umgebungen, die sogenannten Vorstädte oder das Banlieue, wie es die Franzosen nennen, zählt 12,177. Endlich gibt es noch neun Communi, die zusammen den Canton von Padua bilden, und 17,633 Einwohner enthalten. Hier hat man also drey Angaben für die Population von Padua, deren die erste 31,174, die zweyte 43,351 und die dritte 60,984 aufführt. Wien enthielt im J. 1824 eine Anzahl von 289,598 Bewohnern, ohne Militär, von denen 49,550 in der eigentlich sogenannten

Stadt, und die andern 240,048 in den 34 Vorstädten dieser Hauptstadt wohnen, mit inbegriffen die fünf nahe liegenden Orte Herrnals, Neulerchenfeld, Währing, Fünfhaus und Simmering. Die Population dieser fünf letzten Orte betrug 15,806. Die englischen Geographen geben die Bevölkerung Londons nach der letzten Zählung zu 1,624,034 an; aber dabey rechnen sie zu London nicht bloß die großen Vorstädte, sondern auch noch alle Pfarrbezirke, die zu Westminster und Southwark gehören. Allein die ganze Grafschaft Middlesex, in der London liegt, hat nicht mehr als 1,358,200 Einwohner u. s. w., mit einer großen Anzahl anderer Städte. — Eben so wenig genau sind die meisten Geographen bey ihren Angaben der Bevölkerung in Beziehung auf das Militär, das bald mitgenommen, bald ausgelassen wird, ohne daß es ihnen der Mühe werth scheint, die Sache näher anzuzeigen. Petersburg z. B. enthielt im J. 1813 mehr als 285,400 Einwohner, unter welchen 55,056 Soldaten. Im Jahre 1823 hatte Moskau 246,545 Einwohner mit 22,194 Soldaten. Nach Rohrer hatte im J. 1826 Wien 20,000 Soldaten bey einer Totalbevölkerung von 300,000. Im Jahre 1717 zählte Paris 713,966 Einwohner, und darunter 17,073 vom Soldatenstande. Berlin hatte im J. 1826 wohl 199,776 bürgerliche Einwohner und 16,461 Soldaten. Eben so wenig wird gewöhnlich Rücksicht genommen auf den Hof und seine Begleitung, auf die Adelichen, die Geistlichen, auf die Juden, die Studenten und endlich auf die Gefangenen einer jeden Stadt, die bald zur Bevölkerung hinzugezogen, bald wieder von ihr ausgenommen werden, wodurch unendliche Verwirrungen entstehen. Nur zu oft wird nicht einmal das Jahr angezeigt, auf welches sich die Angabe bezieht, so sehr auch in manchen Städten die Bevölkerung mit der Zeit, oft schon in einer sehr kurzen Zeit, zu wechseln pflegt. Von allen diesen Unvollkommenheiten werden hier oft sehr treffende Beyspiele angeführt, und darauf gedrungen, sich künftig von ihnen frey zu machen.

(Der Schluß folgt.)

Art. IX. Nachtrag (zu S. 178 der Fragmenta theotisca).

Ein zu dem XXV. Blatte, welches den Anfang der Homilie des h. Augustinus enthält, gehöriger schmaler Pergamentstreifen, welcher zufällig übersehen wurde, setzt uns in Stand, die authentische Lesung wie folgt zu erweitern:

XXV.

1. HEAR SA.... FONA GOTSPELLE, *HUUEO* XPS
2. OBA SE*AZ* UUAZARUM GEN*C*
3. ENTI FON*A* APOSTOLE PETRE
4. Diz go*tſp*el daz nu niuuuoſt hear *gale*ſan
5. uuar fona unſeremo truhtine *xſt h*uueo er
6. genc oba *ſeaz* uuazarum, enti fona a*poſto*le petr*e*
7. Der genc in... an plugiſonto, enti unga*laube*nto bi*ſou-*
8. ſita, enti gal*aube*nto auuar uph quam, Imman*et*
9. unſih za fo*rſtant*anne in ſeuue deſan antu*urtun* mittig*art*
10. uueſantan p*etrum* apostolum auuar chriſtanheiti *chi*rih hun *dero*
11. einun bauhn.... ſelbo petrus in dero apo*ſtolo*no
12. antreitin f..... in xpeſ minniu bataſ..... garauu....
13. Oſtlihho ein *an*tuurtit furi alle. Er *ſelbo un*ſeremo
14. truhtine ihu xſt *ei*ſcontemo, huuenan ina*n man*
15. meinitin da*z er* uuari enti miſlihhero.... ment
16. manno uua.... dea iungirun antu*urten*te
17. Auuar unſa*remo* truhtine fragentemo *enti que*dante*mo:*

Das auf S. XI der Vorrede mitgetheilte Fragment eines Predigtschlusses läßt sich mit Hülfe desselben Streifens so vervollständigen:

»um...hind odo haltameſ. D................
»truhtin g....nem ſaligom. enti du ſel... llaſan....
»gafolgeſ;....z nu filu ſprehhanneſ.......enti u....
»unmeini.... ad. so manac ſameſ ga..... ange......
»botaſcaf..... rf. enti in ira uuamba..... uſqua...
»almahti..... enti deornun ſun unſ..... truhtin....
»ſelbun. xp..... anlotan in gotlihhin ſa....pleſ uu.....
»bittente... daz diu ſun tauſi a.... rcin en...
»gnada u... unſih ſiin ſimpleſ daz ir.... enti ſa....
»mant m......e fater unſ forgebe ſo e.... gahe....
»dem inan.... ent. enti minneont e.... antaN.
»lip in ſine..... he mit imo ſamant in....lteo
...alt. AMEN.

Ein zweyter Streifen rechtfertigt dagegen sämmtliche Ergänzungen von S. XVI, mit Ausnahme von dero (Zeile 10), wo zu lesen ist: entunga uueralti. Mit Hülfe desselben Streifens läßt sich die auf S. X der Vorrede mitgetheilte lückenhafte Schlußschrift so ausfüllen:

supplementum prudentiae uestre corrigat et exornet, atque hoc preceteris a domino obtentu precis obteneat, Ut
quicquid in hoc opere maleactus forsitan delictorum contraxi abolere iubeat commerti....
illud pii sanguinis ihu xpi dni et salvatoris nostri.
id expeto depraecor ut librorum haec oblata formatio siue placens siue sit displicens aut censure
uestre stilo meliorum sui subeat palam
aut iudicii uestri debeat
puplicare sententia.

(Mitgetheilt von St. Endlicher.)

Anzeige=Blatt
für
Wissenschaft und Kunst.

Nro. LXVII.

Tagebuch der Reise der k. k. Gesandtschaft in das Hoflager des Sultans von Marokko nach Mequinez, im Jahre 1830.

Von Wilhelm Freyherrn von Pflügl, k. k. Hofrath.

Ankunft und Landung in Tanger. — Feyerlicher Einzug. — Die Consuln der fremden Mächte.

Am 26. August 1830 Abends warfen die k. k. Fregatte Medea und die Gabarre Abbondanza, welche das Gesandtschaftspersonale, die für den Sultan von Marokko bestimmten Geschenke und das Reisegeräth an Bord hatten, nach der kurzen, ruhigen Fahrt von Algesiras, auf der Rhede von Tanger die Anker. Die Ansicht der Stadt und ihrer nächsten Umgebung von der Seeseite ist ungemein ansprechend. Nördlich erhebt sich eine Anhöhe, welche das weitläufige Schloß trägt; die Mitte des Bildes füllt eine Masse niedriger Häuser der Marokkaner und Juden, von blendend weißer Farbe, aus einem Erdgeschoß und einer Terrasse bestehend, überragt von den zierlicheren und höheren Wohngebäuden der fremden Consuln, und den Thürmen einiger Moscheen. Südlich mündet sich in geringer Entfernung ein Fluß ins Meer; man gewahrt eine Reihe zerfallender Trümmer, die für Reste des alten Tanger gelten, dem Meeresstrande entlang einige Batterien; und den Halbzirkel der Bucht schließt das Cap Malabat, von dessen Höhen ein runder, befestigter Thurm schaut. Das eintönige Weiß der Häuser wird bey Annäherung fremder Kriegsschiffe durch einigen Farbenwechsel unterbrochen, denn die Consuln ziehen dann die Flagge ihrer Nation auf, während die Marokkaner von den Minarets und Batterien rothe Fähnlein wehen lassen, die sie am Freytage (dem Wochenfesttage der Mohammedaner) mit weißen vertauschen. — Bald nach unserer Ankunft vor Tanger kam der königlich dänische General-Consul, Herr Schousboe, an Bord unsrer Schiffe, um das Gesandtschaftspersonale zu begrüßen, und die nöthigen Verabredungen wegen des für den kommenden Morgen bestimmten feyerlichen Einzugs zu treffen. In gleicher Absicht fand sich der marokkanische Hafenkapitän ein, der etwas spanisch sprach, und den wir mit Thee bewirthen ließen.

Freytags den 27. August um 8 Uhr früh begrüßte die Fregatte Medea die Festung mit ein und zwanzig Kanonenschüssen, welche unverzüglich erwiedert wurden. Alles war zur Landung und zum Einzuge gerüstet und bereit; aber Tanger's Thore bleiben am Freytage während des Gottesdienstes von eilf bis ein Uhr verschlossen. Der Grund dieser Vorsicht ist eine unter den Marokkanern verbreitete Sage: Tanger werde einst von den Feinden überfallen werden, während seine Bewohner in den

Moscheen versammelt sind. Daher lagen die Strahlen der hochstehenden Sonne schon drückend auf der Bucht; als wir in fünf Booten in folgender Ordnung ans Land stiegen: den Zug eröffnete eine Abtheilung der k. k. Marine-Infanterie; in der zweyten Barke befand sich unsere Harmonie-Musikbande; die dritte nahmen die k. k. Delegaten ein; in der vierten folgten die Gesandtschafts-Cavaliere und einige Marine-Offiziere; in der letzten, welche mit der österreichischen Marine-Flagge geziert war, befand sich ein zweytes Marine-Detaschement. Beym Abstoßen der Barken begrüßte die Fregatte die k. k. Delegaten mit dreyzehn Kanonenschüssen. Bey dem ersten Donner des Geschützes strömten Tanger's Bewohner dem Landungsplatze zu. Der Gouverneur und der Mauthdirektor setzten sich in Bewegung, um uns entgegen zu kommen, während sich die Garnison, reinlicher als gewöhnlich gekleidet, in zwey Reihen vom Gestade bis zum Thore der Stadt aufstellte, und eine Abtheilung Cavallerie längs dem sandigen Meeresufer kriegerische Evolutionen machte. Zur selben Zeit hatten sich auch alle in Tanger residirenden Consuln, von deren Häusern die Flaggen ihrer Nation wehten, am Landungsplatze eingefunden. Die Terrassen der marokkanischen Häuser waren mit Weibern und Kindern bedeckt, und neugierige Blicke starrten selbst aus den Schußlöchern und Spalten der Stadtmauer den seltenen Fremden entgegen. Die dichten Rauchsäulen, welche durch die Geschützsalven unsrer Kriegsschiffe emporstiegen, entzogen Europa's Küste unsern Blicken, während ein wolkenloser Himmel und die hellleuchtende Sonne uns Africa und das merkwürdige Schauspiel, das uns am Ufer erwartete, deutlich zeigten. Als wir landeten, grüßten uns die Batterien der Stadt mit 21 Schüssen. Die Repräsentanten der fremden Mächte empfingen uns mit herzlichen Glückwünschen zu unsrer Ankunft: ihre glänzenden Uniformen, vermischt mit jenen der Ankommenden, unter denen die Standestracht österreichischer Diplomaten, der Marine-, Kürassier-, Husaren- und Infanterie-Offiziere bunt wechselten, gewährten ein prachtvolles, durch den Contrast der fremdartigen Kleidung der uns umgebenden Marokkaner gehobenes Schauspiel, welches durch den widrigen Lärm der arabischen Musik, die selbst die Trommeln unsrer Marine-Infanterie betäubend übertönte, durch den unwillkürlichen Gedanken an den Ort, der es bot, und das sonderbare Ereigniß, dem wir es verdankten, wahrhaft ergreifend wurde. Nachdem wir die Glückwünsche des Consularcorps dankbar erwiedert hatten, setzten wir uns in derselben Ordnung, in welcher wir die Schiffe verlassen hatten, in Bewegung, und näherten uns durch die aufgestellten Reihen der marokkanischen Krieger dem Thore der Stadt, wo uns der Gouverneur und der Mauthdirector stehend erwarteten und bewillkommten. Sie versicherten, der Sultan habe befohlen, uns auf die ausgezeichnetste Weise zu empfangen, und für unsere Unterkunft und unsern Unterhalt zu sorgen. Zugleich boten sie den beyden Delegaten Reitpferde an, welche reich bezäumt in der Nähe bereit standen, um den Einzug in die Stadt zu Pferde fortsetzen zu können. Das Anerbieten wurde abgelehnt, und der Marsch unter Begleitung der Consuln, unter dem Zulaufe einer zudringlichen Volksmenge und dem Donner der Kanonen fortgesetzt. Der Sultan hatte mit besonderer Aufmerksamkeit dem Gouverneur befohlen, uns das Schloß zur Wohnung einzuräumen: eine Auszeichnung, welche uns um so mehr schmeicheln durfte, als sie bisher keiner europäischen Gesandtschaft zu Theil geworden, und das Schloß nie von irgend jemand, außer dem Gouverneur oder dem Sultan, wenn letzterer nach Tanger kam, bewohnt wurde. Der Zug ging nun an der großen Moschee

vorüber, durch die Hauptgasse der Stadt dem Schlosse zu. Weiber und Kinder, auf den Terrassen, in weiße Mäntel gehüllt, hingestreckt, begrüßten uns mit eintönigem, durchdringenden Geschrey, während den ungestümen Andrang des Pöbels kräftige Stockschläge der uns begleitenden Wache abwehrten. Die Sonne brannte glühend auf uns herab, und erschwerte das Besteigen des Berges, auf welchem das zu unserer Aufnahme bestimmte Schloß stand. Wir fanden es geräumig, und seine Lage ungemein reizend; aber die Gemächer weder mit Betten, noch andern Einrichtungsstücken gehörig versehen. Besonders für die ersteren war gar nicht gesorgt, so daß später die im Schlosse einquartierten Glieder der Mission ihre Feldbetten hinaufbringen lassen mußten. Ueberhaupt bildeten einige Stühle, welche der Gouverneur von den fremden Consuln entlehnt hatte, den ganzen vorhandenen Hausrath. Aus diesem Grunde sowohl, als weil das Schloß von der Stadt entlegen und beschwerlich zu ersteigen war, zogen die Delegaten vor, ein Haus in der Stadt, das nahe am Hafen war, zu bewohnen: eine bedeutende Bequemlichkeit für sie selbst und die häufigen Besuche. Das Schloß hingegen wurde von den österreichischen Offizieren der verschiedensten Branchen und einem Detaschement Marine-Infanterie sammt der Musikbande besetzt, nachdem es wahrscheinlich seit dem 1684 erfolgten Abzuge der Engländer aus Tanger kein Europäer mit den Waffen in der Hand betreten hatte. In den seit jener Zeit nur von despotischen Herren und demüthigen Sclaven bewohnten Gängen und Gemächern des alten Gebäudes trieben sich nun glänzende Husaren- und Kürassier-Uniformen herum, versahen österreichische Krieger den inneren Wachdienst. — Vom heutigen Tage an begannen die regelmäßigen Lieferungen der marokkanischen Regierung an Fleisch, Eyern, Hühnern, Milch, Früchten und selbst Wachskerzen für die Gesandtschaft. Ueberdieß hatte der Mauthdirector ein Bewillkommungsgeschenk von Ochsen, Schafen und Orangen an Bord unsrer Schiffe gesendet.

28. August. Unbeschreiblich ist das Gefühl des Contrastes, welches den Reisenden ergreift, der aus dem gebildeten Europa nach einer Ueberfahrt von wenigen Stunden, ohne stufenweise Vorbereitung auf den ungeheuren Wechsel, das barbarische Africa betritt. Dieses Gefühl läßt sich, wie Aly Bey *) richtig bemerkt, nur einem Traume vergleichen, und nur erklären, wenn man sich recht lebhaft in die Lage des Reisenden denkt, der beym Abschiede von Europa in Gibraltar oder Cadix noch die herrlichen Gebäude, die mit Aufwand ausgestatteten öffentlichen Anstalten, die Reinlichkeit und Sicherheit der Gassen, den frohen Anblick eines wohlgekleideten, gebildeten Publicums bewundert und genießt, und nach einer Reise, die zu kurz ist, um diese Eindrücke zu schwächen oder zu verwischen, Tanger erblickt: eine verworrene Masse niederer Erdgeschosse, planlos an einander gereiht, und von schmutzigen Pfaden durchschnitten, die der Fremde nicht ohne Gefahr, von einem fanatischen Mauren beleidigt zu werden, betritt, und in denen er sich zwischen rohem, zerlumpten Gesindel durchwinden muß. Dennoch belehrten uns die ersten Tage unsers Aufenthalts, daß diese für den Europäer scheinbar ganz ungesellige Wüste ihre Oasen habe; und wenn der Contrast zwischen den letzten Städten Europa's, welche wir auf der Reise nach Marokko besuchten, und dem ersten Eindrucke von Tanger ergreifend, ja

*) In seiner in mehrfacher Hinsicht höchst ansprechenden: Voyage en Afrique et en Asie. Paris 1814.

Moscheen versammelt sind. Daher lagen die Strahlen der hochstehenden Sonne schon drückend auf der Bucht; als wir in fünf Booten in folgender Ordnung ans Land stiegen: den Zug eröffnete eine Abtheilung der k. k. Marine-Infanterie; in der zweyten Barke befand sich unsere Harmonie-Musikbande; die dritte nahmen die k. k. Delegaten ein; in der vierten folgten die Gesandtschafts-Cavaliere und einige Marine-Offiziere; in der letzten, welche mit der österreichischen Marine-Flagge geziert war, befand sich ein zweytes Marine-Detaschement. Beym Abstoßen der Barken begrüßte die Fregatte die k. k. Delegaten mit dreyzehn Kanonenschüssen. Bey dem ersten Donner des Geschützes strömten Tanger's Bewohner dem Landungsplatze zu. Der Gouverneur und der Mauthdirecktor setzten sich in Bewegung, um uns entgegen zu kommen, während sich die Garnison, reinlicher als gewöhnlich gekleidet, in zwey Reihen vom Gestade bis zum Thore der Stadt aufstellte, und eine Abtheilung Cavallerie längs dem sandigen Meeresufer kriegerische Evolutionen machte. Zur selben Zeit hatten sich auch alle in Tanger residirenden Consuln, von deren Häusern die Flaggen ihrer Nation wehten, am Landungsplatze eingefunden. Die Terrassen der marokkanischen Häuser waren mit Weibern und Kindern bedeckt, und neugierige Blicke starrten selbst aus den Schußlöchern und Spalten der Stadtmauer den seltenen Fremden entgegen. Die dichten Rauchsäulen, welche durch die Geschützsalven unsrer Kriegsschiffe emporstiegen, entzogen Europa's Küste unsern Blicken, während ein wolkenloser Himmel und die hellleuchtende Sonne uns Africa und das merkwürdige Schauspiel, das uns am Ufer erwartete, deutlich zeigten. Als wir landeten, grüßten uns die Batterien der Stadt mit 21 Schüssen. Die Repräsentanten der fremden Mächte empfingen uns mit herzlichen Glückwünschen zu unsrer Ankunft: ihre glänzenden Uniformen, vermischt mit jenen der Ankommenden, unter denen die Standestracht österreichischer Diplomaten, der Marine-, Kürassier-, Husaren- und Infanterie-Offiziere bunt wechselten, gewährten ein prachtvolles, durch den Contrast der fremdartigen Kleidung der uns umgebenden Marokkaner gehobenes Schauspiel, welches durch den widrigen Lärm der arabischen Musik, die selbst die Trommeln unsrer Marine-Infanterie betäubend übertönte, durch den unwillkürlichen Gedanken an den Ort, der es bot, und das sonderbare Ereigniß, dem wir es verdankten, wahrhaft ergreifend wurde. Nachdem wir die Glückwünsche des Consularcorps dankbar erwiedert hatten, setzten wir uns in derselben Ordnung, in welcher wir die Schiffe verlassen hatten, in Bewegung, und näherten uns durch die aufgestellten Reihen der marokkanischen Krieger dem Thore der Stadt, wo uns der Gouverneur und der Mauthdirector stehend erwarteten und bewillkommten. Sie versicherten, der Sultan habe befohlen, uns auf die ausgezeichnetste Weise zu empfangen, und für unsere Unterkunft und unsern Unterhalt zu sorgen. Zugleich boten sie den beyden Delegaten Reitpferde an, welche reich bezäumt in der Nähe bereit standen, um den Einzug in die Stadt zu Pferde fortsetzen zu können. Das Anerbieten wurde abgelehnt, und der Marsch unter Begleitung der Consuln, unter dem Zulaufe einer zudringlichen Volksmenge und dem Donner der Kanonen fortgesetzt. Der Sultan hatte mit besonderer Aufmerksamkeit dem Gouverneur befohlen, uns das Schloß zur Wohnung einzuräumen: eine Auszeichnung, welche uns um so mehr schmeicheln durfte, als sie bisher keiner europäischen Gesandtschaft zu Theil geworden, und das Schloß nie von irgend jemand, außer dem Gouverneur oder dem Sultan, wenn letzterer nach Tanger kam, bewohnt wurde. Der Zug ging nun an der großen Moschee

vorüber, durch die Hauptgasse der Stadt dem Schlosse zu. Weiber und Kinder, auf den Terrassen, in weiße Mäntel gehüllt, hingestreckt, begrüßten uns mit eintönigem, durchdringenden Geschrey, während den ungestümen Andrang des Pöbels kräftige Stockschläge der uns begleitenden Wache abwehrten. Die Sonne brannte glühend auf uns herab, und erschwerte das Besteigen des Berges, auf welchem das zu unserer Aufnahme bestimmte Schloß stand. Wir fanden es geräumig, und seine Lage ungemein reizend; aber die Gemächer weder mit Betten, noch andern Einrichtungsstücken gehörig versehen. Besonders für die ersteren war gar nicht gesorgt, so daß später die im Schlosse einquartierten Glieder der Mission ihre Feldbetten hinaufbringen lassen mußten. Ueberhaupt bildeten einige Stühle, welche der Gouverneur von den fremden Consuln entlehnt hatte, den ganzen vorhandenen Hausrath. Aus diesem Grunde sowohl, als weil das Schloß von der Stadt entlegen und beschwerlich zu ersteigen war, zogen die Delegaten vor, ein Haus in der Stadt, das nahe am Hafen war, zu bewohnen: eine bedeutende Bequemlichkeit für sie selbst und die häufigen Besuche. Das Schloß hingegen wurde von den österreichischen Offizieren der verschiedensten Branchen und einem Detaschement Marine-Infanterie sammt der Musikbande besetzt, nachdem es wahrscheinlich seit dem 1684 erfolgten Abzuge der Engländer aus Tanger kein Europäer mit den Waffen in der Hand betreten hatte. In den seit jener Zeit nur von despotischen Herren und demüthigen Sclaven bewohnten Gängen und Gemächern des alten Gebäudes trieben sich nun glänzende Husaren- und Kürassier-Uniformen herum, versahen österreichische Krieger den inneren Wachdienst. — Vom heutigen Tage an begannen die regelmäßigen Lieferungen der marokkanischen Regierung an Fleisch, Eyern, Hühnern, Milch, Früchten und selbst Wachskerzen für die Gesandtschaft. Ueberdieß hatte der Mauthdirector ein Bewillkommungsgeschenk von Ochsen, Schafen und Orangen an Bord unsrer Schiffe gesendet.

28. August. Unbeschreiblich ist das Gefühl des Contrastes, welches den Reisenden ergreift, der aus dem gebildeten Europa nach einer Ueberfahrt von wenigen Stunden, ohne stufenweise Vorbereitung auf den ungeheuren Wechsel, das barbarische Africa betritt. Dieses Gefühl läßt sich, wie Aly Bey *) richtig bemerkt, nur einem Traume vergleichen, und nur erklären, wenn man sich recht lebhaft in die Lage des Reisenden denkt, der beym Abschiede von Europa in Gibraltar oder Cadix noch die herrlichen Gebäude, die mit Aufwand ausgestatteten öffentlichen Anstalten, die Reinlichkeit und Sicherheit der Gassen, den frohen Anblick eines wohlgekleideten, gebildeten Publicums bewundert und genießt, und nach einer Reise, die zu kurz ist, um diese Eindrücke zu schwächen oder zu verwischen, Tanger erblickt: eine verworrene Masse niederer Erdgeschosse, planlos an einander gereiht, und von schmutzigen Pfaden durchschnitten, die der Fremde nicht ohne Gefahr, von einem fanatischen Mauren beleidigt zu werden, betritt, und in denen er sich zwischen rohem, zerlumpten Gesindel durchwinden muß. Dennoch belehrten uns die ersten Tage unsers Aufenthalts, daß diese für den Europäer scheinbar ganz ungesellige Wüste ihre Oasen habe; und wenn der Contrast zwischen den letzten Städten Europa's, welche wir auf der Reise nach Marokko besuchten, und dem ersten Eindrucke von Tanger ergreifend, ja

*) In seiner in mehrfacher Hinsicht höchst ansprechenden: Voyage en Afrique et en Asie. Paris 1814.

beynahe zurückstoßend auf uns wirkte, so müssen wir als ungemein wohlthuend das überraschende Gefühl preisen, das uns bey dem Eintritte in die geräumigen ansehnlichen Häuser der Consuln belebte. Sie bieten dem gebildeten Fremden ein freundliches Asyl, gastfreye Aufnahme, und die durch die abstechende Umgebung erhöhten Reize des geselligen Lebens. Die Consuln sind durchaus Männer von Bildung, welche sich als Ministerresidenten betrachten, und, gut besoldet, mit dem entsprechenden Aufwande leben. Bey dem durch gemeinschaftliche Barken periodisch und ununterbrochen erhaltenen schnellen Verkehr mit Gibraltar genießen sie die Annehmlichkeit, die wichtigsten Nachrichten aus ihrem Vaterlande und die den höhern Ständen unentbehrlichen Bedürfnisse sicher und bald zu erhalten. Während unsers Aufenthaltes in Marokko residirten in Tanger folgende Agenten der verschiedenen Mächte: für England Hr. Drumond-Hay, für Frankreich Hr. de la Porte, für Spanien Ritter Beramendi, für Dänemark Hr. Schousboe, für Schweden Ritter Ehrenkopf, für Portugal Hr. Colaço, für Neapel Hr. Viale, für Holland Hr. Freyssinet, für Sardinien Ritter Ermirio, für die nordamerikanischen Freystaaten Hr. Mulowny [1]).

Besuch beym Gouverneur. — Unsere Lebensweise. — Tanger's Bevölkerung. — Kleidung der Marokkaner. — Die Neger.

29. August. Der heutige Tag war zu einem feyerlichen Besuche bey dem Gouverneur der Stadt und zu einigen andern Visiten bestimmt, denn auch über Africa reicht der gewaltige Zepter der Etikette und ihre, in tausend Formen ausgesprochene und dennoch so langweilig eintönige Herrschaft. In Uniform gekleidet verließen wir unter Vortritt einiger mit Stöcken bewaffneter marokkanischer Soldaten, deren sich im Hause der k. k. Delegaten sechs als Ehrenwache befanden, und in Begleitung des Hrn. Schousboe unsere Wohnung, und begaben uns vorerst zu dem Gouverneur. Von unserm Besuche bereits unterrichtet, hatte er ein Haus gemiethet, um uns empfangen zu können, da die Wohnung, die er nach der Räumung des Schlosses bezogen, zu klein und unansehnlich war. Eine enge Treppe führte zu einem schmalen Saal, an dessen Eingang mehrere marokkanische Offiziere standen, um uns vorläufig zu bewillkommen, und dem Gouverneur zu melden, dessen Söhne sich gleichfalls einfanden. Er selbst saß in dem Saale auf einem Teppiche mit gekreuzten Beinen; neben ihm der Mauthdirector. Beyde waren in feine und sehr reinliche Haik's [2]) gewickelt, und hielten die im ganzen Oriente üblichen Rosenkränze spielend in der Hand. Larbi Saidi, der Gouverneur (Kaid) [3]), ließ Stühle für uns bringen, und uns mit Thee und Zuckerwerk bedienen. Er ist ein freundlicher Greis mit weißem Hauptharr und Bart, spricht wenig, aber immer mit dem Ausdrucke der Gutmüthigkeit. Zum zweyten Male ist er Gouverneur von Tanger, denn vor einigen Jahren wurde er abgesetzt, und sogar mit Stockschlägen auf den Unterleib bestraft; später erhielt er aber seine Stelle wieder.

1) Ueber die geschichtlichen und diplomatisch-politischen Verhältnisse der fremden Consulate in Marokko, siehe den Anhang.

2) Lange, aus Baumwolle auf ganz besondere Art gewebte Tücher, in deren Enden oft Seide eingewirkt ist.

3) Kaid bedeutet überhaupt ein Individuum, welchem Andere unterstehen, — einen Obern.

Da der Sultan kein großes Vertrauen in Larbi Saidi's Fähigkeiten setzt, und sein Posten wegen der Verhandlungen mit den fremden Consuln ungemein wichtig ist, so wurde ihm in der Person des Mauthdirectors (Amin) ein Gehülfe beygegeben. Dieser, Namens Sidy Bias, ein bejahrter, hagerer, sehr lebhafter Mann, steht im Rufe ausgezeichneter Geschicklichkeit und Rechtlichkeit. Unser Gespräch drehte sich um orientalische Gemeinplätze, Versicherungen wechselseitiger Achtung und freundschaftlicher Gesinnungen. Die beyden Herren deuteten unter andern auch auf die besondere Auszeichnung hin, welche uns der Sultan durch die Einräumung des Schlosses erwiesen habe, und welche bald in der ganzen Christenheit bekannt, die vorzügliche Achtung des Beherrschers von Marokko für Seine Majestät den Kaiser von Oesterreich verkündigen würde. Alle Complimente und Danksagungen, welche wir persönlich an sie richteten, entgegneten sie mit der Versicherung, daß sie rücksichtlich unsers ausgezeichneten Empfangs gar kein Verdienst hätten, sondern bloß die Befehle des Sultans vollzögen. Auch einige wahrhaft orientalische Hyperbeln gaben sie uns zum Besten. So versicherte Sidy Bias, der Sultan habe zwey Millionen Artilleristen im Solde, und könne ihre Anzahl im Falle eines Kriegs leicht auf zwanzig Millionen vermehren. Unser Dolmetsch, ein Jude, hatte seine Pantoffeln im Vorhause zurücklassen müssen, und lag während der Unterredung mit bloßen Füßen und gebeugtem Haupte auf ein Knie gestützt vor den beyden Beamten. Nachdem wir, freundlich entlassen, Abschied genommen hatten, besuchten wir alle europäischen Consuln, die uns mit der wärmsten, zuvorkommendsten Herzlichkeit empfingen. Eine solche Reihe von Besuchen war mit vielen Beschwerden verbunden, denn ungeachtet einiger Bewegung der Luft, zeigte das Thermometer noch Abends im Schatten 21°, und den ganzen Tag über prallten die Sonnenstrahlen brennend von den weißgetünchten Häusern in den engen Straßen zurück. — Außer den marokkanischen Soldaten befindet sich noch im Hause der Delegaten ein kleines Detaschement Marine=Infanterie als Ehrenwache. Uebrigens ist das Eigenthum in Tanger sicher; man hört nichts von Diebstählen, und während der Nacht liegen und wandeln Streifwachen in den Gassen, die sich zeitweise anrufen. — Wenn jemand von uns die Wohnung verläßt, nimmt er gewöhnlich einen marokkanischen Krieger als Begleiter, Wegweiser und Beschützer mit, denn in den entlegenen Straßen läuft der Europäer Gefahr, von der unduldsamen Jugend mit Steinwürfen begrüßt zu werden. Gefährlich ist es, in der Nähe einer Moschee zu verweilen, vorübergehende Weiber scharf ins Auge zu fassen, durch die selten geöffneten Hausthüren oder von einer Terrasse herab neugierige Blicke in das Innere eines marokkanischen Haushalts zu werfen. Leicht und schnell wird die Eifersucht und der Fanatismus der Mohammedaner rege, und ein Fremder, der bey einem solchen Anlaß beleidigt, ja selbst verwundet würde, dürfte schwerlich bey den hiesigen Behörden Gehör und Genugthuung finden. Aus diesem Grunde ließ der Gouverneur, um allen Anständen und unglücklichen Ereignissen vorzubeugen, gleich nach unsrer Ankunft den Marine=Divisions=Commandanten ersuchen, der Mannschaft die größte Vorsicht in dieser Hinsicht einzuschärfen. — Tanger's Bevölkerung, welche man im Ganzen auf 6000 Menschen anschlägt, gewährt einen äußerst bunten, und daher für den Fremden sehr interessanten Anblick. Neger (hier Guinani, von dem Küstenlande Guinea so genannt), mit platten Nasen und aufgeworfenen Lippen; Mulatten (Bo=

harl) *), alle Abarten der Volksstämme des innern Africa's; braungelbe Beduinen; Araber mit schönen, edlen Profilen und feurigem Blicke; Juden und Europäer aus verschiedenen Ländern (ein Weißer heißt im Arabischen H o r, rein) treiben sich auf den Straßen herum. Im Allgemeinen ist der Marokkaner theils durch die climatischen Verhältnisse, theils durch seine Nahrung mager, oft durch Ausschweifungen von der frühesten Jugend an geschwächt, und daher, wenn gleich von gelenkigem Bau, doch keineswegs sehr kräftig; sein Wuchs ist schön, die Gesichtszüge sind gewöhnlich regelmäßig, aber ohne Geist und Ausdruck. Die Hautfarbe der Eingebornen ist bräunlich, jedoch durch die Vermischungen mit Negern vom Lichtern zum Dunklern vielfach abgestuft. Rücksichtlich der Kleidung ist der Wechsel geringer, als jener der körperlichen Bildung, und nur die Tracht der Marokkaner, welche auch die übrigen im Lande wohnenden Africaner angenommen haben, dann jene der Juden vorherrschend. Der wohlhabende marokkanische Stadtbewohner zieht zuerst ein Hemd (Kmis oder Thamis) an, das gewöhnlich aus Baumwolle verfertiget, bis auf die Knie reicht, und auf der Brust geschlossen ist; dann ein weites Unterbeinkleid (Serual) aus Leinwand bis unter das Knie gehend, und um den Leib mit einer Schnur befestigt; darüber kurze, aber weite Tuchbeinkleider. Doch sind letztere nur bey Reichen üblich, und wer keine trägt, läßt das Unterbeinkleid bis an die Knöchel hinabreichen. Dann folgt ein tuchener, bis auf die Waden gehender Kaftan von beliebiger Farbe (mit Ausnahme der schwarzen), vorne auf der Brust offen, und am Ausschnitte auf der einen Seite mit vergoldeten Knöpfchen, auf der andern mit seidenen Schlingen geziert. Die Aermel erweitern sich gegen die Hände zu, und sind am untern Ende mit Damast gefüttert. Bey einigen Marokkanern bemerkt man auch unter dem Kaftan ein kurzes Leibchen von Tuch, an dem Ausschnitte eben so wie der Kaftan geziert, jedoch ohne Aermel. Ueber den Kaftan zieht der Marokkaner noch bisweilen ein zweytes Hemd (Kasbaba) von Musselin oder Leinwand an, welches so wie der Kaftan mittelst einer breiten seidenen Binde (Emdama) und einer silbernen Schnalle um den Leib geschlossen wird. Sein geschornes Haupt bedeckt er mit einem Tuchkäppchen (Schaschia), und windet um dasselbe ein Stück Musselin (Resa). Ueber diesen Kopfputz werfen manche noch einen Shawl oder ein seidenes Tuch. Strümpfe tragen sie nicht, sondern bloß weite Pantoffel (Belaga). Eine engere und spitzigere Gattung derselben heißt Sriexi. Somit ist der Hausanzug des wohlhabenden Marokkaners vollendet. Ist er eitel oder will er im höchsten Staate erscheinen, so färbt er sich die Ränder der Augenlieder mit schwarzem Spießglanzpulver, um das Feuer des Auges und das Weiße des Augapfels herauszuheben. Geht oder reitet er aus, wirft er über seine Hauskleidung den Sulham, einen weiten, wie eine Mönchskutte geschnittenen Mantel ohne Aermel von weißem oder blauem feinem Tuche, mit einer Kapuze, die über den Kopf gezogen wird. Ist das Wetter schön und warm, so wird der Sulham mit dem Haik vertauscht, in welchen sich der Marokkaner vom Kopfe bis zu den Füßen einwickelt, indem er das eine Ende über die Schulter wirft und das andere mit dem Arme am Leibe festhält. Beym Reiten zieht er, statt der

*) Die marokkanische Sprache kann als ein Dialect der arabischen angesehen werden. Die vorkommenden marokkanischen Namen sind theils rein arabisch, theils sind sie marokkanischen Ursprungs, und wie Provinzialismen zu betrachten; alle Namen sind so geschrieben, wie sie in Marokko ausgesprochen werden.

Pantoffel, Stiefel (Etmoden) an, die aus gelbem oder rothem Cordoan verfertigt, an den Seiten reich und zierlich mit Gold und Seidenstickerey geschmückt sind. Der ärmere Stadtbewohner ist viel einfacher gekleidet. Ein Hemd, Unterbeinkleid, Burnus (Kittel aus grobem und dichtem Schafwollgewebe mit Aermeln und Kapuze), ein rothes Käppchen und Pantoffel machen seine vollständige Kleidung aus. Der Landmann endlich wirft über das Hemd und Unterbeinkleid oder auch auf den bloßen Leib einen groben, oft schmutzigen und zerrissenen Haik, der seine ganze Garderobe bildet. Einiges Ausgezeichnete hat die Tracht der Soldaten, welche im Allgemeinen für sämmtliche Truppen ziemlich gleich ist. Ihr Hemd ist auf der einen Achsel durch eine Schnur befestigt, und hat weite Aermel. Das Beinkleid ist nicht sehr weit, nach dem Unterschiede der Jahreszeiten von Tuch oder Leinwand, und durch eine Schnur um den Leib geschlossen. Der Kaftan von leichtem grünen, blauen oder rothen Tuche, und mit kleinen Knöpfchen vorne besetzt, wird über die Brust zugeknöpft, und hat weite Aermel; das Ueberhemd (Kashaba) ist vorne offen, und gleichfalls mit Knöpfchen besetzt. Der Leibgürtel ist von Sammt oder Leder; an ihm hängt das mit Leder überzogene Pulverhorn und eine Kugeltasche, in welcher sich auch die aus Palmblättern verfertigten Pfropfen befinden. Den Säbel tragen sie an einem ledernen Ueberschwungriemen oder einer seidenen Schnur; neben ihm hängt noch oft ein Messer (Schinin). Ueber den Kaftan werfen sie einen am Halse eng anschließenden Sulham oder den Haik. Die Kopfbedeckung besteht in dem mit der weißen Resa umwundenen Tuchkäppchen, das bey dem Kavalleristen höher und spitziger ist, als bey dem Infanteristen; die Fußbekleidung in Corduanstiefeln (Tmok) für den Reiter und schuhartigen Pantoffeln (Srieri) für das Fußvolk. Die Kleidung der Offiziere unterscheidet sich von jener der Gemeinen hinsichtlich des Schnittes gar nicht, und selbst nicht immer durch die Feinheit der Stoffe. So wie man die Männer nur im Haik, Sulham oder Burnus außer dem Hause erblickt, so verläßt auch die Marokkanerin in der Stadt ihre Wohnung nicht, ohne sich in einen Haik zu hüllen, der die ganze Gestalt bedeckt, und die Formen des Körpers nicht errathen läßt. Ueberdieß wird diese geschmacklose, schwerfällige Verhüllung so über den Kopf gezogen und festgehalten, daß außer dem rechten Auge nichts von dem Gesichte frey bleibt. Da die Marokkanerinnen nur gänzlich vermummt, und überdieß, den Gang ins Bad ausgenommen, selten aus dem Hause kommen, so verschaffen sie sich bisweilen, besonders an Festtagen, den Genuß, sich selbst im größten Staate zu beschauen oder ihren nächsten Verwandten zu zeigen. Die Vornehmeren ziehen über das mit Knöpfchen vorne geschlossene Hemd (Mensoria) einen Kaftan; darüber ein zweytes Hemd mit langen, weiten Aermeln von feinem Musselin, damit die Farbe des Kaftans durchleuchte, und schließen diese Kleidungsstücke durch eine golddurchwirkte Seidenbinde, wie die Männer, um den Leib. Diese Binde heißt Hasam. In Fez tragen die Frauen lange Mussellinpantalone, welche den ganzen Fuß bedecken. Die Haare werden gescheitelt, hinten in Zöpfe geflochten und in ein seidenes Tuch gebunden. Ueber dieses wird noch ein zweytes (Sherbia) von schwarzer Seide geworfen, dessen beyde über den Nacken fallende Enden mit Goldbüschelн besetzt sind, und welches eine goldene Nadel am Hinterhaupte befestigt. Unverheiratete lassen die Haare in Zöpfen über den Nacken fallen, und binden um den Kopf ein einziges Seidentuch. An Festtagen oder bey Familienfeyerlichkeiten wird der Putz durch Ohrgehänge, Halsschnüre von Korallen, eine Stirnbinde

(Sfifa), die mit Perlen gestickt ist, durch Fingerringe und einen ganz eigenthümlichen Schmuck erhöht, welcher in massiven goldenen oder silbernen Ringen besteht, die um die Hände- und Fußknöchel gelegt und geschlossen werden. Die Handringe heißen im Arabischen Dwalesch, die Fußringe Halhal. Zu Hause umschließen das niedliche Füßchen der Marokkanerin die reichgestickten, oft mit Perlen besäeten Sammtpantoffel (Shervit). Beym Ausgehen werden diese mit den gewöhnlichen Frauenpantoffeln (Roahe) vertauscht. Noch fehlt aber der reichgekleideten Frau ein Haupttheil des landesüblichen Putzes: die Schminke. Um den Zauber ihrer Schönheit nach ihren Begriffen bis zur Unwiderstehlichkeit zu erhöhen, streicht sie auf die Ränder des Augenliedes schwarzes Pulver, färbt die Wangen mit Cochenille feurigroth, malt in die Mitte derselben schwarze Flecken, und zieht von der Unterlippe zum Kinn einen Streif von schwarzer oder blauer Farbe. Auf die Oberhand legt sie aus Papier geschnittene Blumen, umwickelt dann die ganze Hand mit feuchten Blättern der Alhama (Lawsonia inermis, Linn.), und trocknet sie am Feuer. Beym Abnehmen dieses Umschlages bleibt die Hand hochgelb gefärbt, die aufgelegten Blumen aber erscheinen in der natürlichen Fleischfarbe. Dieselbe Verzierung wird auf dem Vorderfuße angebracht. Den Reiz einer reichen und zierlichen Tracht scheinen die marokkanischen Frauen durch Reinlichkeit zu unterstützen, denn die Verheirateten besuchen täglich, die Mädchen sehr oft das Bad, wozu noch die Waschungen vor dem Eintritte in die Moschee kommen, welcher sich die Weiber gleich den Männern unterziehen. Viele Stücke des vorbeschriebenen Anzuges fallen bey ärmern Weibern ganz weg. Sie tragen im Hause Hemd, Kaftan und Pantoffel, um den Kopf ein wollenes oder seidenes Tuch; eben so die Negerinnen, welche überdieß selbst außer dem Hause keinen Haik umwerfen, sondern sich mit unbedecktem Gesichte zeigen dürfen. Auch die Weiber auf dem Lande hüllen sich nur nachläßig und ohne das Antlitz zu verbergen in einen schmutzigen Haik, der nebst einem Hemde meistens ihre ganze Bekleidung bildet. — Unsere Aufmerksamkeit wurde bald auf die in den Häusern der Marokkaner dienenden Neger und Negerinnen gelenkt. Diese armen Geschöpfe werden aus dem Innern von Africa als Sclaven gekauft, und dann fortwährend als solche behandelt. Ein Knabe kostet ungefähr 50, ein zur schweren Arbeit tüchtiger Mann gegen 200 fl. C. M.; ein Weib etwas weniger. In Tanger werden diese Unglücklichen öfters in Handel gebracht. Der Eigenthümer durchschreitet die Straßen mit einem langen Schilfrohre, an dessen oberem Ende ein Zettel mit dem Namen, Alter, Preis und den Eigenschaften des Sclaven bezeichnet hängt; dieser folgt seinem Herrn, und wird von den Kauflustigen beschaut und untersucht. Ist der Kauf abgeschlossen, so lassen sich die contrahirenden Theile gewöhnlich von einem Notare (Adul) zur größeren Sicherheit des Geschäftes eine Urkunde darüber ausstellen. Mancher Marokkaner schenkt seinen Sclaven auf dem Sterbebette die Freyheit. In diesem Falle folgen die Freygelassenen dem Leichenzuge mit langen Röhren in der Hand, an welchen eine von dem Adul ausgefertigte Urkunde über ihre Freylassung hängt, und diese dem Publicum verkündet. Kein weißer Eingeborner in Marokko ist Sclave. Wir frugen einen Marokkaner, woher es komme, daß die Neger so verachtet und zu Sclavendiensten verwendet würden. Er antwortete durch ein Gleichniß, indem er uns seine Hände zeigte, und uns auf den Unterschied in der Größe und Gestalt der Finger aufmerksam machte. So habe, meinte er, schon Gott in der Bildung seiner Geschöpfe gewisse Abstufun-

gen begründet, und jedem seine Bestimmung zugewiesen. Negersclaven dürfen keine weißen Weiber heiraten; in den Städten heiraten auch freye Neger selten weiße Weiber, wohl aber auf dem flachen Lande.

Die große Moschee. — Religion der Marokkaner. — Schulwesen. — Das Schloß.

30. August. Heute hatten wir Gelegenheit, die beyden bedeutendsten Gebäude von Tanger, nämlich die große Moschee und das Schloß näher, letzteres sogar mit vieler Bequemlichkeit, wie es schwerlich Europäern vor uns zu Theil wurde, zu besehen. Die Moschee bildet ein geräumiges, mit Mauern umschlossenes, regelmäßiges längliches Viereck. Einige Stufen führen zu dem äußern Eingange, durch welchen man in den Hof tritt. An seinen Wänden läuft ein Säulengang; in der Mitte steht ein marmorenes, durch frischen Zufluß stets gefülltes Wasserbecken, bestimmt für die Waschungen der Gläubigen vor dem Eintritte in die eigentliche Moschee, welche unsern forschenden Blicken entzogen blieb. Die Bedachung des Gebäudes bilden grüne gewölbte Ziegel; über ihr erhebt sich der Minaret: ein schlanker Thurm mit einem Umgange, aus welchem der Gebetausrufer und Kirchendiener (Muezzin) die Gläubigen zum Gebet ruft, und am Freytage eine weiße Fahne wehen läßt. Hinter dem Gebäude ist noch ein Gewölbe angebracht, in welchem die Leichen der Marokkaner vor dem Begräbnisse beygesetzt werden, und der Priester über sie ein kurzes Gebet spricht. Am Freytage Vormittags ist der Hauptgottesdienst, und die Moschee dann am meisten besucht. Sämmtliche Marokkaner bekennen sich zum Islamismus, und zwar zur Secte der Maleki. Da sie mehrere religiöse Förmlichkeiten genauer beobachten, und sich strengere Luxusgesetze auflegen, als andere Mohammedaner, so halten sie sich für orthodoxer als dieselben, während jedoch ihre Glaubenssätze von jenen der übrigen Bekenner des Korans nicht abweichen, sondern lediglich in der Auslegung einiger Stellen desselben und in manchen Religionsgebräuchen ein unbedeutender Unterschied obwaltet. Die Marokkaner feyern folgende Feste und Fastzeiten: den Ramadhan (die einen vollen Monat dauernde Fasten); das große Oster- oder Opferfest (Kurban Bairam), zu welchem jeder männliche Mann ein Schaf oder eine Ziege schlachtet, und welches auf den zehnten Tag des Monats Zilhitsche fällt; das neue Jahr (el Aschur), an welchem jeder Mohammedaner den zehnten, oder doch irgend einen Theil seines Vermögens den Armen spenden soll; Mulud, den Jahrestag der Geburt des Propheten. Uebrigens fasten sie noch zwey Tage vor dem Feste el Aschur, einen Tag in der Mitte des Monats Schaaban und den 27. Tag im Monate Redscheb [1]). Das Fasten besteht in gänzlicher Enthaltung von Speise und Trank, und zwar von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. Auch der Pilgerreise nach Mekka unterziehen sich die Marokkaner, theils zu Lande, theils zur See. Im erstern Falle versammelt sich die Caravane zu Fez, und wandert von dort nach Algier, Tunis, Tripoli u. s. w. unter Anführung eines Vorstehers (Scheich Rikiab), welchen ihr der Sultan bestimmt. — Der Aufruf der Gläubigen zum Gebet durch den Muezzin findet Statt vor Sonnenaufgang, dann zwischen 1 und 1½ Uhr Nachmittag, ferner zwischen 3 und 3½ Uhr, eine Stunde nach Sonnenuntergang und um 1 Uhr nach Mitternacht [2]).

1) Das Jahr 1246, nach dem türkischen Kalender, hat am 21. Juny 1830 im arabischen Monate Moharram begonnen.

2) Die Marokkaner theilen den Tag gleichfalls in 24 Stunden.

Der Marokkaner verrichtet sein Gebet zu Hause, oder verfügt sich zu diesem Behufe in eine Moschee. Vor dem Eintritte in selbe legt er seine Pantoffel ab, und läßt sie im Vorhofe, nachdem er vorerst die Waschungen vollbracht hat. Diese bestehen darin, daß Junge, Nasenlöcher, Gesicht, Kopf, Ohren, die Arme vom Elbogen bis zur Hand, dann Zehen, Knöchel und Fußsohlen, und zwar jeder dieser Körpertheile dreymal abgespült werde. Kranke, welche ihr Gebet zu Hause verrichten, vollbringen diese Waschungen symbolisch, indem sie zuerst einen reinen Stein, dann die erwähnten Theile des Körpers berühren. Auch bey Weibern und Mädchen ist nur die häusliche Andacht gewöhnlich, und wenn sie, was selten und nur an hohen Festtagen geschieht, die Moschee besuchen, so stehen sie dort abgesondert von den Männern. Ueber die Einrichtung des eigentlichen kirchlichen Gottesdienstes erhielten wir folgende Aufklärungen: Die Andächtigen versammeln sich in der Moschee, und erwarten auf den Knieen liegend die Ankunft des Imams, des Kadi's oder eines Talb *). Diese unterscheiden sich in der Kleidung nicht weder unter sich, noch von den übrigen Marokkanern. Ihr Kopf muß während des Gottesdienstes bedeckt seyn, daher sie die Capuze des Burnus oder Sulhains über denselben herabziehen. Der Imam stellt sich nun in eine an das Bethaus stoßende, gegen Sonnenaufgang gekehrte Nische, gegen welche Richtung auch die Gesichter aller Anwesenden gewendet sind. Er spricht sonach die bekannten Gebete aus dem Koran, welche der Kadi oder Talb und dann das Volk wiederholt. Diese Förmlichkeit bleibt in jeder Gebetstunde unverändert. — Bey den Andeutungen über die kirchlichen Angelegenheiten in Marokko, zu denen uns die Beschauung der großen Moschee leitete, darf eine merkwürdige und eigenthümliche Volksclasse, die Marabut's und Heiligen, nicht unerwähnt bleiben. Ein Marabut (eigentlich Murabit) ist ein Mann, der die religiösen Gebräuche, Beten, Fasten u. s. f., mit Ostentation genauer beobachtet und strenger hält, als seine übrigen Glaubensgenossen. Er braucht sich deßhalb von seinen Weibern nicht zu trennen, und lebt nach seiner Wahl entweder in der bürgerlichen Gesellschaft, oder zieht sich in eine einsame Gegend, in eine Capelle, oder an den Ort, wo früher ein Murabit lebte, zurück. Ein Soldat, Handwerker, kurz Jeder kann Murabit werden; und gelangt er als solcher in einigen Ruf, bringt er vielleicht sogar einige vermeintliche Wunder zu Stande, so schwingt er sich zu einem Heiligen (Santon, arabisch Salih) hinauf. Um sich in dieser Stellung, welche bald zur Erwerbsquelle wird, zu behaupten, stellt sich mancher verrückt, wenn er es nicht etwa schon wirklich ist; er spricht und schreyt verwirrtes, unsinniges Zeug. Unter diesem kömmt bisweilen etwas vor, was einer Prophezeyung gleicht. Geht diese zufällig in Erfüllung, so wird das wunderbare Ereigniß schnell kundbar, und der Narr kömmt immer mehr in Ruf. Man behandelt ihn mit Auszeichnung, bringt ihm Speise, oder er geht in die Buden, und nimmt ungehindert die besten Stücke. Nach seinem Tode errichtet man ihm ein Grab (Kubbei Salih), das die Gläubigen sorgfältig erhalten, öfters berühren und küssen, und dadurch Gesundheit und Seelenheil zu erlangen hoffen. Diese Grabstätte bleibt dann ein Asyl für Verbrecher, in dessen Gränzen kein Soldat oder Häscher dringen darf. Freylich ist diese Sicherheit nicht von Dauer, denn ge-

*) Kadi, der Richter, auch Oberhaupt der Adul und Talbe in jeder Stadt; Imam, der stationäre Priester einer Moschee, Pfarrer; Talb, eigentlich Talib, wörtlich ein der Gottesgelahrtheit Beflissener.

wöhnlich wird das Asyl mit Wachen umstellt, bis der Hunger den Flüchtling aus demselben, und in den Arm der Gerechtigkeit treibt. Einen dieser Wahnsinnigen haben wir öfters in den Straßen von Tanger bemerkt, die er in Lumpen gehüllt, mit stieren, aus dem Kopfe quellenden Augen, unter furchtbaren Geberden und wildem Geschrey durchstreicht. Niemand läßt sich mit ihm in einen Streit ein, obwohl er die Vorübergehenden mit den gröbsten Schimpfnamen begrüßt. Fleischer, Bäcker und Obsthändler geben ihm unentgeldlich die besten Stücke, die er mit wilder Hast empfängt und gierig verschlingt. Sein Wohnsitz ist eine elende, wenig gegen die Unbilden des Wetters schützende Hütte vor der Stadt. Das Gewerbe der Santon's, bequem und ehrenvoll, erbt sich oft in der Familie fort. Der größte jetzt in Marokko lebende Santon, in welchen der Sultan ein besonderes Vertrauen setzt, ist ein schmutziger, cynischer Greis, Namens Mohammed Ben Merzuk, der sich in Azila aufhält. Der Sultan scheint übrigens immer einige Talbe um sich zu haben, die Ulema heißen, und welche er bey wichtigen Religionsstreitigkeiten consultirt, so wie auch an selbe bey derley Veranlassungen aus den Provinzen appellirt wird. Den türkischen Großherrn erkennt der Sultan von Marokko nicht als Religionschef an, verehrt ihn aber immerhin als einen mächtigen Fürsten der Mohammedaner, und respectirt seine Firmane. Uebrigens stehen sie in keiner Verbindung. — Die in Mekka gewesenen Pilger, welche nach der Rückkehr (gewöhnlich dauert ihre Abwesenheit ein Jahr) ihrem Namen den Titel Hadsch (Pilger) vorsetzen, haben auch das Recht, um ihre rothen Käppchen ein Stück weißen Musselin zu wickeln, was außer ihnen eigentlich nur den Soldaten des Sultans erlaubt ist. — Da die Schulen mit den Moscheen verbunden sind, und sie ihre Lehrer aus den dort gebildeten Talben erhalten; so steht das marokkanische Schulwesen in ziemlich enger Verbindung mit den Religionsangelegenheiten. Schon mit fünf bis sechs Jahren werden die Kinder in die Schule geschickt, und für Mädchen bestehen in mehreren Städten gesonderte, von Weibern geleitete Unterrichtsanstalten. Die männlichen Lehrer sind Talbe, welche von den Vätern der Schüler nach dem Vermögen derselben willkürlich bezahlt werden. Die Kinder lernen zuerst schreiben, wozu sie statt der Federn Schilfrohre verwenden, dann lesen. Täglich gehen sie um sechs Uhr früh in die Schule, und kehren erst Mittags zurück; um ein Uhr beten sie in der Moschee, um halb zwey Uhr besuchen sie neuerlich die Schule, und bleiben bis zum Gebet um vier Uhr. Freytags gehen sie nur in den Frühstunden zum Gebet; Donnerstags wird die Schule wegen des Marktes nicht besucht. Der weitere Unterricht besteht im Rechnen; auch Astronomie und Geschichte wird von einigen Talben gelehrt. — Von der Moschee wendeten wir uns zur näheren Besichtigung des Schlosses, zu dem ein steiler, schlecht gepflasterter Weg führt. Eine hohe, alte, unsymmetrisch gebaute, den Einsturz drohende Mauer, und ein zur Hälfte mit Trümmern und Schutt gefüllter Graben umgibt das Ganze. Der neugebaute, oder wenigstens frisch übertünchte Thurm einer Moschee überragt, weithin sichtbar, das Gemäuer. Durch ein ansehnliches Thor gelangt man in den Schloßhof, der geräumig, aber uneben und unrein ist. Zu seiner Linken bemerkt der Eintretende ein Wachhaus: die langen Gewehre der Soldaten hängen an der Mauer; das Lager der Krieger bildet eine mit Strohdecken belegte Erhöhung des Bodens. Noch weiter links ist ein Thurm, der als Gefängniß dient. Geht man über den Hof längs einer, mit der Ringmauer parallel laufenden zweyten Mauer, so

erblickt man die zu einigen Wohnzimmern des Gouverneurs führende Thüre und Stiege. Wir hielten diese Gemächer für den Harem. Der Hauptringmauer aber entlang, und zwischen dem Wachhause und Thurme durchschreitend, tritt man in einen Thorweg, an dessen beyden Seiten Bänke in die Wand gehauen sind, auf welchen der Gouverneur sitzend Gericht hält. Weiter kömmt man durch einen Bogengang in einen geräumigen, regelmäßig viereckigen Hof, mit einem marmorenen Springbrunnen in der Mitte, und von Gallerien umschlossen, deren Säulen der corinthischen Ordnung angehören. Selbe scheinen europäischen Ursprungs, und dürften hieher gebracht worden seyn, während die Portugiesen oder Engländer Tanger besaßen *). In den vier Seiten dieses Hofes sind Wohnzimmer in der Gestalt von Nischen angebracht: längliche, fensterlose Vierecke, welche ihr Licht durch die großen Thüren erhalten, und deren Fußboden mit Steinguttafeln belegt ist. In die Zimmerdecken und das Gesimse sind zierliche Arabesken eingehauen, oder wahrscheinlicher mit Modeln eingedrückt, aber nicht übermalt. In der Anordnung und Verzierung dieses Hofes bemerkten wir Reste der frühe- ren maurischen Architectur, die aber jener, deren Denkmäler Granada, Cordova und andere Städte Spaniens schmücken, nicht zu vergleichen ist. Aus diesem Hofe kömmt man durch mehrere Gärten, Gänge und Hofräume zu dem eigentlichen Wohngebäude des Gouverneurs. Dieser Theil des Schlosses ist der reinlichste, hat die schönste Lage und die Gestalt eines Pavillons. Er besteht aus wenigen Zimmerchen, die eine entzückende Aussicht gewähren, besonders von einem außerhalb angebrachten Balcon. Zu den Füßen des Schauenden liegt die Häusermasse von Tanger und sein Hafen, weiter hinaus die Meerenge von Spaniens Gebirgen begränzt, unter denen aus nebelgrauer Ferne der riesige Felsen von Gibraltar sein Haupt erhebt. Links übersieht man die Gegend bis zum Cap Spartal. Hinter diesem Gebäude sind Pferdeställe angebracht: das heißt, gemauerte Kämmerchen ohne Bedachung, in welchen die Pferde wie auf der Weide, ohne Pflege, ohne Obdach, frey unter einander stehen. Weiters stößt man auf eingestürzte Mauern, Schutt- und Trümmerhaufen, bis man jenen Theil der Ringmauer erreicht, der die Stadt gegen Westen umschließt. Das Schloß ist nun, wie bereits erwähnt, von österreichischen Offizieren und Soldaten aller Waffengattungen besetzt, und aus seinen Räumen tönen die fröhlichen Klänge unserer Musik in die Stadt hinunter, die über ein Jahrhundert lang in dieser Richtung wohl nur des Muezzin's eintönig kläglichen Ruf vernommen hatte.

Besuch des Gouverneurs. — Negerhochzeit. — Die jüdische Tänzerin.

31. August. Der Gouverneur und der Mauthdirector erwiederten heute unsern Besuch, und wurden mit Thee und Zuckerwerk bewirthet. Später untersuchten wir einiges auf den Hügeln außer Tanger zerstreutes Gemäuer, welches aber nichts Merkwürdiges darbot, und größtentheils ein Rest alter Befestigung schien, zwischen welchen Grabmäler berühmter Santon's liegen. Abends betrachteten wir von der Terrasse

*) Die Ersteren besaßen es seit 1471, und traten es 1661 an Carl II. von England, als Mitgift seiner Braut, der portugiesischen Prinzessin Katharina, ab. Die Engländer übergaben Tanger im Jahre 1684 an Marokko, nachdem sie die Festungswerke und den Hafendamm gesprengt hatten.

unsers Hauses die Stadt; das helle Licht des Vollmondes fiel glänzend von den weißen Häusern zurück; scharfe Schatten bezeichneten die Gestalt jedes einzelnen Gebäudes, die Biegungen der Straßen. Wir hörten die Klänge von Trommeln und Sackpfeifen, und schrieben sie der Retraite der Garnison zu; als wir aber, von der Terrasse steigend, dem Schalle nachgingen, überraschte uns bald das fremdartige Schauspiel einer Negerhochzeit, die man in einer engen, winkligen Straße feyerte. Die schwarzen Freunde und Verwandten der Brautleute hatten sich vor dem Hause derselben versammelt, und tanzten hier beym Schalle der lärmenden Musik. Ein Haufe anderer Neger, neugieriger Marokkaner und Mulatten umgab sie in einem Kreise. Auf den Terrassen der nahen Häuser lagen viele Weiber in Haik's gewickelt, aus denen nur kleine schwarze Köpfchen hervorblickten, und stießen durchdringende, eintönige, hohe Laute aus. Die Trommeln wurden oben mit der Hand, unten aber mit einem krumm gebogenen, spitzigen Holze geschlagen, und die Trommler und Pfeifer waren auf der einen Seite der Gasse aufgestellt. Ihnen gegenüber hüpften fünf bis sechs schwarze Tänzer in einer Reihe bald gegen die Musik zu, bald in entgegengesetzter Richtung. Einer nach dem Andern trat in die Mitte, bückte sich nieder, und drehte sich schnell im Wirbel herum. Während dieser grotesken Bewegungen stießen sie ein heftiges Geschrey aus, und schlugen mit ihren großen eisernen Castagnetten, an denen Roßhaare hingen, und deren sie an jeder Hand eine mit Riemen befestigt hielten, gegen einander. Von den Umstehenden erfuhren wir, dieser Tanz sey nicht marokkanisch, sondern den aus dem Innern Africa's kommenden Negern eigen. So dürften denn auch die in Spanien üblichen Castagnetten einen sehr barbarischen Ursprung haben, und von den Negern den Arabern, und von diesen wieder den Spaniern mitgetheilt worden seyn. Während der Pausen des Tanzes spielte ein Neger auf einer mit drey Saiten bespannten Mandoline mit rundem Halse, an dessen Ende eine Stahlfeder mit daran befestigten Schellen herabhing. Wir mischten uns unter die Versammelten, ohne beleidigt zu werden, selbst ohne durch unser Erscheinen besondere Aufmerksamkeit zu erregen. Endlich näherte sich die Gesellschaft dem Hause des Brautpaares, welches aber nicht sichtbar, sondern in einem Zimmer verschlossen war. In dem davor befindlichen Hofe stand ein Rosenstock; um diesen bewegten sich nun im Kreise die zu einem Zuge geschaarten Gruppen. Ihn eröffnete eine alte, weißgekleidete Negerin mit einem Wachslichtchen in der Hand, gefolgt von zwey andern schwarzen Weibern, deren erstere eine schalenförmig ausgehölte Wassermelone, und darin ein Ey in Milch schwimmend, die andere einen Topf mit glühenden Kohlen trug, auf welche sie fortwährend wohlriechende Pulver und Kräuter streute. Der Lärm der Trommeln und Castagnetten, übertäubt von dem durchdringenden Geschrey der Weiber, dauerte fort, und verstummte nur periodenweise. Die Gesellschaft sang dann, hielt abwechselnd still, betete ernst und in sich gekehrt mit lauter Stimme und emporgehobenen Händen, und tactmäßig schlug einer der Männer, wahrscheinlich so oft ein Absatz des Korans zu Ende war, die Castagnetten dazwischen. Während dieser Zeit hatte der Lärm immer mehr Leute, und unter diesen einige widrige, fürchterliche Gestalten herbeygelockt. Unter dieser abschreckenden Umgebung wurde uns unheimlich, und wir entfernten uns, um in unsere Wohnung zurückzukehren. Aber das Schicksal hatte uns für heute noch ein kleines Abenteuer zugedacht: wir sollten diesen Abend Terpsichore's Opfer auf mehr als eine fremdartige Weise gefeyert sehen.

Durch Zufall geriethen wir in ein Haus, welches eine anscheinend wohlhabende jüdische Familie aus Gibraltar bewohnte. Wir wurden freundlich eingeladen uns zu setzen, und an der häuslichen Belustigung, in der man begriffen war, Theil zu nehmen. Die Gesellschaft bestand außer uns durchgehends aus Juden; Männer und Frauen saßen mit gekreuzten Beinen auf dem Boden in einem Kreise. Ein Jude sang unter Begleitung einer Mandoline arabische Lieder; ein zweyter schlug das Tamburin, der dritte klatschte tactmäßig in die Hände. Ein junges Mädchen tanzte dazu, indem es sich auf demselben Flecke auf einem Fuße drehte, und mit dem andern nach der Musik Tanzschritte machte. Sie sah immer zu Boden, hielt mit beyden Händen die Enden eines weißen Tuches, und ihr Tanz wurde, da sich die Bewegungen der Füße dem Unterleibe mittheilten, höchst unanständig. Die Tänzerin war ein reizendes Geschöpf mit glänzend schwarzen Haaren, die in zwey reichen Zöpfen über den Nacken herabhingen. Mehrere Umstehende warfen den Musicanten Geldstücke zu, mit welchen sie früher das Haupt der Tänzerin berührt hatten, und wir folgten ihrem Beyspiele. Während des Tanzes hatte sich ein Araber von großem Körperbau und markirten schönen Gesichtszügen eingefunden, der von den Hausleuten sehr gut aufgenommen wurde. Man erzählte uns, es sey ein Vornehmer aus dem Innern, der wegen früheren Antheiles an einer Empörung gegen den Sultan hieher exilirt worden war. Betäubt beynahe durch die gehäuften fremdartigen Eindrücke, begaben wir uns nach Hause, und kamen dort erst spät in der Nacht an.

Das Muludfest. — Eine Jagd. — Das Caravanserai. — Ein Caffeehaus.

1. September. Heute begann das mohammedanische Fest, Mulud genannt, und an des Propheten Geburtstag erinnernd. Es wird mit großem Eifer gefeyert, und dauert acht Tage. Schon gestern Nachts hörten wir Musik an vielen Stellen der Stadt: kreischende Blasinstrumente und große Trommeln. Mit dem Morgen nahm die Lebendigkeit der Straßen zu; Neger zogen umher, und tanzten vor den Häusern auf die bereits beschriebene Weise, von den Vorübergehenden durch zugeworfene Geldstücke aufgemuntert und belohnt. Viele Marokkaner, besonders die Landleute, lassen während dieses Festes ihre Kinder beschneiden: eine nach den Glaubensbegriffen der Mohammedaner höchst wichtige Handlung. Daher strömt zahlreiches Landvolk aus der Umgegend in die Stadt, und um jedes zur Beschneidung gebrachte Kind bildet sich gewöhnlich eine kleine Prozession. Wir beobachteten eine derselben: mehrere Musicanten eröffneten den Zug; nach ihnen kam der Vater zu Pferd, den festlich gekleideten Knaben, der in einen reinlichen Haik gehüllt, ein Seidentuch zierlich um den Kopf geschlungen hatte, sorgfältig vor sich haltend; hinter ihm ging die Mutter, begleitet von den andern Weibern ihres Mannes und den erwachsenen Schwestern des Kindes. Ihnen folgte ein Trupp männlicher Verwandten oder Freunde, welche ihre Flinten in die Luft schleuderten und wieder auffingen, oder mit Gewandtheit um den Finger im Kreise drehten *), bisweilen auch in die Runde gruppirt, und hüpfend die Gewehre gegen den Boden abdrückten, daß Stein und Sand umherstoben. Unter diesen lärmenden

*) In dieser Uebung haben es viele Marokkaner zu einer bewunderungswerthen und von ihrer Muskelkraft zeugenden Fertigkeit gebracht.

Zügen gewahrt man auch arme Weiber, die ihre Kinder in ein Tuch oder den Haik gewickelt, mühevoll und keuchend aus weiter Ferne auf dem Rücken nach der Stadt schleppen. Die Beschneidung geschieht auf einem nahe an Tanger liegenden Hügel, der das Grab eines berühmten Heiligen, Sidy Mohammed el Hadsch, trägt, und der von Ankommenden und Rückkehrenden bedeckt ist, die sich durch die zahlreichen neugierigen Zuschauer drängen. Im Allgemeinen hängt es von dem Willen des Vaters ab, das Kind zu Hause oder bey einem solchen Heiligengrabe beschneiden zu lassen. Im erstern Falle wird es zwey Tage vor der Beschneidung öffentlich im Orte herumgetragen. Uebrigens sind die bey dieser Handlung üblichen Ceremonien im Ganzen wenig von jenen der Juden verschieden. Dem Beschnittenen wird gewöhnlich ein Amulet, nämlich ein Vers aus dem Koran in einem ledernen Beutelchen umgehängt. Die Operation selbst beschreibt Aly Bey umständlich. Sie wird in Marokko in dem verschiedensten Alter der Kinder unternommen, und sowohl Knaben von sieben bis acht Jahren, als Neugeborne überstehen selbe ohne Gefahr, wiewohl sie bey der Rohheit und Ungeschicklichkeit des Verfahrens höchst schmerzhaft seyn muß. Aber die Aufmerksamkeit des Kindes wird durch den ungewohnten Putz und die Neuheit der Umgebung abgelenkt, und überdieß die Empfindung des Schmerzes bey den Beschneidungen außer dem Hause durch lärmende Musik und das Gekrache der abgefeuerten Flinten betäubt. Zudem scheinen die Kinder der Marokkaner stark und gesund, haben meistens eine blühende Farbe und volle Backen. An solchen Festtagen ist es für den Europäer nicht räthlich, sich auf der Straße oder an den Fenstern zu zeigen. Die rohen und fanatischen Landleute wissen schlecht mit den Gewehren umzugehen; einige laden sogar absichtlich scharf, und feuern gegen die Zuseher. So fiel heute eine Flintenkugel in das Haus des schwedischen Consuls. Die schlechte Polizey und die Schwierigkeit, den Thäter aus der verworrenen Menschenmasse und den vielen Feuernden heraus zu finden, sichern dem Schuldigen volle Straflosigkeit. Während des Muludfestes stellen die abergläubischen Marokkaner Speisen an abgelegene Orte, bestimmt, von dem Teufel, dessen Gunst sie sich dadurch erwerben wollen, verzehrt zu werden. Schleicht sich irgend ein starkgläubiger Hungriger unbemerkt hin, und verzehrt statt des Teufels das Aufgetischte, so frohlockt der fromme Spender bey der Entdeckung, und freut sich über die wohlwollende Aufnahme seiner Gabe bey dem bösen Geiste.

2. September. Wir waren heute in ansehnlicher Gesellschaft auf der Wildschweinjagd. Sie entsprach dem guten Rufe wenig, in welchem Tangers Umgebungen bey den Jagdliebhabern stehen. Wir brachen um 7 Uhr früh auf, und ritten gegen das Cap Spartel zu; die Musikbande und die Dienerschaft mit den Eßwaaren, einem Zelte u. s. w. folgte. Sämmtliche Schützen wurden längs dem Rücken eines Berges aufgestellt; die Treiber spürten mit einigen Hunden den Wildschweinen nach, die sich gerne in den niedern Gebüschen tiefer liegender Gründe aufhalten. Aber nur ein einziges Schwein wurde aufgetrieben und erlegt. Mehr als das wenig lohnende Waidwerk vergnügte uns ein fröhliches Frühstück unter dem Zelte bey den heitern Klängen unserer Musik, während unsere Pferde weideten. — Da uns nach der Rückkehr in die Stadt noch einige Zeit vor Tische übrig blieb, besahen wir das Caravanserai: einen Gasthof neben dem großen Platze, wo marokkanische Reisende Obdach für sich und ihre Pferde finden. Das Gebäude ist für Tanger ansehnlich zu nennen, hat in der Mitte einen geräumigen Hof, und rings

um denselben im Erdgeschosse Ställe, im Obern Wohnzimmer; beyde gleich, und zwar im höchsten Grade, unreinlich. Die Unterhaltung dieser Caravanserai soll durch eine, mit Grundstücken, Vieh u. s w. dotirte milde Stiftung gesichert seyn, und daher den Armen in demselben unentgeldlich Unterkommen und Pflege gebühren. Reisende aus Europa, so z. B. die häufig aus Gibraltar auf Besuch kommenden englischen Offiziere, finden dagegen vorzügliche und billige Bedienung in einem Gasthofe, den eine Portugiesin hält. — Nach Tische geriethen wir in ein sogenanntes Caffeehaus, einer Räuberhöhle ähnlich, und voll von Marokkanern, welche sangen und dazu in die Hände klatschten, oder Karten spielten und Thee tranken. Der Gebrauch des Kaffee's ist hier beynahe unbekannt; eben so sahen wir wenige Eingeborne rauchen. — Heute kehrten unsere beyden Schiffe, die Fregatte Medea und die Gabarre Abbondanza, nach Algesiras zurück.

Das marokkanische Pferd. — Reiterübungen. — Bauart und Einrichtung der Privathäuser. — Diner bey dem schwedischen Consul. — Tanger als Asyl. — Spanische Missionäre.

3. September. Die Pferdezucht erregte im hohen Grade unsere Aufmerksamkeit, denn wir hatten mit freudiger Erwartung gehofft, hier vielleicht häufiger jene muthigen, schöngeformten arabischen Thiere zu sehen, deren Anblick uns in unserm Vaterlande so selten zu Theil wird. Diese Erwartung wurde durchaus getäuscht. Das marokkanische Pferd ist von mittlerem Schlage, von gutem Knochenbau, aber schmächtig, mehr zu anhaltenden Beschwerden, als zu augenblicklichem großen Kraftaufwande geeignet. Man findet gewöhnlich nur Schimmel, Füchse und Goldbraune. Von einer geregelten Stutereyeinrichtung, von Wahl und Erhaltung ächter und vorzüglicher Rassen wissen die Marokkaner nichts; daher ist es bloßer Zufall, wenn ein schönes Füllen geworfen wird. Das junge Pferd bleibt den Tag über bey jedem Wetter auf der Weide, und wird des Nachts in einen ummauerten oder umzäunten Platz, gewöhnlich ohne Obdach und genügende Streu, gebracht, mehr zur Sicherheit gegen das Versprengen oder Entwenden der Thiere, als zu ihrem Schutze. Kaum zwey bis drey Jahre alt, wird es geritten, und durch harte Behandlung und zweckwidrig scharfes Gebiß verdorben. Hiezu kömmt der gänzliche Mangel der Pflege durch Putzen und der Abgang jeder pferdärztlichen Behandlung. Uebrigens wird die Pferdezucht erst seit Sidy Mohammed so sehr vernachläßigt. Zwar hatte das marokkanische Pferd nie die reellen Vorzüge und die Schönheit des ächten Arabers, aber es zeichnete sich durch gute Formen, Leichtigkeit und Dauer aus. Besitzt ein Bauer ein brauchbares Pferd, was in den Provinzen Abda und Ducata noch am häufigsten vorkömmt, so nimmt oder kauft ihm der Sultan dasselbe zum Gebrauche der Cavallerie ab. Dort also und in den Ställen einiger Paschen findet man die schönsten Pferde des Landes. Der marokkanische Sattel ist von Holz, mit hohem Bogen und einem Ueberwurfe von rothem Tuche. Der Reiter sitzt zwischen den beyden Wänden desselben eingeschlossen, und stemmt die Füße in die an kurzen Riemen vom Sattel hängenden Steigbügel. Letztere sind von Eisen, und so breit und lang, daß der ganze Fuß darin ruht. Zwey Gurten, deren einer um die Rippen, der andere um die Weichen läuft, befestigen den Sattel am Pferde. Der Marokkaner kennt nur Einen Zaum, der von rothem Leder verfertiget, ein ungemein scharfes Gebiß hat.

Ein ringförmiges Eisen nämlich liegt zur Hälfte zwischen den Kiefern des Pferdes, während die andere Hälfte die Unterlippe von außen hart und drückend umschließt. Im Vordertheile des Ringes ist ein eiserner Stift, der beym Anziehen des Zaumes in die Zunge oder den Gaumen dringt. Die ganz runden Hufeisen ohne Haken geben dem Hufe ein häßliches Ansehen, und sind zwar leicht, aber nur auf weichem, ebenen Boden brauchbar, indem sie auf steinigen Wegen oder abwärts keinen festen Tritt gewähren, noch das Glitschen hindern. Jeder Marokkaner führt auf Reisen einen kleinen Pfahl und einen kurzen, aus Roßhaaren oder Binsen geflochtenen Strick mit sich. Abends wird das Pferd mit den Fesseln des Vorderfußes an diesen Pfahl so kurz gebunden, daß es sich weder frey bewegen, noch selbst niederlegen kann, das Nachtlager mag im Freyen oder in einem Stalle seyn. Die nächste Folge dieses wahrhaft grausamen Verfahrens ist, daß auch die schönsten Pferde an dieser Stelle der Vorderfüße Wunden oder hornartige Ringe haben; wie nachtheilig übrigens auf das Thier die Entbehrung der Nachtruhe wirke, läßt sich leicht ermessen. Das gewöhnliche Pferdefutter ist Stroh und Gerste. Feste Reitkunst fehlt gänzlich. Wohl wird die Cavallerie in Reihen, bisweilen auch in zwey Gliedern aufgestellt; aber an Ordnung in dieser Aufstellung, an geregelte Bewegungen ist nicht zu denken. Die einzige Uebung der Reiter, die im Frieden zur Belustigung dient, im Kriege zum Angriff benützt wird, und im Arabischen el meiab-el barut (Pulverspiel) heißt, besteht darin, daß 5—6, auch zwanzig Cavalleristen aus der Linie im Carriere gegen ein Ziel (im Kriege gegen den Feind) vorsprengen, und in dessen Nähe den Zügel und Gewehrschaft in die linke Hand nehmend, mit der rechten aber die Flinte in Anschlag bringend, sie losbrennen. Nach dem Schusse wird das Pferd plötzlich und mit Gewalt durch einen Riß am Zügel gewendet, und der Cavallerist reitet langsam oder im kleinen Galopp in die Reihe zurück. Diese Uebung vollendet das durch so viele Vernachläßigungen begonnene Verderben der armen Thiere, die man nach einem solchen Rennen nicht ohne Mitleid sehen kann. Der gewöhnlich am linken Fuße des Reiters befestigte scharfe Sporn dringt wie ein Dolch in die Weichen, die von Blut triefen; das scharfe, mit Gewalt angezogene Gebiß zerfleischt Gaumen und Zunge, und auch aus diesen strömt Blut. Dennoch wiederholt der Reiter dieses grausame Spiel oft fünf- bis sechsmal, so daß nur die ausdauernde Natur des Thieres selbes vor gänzlicher Erschöpfung schützt. Aber die meisten Pferde sind voll Narben oder wunden Stellen in den Weichen, voll Schwielen im Gebiß, und folglich hartmäulig. Ein von einem Marokkaner nur einige Male gerittenes Roß wäre mit einem europäischen Zügel nimmer zu lenken.

4. September. Wir hatten theilweise und nach und nach so viel von dem Innern der Häuser in Tanger gesehen, daß wir ein treues Bild ihrer Bauart und Einrichtung zu geben vermögen. Sie sind, wie in den übrigen Städten Marokko's, meistens Erdgeschoße, und haben einen viereckigen Hof, dessen innere Wände auf Säulen ruhen. Diese sind mit Bogen überwölbt, und aus den somit gebildeten Gallerien tritt man in die Zimmer, welche gewöhnlich die Länge einer Seite des Vierecks einnehmen, und ihr Licht nur durch eine große Thüre erhalten. Da diese Kammern zwar hoch, aber eng und ohne Fenster sind, so fehlt es an Helle und Luftzug. Nur in sehr wenigen Zimmern sind die Wände und Decken mit Malerey verziert. Der Boden des Hofes, der Zimmer und Gallerien wird mit Platten von Steingut mit verschiedenen Glasur-

farben belegt, welche oft sehr artige Zeichnungen bilden, und in Fez und Mequinez gebrannt werden. Größere Häuser haben mehrere Höfe, und in der Mitte derselben marmorene Springbrunnen. Enge Stiegen führen auf die mit Gipsestrich belegten flachen, als Dächer dienenden Terrassen. Die Einrichtung der Gemächer ist armselig: ein Fußteppich, kleine darüber gebreitete Matrazen statt der Betten und des Sopha's. Das Küchengeräth besteht aus einigem Kupfergeschirre und mehreren tiefen irdenen oder hölzernen Schüsseln zur Bereitung und Auftischung der Speisen. Tischwäsche und Löffel sind ein unbekanntes Bedürfniß. So ist die Architectur und Einrichtung der Wohnungen in allen Städten des Landes; nur in Mequinez, Fez und Marokko haben einige Häuser Blumen-, Reben- oder Küchengärtchen im Hofe. Besonders von außen sehen die weißen, fensterlosen Wände einförmig und häßlich aus, und die im europäischen Geschmack gebauten Consularhäuser mit ihren Bequemlichkeiten und dem geselligen Leben in ihrem Innern stechen dagegen vortheilhaft ab.

5. September. Wir waren heute vom schwedischen Consul zu Tische geladen. Die Tafel war in einem Laubengange des vor der Stadt liegenden Gartens, die Gesellschaft zahlreich, denn sie bestand, außer der Familie des Herrn von Ehrenhof selbst, aus dem ganzen Personale unserer Mission und allen Consuln; auch zwey spanische Exminister aus den Zeiten des constitutionellen Systems fanden sich ein. Dieser Garten, dessen Entstehen ganz das Verdienst des Hrn. v. Ehrenhof ist, wird bald Tangers schönste Zierde seyn. Der Platz ist trefflich gewählt, der Boden sehr gut zubereitet, und das Klima läßt hier die mannigfaltigsten, zum Theil sehr seltenen Pflanzen jeder Größe gedeihen. Jeder Besucher dieser Anlage, besonders aber der Botaniker, wird dem Gründer für dieses Unternehmen Dank wissen, welches nur mit großem Aufwande, ausdauernder Pflege und unermüdetem Fleiße ausgeführt und erhalten werden konnte. In der Mitte des Gartens liegt ein Pavillon mit mehreren freundlichen Sälen, welche ein reicher Schatz an Kupferstichen, Büchern und geschmackvoller Einrichtung schmückt; von der Terrasse des Gebäudes genießt man eine entzückende Aussicht. Außer den vorerwähnten zwey Ministern beherbergt Tanger noch viele andere Männer, die in den spanischen und neapolitanischen Unruhen eine bedeutende Rolle spielten, und welche der Sturm politischer Begebnisse an diese entfernte Küste warf. So unfreundlich selbe dem gewöhnlichen Reisenden im Vergleiche mit dem Aufenthalte im civilisirten Europa erscheinen mag, so erträglich, ja selbst anlockend, dürfte sie dem Flüchtlinge als Exil erscheinen. Das Klima ist herrlich, der Lebensunterhalt kostet wenig, die Regierung nimmt mit passiver Liberalität Jedermann auf, und belästiget Niemand; und wollen sich die Verbannten Erholung auf dem Boden des vaterländischen Welttheiles verschaffen, so werden sie auch in Gibraltar ohne Anstand aufgenommen. Ueberdieß gewährt die Verbindung mit diesem englischen Platze einen sichern und schnellen Weg zur Mittheilung an ihre in Europa zurückgelassenen Angehörigen. Leider haben schon mehrere der hier Exilirten von den Vortheilen dieser Verhältnisse argen Mißbrauch gemacht, und Tanger ist mehr als einmal der Herd neuer verbrecherischer Pläne und Unternehmen geworden. Auch die spanischen Missionäre sahen wir bey Tische. Ein kleines Kloster in Tanger mit drey Geistlichen ist der ganze Ueberrest der zahlreichen spanischen Missionen, welche einst außer Tanger auch in Mequinez, Marokko und Mogodor ihren Sitz hatten. Diese drey Priester lesen Messe in dem Hause des

spanischen Consuls, und besorgen den übrigen Gottesdienst für die in Tanger wohnenden Katholiken; auch beschäftigen sie sich mit dem Religionsunterrichte der christlichen Kinder. Die Kosten dieser Missionsanstalt werden, wie wir hören, aus den vom Könige von Spanien dazu ausgeworfenen Summen und einigen Beyträgen von Sardinien und Portugal bestritten. — Unsere Lebensweise für den Aufenthalt in Tanger richten wir, mit Berücksichtigung der klimatischen und Localverhältnisse, regelmäßig ein, und sie entspricht unserer Absicht, das Land und seine Bewohner nach Möglichkeit kennen zu lernen. Die Morgen werden benützt, um bey der anhaltend herrlichen Witterung zu Fuß oder zu Pferd umherzustreifen. Um 10 Uhr versammelt man sich im Hause der Delegaten zum Frühstück. Da es dort an einem geräumigen Saale fehlt, so wird ein großer Tisch im Hofe aufgeschlagen. Die Gesellschaft ist zahlreich, das Gespräch lebhaft, unsere Musikbande spielt gewählte Stücke. Später geht jeder an seine Beschäftigung. Die Delegaten leiten die Vertheilung und Verpackung der für den marokkanischen Hof bestimmten Geschenke, die Vorbereitungen zur Reise, und sammeln oder berichtigen Notizen über das Land, seine Bewohner und ihre Sitten. Andere gehen auf die Jagd, welche nebst den Spaziergängen die vorzüglichste Belustigung gewährt. Bisweilen besuchen wir einen der vor der Stadt liegenden Gärten, welche die fremden Consuln mit vielem Geschmacke zu ihrem Vergnügen anlegten, und die bey den äußerst günstigen Vegetationsverhältnissen ihre Mühe reich belohnen. Manche pressen Wein, in dessen Erzeugung sie wetteifern, und mehrere Sorten, die wir kosteten, mundeten gut. Um 6 Uhr wird gespeist; jeder erzählt die kleinen Abenteuer des Tages, seine Bemerkungen, und einige Stunden gewürzt durch alle Freuden europäischer Geselligkeit, verfließen schnell, und so angenehm, daß es der äußern Umgebungen bedarf, um uns an den Aufenthalt in Nordafrica zu erinnern.

Alt=Tanger. — Die Juden in Tanger.

6. September. Ein interessanter Ausflug beschäftigte uns heute sehr angenehm. Wir ritten südlich längs des Ufers der Bay, dann durch einen kleinen, in das Meer ausmündenden Fluß, und kamen zu mehreren Strandbatterien. Eine derselben, geschlossen und mit 6 Kanonen besetzt, lag rechts von unserm Wege auf einer kleinen Anhöhe; dann passirten wir eine zweyte mit 7 Kanonen hart am Meere, weiter eine dritte mit 2 Kanonen, und befanden uns endlich in der Nähe des Cap Malabat, auf dessen Höhe ein runder befestigter Thurm, an seinem Fuße aber und in einiger Entfernung wieder eine Batterie liegt. Wir warfen unsere Blicke auf diese Werke, in deren jedem ein Soldat Wache hält. Die Geschütze standen auf morschen Laffetten, die unter dem Rückstoß des ersten scharfen Schusses zusammenstürzen würden. Zurück schlugen wir einen andern Weg ein, und ritten landeinwärts, um die auf halbem Wege zwischen Cap Malabat und Tanger liegenden Ruinen zu besehen, die man gemeinhin Alt=Tanger heißt. Sie bestehen in zerfallenen, aus Ziegeln und Bruchsteinen erbauten Mauern, die wahrscheinlich älter, als der Römer Herrschaft in dieser Gegend, sind, und zum Schutze der Schiffahrt auf dem kleinen, hier dem Meere zueilenden Flusse angelegt wurden. Ueber selben führte eine Brücke, deren Reste (eingestürzte Bogen und ein Pfeiler) noch sichtbar sind. Diese Ruinen, einige weidende Kamehle, der Fluß und das nahe Meer bilden einen malerischen, belebten Vordergrund zu einer herrlichen Ansicht von Tanger, welche sich

uns von hier öffnete. In der Nähe führt ein höchst merkwürdiger Steg über einen Bach. Zwey Schiffsmasten sind über das schmale Bett geworfen, — einst gehörten sie dem spanischen Linienschiffe la santa Trinidad, das in der Schlacht von Trafalgar (21. October 1805) sank. Das Meer warf sie hier aus. Wir standen staunend vor diesen stummen Zeugen einer der wichtigsten Seeschlachten und des Heldentodes des größten Admirals unserer Zeit. In der Nähe eines dieser Masten hatte der spanische Scharfschütze gestanden, dessen tödtliches Bley Nelson niederstreckte. Und diese wahrhaft historischen Trümmer liegen hier an einer barbarischen Küste, von den Füßen halbnackter maurischer Landleute betreten, während sie sich vor wenig Decennien noch stolz über dem prachtvollen Gebäude eines mächtigen Kriegsschiffes erhoben! Daß die Spanier dieses merkwürdige Andenken bisher unbeachtet ließen, darf weniger befremden; aber daß die so gierig nach physischen Anhaltspuncten der Erinnerung an ihre großen Männer haschenden Engländer sie noch nicht nach dem nahen Gibraltar transportirt haben, blieb uns unbegreiflich. Welch merkwürdiges Gegenstück hätten sie zu dem Maste des bey Abukir vernichteten französischen Admiralschiffes l'Orient gebildet, aus dem Nelson sich seinen Sarg verfertigen ließ!

7. September. Hatte uns schon der erste Eintritt ins Innere einer jüdischen Familie, wo wir die Tänze sahen, manche Notizen über diese Classe der Bewohner Tangers verschafft, so sollten uns diese heute noch reichlicher zu Theil werden. Unser Dolmetsch lud uns nämlich ein, der Beschneidung eines seiner Enkel beyzuwohnen. Das Zimmer war klein und gedrängt voll, weil sich alle Verwandte dort versammelt hatten. Auf einem Tische, der als Altar diente, lag zwischen angezündeten Wachskerzen das alte Testament, an der Zimmerdecke hingen brennende Oehllampen. Die Mutter lag, oder saß vielmehr, in ihrem Bette im Hintergrunde des Zimmers. Ein Unterrabbiner, in der einen Hand ein Glas Wein, in der andern einen kleinen Zweig eines wohlriechenden Krautes haltend, betete; die Gesellschaft begleitete das Gebet mit einem kurzen Gesange. Hierauf setzte sich der Großvater in einen Stuhl; man brachte ihm das Kind auf einem seidenen Kissen, der Rabbiner schürzte das Gewand desselben auf, und vollbrachte die schmerzliche Operation. Das Blut quoll sogleich aus der Wunde, und das Kind schrie mit solcher Anstrengung, daß Gesicht und Füße ganz blau wurden. Der Rabbiner und sein Gehülfe bestäubten die Wunde mit einem heilenden Pulver, spritzten Branntwein aus dem Munde darauf, und legten dann ein in Balsam getränktes Häutchen darüber. Die Operation, welche gewöhnlich am achten Tage nach der Geburt unternommen, und nur bey kranken oder sehr schwächlichen Kindern verschoben wird, soll keineswegs gefährlich seyn. Später gab der Rabbiner dem Kinde einen Namen, bestrich dessen Lippen mit etwas Wein, reichte dann den Umstehenden, nach einem kurzen Gebete, das erwähnte Sträußchen, als ein Friedens- und Vereinigungszeichen, zum Riechen, und das noch immer heftig schreyende Kind wurde eingewickelt, und der Mutter übergeben. Wir wandten nun unsere, bisher mit diesen Ceremonien beschäftigte Aufmerksamkeit auf die anwesende Gesellschaft. Die Männer waren, wie alle wohlhabenden Juden in Tanger, anständig gekleidet. Ein enger Caftan von schwarzem oder dunkelblauem Tuche, durch kleine Knöpfchen auf der Brust geschlossen, ist mit einer bunten seidenen Binde um den Leib befestigt. Auf dem Kopfe tragen sie ein schwarzes Käppchen; ihre Pantoffel (in denen sie in Tanger auch die Straße betreten können, während im übrigen

Lande sich keiner dort anders als barfuß sehen lassen darf) sind von derselben Farbe. Mit wahrer Bewunderung betrachteten wir die auf Strohmatten am Boden sitzenden Jüdinnen, durchaus Verwandte unsers Dolmetsches: große, wohlgestaltete Frauen mit echt griechischen Profilen, ansprechenden Zügen, lebhaften Augen und blühender Gesichtsfarbe. Ihre Tracht und ihr Schmuck war reich und zierlich. Ueber ein weites, feines Hemd mit langen Aermeln, deren Nähte mit Gold oder Silber gestickt waren, trugen sie ein grünes oder blaues Leibchen von Tuch oder Sammt mit kurzen Aermeln, das auf der Brust gleichfalls reich gallonirt, und durch eine schöne seidene Binde um den Leib geschlossen war, welche zugleich den Rock, oder vielmehr eine große, um den ganzen Leib gehende Schürze von rothem, blauem oder grünem Tuche festhielt. Die Enden dieser Schürze waren vorne über einander geschlagen, und der gegen außen gekehrte Theil zeigte reiche Goldstickerey. Die Füße waren bloß; um die Knöchel lagen schwere, aber zierlich gearbeitete Silberringe. Die Haare der Mädchen hingen in Zöpfen hinab; bey den Verheirateten waren sie gescheitelt, und am Hinterhaupte in einen Bund geschlungen, vorne aber durch eine breite, mit Perlen, zum Theil sogar mit Edelsteinen gezierte Stirnbinde festgehalten; darüber hatten sie ein seidenes, golddurchwirktes Tuch geworfen. Mädchen und Neuverheiratete hängen an dieses noch einen mit Gold gestickten Schleyer, der hinten über den Nacken fällt. Er dient nur zur Zierde, denn auch auf der Straße zeigen sich die Jüdinnen mit unverhülltem Gesichte. Kaum läßt sich eine mehr originelle und gefälligere Tracht denken. Wie die Marokkanerinnen, so färben auch die Jüdinnen den Rand des Augenliedes mit Spießglanz, die Hände mit Alhenna. Ein Hauptheil ihres Schmuckes sind ungemein schwere, einförmig gekrümmte Ohrgehänge von Gold, deren breite Vorderseiten mit Perlen und Smaragden besetzt sind. Der dünnste durch das Ohr laufende Theil dieser Gehänge ist noch immer vom Umfange eines Kinderfingers, und ihre Schwere würde das Ohrläppchen zerreißen, wären sie nicht von einer über die Stirnbinde laufenden goldenen Kette gehalten, welche ihr Gewicht trägt. Der größte Theil des Schmuckes wird zu Tetuan, und zwar mit vielem Geschmacke, von jüdischen Arbeitern verfertigt. Die Menge desselben kann nicht befremden, da die Jüdinnen nicht weniger eitel sind, als andere Frauen, und die bürgerliche Lage der Israeliten in Marokko (sie dürfen unter andern zwar Häuser, aber keine Grundstücke besitzen) sie überhaupt dem Drucke öfterer Erpressungen aussetzt, und folglich aufmuntert, ihr Geld auf werthvolle, zugleich aber auch leicht im Nothfall zu verbergende Gegenstände zu verwenden. Zum Schlusse der Feyerlichkeit setzten sich zwey alte Weiber auf den Boden, und sangen arabische Lieder, welche die eine der Sängerinnen auf zwey vor ihr liegenden kleinen Trommeln, die andere auf einem Tamburin mit Schellen begleitete. — Die Juden in Tanger, ungefähr 700 an der Zahl, machen einen ansehnlichen Theil der Bevölkerung aus, werden weit besser als in den übrigen Städten des Landes behandelt, und wohnen mit der maurischen Bevölkerung vermischt, während dort ihre Glaubensgenossen in abgesonderte Quartiere zusammengedrängt sind. Einige erhalten sich als Dolmetsche der Consuln, andere treiben Handel nach Gibraltar und ins Innere, die ärmsten üben Gewerbe aus oder bringen sich als Lastträger bey der Mauth fort. Sie wählen als Vorstand der kirchlichen Angelegenheiten einen Rabbiner; zur Aufrechthaltung der bürgerlichen Ordnung und Schlichtung ihrer Rechtshändel Richter (Sabios, spanisch, eigentlich Weise);

ihre Gemeinde zahlt dem Sultan einen jährlichen Tribut von 666 Piastern [1]) oder 1000 Ducados [2]), welche die Sabios nach den ihnen bekannten Vermögensumständen jedes Einzelnen in der Gemeinde vertheilen. Uebrigens müssen auch dem Gouverneur und der Wache Geschenke gemacht, und eine Häuser= und Kramladensteuer gezahlt werden, von welcher die Mauren befreyt sind, deren Betrag jedoch unbedeutend ist. Bey einer Reise außer Land zahlen sie vier Piaster Leibzoll; ihre Weiber aber dürfen, so wie alle Bewohnerinnen von Marokko überhaupt, nur mit ausdrücklicher Bewilligung des Sultans das Land verlassen. Beynahe alle Juden in Tanger sprechen spanisch und arabisch, während die Kenntniß der ersteren Sprache selten ein Jude im Innern des Landes besitzt. Jene schreiben oft ihre Handelsbriefe in spanischer Sprache, aber mit hebräischen Buchstaben, obwohl die wenigsten unter ihnen hebräisch verstehen sollen, da diese Sprache nur im Gebete üblich ist. Die angesehensten unter den hiesigen Juden sind jene, welche als Dolmetsche der Consulate dienen. Sie beziehen eine Besoldung, werden in die Geheimnisse der respectiven Regierung eingeweiht, haben Zutritt bey dem Gouverneur, und sind vor Mißhandlungen sicher. Sie sind stolz auf diese Vorrechte, besonders darauf, daß sie im Vorübergehen bey einer Moschee oder dem Grabe eines Heiligen die Pantoffel nicht ablegen müssen, wozu außer ihnen jeder Israelit in Tanger verhalten wird. Sie behaupten, der Talmud gestatte die Vielweiberey, und im Innern des Landes benützen die Juden diese Erlaubniß; aber in Tanger befolgen sie das Beyspiel der Europäer, und begnügen sich mit Einer Frau; es wird sogar gewöhnlich im Ehevertrage festgesetzt, daß der Mann ohne Einwilligung seiner Frau keine zweyte heiraten dürfe. Nur dann nehmen manche ein zweytes Weib, wenn zehn Jahre der Ehe kinderlos blieben; auch heiratet bisweilen ein schon verehelichter Jude die Witwe seines kinderlos verstorbenen Bruders. Will er sich zu dieser, auf eine menschenfreundliche Ansicht gestützten Sitte nicht herbeylassen, so stellt er hierüber der Witwe seines Bruders ein Zeugniß aus, und ermächtigt sie hiedurch zu einer zweyten Ehe mit einem Andern zu schreiten. Der Mann darf übrigens die Frau nur bey zehnjähriger Unfruchtbarkeit, oder wenn sie erwiesen einen unverträglichen Character hat, verstoßen; will er sich ohne gegründete Ursache von ihr trennen, so muß er ihr das Heiratsgut zurückstellen, und überdieß eine Geldentschädigung geben. Die Trauungen geschehen in Gegenwart des Rabbiners und vor zehn Zeugen; die Ehepacten werden der Versammlung vorgelesen, die Braut erscheint dabey ganz verschleyert, und der Bräutigam steckt ihr einen Ring an den Finger. Nach der Brautnacht entfernt sich der Mann, und darf erst zehn Tage später zur Frau zurückkehren. Nicht selten gehen Juden zur mohammedanischen Religion über: so nehmen Marokkaner häufig Jüdinnen als Mägde in ihr Haus, weil sie reinlicher, fleißiger und gewandter sind, als die maurischen. Diese Mägde werden dann gewöhnlich Beyschläferinnen ihres Herrn und verändern die Religion. Im Harem des Sultans soll sich jedoch keine Jüdin befinden.

---

1) Wo im Verlaufe dieser Blätter von Piastern die Rede ist, werden stets spanische, im Werthe von 2 fl. 6 kr. C. M. verstanden.

2) Der Ducado, eine eingebildete spanische Rechnungsmünze, gilt 1 fl. 24 kr. C. M.

Die Renegaten. — Fußbothen zur Beförderung der Correspondenz. — Gegend um Tanger.

8. September. Die irrigen und übertriebenen Nachrichten über das glückliche Loos der Renegaten im Oriente sind in neuerer Zeit vielseitig berichtigt worden; wir hatten in Tanger sowohl, als später im Innern des Landes Gelegenheit, uns zu überzeugen, daß auch in Marokko diese schmählige Handlung wenig Gewinn bringe. Gewöhnlich sind die Renegaten Verbrecher, welche aus den spanischen Präsidien in Africa (Ceuta, Melila u. s. w.) entsprungen sind. Sobald sie sich bey den Vorposten des marokkanischen, um diese Festungen gezogenen Cordons melden, werden sie sogleich befragt, ob sie zum Islamismus übergehen wollen. Im Verweigerungsfalle sendet man sie zurück; willigen sie aber ein, so bringt man sie vor den Gouverneur in Tanger. Dieser läßt den spanischen Consul rufen, und in seiner Gegenwart den Flüchtling wiederholt befragen, ob er zur Religionsveränderung bereit sey. Nach einer bejahenden Antwort wird er zum Kadi geschickt, welcher, mit Ausnahme der Beschneidung, welche seit Muley Soleiman nicht mehr an Renegaten vorgenommen wird, die religiösen Uebertrittsfeyerlichkeiten vollzieht. Will sich aber der Flüchtling nicht dazu bequemen, so wird er dem Consul übergeben, der ihn an seinen Gefängnißort zurückschickt. Solche zurückgesendete Entsprungene sollen aber nach einer zwischen Spanien und Marokko bestehenden Verabredung wegen ihrer Flucht nicht gestraft werden. — Ein Gegenstand des Mißtrauens unter den Marokkanern, werden die Renegaten von diesen oft mißhandelt, und sind, gewöhnlich von allen Unterhaltsquellen entblößt, gezwungen, selbst die niedrigsten Mittel zur Fristung ihres elenden Lebens zu ergreifen, so daß viele gerne in ihr Gefängniß zurückkehren würden. Sie werden zu keinem Amte zugelassen, und selbst von ihren technischen Fähigkeiten Nutzen zu ziehen, gestatten Verachtung und Argwohn den Marokkanern nicht, die doch unter ihnen manch brauchbaren Handwerker, Matrosen und Schiffsbaumeister finden würden, und auf diese Weise einem großen Bedürfnisse des Landes zum Theile abhelfen könnten. — Gleich nach unserer Ankunft hatten die Delegaten durch den dänischen Consul dem Minister des Sultans, Ben Gelun, nach Mequinez geschrieben, und ihn ersucht, die Herbeyschaffung der zu unserer Reise in das Hoflager nöthigen Maulthiere und die übrigen Anordnungen zu betreiben, um uns nicht zu viele Zeit in Tanger verlieren zu lassen. Die Antwort wurde lange verzögert, sey es, um die zu unserer Reise und zum Empfange im Hoflager nöthigen ungewöhnlich prächtigen Anstalten zu treffen, oder weil der Minister Ben Dris noch gerne früher seinen Collegen Ben Gelun aus Mequinez entfernen wollte, damit ihm allein und ungetheilt Ehre und Vortheil der Unterhandlungen mit uns blieben. Wenigstens erfuhren wir gleichzeitig mit der Ankunft der Maulthiere, daß Ben Gelun sich wegen Krankheit nach Fez zurückgezogen habe. — Da alle Posteinrichtungen in Marokko unbekannt sind, so schicken die Kaufleute ihre Correspondenz entweder durch Schiffsgelegenheiten oder durch Boten, welche die ihnen anvertrauten Briefe, wohlfeil, sicher und schnell, obgleich zu Fuß, befördern. So gehen diese Boten von Tanger nach Mogodor in 10 — 12 Tagen, nach Mequinez, Fez und Rabat in 3½ — 4 Tagen, und erhalten gewöhnlich ½ Piaster (1 fl. 3 kr. C. M.) Lohn für jeden Tag der Hin- und Rückreise. Im Winter dagegen ist die Communication, der ausgetretenen Ströme wegen, oft sehr erschwert.

Nirgends findet man Brücken, nur selten Fähren; oft müssen daher die Boten Wochen lang am Ufer liegend das Fallen des Wassers abwarten. Sonst waten oder schwimmen sie gewöhnlich durch die Flüsse, weßhalb sie auch die Briefe in einer wasserdichten blechernen Büchse an einem Riemen vor der Brust tragen. Zur Nachtzeit finden sie in jedem Dorfe gastfreye Bewirthung und Unterkunft. Die ämtliche Correspondenz der Gouverneure und anderer Beamten und die Erlässe des Sultans werden durch Soldaten zu Pferde befördert.

9. September. Tangers Umgebungen, die wir nun täglich näher kennen lernen, sind reizend durch den Wechsel ihrer landschaftlichen Formen. Häufig bieten sich dem Auge schöne Totalansichten oder einzelne Theile der Stadt in heller, günstiger Beleuchtung; dann wieder Fernsichten über die Meerenge; oft findet man am Strande kleine versteckte Buchten, das Bild der einsamsten Abgeschiedenheit. Auch an ländlichen Partien fehlt es nicht, denn in der Fläche trifft man hie und da geackerte Felder, Gemüsebeete und armselige, unter den Riesenblättern der Aloe oder unter den Zweigen des indischen Feigenbaumes malerisch versteckte Hütten. Zwey Dinge aber fehlen zum Genuß der hier wirklich freundlichen Natur: Schatten und belebende Staffagen der Landschaft. Schatten gibt es sehr wenig, da man selten einen hochstämmigen Baum sieht. Eben so erscheinen die Felder menschenleer; und nähert man sich einer Hütte, so stürzen lärmende Hunde aus derselben, und die wenigen Bewohner, die ihnen folgen, haben ein so abschreckendes Aussehen, daß man gerne auf jede Annäherung verzichtend, schnell umkehrt. — Heute machten wir wieder einen sehr lohnenden Ausflug. Wir ritten längs der Küste gegen das Cap Spartel zu, stießen bald auf einen Erdwall, an welchem sechs verrostete eiserne Kanonen ohne Lafetten lagen, dann auf eine viereckige geschlossene Batterie. Diese ist in gutem Zustande, mit neun Geschützen besetzt, und auf der Fläche einer mehrere Klafter über dem Meeresspiegel erhabenen Anhöhe angelegt. Von hier kamen wir in den Garten des englischen Consulats-Dolmetsches. Er liegt gleichfalls auf einer Anhöhe, und hat eine schöne Aussicht; aber in den Thalgründen sammelt sich im Winter stehendes Wasser, und macht die Gegend ungesund. Ein beschwerlicher Gebirgspfad führte uns weiter zu dem sogenannten spanischen Garten. Der frühere Consul von Nordamerica, Washington, hat hier ein sehr artiges Landhaus erbaut, welches später der spanische Consul an sich brachte. Die große Entfernung von der Stadt, und die vielen Berufsgeschäfte des Eigenthümers gestatten ihm nicht, seine reizende Besitzung oft zu besuchen, daher sie sich durchaus im Verfall befindet. Der Gärtner und sein Weib, beyde Marokkaner, zeigten uns mit vieler Bereitwilligkeit das Innere des Hauses. Das Weib sowohl als ihre achtzehnjährige schöne Tochter erschienen mit unbedecktem Gesichte, und beyde waren sehr freundlich. Nachdem wir die herrliche Aussicht vom Balcon gegen Tarifa und Gibraltar auf den Ocean und das mittelländische Meer genossen und bewundert hatten, kehrten wir in die Stadt zurück.

Besuch eines Santon's. — Nachrichten über Timbuctu und Tetuan.

10. September. Heute besuchte uns der Scheich (Vorsteher eines Bezirks) und Santon Sidy Mohammed Ben Hmoydi, Vetter des Kaid's (Gouverneurs) von Azamor. Er ist ein artiger Mann, keiner von den cynischen, sinnlosen Fanatikern, und wurde von seinen Reise-

gefährten mit vieler achtungsvoller Aufmerksamkeit behandelt. Die Ursache dieses Besuches war seine geschwächte Gesundheit, rücksichtlich derer er sich mit unserm Arzte zu berathen wünschte. Wir ließen ihn und seine Reisegefährten mit Thee bedienen, und zeigten ihnen die Kupfer zu Aly Bey's Reisewerke, unter welchen sie die Ansicht von Tanger und Mazagan zu erkennen glaubten. Vorzüglich erregte unsere Camera obscura ihre Bewunderung, und sie konnten sich nicht satt sehen. Sidy Mohammed lud uns ein, ihn in seiner Vaterstadt zu besuchen, und wir benützten sein gefälliges Benehmen, um ein Gespräch über das geheimnißvolle Timbuctu einzuleiten. Er war zwar nie in jener Stadt gewesen, hatte aber viel von ihr gehört, nannte sie Timectu, den Fluß, an welchem sie liegt, den Nil, und war überzeugt, daß selber mit dem ägyptischen Nil in Verbindung stehe. Timbuctu's Herrscher hieß er Sidy Mohammed Ibó. Marokko's Handel in jene Gegend mag übrigens nicht sehr bedeutend seyn, da jährlich nur zwey Caravanen von ungefähr tausend Kamehlen dahin gehen, und die gewöhnlich geladenen Waaren (Salz, Tabak, Haik's u. s. f.) von großem Umfange und geringem Werthe sind. Doch werden auch einige blaue und weiße Musseline und Seidenzeuge aus Fez beygelegt. Die Rückladung besteht in Sclaven, Goldstaub und Geschmeide (Ohrringen, Armbändern u. dgl.), welche im Innern Africa's verfertigt werden, Elephantenzähnen, Straußenfedern, Gummi u. a. m. Von Fez nach Timbuctu braucht eine Caravane neunzig Tage. In der Wüste richten sich die Reisenden nach den Gestirnen, einzelnen mit Gesträuchen bewachsenen Stellen und nach den Sandhügeln. Da letztere oft von dem Winde geebnet und versetzt werden, nehmen die Caravanen an der Gränze der Wüste (Saachara) Führer. Oft werden diese Waarenzüge von herumstreifenden Horden geplündert. Die Reisenden reiten auf Kamehlen (Dromedare sind in Oberafrica unbekannt). Als Scheidemünze sollen in Timbuctu kleine Muscheln (Kauri) circuliren). So weit Sidy Mohammeds Aussagen. Bey dieser Gelegenheit fühlten wir wieder lebhaft, wie ungemein schwierig es hier zu Lande sey, sichere Nachrichten zur Kunde desselben zu sammeln. Die Unwissenheit, oft auch prahlende Lügenhaftigkeit der Marokkaner, ihr Mißtrauen gegen Europäer, das Schwankende des landesüblichen Distanz-, Gewichts- und Hohenmaßes erschweren die Einholung von Notizen selbst über die alltäglichsten Gegenstände. Vollends wo es sich um größere Zahlen handelt, vermengen die Marokkaner nur zu leicht Hunderte mit Tausenden, und wohl auch Zehntausenden! Die Juden, deren man sich zu derley Forschungen, als Dolmetsche, bedienen muß, nehmen Anstand, über manche Gegenstände einen Marokkaner zu befragen, und haben übrigens selbst zu wenig bestimmte Begriffe, besonders von abstracten Dingen, als daß man ihren Aussagen trauen könnte.

11. September. Auch heute erhielten wir Besuch. Ein gutmüthiger Jude aus Tetuan, Salomon de Judah Abudarham, früher österreichischer Consular-Agent daselbst, hatte die Reise hieher bloß deßhalb unternommen, um sich die Bestätigung in dieser Stelle von den Delegaten zu verschaffen. Wir hatten große Lust, einen Ausflug nach dem, nur 7 Meilen *) von Tanger und 5 Meilen von Ceuta entfernten Tetuan zu machen; aber Salomon entwarf einen so ansehnlichen Ueber-

---

*) Hier, so wie im ganzen Aufsatz, sind immer spanische Meilen zu verstehen, nach welchen alle in Marokko lebenden Europäer rechnen, und die kürzer sind, als die deutschen Meilen.

schlag der für den Pascha und seine Wache zu spendenden Geschenke, daß wir das Project aufgaben. Er meinte nämlich, wir sollten dem Gouverneur von Tetuan, Sidy Mohammed Aschasch, hundert Piaster in ein Tuch gewickelt und versteckt übergeben, oder durch ihn (Salomon) übergeben lassen. Wenn wir vorzögen, andere Geschenke zu bringen, möchten wir für diese Summe Tuch, grünen oder rothen Sammt, Musselin, Thee und Zucker kaufen. Die Reise wäre übrigens nicht beschwerlich gewesen, da man den Weg dahin in anderthalb Tagen bequem zurücklegt. Man versieht sich in Tanger mit Lebensmitteln, und nimmt einige Soldaten als Schutzwache und Wegweiser mit. Auch ist es nöthig, Zelte mit sich zu führen, unter denen man die Nacht zubringt. Die Soldaten bekömmt man von dem Gouverneur ohne Schwierigkeit, und gibt gewöhnlich jedem von ihnen 50 kr. C. M. auf den Tag, und zum Unterhalt des Pferdes die Hälfte; bey der Rückkehr nach Tanger jedem 5 Piaster als Geschenk. In Tetuan selbst findet der Reisende leichte, aber theure Unterkunft in dem Hause eines Juden. Salomon theilte uns mehrere Notizen über diese Stadt mit, die wir aus andern Quellen später als zuverläßig erkannten. Sie ist bedeutend, und hat 20,000 Einwohner, worunter 3000 Juden. Ihr schmutziges und unbequemes Innere mag unangenehm mit den reizenden Umgebungen contrastiren, welche die der Jagd wegen aus Gibraltar oft ankommenden englischen Offiziere rühmen. Naht man sich der Stadt zur See, so gewahrt man zuerst einen sich ins Meer ergießenden Fluß, dessen Mündung die Rhede bildet, und auf dem linken Ufer durch einen viereckigen Thurm, auf dem rechten aber durch eine Strandbatterie vertheidigt ist. Von hier hat man auf dem Flusse noch eine Meile weit gegen die Strömung zu fahren, wozu des seichten Wassers wegen nur kleine Barken taugen. Man gelangt dann zum Mauthhause (Casa Martin genannt); dort gibt der Fremde seinen Paß einem Soldaten zu Pferde ab, der selben zum Gouverneur, und dessen Bewilligung zur Fortsetzung der Reise zurückbringt. Vom Mauthhause führt der Weg noch anderthalb Meilen weit nach der Stadt, deren amphitheatralische Lage zwischen Hügeln mit Gärten, Orangen und andern Obstbäumen bedeckt und mit Landhäusern besäet, einen angenehmen Anblick gewährt, und einen günstigen, durch den Eintritt in die unreinliche, winkelige Häusermasse nicht gerechtfertigten Eindruck hervorbringt. Die um Tetuan wachsenden Orangen genießen den Ruf vorzüglicher Güte.

Begräbnißfeyerlichkeiten. — Schneller Standeswechsel vornehmer Marokkaner. — Die Hungersnoth von 1827.

12. September. Wir begegneten in der Straße einem marokkanischen Leichenzuge, und folgten ihm in der Ferne bis gegen den außer der Stadt liegenden Begräbnißplatz, holten auch nach unserer Rückkunft einige Erkundigungen über die bey Todesfällen üblichen Gebräuche ein. Stirbt ein Marokkaner, so wird sein Leichnam auf die, bey den Mohammedanern vor dem Gebete befolgte Weise gewaschen, und in ein neues Gewand gekleidet, welches bey Unvermögenden die Moschee, in deren Sprengel er wohnte, herbeyschafft. Nur Jene, die auf der Straße sterben, werden in denselben Kleidern, welche sie im Augenblicke des Verscheidens auf dem Leibe hatten, bestattet. Das Todtengewand besteht in einem Hemd, Unterbeinkleid und Turban. Statt des Haik's oder Burnus wird die Leiche in ein Stück Musselin gewickelt, das Ge-

MAROKKANISCHE LIEDER.

Nr. 1 & 2 Bey Hochzeiten.

No. 1. Andante.

D.C.

D.C.

No. 2. Andante.

D.C.

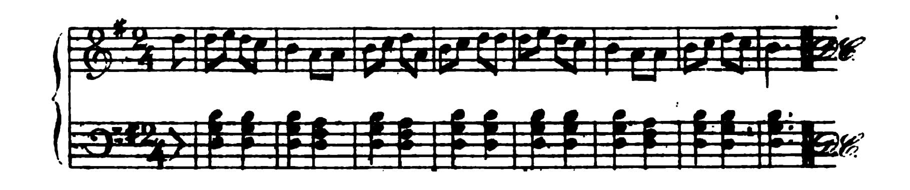
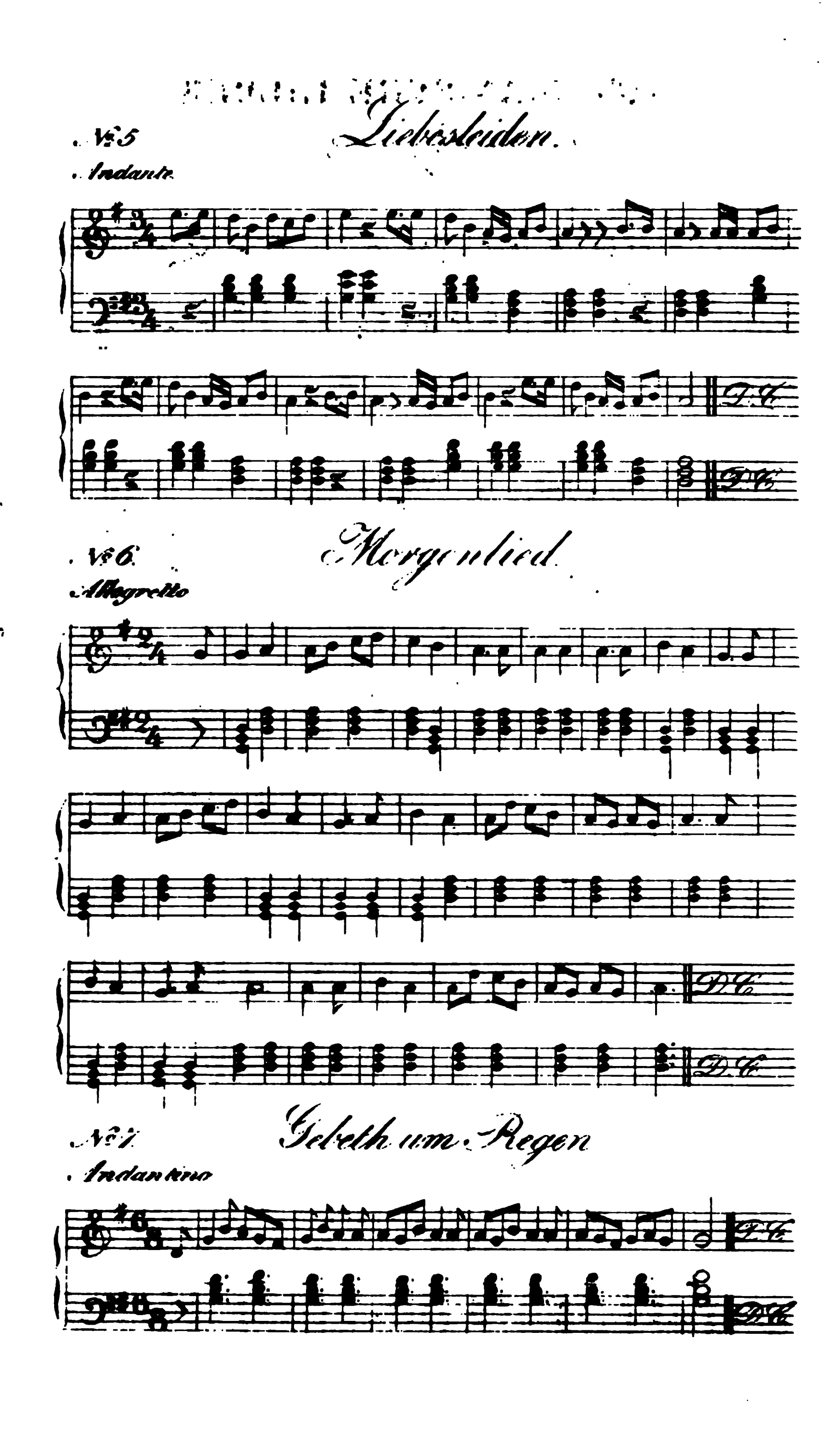
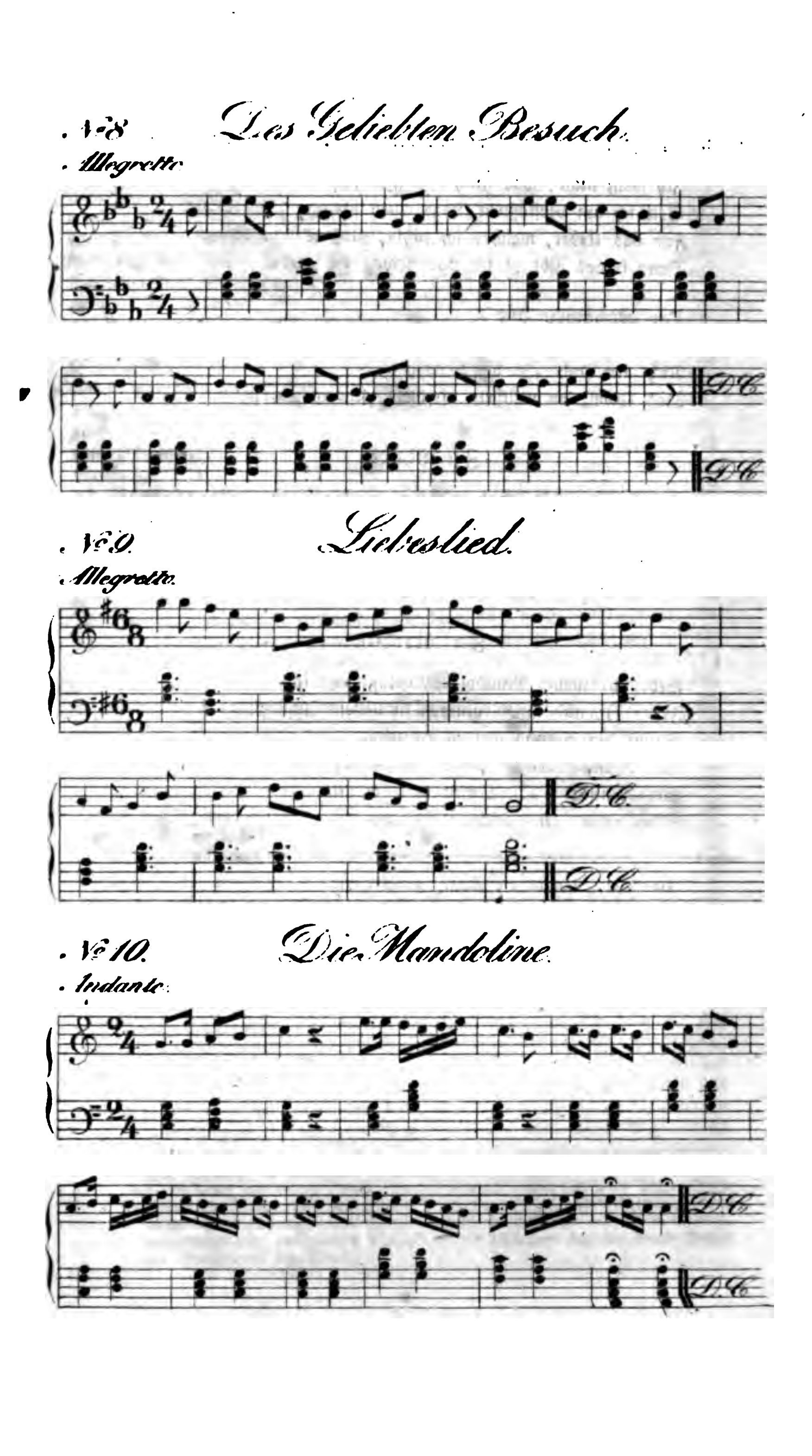
D.C.

Bey Begräbnissen.

No. 3.
Allegretto

D.C.

D.C.

No. 4 Bitte um Regen.

No 5
Liebesleiden.
Andante
D.C.
No 6.
Morgenlied.
Allegretto
D.C.
No 7.
Gebeth um Regen
Andantino
D.C.

No 8. Des Geliebten Besuch.
Allegretto
D.C.
D.C.
No 9. Liebeslied.
Allegretto.
D.C.
D.C.
No 10. Die Mandoline.
Andante.
D.C.
D.C.

Uebersetzung der marokkanischen Worte zu Nr. 5.

Ich weiß nicht, was mich ergriffen hat,
Seit ich am verfloßnen Tage einen schönen Pfau erblickte;
Für das Uebel, welches ich fühle, gibt es kein Mittel,
Denn keines gibt es für das Leiden der Liebe.

Der gutmüthige Arzt
Fühlte mir den Puls. Ich sprach zu ihm: »Arzt!
»Nicht im Puls sitzt die Krankheit,
»Das Uebel, an welchem ich leide, sitzt im Herzen.«

Zu Nr. 8.

Er ist gekommen, mich zu besuchen, der Freund meines Herzens,
Er ist gekommen, mich zu besuchen. Da ich nicht wußte, was ich ihm
Bieten sollte, habe ich ihm einen feinen Teppich
Von Tafilet ausbreiten lassen, und ihm Wein eingeschenkt.

Zu Nr. 10.

Gebt mir meine Mandoline, bringt mir ihre
Feder *), und lasset kommen in diesem Augenblicke
Selbst den Freund meines Herzens.
Der Freund meines Herzens ist König, ich bin
Sein Minister. Die Rosen und die Lilien
Streiten um seine schönen Wangen.

---

*) Mit welcher nämlich die Saiten gerührt werden.

sicht mit einem Tuche bedeckt. Nur wenig Stunden bleibt die Leiche im Hause: der am Abend Verstorbene wird am folgenden Morgen, wer früh Morgens stirbt um ein Uhr Nachmittag begraben. Die Verwandten werden zum Leichenzuge geladen; gezahlte Klageweiber gibt es hier nicht. Die Freunde des Verstorbenen, oder wer zufällig vorübergeht, und an dem frommen Werke Theil nehmen will, tragen die Leiche, der außer dem Gewande nichts mitgegeben wird. Man bringt sie in ein Nebengebäude der Moschee, wo ein Imam eine Viertelstunde über ihr betet, und die Talbe den Namen des Verstorbenen in ihr Register einschreiben. Dann wird die Leiche nach dem Begräbnißplatz getragen, und in ein Grab gelegt, das von einem bezahlten Todtengräber ungefähr eine Elle tief, unter dem Haupte des Todten erhöht und auf dieser Seite nach Osten gekehrt, gegraben wird. Nicht alle Leichen werden in Särgen, aber alle mit ausgestreckten Händen, Kopf und Körper etwas rechts geneigt, bestattet. Das Grab ist oben nur eine Palme breit, gegen seine Sohle zu erweitert, und wird mit Bretern bedeckt, die man mit feuchter Erde sorgfältig verklebt, damit kein Sand u. s. w. auf den Leichnam falle. Abgerundete Steine oder Holzblöcke werden auf die Gräber der Männer gesetzt; jene über weibliche Leichen sind eingeschnitten, und gleichen dem Initial-Buchstaben M. Die dem Verstorbenen ins Grab mitgegebenen Kleidungsstücke werden, um sie vor der Raubsucht des Landvolkes zu sichern, mit Campher, Saffran oder andern Mitteln befleckt, durch welche man sie im Falle der Entwendung leicht erkennen würde. Die Begräbnißplätze werden nach Belieben auf dem allgemeinen Friedhofe gewählt; nur manche Familien begraben ihre Todten neben einander; die größeren Duar's (Dörfer) haben gleichfalls eigene Leichenacker. Während des Leichenzuges und Begräbnisses wird stets dasselbe Lied gesungen *). Weiber dürfen bey diesen Ceremonien nicht zugegen seyn, gehen aber in den folgenden sieben Tagen täglich zweymal zum Grabe ihres Verwandten beten. Auch kommen Talbe Abends dahin, um ihr Gebet zu verrichten, und besuchen dann die Häuser der nächsten Verwandten des Verstorbenen, um ihren Lohn in Bewirthung und Geschenken zu holen. Außer den Freytagen gehen die Weiber auch an einigen andern Festtagen des Jahres zu den Gräbern ihrer oft längst verblichenen Verwandten. In Tanger sahen wir sie Freytags oft in großer Zahl nach den Grabstätten wallen, wo sie sich unter dem Vorwande der Andacht plaudernd unterhielten, und ihre Gesichter entschleyerten, sobald sie keinen Mann in der Nähe gewahrten, im entgegengesetzten Falle aber sich schnell wieder in ihre Haik's hüllten. Auch die Christen haben hier einen eigenen Begräbnißplatz, welchen ihnen der Sultan Muley Soleiman auf das Ansuchen sämmtlicher Consuln bewilligte, und hiezu ein Stück Grund vor dem Thore auf der Landseite, an den Garten des schwedischen Consuls stoßend, anwies. Aber kein Kreuz darf sich erheben; nur niedrige Grabsteine bezeichnen die Ruhestätte der vom fanatischen Volke verachteten Ungläubigen. Die Zubereitung dieses Friedhofes gab Anlaß zu einer merkwürdigen Entdeckung. Spuren älterer Gräber veranlaßten nämlich eine sorgfältigere Nachforschung, und durch diese erhielt

*) Die Beylage enthält die vorzüglichsten marokkanischen Nationalgesänge, deren jeder für irgend einen Zweck bestimmt, auch bey jeder dieser Gelegenheiten (Hochzeiten, Begräbnissen u. s. f.) ohne Abwechslung benützt wird. Selbe dürften, nebst den weiters beygefügten erotischen Liedern, hinlänglich den monotonen Charakter der Melodien und die matte Poesie der Marokkaner bezeichnen.

man die Ueberzeugung, daß dieselbe Stelle seit Jahrtausenden die Bestimmung hatte, die Leichen der Bewohner Tangers aufzunehmen. Der Zeitfolge nach, in welcher der Boden die Leichen empfangen hatte, stieß man auf die Reste der einst in Tanger ansäßigen Britten, Portugiesen, Mauren, Gothen, Römer. So vereinigt diese Stätte die Gebeine der Besiegten und der Sieger, der gebildetsten und rohesten Bewohner der Stadt; einige Fuß hoch über dem morschen Kasten des stolzen Römers liegen die Gerippe des maurischen Sclaven, jene eines englischen Krämers.

13. September. Herr Schousboe besitzt eine bedeutende Anzahl hierländiger Münzen aus ältern und neuern Zeiten, worunter sehr seltene und wohlerhaltene Exemplare. Die Anlegung einer solchen Sammlung scheint bedeutenden Schwierigkeiten zu unterliegen, da von den ältern und bessern Münzsorten nur selten einige in Umlauf kommen.

14. September. Der englische Consul, welcher vor kurzem in der Stadt Marokko gewesen war, um dem Sultan in dieser Eigenschaft vorgestellt zu werden, und der einige Offiziere als Gesellschafter mit sich gehabt hatte, zeigte uns mehrere auf der Reise gesammelte Zeichnungen, unter denen besonders das von einem Capitän Smith aufgenommene Panorama der Stadt Marokko, eine Ansicht von Alcassar-Quibir u. a. m., unser Interesse in hohem Grade ansprachen.

15. September Durch die schwankende Stellung der höheren Staatsbeamten und die Willkürlichkeit der Regierung in dieser Hinsicht, sind plötzliche Wechsel des Schicksals der angesehensten Diener des Sultans hier nicht seltener, als in der Türkey und andern despotisch beherrschten Ländern. Der Wille des Sultans genügt, um den Gouverneur einer Provinz zum gemeinen Soldaten herabzusetzen, oder sogar zu den schimpflichsten Strafen zu verurtheilen, worauf er wieder sein Amt übernimmt. Eben so schnell kann der gemeinste Krämer zum Minister erhoben werden. Ein auffallendes Beyspiel erzählte uns Herr Schousboe. Während seiner Anwesenheit in der Stadt Marokko begegnete er einem gemeinen Manne, der ein Stück Fleisch in der einen, und in der andern Hand etwas Butter auf einem Kohlblatte zum Verkaufe ausbot. Seine Züge schienen dem Consul nicht unbekannt, und bald sah er mit Erstaunen, daß der armselige Marokkaner derselbe war, den der Sultan einige Jahre früher als Botschafter nach Dänemark abgeschickt hatte.

16. September. Im frischen, schaudervollen Andenken lebt im ganzen Reiche die Hungersnoth, die im Jahre 1827 beynahe allgemein wüthete, und die, wenn man ziemlich übereinstimmenden Angaben trauen darf, einer Million Menschen das Leben kostete. Durch drey Jahre beynahe hatte es gar nicht geregnet; das lechzende Ackerland verschlang in seinen tiefen Rissen die von der Sonne halbverbrannte Saat; die Obstbäume dorrten ab, das Vieh erlag durch Mangel an Futter und Tränke, denn weit umher im Lande versiegten die Quellen, trockneten die tiefsten Wasser aus. Bald waren die Vorräthe aufgezehrt, und die durch den langen Mißwachs herbeygeführte Armuth der Bewohner, so wie die schlechten Maßregeln der Regierung erlaubten auch keine Getreidezufuhr aus den benachbarten Ländern. Von peinigendem Hunger getrieben, strömten Tausende aus dem Innern des Landes nach den Häfen, besonders nach Tanger, wohin sie die Hoffnung auf den Beystand der dort wohnenden Europäer zog. Aber auch dort mangelte es an Getreide, selbst an Wasser. In den Gassen lagen die Leichen der Verschmachteten; vor den Thoren der Consulatgebäude lagerten sich nackte Familien um

Hülfe flehend. Die Consuln halfen nach Möglichkeit, und vermochten doch nur einen kleinen Theil des furchtbaren Elends zu tilgen. Einer von ihnen sah einen Knaben, der beynahe erliegend unter der Qual des Hungers, seinen jüngern Bruder auf dem Rücken in die Stadt geschleppt hatte; — das Kind nagte an der Schulter seines treuen Bruders! Seit diesen Schreckensjahren, deren Spuren noch nicht überall im Lande verwischt sind, hat der Sultan einige Vorsichtsmaßregeln getroffen, und Getreidemagazine angelegt, welche in großen, mit Frucht gefüllten und mit Steinen bedeckten Gruben bestehen. In solchen Erdhöhlen hält sich das Getreide bey der trockenen Beschaffenheit des Bodens und der Luft mehrere Jahre unversehrt. Diese Einrichtung, welche dem Landmanne die Kosten einer Scheune erspart, findet man auch häufig im Königreich Valencia als ein Denkmal der Herrschaft der Araber in Spanien.

Die Märkte in und vor Tanger. — Cap Spartel. — Unsere Besorgnisse. — Nahrung der Marokkaner. — Krankheiten und ärztliche Pflege.

17. September. Ein sehr lebendiges Bild bietet der Markt in Tanger. Er ist mitten in der Stadt, an der schönsten Straße, die von Osten nach Westen, vom Seethore an der Moschee vorüber nach der Anhöhe führt, auf welcher die Grabstätten liegen. Das summende Gewühl des Pöbels drängt sich um die auf der Erde sitzenden Weiber, welche Eyer, Obst und Gemüse verkaufen, und um die Krambuden. Diese sind hölzerne, in einer Reihe hinlaufende Hütten, so enge, daß sie der Verkäufer beynahe ganz ausfüllt, und nach allen Artikeln seines kleinen Vorraths leicht mit der Hand greifen kann, ohne sich von seinem Sitze zu erheben. In diesen Buden wird Butter, Schmalz, Pech, Thee, Seife u. s. w. verkauft. Die Seife aus Oel, Asche und Kalk bereitet, ist weich und dunkelbraun. Zwischen der Masse der Käufer und Verkäufer drängen sich Marokkaner und Juden durch, welche Haik's, Burnus, Flinten u. s. f. mit durchdringender Stimme ausbieten. Um sie sammelt sich gewöhnlich ein kleiner Kreis, und die Waare wird versteigerungsweise losgeschlagen. Am Mittwoch und Sonntag wird ein größerer Markt auf einer Anhöhe vor der Stadt gehalten, zu dem die Landleute auf Kamehlen oder Eseln Getreide und Früchte bringen; auch Ochsen, Pferde und Schafe zum Verkaufe treiben. Nach der Quantität der dort feilgebotenen Lebensmittel bestimmt der Marktrichter (im Arabischen Emhabded) die Satzung der Preise, zu welchen die Fleischer und Bäcker in der Stadt ihre Waare verkaufen müssen. Folgende Angabe der Preise der verschiedenen Lebensmittel dürfte zu unterhaltenden Vergleichungen Stoff geben, und auch sonst nicht ohne Interesse seyn. Das Pfund [1]) Ochsenfleisch kostet gegenwärtig in Tanger 2 Blanquillo's ($4 \frac{1}{5}$ kr. C. M.), im Winter aber oft das Doppelte; das Pfund Butter $7 \frac{1}{2}$ bis 8 Blanquillo's (16 — 17 kr. C. M.); 5 — 6 Eyer einen Blanquillo ($2 \frac{1}{10}$ kr.), im Winter das Doppelte; die Alkola (24 Pfund) Oel kostet $1 \frac{1}{2}$ Piaster (3 fl. 9 kr.); eine Almuda [2]) Mehl $4 \frac{1}{2}$ Onças

1) Hier wird das englische verstanden, das leichter als das Wiener Pfund, und dessen Verhältniß zu Letzterem ist wie 0 8099 zu 1.0000.

2) Almuda, ein spanisches Körpermaß, kömmt ungefähr 2 1/5 Wiener Achteln gleich. Bey Berechnung der verschiedenen Maße und Gewichte im Laufe dieser Blätter wurde stets »Littrow's Vergleichung der vorzüglichsten Maße u. s. f., Wien 1832,« zum Grunde gelegt.

(38²/₅ kr. C. M.); eine Henne 10 — 12 kr. C. M., im Winter 10 Blanquillo's (21 kr.); der um Fez wachsende Reis an Ort und Stelle 4¹/₅ kr. k. M. das Pfund. Die Bezahlung der Arbeiter und Taglöhner steht im Verhältnisse mit diesen Preisen. Ein gemeiner Arbeiter (Maurer, Zimmermann, Gärtner) erhält täglich 21 kr. C. M., jedoch keine Kost; ein Meister einen Ducado (1 fl. 24 kr.); ein marokkanischer Diener 5 Piaster monatlich, und gleichfalls weder Kost noch Kleidung. Die in Tanger wohnenden Europäer ziehen die Marokkaner als Diener den Juden vor, weil sie auch am Freytage arbeiten, weniger Feyertage machen, und sich seltener betrinken als die Juden.

18. September. Einen Theil des Tages füllte ein Spazierritt nach dem Cap Spartel aus, bis wohin man 3½ Meilen, jedoch offenbar übertrieben, rechnet. Da längs des Meeres kein Reitpfad führt, so hielten wir uns landeinwärts. Die Gegend ist von flachen, wenig bewachsenen Hügeln durchschnitten, das Cap selbst nicht hoch genug, um eine bedeutende Aussicht zu gewähren, die Ufer eben und sandig; übrigens wenig Schatten und weniger Reiz der Natur, als in den andern Umgebungen Tangers. Doch kamen wir in der Nähe des Vorgebirgs zu einer merkwürdigen Höhle, welche das brandende Meer in das hier felsige Ufer gegraben hat, und welche von Menschenhänden erweitert wurde, weil man in selber Mühlsteine bricht. Eine am obern Theile der Höhle befindliche Oeffnung führt in dieselbe hinab. Durch eine enge Schlucht dringen die Wogen mit Gewalt ein, zerschellen brausend an der gegenüber stehenden Felswand, und füllen das ganze Gewölbe mit feinem Staubregen. Mit diesem lärmenden Toben, das in dem eingeschlossenen Raume noch heftiger erschien, stand die tiefe Stille des Meeres, dessen Fläche von keinem Winde gekräuselt vor unsern Blicken lag, im grellsten Gegensatze. Einige der halbnackten Marokkaner, die hier im Steinbruche arbeiten, gesellten sich zu uns. Wir hatten wohlgethan, einen Soldaten als Bedeckung mitzunehmen. Vor wenig Monaten war an dieser Stelle ein englischer Offizier, der um zu jagen ans Land stieg, ermordet worden, — vielleicht von denselben Leuten, welche uns umgaben.

19. September. Die Temperatur bleibt ziemlich dieselbe. Heute hatten wir um 5 Uhr Abends bey Ostwind 14½°, um 9 Uhr bey Windstille 16°. Die verspätete Ankunft der Maulthiere und der Befehl des Sultans rücksichtlich unsers Aufbruchs nach dem Hoflager erweckt in uns die Besorgniß, die Reise oder wenigstens die Rückreise bey Regenwetter machen zu müssen, wo sie dann durch die Sorgfalt für die Erhaltung der Geschenke, durch die angeschwollenen Flüsse und manch andern Umstand höchst beschwerlich werden dürfte. Alle vornehmen Marokkaner in Tanger machen sich Hoffnung, vom Sultan als Commandant unserer Escorte oder als Reisecommissär gewählt zu werden. Sie wissen, daß diese Gunst ein Geschenk vom Sultan und eines von uns begleitet, und zählen darauf, bey dieser Gelegenheit ihre eigenen Geschäfte im Hoflager besorgen zu können.

20. September. Untrr den Nationalfehlern der Marokkaner findet sich die Unmäßigkeit eben nicht. Ihre Nahrung besteht aus etwas Weizenbrot, welches Morgens gebacken und Abends verzehrt wird, hauptsächlich aber aus Cuscusu (gewöhnlich Xsu genannt). Dieß ist die wahre Nationalspeise, und jedem Stande unentbehrlich. Seine Bereitung ist folgende: die Maurin rührt Weizenmehl mit Wasser zu Teig, den sie sorgfältig knetet, und dann in ein blecherues Geschirr gibt, dessen Boden

durchlöchert ist. Sie drückt nun den Teig durch diese Löcher, und somit bilden sich kleine Kügelchen (Cuscusu), die an der Sonne getrocknet werden. Falls selbe in Speise umwandelt werden sollen, so wird in einem Topfe Fleisch gekocht, der Cuscusu in einem durchlöcherten irdenen oder hölzernen Geschirre auf selben gesetzt, und unter häufigem Umrühren und Benetzen mit Fleischbrühe durch den Dampf des Fleischgerichtes gar gesotten. Er wird nun in einer unten engen, oben aber weiteren, tiefen Schüssel angerichtet, mit dem gekochten Fleische, bisweilen auch mit harten Eyern und zerstückelten Hühnern belegt, mit Butter übergossen und mit Saffran gefärbt. Da er ziemlich consistent ist, verspeisen ihn die Marokkaner mit den Fingern. Oft wird auch saure Milch darüber gegossen. Reichere Leute speisen außer ihrem ohnehin weit kräftiger bereiteten Cuscusu auch noch gebratenes Schöpsenfleisch oder Geflügel, und halten täglich vier Mahlzeiten. Bey Sonnenaufgang trinken sie Fleischbrühe; um 8 oder 9 Uhr wird Cuscusu mit Milch oder Butter, um 12 Uhr mit Hammel- oder Hühnerfleisch, um 8 Uhr Abends dasselbe verzehrt. Die letzte Mahlzeit ist die reichlichste; nach jeder wird Thee, zwischen denselben aber nichts genossen. Thee wird in großer Menge getrunken, und durch einen Zusatz starker Kräuter betäubend gemacht. Die Marokkaner rauchen wenig; geschnupft wird mehr.

21. September. Das Klima ist sehr gesund, von Fiebern, Epidemien und chronischen Krankheiten hört man nichts. Oefter bemerkt man geschwollene Beine: ein Uebel, welches aus dem häufigen Gebrauche warmer Bäder und dem Mangel einer schützenden Fußbekleidung entspringen mag, aber als Localaffection sich dem übrigen Körper nicht mittheilt. Auch sehen wir viele Blinde, wie denn überhaupt Augenleiden der heißen Sonne und der von den weißen Mauern zurückprallenden Strahlen wegen, dann auch durch Unreinlichkeit und bey den Weibern durch den Gebrauch des Spießglaspulvers erzeugt, sehr häufig sind. Allgemeine Schwäche, als Folge von Ausschweifungen, ist eine in den marokkanischen Städten nicht seltene Erscheinung, und auch die Syphilis soll bey dem Mangel an Pflege und vernünftiger Behandlung oft zerstörend wirken. In Tanger halten sich einige europäische Aerzte auf; die Arzneyen aber müssen aus Gibraltar geholt werden, denn in den Hausapotheken der Consuln findet man nur die allergewöhnlichsten für den augenblicklichen Bedarf. Der Zudrang zu jedem europäischen Arzte, der im Lande erscheint, beweiset das Vertrauen der Marokkaner auf ärztliche Hülfe und ihre Achtung für dieselbe. Dennoch findet man weder einheimische Aerzte, noch irgend eine Anstalt zu deren Bildung. Ganz unwissende Barbiere vertreten die Stelle der Chirurgen und Aerzte; alte Weiber reichen sogenannte sympathetische Mittel; Amulete sollen die Wirkung von Medicamenten vertreten. Die Wohlthat der Blatterimpfung ist, alle Vorurtheile, die sich ihr selbst in manchem gebildeten Lande entgegenstellen, besiegend, in Marokko eingedrungen, und die Kinder in Tanger werden gewöhnlich von europäischen Aerzten vaccinirt, während im Innern des Landes die Mütter selbst, das Fleisch am Oberarme des Kindes zwischen den Fingern zusammendrückend, es mit irgend einem spitzigen Werkzeuge aufritzen, das Blattergift in die Wunde streichen, und so die Operation roh, aber zweckmäßig verrichten. Hebammen sind im Lande überall vorhanden, und vollziehen ihr wohlthätiges Geschäft, begünstigt durch die glückliche Constitution der Frauen, meistens mit dem besten Erfolge.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schreiben des armenischen Katholikus Nerses des Clajensers über die Sonnensöhne oder Paulicianer in Samosata im zwölften Jahrhundert unserer Zeit [1]).

Nerses, der Diener Gottes und durch dessen Barmherzigkeit Catholikus der Armenier; Wir senden unsern Gruß der Liebe und unsern Segen aus den heiligen göttlichen Zeichen, aus der heiligen Rechte des Erleuchters und aus diesem unsern Sitze (Hromcla) den ehrwürdigen Priestern in der Stadt Samosata, dem Chorepiscopus Dorus und den übrigen geistlichen Gehülfen der Stadt, den Gott liebenden Männern und allen Familienvätern, unsern Söhnen im Geiste, die Gott der Herr stets an Leib und Seele unversehrt erhalten möge.

Wisset, daß unlängst ein Brief von euch in Betreff der in eurer Stadt wohnenden Sonnensöhne an uns gelangt ist, welche verlangen und begehren, daß sie zu Christi Glauben hinzugelassen werden: denn wie sie nach Abstammung und Sprache Armenier sind, so wünschen sie diesen auch durch Glauben und Geist in Eintracht ähnlich zu seyn. Es kamen auch einige von ihnen zu uns, und trugen uns dasselbe Anliegen vor. Wir aber zeigten ihnen an, was wir von ihrer Dämonen verehrenden Sekte in Büchern gelesen, und was wir von ihnen durch ihrer Anhänger Erzählung gehört hatten, vieles in Wort und That Böses. Denn wie unter den Griechen die Paulicianer vor dem glorreichen Lichte des Evangeliums Christi blind blieben, und ihre Anhänglichkeit an den Satan im Herzen tragend, keineswegs den Anweisungen der Apostel Folge leisteten, so weigerten sich auf gleiche Weise in unserm Volke die Sonnensöhne, in teuflischer Finsterniß verharrend, durch unsern heiligen Erleuchter Gregorius vom göttlichen Lichte sich erleuchten zu lassen, sondern liebten mehr die Finsterniß als das Licht [2]), bis auf den heutigen Tag.

Wenn jedoch in unsern des Guten ermangelnden Zeiten Gott sich ihrer erbarmt, und ihnen das verdunkelte Auge ihres Geistes geöffnet hat, daß sie dem bösen Dämon entsagen, und zu Gott, nicht in Arglist, sondern in Wahrheit, ihre Zuflucht nehmen wollen: so wollen wir Gottes Gnade preisen. So haben denn auch jene, die zu uns kamen, mit feyerlichem Eide die gottlose Sekte abgeschworen, und mit ihrem Munde über jeden den Bann ausgesprochen, der in sich einer solchen heimlichen Gottesverläugnung noch anhängen würde. Und was wir ihnen vorgeschrieben, das haben sie durchaus angenommen, es zu erfüllen.

Darum wollen auch wir gegen sie die Vorschrift des Herrn erfüllen: Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen [3]). Denn Gott will, daß alle Menschen leben und, nach dem Apostel, zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen [4]). Wenn ihre Bekehrung zu Gott wahrhaft war, wird große Freude seyn im Himmel bey den Engeln und auf Erden bey uns, um des Heiles so vieler Menschenseelen willen. Wenn aber ihre Bekehrung erheuchelt wäre, wie einige von ihnen glauben, und sie wieder zu ihrem Unflath zurückkehren würden, so werden wir keinen Schaden leiden. Deun nach Christi

1) Nach der lateinischen Uebersetzung des Priesters Cappelletti: Sancti Nersetis Clajensis opera. Venetiis, typis P. P. Mechitaristarum, 1833. Vol. I. S. 269 ff.

2) Joh. 5. 19. 3) Daselbst 6. 37. 4) I. Timoth. 2, 4.

Gebot wollen und trachten wir, sie, und wenn es möglich wäre, alle Völker zu fahen in dem Netze seines Evangeliums; die Guten aber auszuwählen und in die Gefäße zu sammeln *), nach dem Gleichnisse des Evangeliums, die Bösen dagegen hinauszuwerfen, gebührt dem gerechten Richter, wenn er sitzen wird auf dem Stuhle seines Ruhmes und einem Jeglichen zutheilen nach seinem Glauben und nach seinen Werken.

So haben wir denn erachtet, daß ihnen nach göttlichem Befehle Folgendes zu geschehen habe. Alle Priester vereint mit unsern ehrenwerthen Schülern sollen zur Hauptkirche gehen, die in der Stadt ist, und alle dergleichen Sonnensöhne, Männer und Weiber und Kinder, sollen sich an der Thür der Kirche versammeln; und zuerst fragt sie: Wollt ihr von ganzem Herzen und ganzer Seele und mit allen euern Kräften abstehen von dem ersten Irrthume eurer Väter, und zurückkehren zur wahren Erkenntniß Gottes, zum Christenthume? — Und wenn sie dieß angenommen und geantwortet haben: Gern und aus freyen Stücken sagen wir uns los von dem teuflischen Trug unserer Väter, und wenden uns zu Christo, — dann fragt sie wiederum noch dreymal, wie die Catechumenen im Augenblick der Taufe: Entsagt ihr dem Teufel und allen seinen Gedanken, Worten und Werken? — Und wenn sie beystimmen und sagen: Wir entsagen ihm, — so richtet ihr Antlitz gegen Abend und sagt: Speyet dreymal dem Teufel ins Angesicht und sprecht ihm Hohn als unrein und falsch und ungerecht. — Wenn sie aber das gethan haben, so belehrt sie alsdann, daß die Sonne für nichts anders zu achten sey, als für die Leuchte der Welt, welche Gott der Schöpfer erschaffen und an den Himmel gesetzt hat, die Erde zu erhellen; eben so auch den Mond und die Sterne. Die Pappel verehrt nicht mehr, als die Weide oder die Buche oder sonst einen Baum, und glaubt nicht, daß das Holz des Kreuzes Christi von der Pappel gewesen sey: dieß ist ein Lug und Trug des Satanas, der euch verführt und von Gott abgewendet hat. Denn diesen Baum, welcher Pappel heißt, beteten die Heiden zur Zeit der Abgötterey an, und in diesem Baume ließen sich auch Dämonen nieder, und empfingen von den Menschen Anbetung. Obgleich diese Täuschung von andern Völkern, die auf Erden sind, durch Gottes Erbarmen hinweggenommen worden, so hat doch bey euch der Satan sie verhehlt und erhalten als einen Gährungsstoff seiner Bosheit. Entfernt auch diesen abscheulichen Gebrauch von euch, wenn ihr zur Wahrheit Christi gelangen wollt. Verehrt nicht nur den Pappelbaum nicht mehr als andere Bäume, sondern haltet ihn sogar mehr als andere Bäume der Verachtung werth, damit der Satan selbst verachtet werde. Und wenn einer von euch irgend ein teuflisches Amulet bey ihnen weiß, so macht auch das bekannt, und zeigt es ihnen an als etwas, das zu verabscheuen und abzuthun ist.

Darauf wendet ihr Gesicht gen Osten und fragt sie: Glaubt ihr an die allerheiligste Dreyeinigkeit, den Vater, Sohn und heiligen Geist, welche sind drey Personen und eine Gottheit, eine Natur, eine Tugend, eine Macht und eine schöpferische Kraft, durch deren Wort alle sichtbaren und unsichtbaren Geschöpfe aus nichts entstanden, Himmel und Erde, und was da ist im Himmel und auf Erden, Engel und mit Vernunft begabte Menschen, mit Sonne, Mond und Sterne, die Lichter des Weltalls und die Thiere auf dem Lande, in der Luft und im

*) Matth. 13. 48.

Wasser, alle Gewächse und Pflanzen, und das was sich nicht bewegt und das was sich bewegt; so daß kein bestehendes unkörperliches oder körperliches Geschöpf gefunden wird, das nicht des wahren Gottes Geschöpf sey? — Glaubt ihr an die Menschwerdung Christi, der, eine von den drey Personen, der Sohn Gottes, mit Zustimmung des Vaters und des heiligen Geistes, des Menschen Sohn werden wollte, geboren von der Jungfrau Maria zum Heile der Menschen; der auch getauft worden von Johannes im Jordan, und für den der Vater und der Geist Zeugniß abgelegt; der vom Teufel versucht ward, und den Versucher besiegt hat; der Teufel ausgetrieben, die Krankheiten des Leibes und der Seele aller am Glauben Hangenden geheilt; die Blinden sehend, die Lahmen gehend gemacht, die Todten auferweckt hat; der über das Meer wie über das Land einhergegangen ist, den Winden und dem Meere, wie der Schöpfer, gedroht, und vor dem sie sich beruhigt haben; der Tausende von Menschen mit wenigen Broten gespeiset, der nach vielen göttlichen Tugenden und Zeichen, die er gethan, freywillig zum heilbringenden Leiden gegangen ist; der unserer Natur gemäß gelitten, ans Kreuz geschlagen worden, und Adam und seine Nachkommen aus den Banden der Sünde befreyt hat; der leiblich gestorben ist und geistig die Menschen belebt hat; der hinab in das Grab gestiegen, und die in der Hölle befindlichen Seelen befreyt hat, am dritten Tage auferstanden ist von den Todten, und den Menschen die Hoffnung gegeben hat, gleich ihm zu erstehen bey seiner zweyten Ankunft; der in unserm Leibe vor seinen Schülern aufgestiegen ist zum Himmel, und dorten sitzet zur Rechten seines Vaters, und wieder kommen wird, alle Menschengeschlechter in Gerechtigkeit zu richten, Gutes denen zuerkennend, die Gutes thun im wahren christlichen Glauben, den ungläubigen und unbußfertigen Missethätern aber ewige Qual bereitend mit Satanas und dessen Teufeln; der selbst aber herrschen wird mit seinen Heiligen und Gerechten in alle Ewigkeit?

Und wenn sie das Bekenntniß des wahren christlichen Glaubens, das wir vorgeschrieben, angenommen und abgelegt haben, so führt sie in die Kirche, und diejenigen von ihnen, die nicht getauft sind, stellt zu den Catechumenen; die Erwachsenen lasset beichten, und legt ihnen eine kleine Buße auf, und einige Zeit darnach taufet sie; die Kinder aber und die Unerwachsenen taufet auf der Stelle. Von denen aber, die zuvor getauft waren, nehmet die sacramentalische Beichte an, legt ihnen eine Buße auf, und bezeichnet ihre Stirne und alle ihre Sinne mit dem heiligen Chrisma, sprechend: Im Namen des Vaters und Sohnes und heiligen Geistes; und dann nehmt sie in die Heerde Christi auf.

Und wie Christus seinen Jüngern vorschrieb, daß sie, wenn sie heidnische Schüler tauften, dieselben lehren sollten, alles zu bewahren, was er ihnen übergeben *): also verfahrt auch mit ihnen, und schreibt ihnen vor, abzustehen von Mord, Ehebruch, Unzucht, Diebstahl, Betrug des Nächsten, Trunkenheit und allen bösen Werken des Teufels, die Gott haßt; dagegen ihre Brüder zu lieben, und nicht nur fremdes Eigenthum nicht zu stehlen, sondern noch von ihrem rechtmäßigen Besitze dem Bedürftigen zu spenden nach der Lehre Christi, und es nicht den Feinden Christi nachzuthun, die sie ohne Scheu umhergehen und gegen die Gesetze Gottes handeln sehen. Und wenn sie einen Priester regellos und unbesonnen leben sehen, sollen sie nicht um der Missethat Einiger willen an dem wahren christlichen Gesetze ein Aergerniß

*) Matth. 28. 20.

nehmen, sondern auf die Guten und Auserwählten blicken, und sich von diesen ein gutes Beyspiel nehmen. Denn nicht die Gesetze Gottes schreiben den Gottlosen vor, gottlos zu seyn, sondern ihre eigene Trägheit und Thorheit, und der Satan, der den guten Werken widerstrebt, gibt die Gesetze Gottes der Verachtung preis, zu ihrem eigenen Verderben.

Deßgleichen schreibt den Weibern vor, abzustehen von Wahrsagerey, Zauberey und allem teuflischen Trug. Wer solcherley Trug anhängt, ist selbst der bösen Geister Diener und Anhänger. Wer ihn verübt und verüben läßt, der ist nicht werth der christlichen Gemeinschaft, noch des christlichen Begräbnisses. So auch derjenige, welcher Speisen und Getränken profane und unreine Dinge beymischt, und sie einem Christen zum Genusse reicht aus Liebe zum Teufel; wer von Gott entfernt, der heiligen Gemeinschaft beraubt und allerley Haß hervorruft. Darum ermahnt sie, von allen solchen Beschwörungen abzustehen.

Folgendes aber gelte außer dem, was wir gesagt haben, für sie alle, Männer und Weiber, als Gesetz, das wir in der Kürze niederschreiben. Ihre Sünden sollen sie zwey- oder drey- oder mehrmals im Jahre den Priestern beichten, und die Buße, welche für diese Sünden der Priester auferlegt, über sich nehmen, und mit Fasten, Beten und Almosengeben erfüllen; damit auch der Sünder würdig werde, die Vergebung der Sünden, die er gebeichtet hat, bey Gott zu erlangen. Und zu allen Stunden des Gebetes [1]) mögen sie nach den andern Christen zu den Priestern in die Kirche kommen, und Gott den Schöpfer Aller verehren, und vor ihm beten und die Sühne ihrer Sünden erflehen, und daß sie mögen würdig werden des Himmelreiches und befreyt werden von den Qualen der Hölle, und daß sie in diesem Leben Seele und Leib mögen unbefleckt und rein erhalten von allen Nachstellungen des Teufels und von allen Gefahren und Anfechtungen, und die canonischen Fasten, welche die übrigen Christen durch die ganze Provinz beobachten, mögen sie selbst in Heiligkeit beobachten, sich enthaltend fetter Speisen und berauschender Getränke.

Auch das lehrt sie, daß sie der Stimme des Evangeliums und den andern Worten der heiligen Schrift ihr Ohr leihen und ihnen gehorchen sollen; und wer ein einsichtsvoller Priester ist, der mache ihnen, wie sie es zu fassen vermögen, die geheimen Worte der Schrift verständlich. Nehmet auch einige ihrer Kinder für das Studium der heiligen Schrift an; wir haben dieß selbst von ihnen begehrt, und die, welche zu uns kamen, haben gelobt, sie freywillig zu geben. Denn vielleicht werden einige ihrer Kinder des Priesterthums würdig werden, wie auch der heilige Gregorius der Erleuchter einige Söhne heidnischer Priester unterrichtete, und zu Priestern und Bischöfen weihte. Ihr aber, die ihr dem Geschäfte obliegt und lehrt, werdet von Gott eine große Vergeltung empfangen, wie er durch die Propheten gesagt hat: *Wer das Köstliche vom Schlechten sondert, wird mein Freund heißen* [2]). Ueberdieß sollen sie auch von jetzt an den Namen Sonnensöhne, den sie von ihren Vorfahren her erhalten, verändern, und nach dem großen und wunderbaren Namen Christi *Christen* genannt werden; denn diesen Namen haben auch die heiligen Apostel zu Antiochia den an Christum Gläubigen beygelegt [3]). Wir aber werden Gott bitten, daß er sie auf dem Felsen des Glaubens auferbaue, auf daß nicht die Pforten

---

1) Zu den canonischen Stunden, die nur in der Kirche abgehalten werden.

2) Jerem. 15. 19. 3) Apostelgesch. 11. 26.

der Hölle, nicht Satanas, noch die, welche seinen Willen thun, sie von dem wahren Glauben und von dem Gesetze unseres Herrn Jesu Christi abzuwenden vermögen, mit welchem, dem Vater und dem heiligen Geiste Kraft und Herrlichkeit sind immerdar. Amen.

[1]) Wenn sie aber solcher Weise in den Glauben Christi aufgenommen worden, sollen sie eine Heerde unter einsichtsvollen, gelehrten und gottesfürchtigen Priestern werden, welche sie aus den heiligen Schriften zu belehren und zu ermahnen vermögen. Gebt ihnen auch kein Aergerniß mit dem, was der Kirche zu entrichten ist, indem ihr alsogleich für Taufe, Beichte, Communion, Begräbniß oder irgend einen andern Dienst etwas von ihnen begehrt, sondern begnügt euch mit dem, was man euch freywillig gibt. Belehrt sie sanft, nicht hart, auf daß auch ihr den Lohn der Guten von Gott empfanget, nicht aber die Strafe derer, die ein Aergerniß geben, daß nicht ein Mühlstein an euern Hals befestigt, und ihr ins Meer geworfen werdet [2]).

Hammer's morgenländische Handschriften

Als Seitenstück zu dem im neunten Bande seiner Geschichte des osmanischen Reichs gelieferten Verzeichnisse der Sammlung zweyhundert orientalischer Manuscripte über osmanische Geschichte.

(Fortsetzung.)

XIV. Arzneykunde.

A. Arabische Werke.

161.

فيض الحيّ فى احكام الكيّ

D. i. Ausfluß des Alllebendigen über die Gesetzmäßigkeit und Anwendung der Cauterien; eine Abhandlung von El-Ghani Mohammed Faahi El-Aini, dem Arzte zu Constantinopel. 7 Blätter kleines Folio, zusammengebunden mit dem folgenden.

162.

الفوائد الممحصة فى احكام الكيّة

D. i. Was von erprobtem Nutzen zu erkunden in der Gesetzmäßigkeit durch Cauterien abzuheilender Wunden, vom selben Verfasser, wie das vorige. Er sagt gleich Anfangs herein, daß ihm, bald nachdem er die vorige Abhandlung geschrieben, drey Abhandlungen seines Zeitgenossen Abdol-ghani von Nabhir in die Hände gefallen, nämlich: 1) El-makaßid el-mumahaßat,

---

[1]) Diese Worte oder diesen Zusatz sandte er abgesondert vom Briefe an die Priester; vielleicht wollte er sie nicht in den Brief setzen, um den Weltlichen keinen Anstoß zu geben.

[2]) Matth. 18. 6.

die erprobten Vorsätze; 2) *El abhaß el molachaßßat*, die geläuterten Wortstreite; und 3) *Risalet el-mochtaßet fi ahkiamil Kei el-Hamaßet*, d. i. Ausgezeichnete Abhandlung über die Regeln der durch Cauterien abzuheilenden Wunden; daß der Verfasser auf Irrwegen, besonders sowohl über die Gesetzmäßigkeit als Anwendung der Cauterien, und daß er also zur Widerlegung derselben diese zweyte Abhandlung geschrieben, welche aus einer Vorrede (*Mokademmet*), dem Hauptvorsatze (*Makßid*) und einer Schlußrede (*Chatimet*) besteht. 9 Blätter Klein-Folio.

B. Türkische Werke.

163.

كتاب الطب و المعالجات و الصنايع الغريبة

d. i. *das Buch der Arzneykunde von Arzneyen und seltsamen Künsten*; ein unsystematisches Collectaneenbuch verschiedener Arzneyen und Heilungsmittel, ohne Namen des Verfassers. 12 Blätter Klein-Folio, zusammengebunden mit dem folgenden.

164.

رساله منظومه ندائي

d. i. *gereimte Abhandlung Nedaji's*, des Dichters und Arztes, Hofarzt S. Selims II., welcher mit seinem gewöhnlichen Namen *Kaisunisade* heißt; ein in 800 Distichen gereimtes medizinisches Compendium, das sich auch auf der königl. Bibliothek zu Berlin befindet, in 4 Hauptstücken: das erste von der Kenntniß des Körpers; das zweyte von der Kenntniß des Menschen; das dritte von den Krankheiten und ihrer Heilung, als: Kopfweh, Augenweh, Schnupfen, Ohrenweh, Alopecia, Zahnweh, Zungenweh, Geschwulst, Nasenweh, erhitztes Gesicht, Husten, Krankheiten der Füße, venerisches Uebel, Halsweh, schweißtreibende Mittel, Wassersucht, Gelbsucht, der Krebs, Flechten, Aussatz, Zittern, Krankheit des Milzes, Fieber, goldene Ader, Diarrhoe, Bruch, Epilepsie, Krankheiten des Afters, Verstopfung, Seitenstechen, Lendenweh, zurückgehaltenen Urins, schweres Uriniren, Warzen, ins Bett Pissen, Blutharnen, Nierensteine, zurückgehaltene Menstruation, Nabelweh; das vierte von der Bereitung verschiedener Sorbete, als: Granatensorbet, Blumenwein, indischer Sorbet, zur Mäßigung des Blutes, Fruchtstock, abführender Sorbet, Latwergen, Klystiere, Teriak. Auf 6 Folioblätern eng geschrieben.

165.

كتاب الايضاح في اسرار النكاح

d. i. *Buch der Erläuterung in den Geheimnissen des Beyschlafs*, vom Scheich *Abderrahman B. Naßr B. Abdollah* aus Schiraf. Klein-Octav, 47 Blätter in zwey Theilen, jeder in 10 Hauptstücke eingetheilt. *Erster Theil: Von den Geheimnissen der Männer.* 1) Von den aphrodisischen einfachen Mitteln. 2) Von den aphrodisischen einfachen Arzneyen. 3) Von den aphrodisischen zusammengesetzten Speisen. 4) Von den aphrodisischen zu-

sammengesetzten Arzneyen. 5) Von den aphrodisischen Salben. 6) Von den aphrodisischen Klystieren. 7) Von priapeischen vergrößernden Mitteln. 8) Von den Kräutern, welche bey der Erzeugung die Verschiedenheit des Geschlechtes hervorbringen. 9) Von den die Empfängniß verhindernden Mitteln. 10) Von den die venerische Lust und Kraft mindernden Mitteln. Zweyter Theil: Von den Geheimnissen der Weiber. 1) Von der Schönheit und Vollkommenheit der Weiber. 2) Von den Zeichen, aus welchen die Lust oder Züchtigkeit der Weiber zu erkennen. 3) Von den Arzneyen, welche die Farbe und Reinheit des Gesichts und des Leibes erhalten und vermehren. 4) Von den das Haar vermehrenden und verlängernden Mitteln. 5) Von den die Zähne erhaltenden und den üblen Geruch des Mundes vertreibenden Mitteln. 6) Von den fett machenden Mitteln. 7) Von den die Spitzen der Finger roth färbenden Tincturen. 8) Von den mit Wohlgeruch durchduftenden Kräutern. 9) Von den verengenden Mitteln (Pommades à la Roquelaure). 10) Verschiedene Mittel erprobter Eigenschaften und Kräfte.

Die Kunde der aphrodisischen Mittel bildet unter dem Namen Ilmil-Bah einen besonderen Zweig der Arzneykunde (s. encyclopädische Uebersicht der Wissenschaften des Orients S. 455, wo des obigen, schon vor dreyßig Jahren in Constantinopel aufgefundenen Werkes erwähnt wird, so wie eines zweyten, damals vom Freyherrn von Knigge erstandenen, mit Gemälden ausgestatteten). Als das Hauptwerk dieser Disciplin nennt Hadschi Chalfa das sotadische Werk Elfije we Schaffije, welches der persische Dichter Esraki verfaßt, um durch Lesung desselben die erstorbene Zeugungskraft Toghanschahs, des Herrn von Nischabur, des Neffen Toghruls des Seldschukiden, wieder zu beleben. Die Geschichte einer Messaline, welche den Namen Elfije (die Tausendnerin) von ihren tausend Liebhabern hat, deren Abenteuer in diesem Werke erzählt werden. Nach demselben sind die berühmtesten Werke dieser Art: 1) Rudschuaesch-Scheich ila-ßabahu, die Rückkehr des Greises zu seiner Jugend, welches der große Gesetzgelehrte Kemalpaschasade auf Befehl S. Selims II. ins Türkische übersetzte, in zwey Theilen, wie das obige: a) von den Geheimnissen der Männer, b) von den Geheimnissen der Weiber, deren jeder Theil aber statt zehn, dreyßig Hanptstücke hat. 2) Rüschdol-lebib ila muascheretil-habib, d. i. rechte Anweisung des Vernünftigen zum Gekose mit dem Geliebten, in 14 Hauptstücken. 3) Fachchol-manßub ila ßaidil-mahbub, d. i. gelegte Falle, um die Geliebten zu erjagen. 4) Tohfetol-arus we dschilain-nofus, d. i. Geschenk der Braut und Glättung der Seelen, von Ebi Abdallah Mohammed B. Ahmed El-Budschiji, in 25 Hauptstücken. 5) Ein ähnliches Werk des großen Astronomen, Arztes und Philosophen Naßireddin von Tus (Taschköprisade's große Encyclopädie).

XV. Veterinärkunde.

A. Arabische Werke.

166.

كتاب الخيل و البيطرة

d. i. das Buch der Pferde und der Veterinärkunde.

Die große Encyclopädie Taschköprisade's sagt unter dem Artikel der

Veterinärkunde, daß das Buch Honains B. Ishak hierin allen Anforderungen genüge. Nach demselben ist dieses ganz gewiß das älteste, da das vorliegende, höchst kostbare Manuscript schon i. J. d. H 525 (1130) geschrieben ist. Auf einem zweyten, auch sehr alten Exemplare desselben Werkes steht vorne von neuerer Hand geschrieben der Titel Kiamileßsanaatein, d. i. der Vollkommene in beyden Künsten (d. i. der Vieharzneykunde und Pferdabrichtung), vom Scheich Mohammed B. Hesam. Unter diesem Titel ist das von Herbelot nach Hadschi Chalfa unter dem Namen Camel-al ssanetein aufgeführte Werk berühmt, dessen Verfasser, Abubekr Ben Bedr, einer der Viehärzte Sultans Naßir B. Kilaun, zu Ende des dreyzehnten Jahrhunderts in Aegypten schrieb, und dessen Werk in zehn Bücher, Makalat, und nicht, wie dieses, in 30 Hauptstücke abgetheilt ist. Ein sehr vollständiges und schön geschriebenes Exemplar des letztern verlieh ich i. J. 1810 dem Hrn Gr. Rzewuski nach Polen, wo es sich noch dermalen befinden muß. Die beyden Exemplare aber des obigen Werkes und neun andere, minder wichtige (folgende) Werke tauschte ich im J. 1801 in Aegypten von einem französischen Mamluken gegen ein zu Rom gedrucktes italienisch-arabisches Wörterbuch in Folio ein. Der Inhalt der beyden Manuscripte dieses Werkes ist derselbe, bis auf den Anfang, indem das erste Hauptstück bey dem sechshundert Jahre alten durch zwey neue Blätter von moderner Hand ersetzt ist, und der Anfang ganz anders lautet, als bey dem zweyten, das mit den Worten: Mohammed Ben Hesam hat gesagt, beginnt. In den ergänzten Blättern des ersten heißt es nach dem Lobe Gottes: Aber hernach sagt der Arme, Schwache, der Barmherzigkeit seiner Herrn Bedürftige Seineddin Ebi Abdallah Mohammed El-Andalusi Et-tai. Es fehlt die ganze Einleitung, das Inhaltsverzeichniß der 30 Hauptstücke und das erste Hauptstück. Im zweyten enthält das 61. Blatt das Inhaltsverzeichniß, aber nur bis auf das 25. Hauptstück, die letzten 6 fehlen, so auch das erste Hauptstück, vom zweyten fehlen im zweyten Exemplare nur eine halbe Seite, aber das erste in beyden Exemplaren, deren das erste ältere 165 Blätter Klein-Quart, das zweyte 169 Bl. Groß-Quart enthält. 1) Von den Zähnen der Lastthiere; 2) von den Farben der Esel und Maulthiere, und ihrer Verschiedenheit von den Pferden; 3) von den Namen der Glieder der Pferde; 4) von der Wartung des Pferdes und Abrichtung desselben; 5) von den dünnen Weichen des Pferdes überhaupt und der Rennpferde insbesondere; 6) von ihren angebornen und angewöhnten Fehlern; 7) von dem Alter der Lastthiere und den Zeichen desselben; 8) von den Lastpferden (Remak) und der Reinigung ihrer Eingeweide; 9) von den Krankheiten und Fehlern des Kopfes; 10) von denen des Halses und Nackens; 11) von denen der Schultern und der Brust; 12) von denen des Rückens und der Wunden desselben; 13) von denen der Weichen und Geschlechtstheile; 14) von denen der Hinterbacken; 15) von denen der Nerven und Sehnen; 16) von denen der Schenkel; 17) von denen der Vorderfüße; 18) von denen der Hufe; 19) von denen der Hinterfüße und Knöchel; 20) von denen der Flechsen; 21) von denen der Fußfessel; 22) von denen der Gelenke; 23) von den hitzigen Fiebern; 24) von dem Aussatze und andern Hautübeln; 25) von den Ergießungen der Galle; 26) von dem zur Reise erzogenen Lastthiere und der Abhärtung desselben gegen Kälte und Hitze; 27) von dem mageren Lastthiere, dem das Futter nicht anschlägt; 28) Heilung des Lastthieres, das von öhlichtem Futter gegessen; 29) von der Heilung des Bisses von Schlangen, Scorpionen und andern Insecten; 30) von den Arzneyen für Kamehle und Schafe.

167.

كتاب الخيل للروي الاكبر

d. i. das Buch der Pferde, von Ruje dem Großen, eine Sammlung von Uebersetzungen und Stellen arabischer Dichter über die Pferde und ihr Zubehör, mit eingemischten andern über Winde, Wolken, Waffen, Wohlgerüche u. s. w., so daß dieses Werk eben sowohl der unter dem Titel Mohadherat oben vorgekommen Gattung von Eklogen, als den veterinärischen beygezählt werden kann. 120 Bl. Quart neuen ägyptischen Neschi, sehr leserlich auf gutem starken Papier, ohne Datum des Orts und der Zeit.

168.

كتاب الفروسة المنقول من كتاب وجد في ذخائر سيدنا سليمان بن داود

d. i. das Buch der Bereiterkunst, aus dem in dem Schatze Salomons, des Sohnes Davids, gefundenen Buche; dieß ist der Titel, welcher im Werke selbst bey der Ueberschrift der drey Theile, in welche es getheilt ist, vorkömmt; auf dem ersten Blatte steht von neuerer Hand Edabu Rukubil Faris, d. i. Benehmen beym Reiten; auf dem letzten Blatte, welches ebenfalls von neuerer Hand geschrieben, steht, daß es Wort für Wort aus dem Exemplare des Bereiters Naßireddin Mohammed, berühmt unter dem Namen El-Dschermi, abgeschrieben sey. 98 Bl. klein geschrieben, Quart oder vielmehr kleinstes Folio. Nach den Stellen des Korans und die Ueberlieferungen des Propheten beginnt auf der zweyten Seite des achtzehnten Blattes der erste Theil in 17 Bend, d. i. Kunststücke der Reitkunst, eingetheilt. Der zweyte Theil (Bl. 38) handelt von den Unformen der Pferde (Harun) und den Mitteln, sie abzustellen, in 21 Bend. Der dritte Theil (2. S. Bl. 88) von den Eigenschaften, Farben, Tugenden der Pferde, von den Lobsprüchen und dem Tadel derselben.

169.

كتاب السياسة في علم الفراسة عن سيدنا الامام علي

d. i. das Buch der Zucht in der Wissenschaft des Pferdes von unserem Herrn Ali. Dieses Buch wird mit gleichem Rechte dem vierten Chalifen Ali zugeschrieben, als das vorhergehende dem Salomon; auf dem Titelblatte wird als Sammler der Dichter Amrol-Kais genannt, und diese Mährchen gleich Eingangs wiederholt. Der erste Theil handelt zuerst von den Farben, Maalen und Nutzen der Pferde; der zweyte von der Zucht und Dressur derselben, in 21 Benden von den einzelnen Unformen (Harim); der dritte von den Arzneyen in 28 Benden; neue syrische Schrift, geschr. i. J. 1226 (1811). Ein Geschenk des verstorbenen franz. Generalconsuls Rousseau. 30 Bl. Octav.

170.

فائدة في سياسة الخيل الصافنات الجياد

d. i. Nutzen in der Zucht der edlen Hengste und Stuten. Ein Compendium von 51 Bl. Duodez, welches in verschiedenen Hauptstücken von der Zucht, Wartung der Pferde, ihren Krankheiten und deren Arzneyen handelt. Neue ägyptische Schrift, ohne Datum von Zeit und Ort, ohne Namen des Verfassers und Schreibers.

171.

كتاب في الفراسة الخيل

d. i. das Buch von der Physiognomik der Pferde; ein kleines Compendium, ebenfalls nach den Ueberlieferungen von Emrol-Kais über die Kennzeichen der guten und bösen Pferde, ihren Farben, Zeichen und Maalen. 40 Bl. Duodez.

B. Persische Werke.

172.

خيل نامه

d. i. das Pferdebuch, ohne Namen des Verfassers und Schreibers, ohne Datum von Zeit und Ort, neupersische Schrift, 62 Bl. Quart. Ein Geschenk des verstorbenen franz. Generalconsuls Rousseau, in 40 Hauptstücken. 1) Von der Erschaffung der Pferde; 2) von der Kenntniß der Pferde; 3) von ihren Farben; 4) von den löblichen Zeichen derselben; 5) von den tadelnswerthen Zeichen derselben; 6) von ihren Namen; 7) von ihren Fehlern; 8) von Zügel und Zaum; 9) von dem Benehmen des Reiters; 10) von der nöthigen Behutsamkeit; 11) von den Kenntnissen der einzelnen Glieder des Pferdes; 12) von der Kenntniß des guten Pferdes; 13) der Renner; 14) der störrigen; 15) von der Unterscheidung der verschiedenen Arten desselben; 16) von der Abrichtung der Pferde des Padischah; 17) von den Postpferden; 18) von der Abrichtung störriger Pferde; 19) von dem Auflegen des Sattels; 20) von der Pflege der Pferde (Riadhet, im Gegensatze von Siaset, Zucht); 21) von dem Unterschiede zwischen Stuten und Hengsten; 22) von den Beschälern; 23) von dem Stalle und seinen Erfordernissen; 24) von dem Verschneiden der Pferde; 25) von dem Abrichten eines Pferdes, das nicht gehörig geschnallt worden; 26) von dem Futtern der Pferde; 27) von den Wettrennen der Pferde; 28) von der Kenntniß der störrigen Pferde; 29) von den Pferden, die schlecht zu reiten; 30) von den Pferden, die nicht absteigen lassen; 31) von den Pferden, die empfindlich fürs Gebiß; 32) vom Pferdekauf; 33) von der Zurechtbringung schlecht beschlagener Pferde; 34) vom Beschlagen der Pferde; 35) von dem Habergeben; 36) von der Wartung des Pferdes im Sommer und Winter; 37) von der Heufütterung; 38) von dem Fettmachen magerer Pferde durch die Fütterung; 39) vom Steifwerden der Glieder (Chanu); 40) von dem gesetzmäßigen Vorlaufen im Wettrennen. Der zweyte Theil des Buches, welcher Bl. 44 beginnt, enthält in 60 Abschnitten eben so viele Mittel für verschiedene Krankheiten.

C. Türkische Werke.

173.

بيطار نامه

d. i. das **Buch der Vieharzneykunde**, angeblich nach dem Werke des Aristoteles von den Krankheiten der Pferde und ihren Mitteln, sechs sehr eng geschriebene Folioblätter, 35 Zeilen auf einer Seite, in Diwanischrift.

174.

بيطارنامه

d. i. das **Buch der Vieharzneykunde**, angeblich ebenfalls das von Aristoteles für Alexander geschriebene und von Mohammed Ben Iskender aus Adrianopel ins Türkische übersetzt in 9 Hauptstücken: 1) Von der Natur des Pferdes, 2) von den Zeichen desselben, 3) von den Eigenschaften des Pferdes, 4) von den Zähnen desselben, 5) von den innern Krankheiten, 6) von den äußeren des Leibes, 7) von denen der Füße, 8) von dem Fieber der Pferde, 9) von den Mitteln wider diese Krankheiten durch Arzneyen und talismanische Gebete. Mit schlechter Schrift auf schlechtem Papier geschrieben i. J. 1100 (1688).

175.

بيطارنامۀ ارسطاطاليس

d. i. die **Vieharzneykunde des Aristoteles**, von den beyden vorhergehenden, welche denselben Ursprung sich anmaßen, verschieden, in 10 Hauptstücken: 1) Von den guten und bösen Zeichen; 2) von ihren Zähnen; 3) von ihren guten und bösen Eigenschaften; 4) von ihren Kopfkrankheiten, in 15 Abschnitten; 5) von verschiedenen Krankheiten derselben, in 2 Abschnitten; 6) von den innern Krankheiten, in 6 Abschnitten; 7) von den Fußkrankheiten, in 9 Abschnitten; 8) von den Krankheiten des Leibes, in 19 Abschnitten; 9) von den Namen der Pferde; 10) von der Abrichtung derselben. Die beyden letzten Hauptstücke fehlen, indem das funfzigste Blatt, auf welchem das neunte Hauptstück beginnt, das letzte.

176.

بيطارنامه

d. i. **Veterinärbuch** von **Kasisade**, 21 eng geschriebene Octavblätter in drey Hauptstücken: 1) Von dem Verdienste, Pferde für den heiligen Kampf zu nähren; 2) von den guten und schlechten Pferden; 3) von ihrer Abrichtung und Pflege. Hier endet auf dem achten Blatte das Reitername Kasisade's, und es folgen nun die Krankheiten und ihre Mittel aus anderen **Beitarname** ausgezogen.

XVI. Mantik.

Die Magie und die Mantik erscheinen an dem Baume der arabischen Encyclopädik als Zweige der Physiognomik oder Prognostik im weitesten Sinne, d. i. als untergeordnete Theile der Arzneykunde und Naturwissenschaft; eine dieser Disciplinen ist die Orgasmomantik (Ilmol-ichtiladsch), d. i. die Kunst, aus den Zuckungen der Glieder wahrzusagen, Krankheiten zu erkennen und zu heilen *). Die Wissenschaft schreibt sich, wie die Kabala und mehrere andere geheime, von Dschaafer, dem sechsten Imam, her, welcher auch der angebliche Verfasser des folgenden Buches.

177.

كتاب الاختلاج ودعا من جعفر

d. i. Buch der Gliederzuckung mit dem dazu gehörigen Gebete, von Dschaafer überliefert; sehr schön geschrieben und ordentlich eingetheilt auf 19 Blättern Octav. Es stehen sich immer auf zwey Seiten auf einer sechs Namen der Glieder und auf der andern sechs der dazu gehörigen kurzen Gebete, in sechs durch doppelte, mit Gold ausgefüllte Linien von einander getrennt, einander gegenüber. Arabisch, ohne Namen des Verfassers und Schreibers, ohne Angabe von Zeit und Ort.

178.

فالنامه حسين كفوي

d. i. das Buch vom Falstechen Huseini's aus Kafa. Schönes, eng geschriebenes Taalik. Großoctav, 86 Blätter. Aus der Licitation des Hekimbaschi (Protomedicus) Behdschet erstanden. Enthält Fälle des Wahrsagens mittels Aufstechens der Verse aus dem Diwane des Hafis.

XVII. Balistik.

179.

منهاج الرماة

d. i. der Pfad des Bogenschützen, von Seid Mohammed Wahid, türkisch, 63 Bl. Octav, geschrieben i. J. 1121 (1709), in sieben Hauptstücken. 1) Von dem Ursprunge des Pfeiles und des Bogens; 2) von Saad Ebi Wakkaß, dem Scheiche und Patrone der Bogenschützen; 3) Sammlung edler Ueberlieferungen über das Verdienst des Pfeilschießens und über die, welche, nachdem sie dasselbe erlernt, es wieder aufgeben; 4) Einige Streitfragen über die Gesetzmanykes des Pfeilschießens in die Wette und nach einem Besten (Mosabaket we Monadhelet); 5) von den (zu Constantinopel) auf dem Okmeidan, d. i. dem Platze fürs Pfeilschießen, beobachteten Gebräuchen und Satzungen; 6) Regeln des Pfeilschießens; 7) Belehrung über die heute auf dem Okmeidan zu Constantinopel befindlichen Stationen, mit den Entfernungen der besten Schüsse und den Namen der Schützen; dieses letzte Hauptstück, welches allein die Hälfte des Buches, enthält eine Ge-

*) Encyclopädische Uebersicht der Wissenschaften des Orients I. 471.

schichte der ganzen osmanischen Pfeilbalistik, von welcher bisher nur vom Geschichtschreiber Ali einige Angaben bekannt waren; zu den beyden sultanischen Stationen S. Selims III. und Murads IV., welche bekanntermaßen treffliche Pfeilschützen, ist heute die S. Mahmuds II. hinzugekommen, so daß mit den 47, hier umständlich aufgeführten des Okmeidan ein halbes Hundert solcher Denkmale guter Pfeilschüsse enthält, mit einer in einige Zeilen kurz gefaßten Notiz über jeden dieser berühmten Pfeilschützen.

XVIII. Astronomie.

180.

رساله سی

d. i. die Abhandlung der dreyßig Hauptstücke, persisch, über die Ephemeridistik, von Naßireddin von Tus, dem großen Astronomen (dem Ueberläufer von den Assassinen zu Holaku, dem Gründer der Sternwarte von Meragha, dem Verfasser astronomischer Tafeln), ist das einzige in der großen Encyclopädie Taschköprisade's unter der Wissenschaft der Ephemeredographik (Ilm Ketabet et-takewein) aufgeführte Werk. Persisch, 20 Blätter Octav. Ein Compendium persischer Astronomie in den folgenden 30 Abschnitten: 1) Von der astronomischen Buchstabenrechnung, in welcher die Ziffern alle mit Buchstaben geschrieben werden; 2) von den Ziffern der Wochentage; 3) von der arabischen Zeitrechnung; 4) von der Zeitrechnung der griechischen Monate; 5) von der altpersischen; 6) von der Melekischen Aera; 7) von den Planeten; 8) von den Zeichen des Thierkreises; 9) von der Zeit des Planetenumlaufs; 10) von den Mondesknoten; 11) von den Stunden und Sternenhöhen; 12) von den Aspecten des Planeten; 13) von der Vereinigung des Mondes mit andern Sternen; 14) von den Mondesstationen; 15) von dem Hervortreten und dem Verdecken des Planeten; 16) von dem Uebrigen, was in den Ephemeriden angezeichnet wird; 17) von den Häusern des Unglücks; 18) von dem Adel des Planeten; 19) von den Dreyscheinen; 20) von den Gränzen der fünf Planeten; 21) von den anderen Linien der Planeten; 22) von der größten Höhe und Tiefe der Planeten; 23) von den vier Constellationen des Widders, Stieres, als denen des Frühlings; 24) von den glücklichen Gestirnen; 25) von den zwölf Häusern des Thierkreises; 26) von dem Geschlechtsunterschiede der Planeten; 27) von den Aspecten im Gevierten und Gesechsten; 28) von dem, was sich aus den Planeten auf die Menschen schließen läßt; 29) von den Zuständen der Tage; 30) von den Grundsätzen der Astrologie. Diese kurzen 30 Abschnitte enden auf dem neunzehnten Blatte.

181.

شرح رساله سی

d. i. der Commentar der Abhandlung der Dreyßig, von Bedr aus Taberistan, mit dem Vorhergehenden in Einem Bande, 180 Blätter, persisch, enthält den roth überstrichenen Text der Abhandlung Naßireddin's von Tus, von Stelle zu Stelle mit ausführlichem Commentar begleitet.

XIX. Arithmetik.

182.

مترجم جمله علوم تعليميه لبوشوت

d. i. Uebersetzung aller Unterrichtswissenschaften (militairischen) Bossuts, von Schanisade Mohammed Atallah. Unter diesem Titel sollte auf Befehl Selims III. zum Behufe der von ihm gegründeten Ingenieurschule eine Encyclopädie aller mathematischen Wissenschaften ins Türkische übersetzt und herausgegeben werden; dieses unter dem regierenden Sultan wirklich ausgeführte Unternehmen gedieh unter S. Selim nicht weiter, als auf die Uebersetzung und Herausgabe der vorliegenden Arithmetik; welche die französische Uebersetzung der i. J. 1782 zu Paris für die Ingenieur-Academie vorgeschriebenen arithmetischen Lehrbuchs Bossuts, von dem Reichsethnographen Schanisade, gemeinschaftlich mit dem an der Ingenieurschule angestellten Professor Jahja Efendi übersetzt. Sehr schönes Neschi, 210 Seiten Octav, türkisch. Auf die Arithmetik folge nun die Geographie, als die Hülfswissenschaft der Geschichte, und dann die Geschichte selbst.

XX. Geographie.

A. Arabische Werke.

183.

كتاب المشترك وضعا والمفترق صقعا

d. i. das Buch des Gemeinschaftlichen durch Wortstellung und des Getrennten durch Abweichung vom Wege, vom Scheich Imam Schehabeddin Ebi Abdallah El-Hamawi El-Baghdadi, geb. i. J. 575 (1179), gest. i. J. 626 (1228). Ein Wörterbuch geographischer Homonyme, ein Auszug des großen geographischen Wörterbuches Moadschmol-boldan, 1091 Artikel, und in diesen 4256 Oerter enthaltend. Kleinfolio, 192 Blätter im schönsten Neschi durchaus mit den Vocalzeichen geschrieben i. J. 721 (1321), und trotz seines Alters eines halben Jahrtausend auf das vortrefflichste erhalten; das letzte Blatt enthält in 66 eng geschriebenen Zeilen eine gedrängte biographische Notiz der vier arabischen Schriftsteller, welche unter dem Namen Jakut berühmt, nicht mit einander zu verwechseln sind. Ebubekr Abdallah Jakut war zu Hama geboren (Mowelled), zu Bagdad im Dienste (Mowella), von seinem Herrn, der ihn von Hama zu sich genommen, zu Kaufmannsreisen in Syrien und im persischen Meerbusen verwendet; als er bey einer Rückreise von Kisch seinen Herrn todt fand, vertheilte er den Gewinn der Reise unter dessen Frau und Kinder, und reiste nun selbst, sich als Abschreiber fortbringend. Im J. 613 (1216) hatte er, als eifriger Anhänger Ali's, Verdruß zu Damaskus, reiste von da nach Moßul, Erbil, Chorasan, wo er sich zuerst zu Merw, dann zu Kascha aufhielt, und sich im selben Jahre bey dem Einbruche der Tataren zu Chuaresm befand. Er kehrte nach Moßul zurück, begab sich von da nach Sindschar, Haleb, wo er sich bis zu seinem Tode außer der Stadt in einem Chan aufhielt. Außer dem großen geographischen Wörterbuche und der vor-

liegenden Homonymik verfaßte er in vier großen Bänden ein großes philologisches Werk unter dem Titel: Irschedol-elba ila maarefebil Odeba, d. i. Leitung der Beherzten zur Kenntniß der Philologen; eine Geschichte der Dichter; Achbaresch-Schoara; ein historisches Werk: Kitabol-mebdawel meal fit-tarich, d. i. das Buch des Beginns und des Verlaufs in der Geschichte; das Buch der Dynastien (Kitabrd-düwel); eine Sammlung der Wörter Ebt Ali des Persers; einen Eingang zur großen arabischen Anthologie Oghani; ein Buch über Motenebbi und ein genealogisches (El-moktadheb fin-neseb); ein Wörterbuch der Dichter (Moadschim esch-Schoara) und eines der Philologen (Moadschim el-Odeba). Da Jakut erst in seinem sieben und dreyßigsten Jahre als Handelsdiener frey, nur die letzten vierzehn Jahre seines Lebens ausschließlich seinem Genius und den Studien leben konnte, indem er 51 Jahre alt starb, so ist er sowohl durch die Zahl als durch den Werth der vierzehn von ihm hinterlassenen Werke eine der merkwürdigsten Erscheinungen arabischer Literatur. Was er von den Tataren erlitten, beschrieb er in einem eigenen, an den Richter Dschemaleddin Ebil-Hasan Ali B. Jusuf B. Ibrahim B. Abdol-Wahid Esch-Scheitani gerichteten Sendschreiben von vier Blättern. Das Vermächtniß seiner Bücher an eine Moschee in Bagdad überbrachte der große Geschichtschreiber Ibnol-Esir dahin. Die drey andern Jakut, welche unter diesem Namen berühmt geworden, sind der Dichter Ebuddürr Jakut Ben Abdallah, gest. 622 (1225), Verfasser eines kleinen Diwans; dann der Schreiber Ebudürr Jakut Ben Abdallah von Moßul, beygenannt Emineddin, im Dienste Melekschahs Ben Mesud, gest. zu Moßul i. J. 618 (1221), schrieb eine schöne Hand, und lebte vom Bücherschreiben; aber nicht zu verwechseln mit dem großen Calligraphen, Verschönerer der Neschischrift, Jakut Ben Abdallah El-Mosteaaßimi, dessen Tod Sehebi im J. 698 (1298) angibt, und nach welchem die unter dem Namen Jakut bekannte Neschischrift herrührt, als Calligraph eben so berühmt, wie der erste dieser vier Jakut als Geograph.

Die 1091 Artikel dieses kostbaren Werkes sind die folgenden: Buchstabe Elif: 1) Eil, vier; 2) Ebet, drey; 3) Irem, zwey; 4) Iram, drey; 5) Eret, drey; 6) Amul, zwey; 7) Ebba, drey; 8) Ebarik, zwölf; 9) Eban, drey; 10) Ebrak, sieben und zwanzig; 11) Ebrkuh, drey; 12) Ebwan, drey; 13) Ebu Kabis, zwey; 14) Ebweith, zwey; 15) Ebher, drey; 16) Ebir, zwey; 17) Ebjadh, zwey; 18) Esal, fünf; 19) Eslet, zwey; 20) Oseifijet, zwey; 21) Oseil, zwey; 22) Adscha, zwey; 23) Edschbad, zwey; 24) Ahjad, zwey; 25) Ehamir, zwey; 26) Ahsa, sechs; 27) Ahaß u scheбeis, zwey; 28) Ahmedi, zwey; 29) Ahmer, drey; 30) Ahja, zwey; 31) Achaschib, drey; 32) Achrem, zwey; 33) Achscheb, zwey; 34) Achmim, zwey; 35) Achdhar, zwey; 36) Edfu, zwey; 37) Adüm, zwey; 38) Edim, zwey; 39) Oson, zwey; 40) Asne, zwey; 41) Erath, fünf; 42) Arran, zwey; 43) Irbil, zwey; 44) Ersen, vier; 45) Erek, drey; 46) Ork, zwey; 47) Irem, drey; 48) Ermenijet, vier; 49) Erwa, zwey; 50) Esem, zwey; 51) Astrabad, drey; 52) Esedabad, zwey; 53) Isfis, zwey; 54) Isfidban, zwey; 55) Iskaf, zwey; 56) Iskenderijet (Alexandrien), sechzehn; 57) Babol-eswed, sechs; 58) Esilet, zwey; 59) Aschmum, zwey; 60) Adhem, zwey;

61) Atrablus, zwey; 62) Athlam, vier; 63) Aaraf, drey; 64) Aawaß, zwey; 65) Ajan, zwey; 66) Afik, zwey; 67) Akhwan, drey; 68) Ekme, zwey; 69) Elhan, zwey; 70) Ona, zwey; 71) Enbar, drey; 72) Inbith, zwey; 73) Indak, zwey; 74) Enderab, drey; 75) Andukan, zwey; 76) Ankyra, zwey; 77) Awal, zwey; 78) Awana, zwey; 79) Ewrem, vier; 80) Aul, zwey; 81) Ihrest, zwey; 82) Ehnes, zwey; 83) Endidsch, zwey; 84) Ilak, drey; 85) Ilet, zwey. Buchstabe B: 86) Bab, vier; 87) Badschda, zwey; 88) Badscha, fünf; 89) Badis, zwey; 90) Bar, drey; 91) Barik, zwey; 92) Baret, zwey; 93) Bar, zwey; 94) Baarbaja, zwey; 95) Bagh, zwey; 96) Ban, sechs; 97) Banub, drey; 98) Belih, sieben; 99) Bett, drey; 100) Betil, vier, 101) Bahret, drey; 102) Bohairet, funfzehn; 103) Bedr, fünf; 104) Berasa, zwey; 105) Berasch, zwey; 106) Berak, funfzehn; 107) Berber, drey; 108) Berban, drey; 109) Bordsch, vier; 110) Beredan, zehn; 111) Berd, drey; 112) Berdi, vier; 113) Berdaat, zwey; 114) Berset, drey; 115) Borset, fünf; 116) Berka, funfzehn; 117) Berkan, zwey; 118) Borkat, vier und neunzig; 119) Berkat, drey; 120) Berk, zwey; 121) Birk, vier; 122) Birkat, sieben; 123) Berud, zwey; 124) Berine, zwey; 125) Bosan, zwey; 126) Bus, vier; 127) Busak, zwey; 128) Bastat, zwey; 129) Bosuth, drey; 130) Boscht, zwey; 131) Beschir, drey; 132) Baßra, zwey; 133) Boßra, zwey; 134) Baßl, zwey; 135) Bodhai, zwey; 136) Batan, drey; 137) Batha, vier; 138) Bothan, zwey; 139) Bath, zwanzig; 140) Boghbas, zwey; 141) Boghaldid, vier; 142) Bakar, fünf; 143) Bokaa, zehn; 144) Bokoo, zwey; 145) Bakairet, zwey; 146) Bakii, vier; 147) Bokais, zwey; 148) Balet, sechs; 149) Belalik, zwey; 150) Beldschan, zwey; 151) Beld, sechs; 152) Beldet, drey; 153) Balka, zwey; 154) Beluschet, zwey; 155) Beluket, zwey; 156) Boleid, zwey; 157) Benan, zwey; 158) Bonan, zwey; 159) Bena, zwey; 160) Benna, zwey; 161) Bewarih, zwey; 162) Bewwan, drey; 163) Bewane, drey; 164) Boret, drey; 165) Busendscherd, zwey; 166) Busenschtah, zwey; 167) Busch, zwey; 168) Bußir, vier; 169) Buk, fünf; 170) Bewn, zwey; 171) Beweiret, drey; 172) Bihkobad, drey; 173) Behnesa, zwey; 174) Behnia, zwey; 175) Biar, zwey; 176) Bejase, zwey; 177) Bejadh, drey; 178) Bejan, zwey; 179) Beitenaam, zwey; 180) Beit Rees, zwey; 181) Biruskuh, zwey; 182) Birit, vier; 183) Beisan, vier; 184) Beisus, zwey; 185) Beidha, sechzehn; 186) Beidh, drey; 187) Beidharet, drey; 188) Bikend, zwey; 189) Bil, zwey; 190) Beinol-kaßrein, zwey; 191) Beinen-nehrein, zwey; 192) Beinunet, vier; 193) Bin, fünf. Buchstabe Ta: 194) Tarim, zwey; 195) Tibrak, drey; 196) Torban, drey; 197) Tiwan, zwey; 198) Toster, zwey; 199) Taßaru, zwey; 200) Taascher, zwey; 201) Tefihte, zwey; 202) Tekiaw, zwey; 203) Tilbanet, vier; 204) Tilbent, vier; 205) Tel aafer, zwey; 206) Tel Mewsen, zwey; 207) Et-tell, fünf; 208) Tuem, drey; 209) Tub, vier; 210) Tudsch, zwey; 211) Turan, zwey; 212) Tud, zwey; 213) Tun, zwey; 214) Teis, zwey; 215) Teimen, zwey. Buchstabe Tha: 216) Sebin, acht; 217) Soria, vier; 218) Sool, zwey; 219) Soghor, vier;

220) Selesa, drey; 221) Semed, zwey; 222) Senijet, dreyzehn; 223) Sewr, vier; 224) Soweir, zwey. Buchstabe Dschim: 225) Dschadschan, zwey; 226) Dschar, vier; 227) Dschaif, fünf; 228) Dschobbi, vier; 229) Dschebairak, zwey; 230) Dschobb, sieben; 231) Dschebrir, vier; 232) Dschebel, fünf; 233) Dschebelet, fünf; 234) Dschebub, drey; 235) Dschobbet, vier; 236) Dschobeib, zwey; 237) Dschobeik, sechs; 238) Dschohdschur, zwey; 239) Dschesenet, drey; 240) Dschedid, drey; 241) Dschorad, zwey; 242) Dschod, vier; 243) Dscherawet, drey; 244) Dscherbad, zwey; 245) Dscherdschesar, zwey; 246) Dschorf, fünf; 247) Dscherr, zwey; 248) Dscherkian, zwey; 249) Dscherews, zwey; 250) Dschefair, vier; 251) Dschesr, zwey; 252) Dschüsret, drey; 253) Dschesiret, funfzehn; 254) Dschoschsch, vier; 255) Dschiiranet, zwey; 256) Dschaaferijet, dren; 257) Dschesar, drey; 258) Dschefr, zehn; 259) Dschefret, zwey; 260) Dschiletk, zwey; 261) Dschelula, zwey; 262) Dschelil, zwey; 263) Dschemma, drey; 264) Dschomdan, zwey; 265) Dschema, zwey; 266) Dschemel, sieben; 267) Dschenab, zwey; 268) Dscheneb, zwey; 269) Dschebah, zwey; 270) Dschenan, zwey; 271) Dschouled, zwey; 272) Dschend, zwey; 273) Dschoneinet, drey; 274) Dschenesa, zwey; 275) Dschonkan, zwey; 276) Dschuet, zwey; 277) Dschubar, vier; 278) Dschewber, drey; 279) Dschewbak, drey; 280) Dschudi, zwey; 281) Dichur, zwey; 282) Dschewfak, zwey; 283) Dschewsak, acht; 284) Dschewf, neun; 285) Dschewwar, vierzehn; 286) Dscheweibar, drey; 287) Dschoweir, drey; 288) Dschobheinet, zwey; 289) Dschebban, zwey; 290) Dschebran, zwey; 291) Dscheischan, zwey; 292) Dschil, zwey; 293) Dschei, zwey. Buchstabe Ha: 294) Haris, zwey; 295) Hadhir, vier; 296) Hadhiret, zwey; 297) Hakimijet, zwey; 298) Hanut, zwey; 299) Hamir, zwey; 300) Hair, drey; 301) Haith, drey; 302) Hail, zwey; 303) Habesch, zwey; 304) Hobabijet, zwey; 305) Hobschi, zwey; 306) Habt, zwey; 307) Habis, drey; 308) Hidschr, drey; 309) Hadschr, zwey; 310) Hadschar, drey; 311) Hadschur, zwey; 312) Hadder, zwey; 313) Hådiset, vier; 314) Hadinkat, zwey; 315) Haramijet, zwey; 316) Harran, sechs; 317) Harbet, zwey; 318) Harsdschet, zwey; 319) Harsta, drey; 320) Harf, zwey; 321) Harem, drey; 322) Haret, neun und zwanzig; 323) Hirim, vier; 324) Harrset, drey; 325) Hasm, dreyzehn; 326) Hasn, sechs; 327) Haset, drey; 328) Hasir, zwölf; 329) Hasanabad, drey; 330) Hasan, drey; 331) Hasenet, zwey; 332) Hasani, drey; 333) Hasi, vier; 334) Hascha, drey; 335) Huschsch, zwey; 336) Hißarek, zwey; 337) Hißn, ein und zwanzig; 338) Haßir, zwey; 339) Haßr, zwey! 340) Hadhn, drey; 341) Hitin, zwey; 342) Hafr, vier; 343) Hafer, acht; 344) Hafßabad, zwey; 345) Hafir, sechs; 346) Hofeir, drey; 347) Hafiret, zehn; 348) Hafl, fünf; 349) Hakil, drey; 350) Haleb, vier; 351) Halebet, zwey; 352) Holwan, vier; 353) Holwet, vier; 354) Hillet, vier; 355) Hallet, zwey; 356) Holeifet, zwey; 357) Hallijet, drey; 358) Homam, sechs; 359) Hamere, sieben; 360) Homran, vier; 361) Himis, zwey; 362) Hamel, vier; 363) Hammet, zwölf; 364) Hama, vier; 365) Hannan, drey; 366) Hauran,

drey; 367) Hauret, drey; 368) Haur, vier; 369) Haudh, vierzehn; 370) Hauf, fünf; 371) Hiret, vier. Buchstabe Chi: 372) Chabur, zwey; 373) Chalißat, drey; 374) Cal, drey; 375) Chankah, zwey; 376) Chanikin, zwey; 377) Chan, drey; 378) Chabt, vier; 379) Chabba, zwey; 380) Chidam, drey; 381) Chisb, drey; 382) Charijet, acht; 383) Chos, zwey; 384) Chorremabad, zwey; 385) Choreibet, drey; 386) Chasu, zwey; 387) Chosrabad, zwey; 388) Chosrewdscherd, zwey; 389) Chosrewschah, zwey; 390) Choscheb, zwey; 391) Choßuß, fünf; 392) Chadhra, fünf; 393) Chidhrimeh, zwey; 394) Choftian, zwey; 395) Chafijet, drey; 396) Chalaik, zwey; 397) Chal, sechs; 398) Chalidsch, vier; 399) Chalik, drey; 400) Chalikat, zwey; 401) Chom, zwey; 402) Chandak, drey; 403) Chowar, drey; 404) Chodschan, zwey; 405) Chowr, sechs; 406) Chur, drey; 407) Chawrnak, drey; 408) Chusan, drey; 409) Chus, drey; 410) Chamw, drey; 411) Chowei, zwey; 412) Chairan, zwey; 413) Chisch, zwey; 414) Chaif, fünf; 415) Chiel, sechs; 416) Chiem, zwey; 417) Chaim, zwey; 418) Chim, zwey. Buchstabe Dal: 419) Dara, vier; 420) Darabdscherd, drey; 421) Darolbakar, zwey; 422) Dar, zwey; 423) Dar imaret, zwey; 424) Darol-kotn, zwey; 425) Daretol Arab, die Häuser der Araber, achtzig; 426) Deir, zwey; 427) Debil, drey; 428) Denijet, zwey; 429) Didschlet, zwey; 430) Dodscheil, zwey; 431) Dechul, drey; 432) Derb, vier; 433) Derek, drey; 434) Deruth, drey; 435) Derebdschak, zwey; 436) Derek, sieben; 437) Destedscherd, zehn; 438) Deskere, drey; 439) Descht, sechs; 440) Demais, zwey; 441) Demer, zwey; 442) Demerhur, drey; 443) Domuschet, zwey; 444) Domuh, drey; 445) Demiret, zwey; 446) Dewwar, zwey; 447) Dur, zehn; 448) Dewrak, drey; 449) Dolab, vier; 450) Dumet, drey; 451) Dun, drey; 452) Dowein, zwey; 453) Dihistan, drey; 454) Dehna, zwey; 455) Deireb, acht; 456) Deires-Saaferan, zwey; 457) Deir Seki, zwey; 458) Deir Semaan, vier; 459) Deirol-Aakul, zwey; 460) Deir Aabdun, zwey; 461) Deirol-Aasara, drey; 462) Deir Mareb Merjem, drey; 463) Deir Mar Dscherdschis, zwey; 464) Deir Nedschran, drey; 465) Deir Hind, zwey; 466) Dilem, zwey; 467) Dima, zwey. Buchstabe Sal: 468) Sat Soleim, drey; 469) Sojab, drey; 470) Serwe, zwey; 471) Serwan, drey; 472) Sirwe, drey; 473) Semar, zwey; 474) Senaib, zwey; 475) Senb, zwey; 476) Susewran, zwey; 477) Su Serh, zwey; 478) Su Merdsch, drey; 479) Suweidun, zwey; 480) Scheban, vier; 481) Seibet, zwey. Buchstabe R: 482) Rabigh, zwey; 483) Radan, drey; 484) Rasan, zwey; 485) Resol-ain, fünf; 486) Rafikat, zwey; 487) Ramet, vier; 488) Ran, zwey; 489) Rahit, zwey; 490) Rujan, zwey; 491) Rajat, drey; 492) Rajet, drey; 493) Rebab, zwey; 494) Rebath, vier; 495) Rebadh, neunzehn; 496) Reha, zwey; 497) Rehhan, zwey; 498) Redschir, zwey; 499) Roha, sieben; 500) Rohbet, drey; 501) Rahbet, acht; 502) Rachm, zwey; 503) Redaa, zwey; 504) Redm, drey; 505) Reß, sechs; 506) Roßafet, eilf; 507) Radhm, zwey; 508) Raan, zwey; 509) Roaain, zwey;

510) Refref, drey; 511) Rikaa, drey; 512) Rakmetan, drey; 513) Rakka, sechs; 514) Remaadet, zehn; 515) Romman, zwey; 516) Romh, zwey; 517) Ramlet, fünf; 518) Rem, fünf; 519) Romeilet, drey; 520) Roha, drey; 521) Rudbar, sieben; 522) Ruset, zwey; 523) Rijas ol-Areb, d. i. die Gärten der Araber, hundert; 524) Rumet, zwey; 525) Rujan, drey; 526) Ruweset, zwey; 527) Rehwet, vier; 528) Rejan, zehn; 529) Reis, zwey; 530) Riha, zwey; 531) Reidan, zwey; 532) Reidet, zwey; 533) Reiman, zwey; 534) Reinut, zwey. Buchstabe Sa (lindes S): 535) Sab, fünf; 536) Sar, zwey; 537) Saret, drey; 538) Sawe, zwey; 539) Sawijet, fünf; 540) Sebba, vier; 541) Sebed, zwey; 542) Sobeidijet, fünf; 543) Sebir, zwey; 544) Sodschdsch, zwey; 545) Serraat, zwey; 546) Serka, zwey; 547) Serend, zwey; 548) Saaferanijet, zwey; 549) Sifta, drey; 550) Semlkian, zwey; 551) Sendan, drey; 552) Send, zwey; 553) Soranem, neun; 554) Sorabid, zwey; 555) Soweilet, vier; 556) Soheirijet, zwey; 557) Seit, zwey; 558) Seitun, zwey; 559) Sendijet, zwey. Buchstabe Sin (scharfes S): 560) Sabath, zwey; 561) Sabur, vier; 562) Sadscherd, zwey; 563) Sak, sechs; 564) Saman, zwey; 565) Samet, fünf; 566) Saw oder Sawe, zwey; 567) Seba, zwey; 568) Sebestijet, zwey; 569) Sobk, zwey; 570) Sebibe, zwey; 571) Sebid, zwey; 572) Sitar, neun; 573) Sedschistan, zwey; 574) Soham, drey; 575) Sahil, zwey; 576) Sod, vier; 577) Sedir, drey; 578) Sodeir, drey; 579) Sorra, drey; 580) Serar, zwey; 581) Seraet, vier; 582) Serh, drey; 583) Serdschet, fünf; 584) Sirr, fünf; 585) Sorro, zwey; 586) Sarakosta, zwey; 587) Sermari, zwey; 588) Serw, sechs; 589) Sorudsch, drey; 590) Serir, zwölf; 591) Soreir, zwey; 592) Saad, vier; 593) Sood, zwey; 594) Saadi, zwey; 595) Sefar, zwey; 596) Seft, siebzehn; 597) Sefwan, zwey; 598) Sokia, fünf; 599) Sekran, drey; 600) Selah, zwey; 601) Selam, vier; 602) Sellam, zwey; 603) Selamijet, zwey; 604) Silsil, zwey; 605) Silaa, vier; 606) Selkran, zwey; 607) Selm, drey; 608) Selmun, fünf; 609) Soleii, vier; 610) Selma, drey; 611) Semnan, zwey; 612) Simnan, drey; 613) Senem, vier; 614) Senbemur, zwey; 615) Sindschar, zwey; 616) Senban, drey; 617) Sendsch, drey; 618) Sendschroh, zwey; 619) Sonh, zwey; 620) Sind, drey; 621) Send, zwey; 622) Sindenhur, zwey; 623) Sindejun, zwey; 624) Sindijet, zwey; 625) Sentat, zwey; 626) Sinn, vier; 627) Senhur, zwey; 628) Sowadsch, vier; 629) Sewa, zwey; 630) Sus, vier; 631) Suk, funfzehn; 632) Soweid, vier; 633) Soweikat, siebzehn; 634) Siakuh, zwey; 635) Sib, drey; 636) Seih, drey; 637) Seirewan, vier. Buchstabe Schin (Sch): 638) Schasiach, zwey; 639) Scharii, zwey; 640) Schame, vier; 641) Scheba, drey; 642) Schebas, drey; 643) Schibak, drey; 644) Schibam, vier; 645) Schebra, drey und funfzig; 646) Schebaan, zwey; 647) Schebeket, sieben; 648) Schebuh, zwey; 649) Schobeis, zwey; 650) Schobeiket, drey; 651) Schohodsch, zwey; 652) Schera, fünf; 653) Schehrab, zwey; 654) Scherdsch, acht; 655) Scheraab, drey; 656) Scherf, eilf; 657) Scherk, zwey; 658) Scherkijet, fünf; 659) Schoreif, zwey; 660) Scheib,

zehn; 661) Schair, drey; 662) Schakar, drey; 663) Schokr, zwey; 664) Schokuk, zwey; 665) Schakik, vier; 666) Schelkan, zwey; 667) Schemsan, drey; 668) Schems, drey; 669) Schenbare, zwey; 670) Schenrei, zwey; 671) Schewa, zwey; 672) Schewahit, drey; 673) Schewser, zwey; 674) Schusch, fünf; 675) Schewt, zwey; 676) Schewken, drey; 677) Schehristan, drey; 678) Scheih, zwey; 679) Scheihat, zwey. Buchstabe Ssad (ß): 680) Ssadir, zwey; 681) Ssalihijet, drey; 682) Ssabgha, drey; 683) Ssahra, sieben; 684) Ssorad, zwey; 685) Ssirar, zwey; 686) Ssarßar, zwey; 687) Ssarifein, drey; 688) Ssaadet, drey; 689) Ssaghnebi, zwey; 690) Ssaid, zwey; 691) Ssafa, fünf; 692) Ssafer, zwey; 693) Ssafwan, drey; 694) Ssafijet, drey; 695) Ssolßol, drey; 696) Ssamman, zwey; 697) Ssanaa, zwey; 698) Ssur, zwey; 699) Ssahrdschet, zwey; 700) Ssaid, drey; 701) Ssalmeret, zwey; 702) Ssin, sechs; 703) Ssir, drey. Buchstabe Dhad (Dh): 704) Dhahik, zwey; 705) Dhabu, drey; 706) Dhadschudsch, drey; 707) Dhahian, zwey. Buchstabe Thy (Th): 708) Tha, zwey; 709) Thak, vier; 710) Thalikan, zwey; 711) Thahirijet, drey; 712) Thaberijet, zwey; 713) Thabs, zwey; 714) Thabnu, zwey; 715) Thaha, vier; 716) Thale, zwey; 717) Thergune, zwey; 718) Thalah, zwey; 719) Thalh, drey; 720) Thamar, zwey; 721) Thamuje, zwey; 722) Thanbare, zwey; 723) Thanbul, zwey; 724) Thanbede, zwey; 725) Thandschet, drey; 726) Thanset, zwey; 727) Thuh, vierzehn; 728) Thaud, zwey; 729) Thuren, zwey; 730) Thur, acht; 731) Thiw, zwey; 732) Thihran, zwey; 733) Thaibe, drey; 734) Thabbije, zwey; 735) Thir, zwey; 736) Thaifurabad, zwey; 737) Thibn, drey. Buchstabe Sy (lindes S): 738) Sahirijet, drey; 739) Sab'i, fünf; 740) Sabijet, vier; 741) Sirb, zwey; 742) Safar, drey; 743) Sahran, drey. Buchstabe Ain: 744) Aakir, fünf; 745) Aakil, acht; 746) Aabbasijet, fünf; 747) Aanet, zwey; 748) Aabdan, zwey; 749) Aabd, zwey; 750) Aabla, vier; 751) Aatik, drey; 752) Aaden, drey; 753) Ooseib, sechs; 754) Aardsch, vier; 755) Aarsha, drey; 756) Aarsa, dreyzehn; 757) Jirk, acht; 758) Aarim, drey; 759) Aasas, zwey; 760) Asan, vier; 761) Aarur, zwey; 762) Asisijet, fünf; 763) Aaskelan, zwey; 764) Aasker, zehn; 765) Ooscheret, drey; 766) Ooßm, zwey; 767) Aakar, fünf; 768) Aakbet, fünf; 769) Ookde, drey; 770) Aakreba, zwey; 771) Aakar, sechs; 772) Aakir, drey; 773) Aakik, eilf; 774) Aalem, vier; 775) Aamad, vier; 776) Aamk, fünf; 777) Aamud, sieben; 778) Aamurijet, zwey; 779) Aans, zwey; 780) Aawal, zwey; 781) Aauha, drey; 782) Oowair, zwey; 783) Aitbe, zwey; 784) Air, zwey; 785) Ainein, drey; 786) Ain, drey und zwanzig; 787) Ain Schems, vier; 788) Aaunid, drey; 789) Oojun, fünf. Buchstabe Ghain (Gh): 790) Ghabet, zwey; 791) Ghar, vier; 792) Ghobr, zwey; 793) Ghadir, sechs; 794) Ghoraib, zwey; 795) Ghorab, zwey; 796) Ghurrur, zwey; 797) Ghorreb, zwey; 798) Ghorban, zwey; 799) Ghafet, drey; 800) Ghadhban, zwey; 801) Ghadhur, zwey; 802) Ghamr, fünf; 803) Ghomeir, drey; 804) Ghawr, fünf; 805) Ghawtet, zwey; 806) Ghoweir, drey; 807) Ghaha, zwey; 808) Ghail, vier. Buch-

stabe Fe (F): 809) Faran, vier; 810) Far, zwey; 811) Farigh, zwey; 812) Far, zwey; 813) Faschan, zwey; 814) Fadhih, zwey; 815) Fal, zwey; 816) Famijet, zwey; 817) Fau, vier; 818) Fahß, fünf; 819) Fachch, zwey; 820) Feradis, zwey; 821) Ferasche, drey; 822) Ferdsch, drey; 823) Firdews, drey; 824) Ferdet, vier; 825) Forsan, zwey; 826) Feris, zwey; 827) Ferthas, zwey; 828) Ferghane, drey; 829) Feruk, zwey; 830) Felh, sieben; 831) Feldschet, drey; 832) Filistin, zwey; 833) Firusabad, vier; 834) Firuskobad, vier; 835) Firuskuh, zwey; 836) Fise, fünf; 837) Feisa, drey; 838) Fajum, zwey. Buchstabe Kaf (K): 839) Kadis, zwey; 840) Kadisijet, fünf; 841) Kar, zwey; 842) Karet, vier; 843) Kaschan, zwey; 844) Kaa, vier; 845) Koba, vier; 846) Kabab, sechs; 847) Kods, drey; 848) Kadum, sechs; 849) Karafet, drey; 850) Korakir, vier; 851) Korran, drey; 852) Karein, drey; 853) Kartadschennet, zwey; 854) Karema, zwey; 855) Karn, sechzehn; 856) Karijetein, vier; 857) Karnein, drey; 858) Koretjet, fünf; 859) Kirra, sechs; 860) Koßas, zwey; 861) Kastel, zwey; 862) Kaßß, drey; 863) Kaßraa, vier; 864) Kaßr, vier und funfzig; 865) Kaßßat, vier; 866) Koßaibet, drey; 867) Koßaiet, zwey; 868) Katrbell, zwey; 869) Kathan, zwey; 870) Katewan, zwey; 871) Katiaat, vierzehn; 872) Kothaifet, drey; 873) Koaaikaan, drey; 874) Kofß, zwey; 875) Kolsam, zwey; 876) Kalaat, vierzehn; 877) Kalha, vier; 878) Komr, zwey; 879) Kana, drey; 880) Kanetir, fünf; 881) Kanan, zwey; 882) Kantaret, zwölf; 883) Kinaa, zwey; 884) Kann, zwey; 885) Kannet, fünf; 886) Kuß, zwey; 887) Kumis, drey; 888) Kuhistan, drey; 889) Kohondos, vier; 890) Kajaret, zwey; 891) Kaisarijet, zwey; 892) Kais, zwey; 893) Kailweih, drey; 894) Kaikan, zwey; 895) Kain, zwey. Buchstabe Kiaf (Ki): 896) Kier, vier; 897) Kiasimet, zwey; 898) Kibid, vier; 899) Kiebkieb, vier; 900) Koraa, drey; 901) Keiran, drey; 902) Kierdsch, drey; 903) Kierch, neun; 904) Kiorr, drey; 905) Kirisch, vier; 906) Kiotkandsch, zwey; 907) Kiorkian, drey; 908) Kierkier, zwey; 909) Kierek, zwey; 910) Kierman, vier; 911) Kiermel, drey; 912) Kirs, zwey; 913) Kiesch, drey; 914) Kiesr Toma, zwey; 915) Kielabad (Gülabad), zwey; 916) Kilab (Gülab), zwey; 917) Kielb, sechs; 918) Kielbet, zwey; 919) Kiendor, zwey; 920) Kinkiwer, zwey: 921) Kieniset, sieben; 922) Kiewser, drey; 923) Kiusi, drey; 924) Kium, neunzehn; 925) Kiran, zwey. Buchstabe Lam (L): 926) Lobna, vier; 927) Ledschun, zwey; 928) Lahi Hamel, drey; 929) Lods, zwey; 930) Laaba drey; 931) Libn, drey. Buchstabe Mim (M): 932) Mareb, zwey: 933) Mared, drey; 934) Masor, zwey; 935) Masiman, zwey; 936) Malikijet, drey; 937) Malin, drey; 938) Maimorgh, drey; 939) Mobarek, vier; 940) Motalu, zwey; 941) Mosakkab, vier; 942) Medschas, zwey; 943) Medschase, drey; 944) Medschdel, sechs; 945) Medschul, zwey; 946) Mohannet, zwey; 947) Mohaßßab, zwey; 948) Mohdhat, zwey; 949) Mahallet, funfzehn; 950) Mohammedijet, acht; 951) Mohammet, drey; 952) Mohlul, zwey; 953) Mochammer, zwey; 954) Mochnan, zwey; 955) Medain, drey; 956) Medinet, siebzehn; 957) Meragha, drey; 958) Mosbich,

zwey; 959) Morbed, zwey; 960) Merdsch, dreyzehn; 961) Merda, zwey; 962) Merr, zwey; 963) Morr, zwey; 964) Merrut, zwey; 965) Merw, zwey; 966) Merwet, zwey; 967) Moreich, zwey; 968) Moreiret, vier; 969) Merijet, drey; 970) Mosen, zwey; 971) Meskket, drey; 972) Miskket, drey; 973) Meschtuk, zwey; 974) Meschkarr, zwey; 975) Maßanii, zwey; 976) Maßßißet, zwey; 977) Maßnaat, vier; 978) Modhabbah, fünf; 979) Matara, zwey; 980) Matamir, zwey; 981) Matlu, drey; 982) Maaden, sechs; 983) Maarasa, vierzehn; 984) Maar, eilf; 985) Maarret, fünf; 986) Maarrein, vier; 987) Moghaire, zwey; 988) Mekmin, zwey; 989) Milhon, zwey; 990) Melah, vier; 991) Milh, drey; 992) Milikian, zwey; 993) Melih, zwey; 994) Melihet, zwey; 995) Minna, zwey; 996) Menesir, zwey; 997) Monestir, drey; 998) Monschid, zwey; 999) Monschijet, vier; 1000) Manßuret, sieben; 1001) Menkeb, vier; 1002) Monijet, drey und vierzig; 1003) Musch, zwey; 1004) Mehdijet, zwey; 1005) Mihras, zwey; 1006) Mihrendschan, zwey; 1007) Mebanidsch, zwey; 1008) Miset, drey; 1009) Meidan, sieben; 1010) Meimend, zwey; 1011) Meimun, drey; 1012) Meiwan, zwey. Buchstabe Nun (N): 1013) Naßifet, sechs; 1014) Namun, zwey; 1015) Nawijet, zwey; 1016) Nebadsch, drey; 1017) Nebta, zwey; 1018) Nedschd, eilf; 1019) Nedschran, vier; 1020) Nodscheir, zwey; 1021) Nachlet, sechs; 1022) Nochail, vier; 1023) Nochailet, zwey; 1024) Nesa, vier; 1025) Nesr, vier; 1026) Nißibin, vier; 1027) Neschaß, zwey; 1028) Naam, drey; 1029) Naaman, sechs; 1030) Noomanejet, drey; 1031) Noom, vier; 1032) Nakb, fünf; 1033) Nakaa, vier; 1034) Nakii, zwey; 1035) Nemar, zwey; 1036) Nimret, drey; 1037) Nomeilet, zwey; 1038) Newa, drey; 1039) Nub, zwey; 1040) Nuthar, zwey; 1041) Nubet, fünf; 1042) Nusch, zwey; 1043) Newfed, drey; 1044) Nund, zwey; 1045) Nehr, sechs und sechzig; 1046) Nehrewan, zwey; 1047) Nehi, sechs; 1048) Neireb, drey; 1049) Neir, zwey; 1050) Nil, drey; 1051) Ninewi, zwey. Buchstabe Waw (W): 1052) Wadsch, drey; 1053) Wadi, eilf; 1054) Wasith, ein und zwanzig; 1055) Wakißat, drey; 1056) Webre, zwey; 1057) Wetr, zwey; 1058) Weddan, zwey; 1059) Wesar, zwey; 1060) Werdan, vier; 1061) Werkian, vier; 1062) Wesirijet, drey; 1063) Weschl, drey; 1064) Welaschdscherd, vier; 1065) Wehran, zwey. Buchstabe He (lindes H): 1066) Harunijet, zwey; 1067) Hathirret, zwey; 1068) Hathri, zwey; 1069) Hodschr, drey; 1070) Hidschret, zwey; 1071) Heddar, zwey; 1072) Hidaa, zwey; 1073) Heder, zwey; 1074) Herat, zwey; 1075) Hirklet, zwey; 1076) Hormus, vier; 1077) Hiria, zwey; 1078) Hirmet, zwey; 1079) Hoseim, zwey; 1080) Hadhb, acht; 1081) Hurin, zwey; 1082) Hit, drey. Buchstabe Je (J): 1083) Jadschih, zwey; 1084) Jarim, zwey; 1085) Jasir, drey; 1086) Jebrud, drey; 1087) Jebrin, zwey; 1088) Jahmum, drey; 1089) Jenbute, zwey; 1090) Junan, zwey; 1091) Jehudijet, drey.

Also zusammen in 1091 Artikeln 4261 Ortsnamen, von welchen bisher höchstens dritthalb Hundert europäischen Geographen bekannt, also eine Legion neuer geographischer Namen! Welche Bereicherung für einen neuen Martiniere!

B. Türkische Werke.

Die türkische Literatur ist verhältnißmäßig arm an geographischen Werken in Vergleich mit ihrer historischen Literatur und der geographischen der Araber. Außer dem Reisebeschreiber Ewlia und Hadschi Chalfa, dem Verfasser des Dschihannuma, außer den beyden Uebersetzern Abulfeda's, wovon der eine (Sipahisade) sein Werk (Ewsahol-mesalik) dem Großwesir Mohammed Ssokolli, der andere, Aaschik Mohammed Omar, es dem mächtigen Verschnittenen Ghasnefer unter Mohammed III. zueignete, jener das Takwimol-boldan in alphabetische Ordnung brachte, dieser es unter dem Titel Menasirol-awalim, d. i. Weltenspiegel, mit Zusätzen aus der Naturgeschichte Demiri's und aus der Weltgeschichte Ibnol-Dschusi's vermehrte, übersetzt vom Scherif Es-seid Mohammed, Sohn des Scheichs Burhan, für Mohammed III., und außer dem ungenannten Uebersetzer, welcher das Mesalikol-memalik Merachschi's ebenfalls für Ghasneferaga ins Türkische übersetzte [1]; außer diesen fünf späteren Geographen hat dieselbe in dem Blüthenpunkte osmanischer Literatur unter Suleiman dem Gesetzgeber nur zwey große Seefahrer aufzuweisen, welche Namhaftes für die Geographie geleistet, der eine, Piri Reis, der Verfasser des Bahrije, d. i. des Seeatlasses, welcher sich auf den Bibliotheken von Rom, Bologna, Berlin, Dresden und Wien befindet, und Seid Ali Kapudan, dem Verfasser mehrerer nautischer und geographischer Werke, wovon die beyden berühmtesten sein Landesspiegel, d. i. die Reisebeschreibung von Indien über Land nach Constantinopel, wovon in den Memoirs der asiatischen Gesellschaft von Bombay ein Theil englisch, dann das Ganze von Diez deutsch und im Journal asiatique französisch übersetzt erschienen ist, und sein Muhit, d. i. der Ocean, ein die ganze Nautik überhaupt, und dann eine Anleitung zur Schiffahrt auf den indischen Meeren insbesonders umfassendes Werk. Zuerst sah ich dasselbe auf der Bibliothek des Museo Borbonico, und erstattete hievon in den bibliographischen Briefen über die auf den Bibliotheken Italiens befindlichen vorzüglichsten Manuscripte Bericht [2]. Nach zehnjährigen, seitdem ich das Daseyn dieses kostbaren Werkes kennen gelernt, angestellten bibliographischen Nachforschungen zu Constantinopel gelang es mir endlich, durch Hrn. v. Raabs bibliopolische Bemühungen dasselbe zu erhalten.

184.

محيط

d. i. der Ocean, vom Seid Kapudan Ali bey der Rückkunft von seiner indischen Reise i. J. 962 (1355) Sultan Suleiman dargebracht, ein in sauberm Neschi geschriebener Band von 134 Blättern Groß-Octav. Die Abschrift selbst wurde schon vier Jahre nach Verfassung des Buchs gemacht i. J. 966 (1558), das Werk selbst vollendet Ende Moharrems 962, d. i. Ende Dec. 1554, zu Ahmedabad, der Hauptstadt Gudschurat's. In der Vorrede führt Seid Ali die früheren Werke arabischer Nautik

---

1) Auf der Bibliothek zu Bologna; s. Bibl. Italiana, tomo LIV, litter. sulli Manuscritti Orientali, Nro. 367; und Uebersicht der Quellen arab., pers. u. türk. Geographie in der Hertha, V. Bd. Nr. 9, S. 100.

2) Quaderno 124. Tom. XLII della Biblioteca Italiana, Nro. 73.

und indischer Geographie auf, als welchen er als Quelle geschöpft, und von denen Hadschi Chalfa nur zwey gekannt; sie sind die der alten indischen Meister (Piloten) 1) Leis Ben Sehlan's, 2) Mohammed B. Schadan's, 3) Sehl Ben Aban's, dann von den Neueren die Werke: 4) Ahmed Ibn Madschid's aus Dscholfar in Omman, 5) Soleiman B. Ahmed's aus Schihir in Arabien. Er nennt die sechs Werke des letzten: a) Tohfetol-Fohul, d. i. das Geschenk der Hengste (d. i. classischer Männer); b) Umdet ol mehrijet fi Sabtil-olumil-buhrejet, d. i. Säule die mehereische im Besitze nautischer Wissenschaften, verfaßt, wie der Verfasser (Bl. 90) belehrt, i J. d. H. 917 (1511) [1]; c) Minhadsch, die gerade Straße; d) Koladet esch-schumus, d. i. das Halsband der Sonnen; e) Fewaid, die Nutzanwendungen; und f) Hawijet, die Umfassende [2]. Seid Ali sagt, daß er in dem Muhit den Ausbund dieser neun Werke, nämlich der drey älteren und der sechs neueren, gebe, und theilt diese seine Anleitung zur Nautik in zehn Hauptstücke, und jedes derselben in die folgenden Abschnitte ein. Erstes Hauptstück: Von der Beschreibung und den Namen der Himmel, Sterne, Elemente. 1) Von der Lage der Himmel und Gestirne, den Elementen und ihren Namen, 2) die Eintheilung der himmlischen Kreise, 3) von den Zollen und von den Achnan, 4) von der Entfernung der Gestirne und Bestimmung der Polhöhe, 5) Beschreibung der Meßinstrumente, 6) die Berechnung der Höhen der Gestirne. Zweytes Hauptstück: Von den Grundsätzen der Chronologie. 1) Von den Mondjahren und Sonnenjahren, 2) von der Grundlage der Mondjahre, 3) von der Grundlage der Sonnenjahre, der griechischen und der koptischen, 4) von der Berechnung der Sonnenjahre, 5) von den griechischen Monaten, 6) von den koptischen, 7) von den persischen. Drittes Hauptstück: Von der Eintheilung des Compasses von den Rumbs und Unterabtheilungen, اروام ، ترفات 1) Von den Erwam (Rhumb), 2) von den zwischen den Achnan gelegenen Erwam (Rhumbs), 3) von den Terefat, 4) von der Gewißheit des Compasses. Viertes Hauptstück: Von den ober dem Winde und unter dem Winde gelegenen indischen Fahrten (Deire) und den neu entdeckten Ländern. 1) Die ober dem Winde gelegenen Fahrten, 2) von dem absoluten Laufe der Schiffe (Deirei mutlak), 3) von den unter dem Winde gelegenen Fahrten, 4) von den Fahrten der Inseln, 5) von der neuen Welt (Amerika). Fünftes Hauptstück: Von den technischen Ausdrücken der Seeleute. 1) Von den Maßen überhaupt, 2) von den Grundmaßen, 3) von den Maßen mittels der Höhen der Gestirne, 4) von den Namen der Gestirne, nach welchen die Achnan (Striche des Compasses) benannt werden, 5) von den beyden höchsten Sternen (Farkadein) im kleinen Bären, von den Mondesstationen im Zenith, 7) von den dem Meister (Piloten) nothwendigen Eigenschaften und Kenntnissen, 8) von den Namen der berühmtesten Gestirne.

---

1) In der in der Hertha gegebenen Uebersicht unter Nr. 82. Hadschi Chalfa sagt, es sey ein Compendium in 7 Hauptstücken über die Schiffahrt der indischen Meere.

2) Hadschi Chalfa führt es unter diesem Titel als ein Compendium in sieben Hauptstücken auf.

3) Unter dem Titel Hawi führt Hadschi Chalfa ein Compendium über den Gebrauch des Quadranten auf.

Sechstes Hauptstück: Von den Meeren der berühmtesten Continente. 1) Von den Verschiedenheiten des Meeres des Nordpoles, 2) von der Messung des Nordpoles, 3) von der Messung der beyden höchsten Sterne des kleinen Bären (Ferkadein), 4) von der Messung der vier im Vierecke stehenden Sterne des großen Bären. Siebentes Hauptstück: Von den Entfernungen der Reisen. 1) Von dem Grunde der Entfernungen und Wegmaße, 2) von den Eintheilungen der Rechnungen, 3) von der Verschiedenheit des Laufes eines nach einem Compaßstriche (Chan) und auch nach einem anderen Compaßstriche segelnden Schiffes, 4) von der Anlage und Verfertigung der Charten und Mappemonde, 5) von der Verschiedenheit der Entfernungen einiger Oerter in dem Zwischenraume von eilf bis zu einem Zolle des Nordpols, 6) von den Entfernungen einiger Oerter von einander. Achtes Hauptstück: Von den Winden und Strichwinden (Mewsim, d. i. Mansoons). 1) Von den Winden, 2) von den verschiedenen Arten und der Zeit der Passatwinde, 3) von der ersten Abtheilung des ersten Passatwindes, welcher der Oliven=mansoon (Mewsimi Seituni) heißt, 4) von der zweyten Abtheilung des ersten Passatwindes, welcher am Ende der Ernte, und welchen einige Tirmeh und Damani nennen, 5) von dem Mansoon der zweyten Art, welcher Rehi Kabul heißt, insgemein auch Chib oder Ssaba, d. i. der Ostwind. Neuntes Hauptstück: Von einigen Inseln, Reisen und Wahrzeichen nahen Landes, deren Kenntniß den Meistern (Schiffsführern) nothwendig. 1) Von den Inseln des arabischen Meeres, 2) von den Inseln des persischen Meeres, 3) von den Reisen und den Wahrzeichen der Nähe des Landes. Zehntes Hauptstück: Von der Gewißheit der durch Vernunft und Erfahrung erprobten zu verhütenden Unfälle und den Orkanen (Tufan). 1) Von der Wahrheit des durch Vernunft und Erfahrung Bewährten, 2) von den zu verhütenden Unfällen und den Orkanen. Die Reisen, von denen das dritte Kapitel des neunten Hauptstückes Kunde gibt, sind die folgenden ein und dreyßig, welche mit den 45 Passatwinden und 20 Schiffahrten für die Geographie der an Ausbeute reichste Abschnitt ist. 1) Von Babelmandem nach dem Berge Sokar und Seilan, 2) von Seilan nach Dschidde, 3) von Seilan nach Sewakin, 4) von Dschidde nach Aaden, 5) von Sewakin nach Aaden, 6) von Seilan nach Gudschurat, 7) von Berbere nach Gudschurat, 8) von Aaden nach Gudschurat, 9) von Kischin nach Gudschurat, 10) von Chalefat nach Gudschurat, 11) von Dhafar nach Gudschurat, 12) von Kalehat nach Gudschurat, 13) von Maskat nach Gudschurat, 14) von Aaden nach Monibar, 15) von Aaden nach Hormus, 16) von Reesolhadd nach Diul in Sind; 17) von Diu nach Mischars, 18) von Diu nach Schihir und Aaden, 19) von Mehaim und Schejul nach dem arabischen Continente, 20) von Diu nach der Insel Dschesireteddib, 21) von Dabul nach Dschesireteddib, 22) von Diu nach Maskat und Hormus, 23) von Cambaya nach Aaden zu Ende des Mansoon, 24) von Dabul nach Aaden, 25) von Kuwwei Sindabur nach Aaden, 26) von Hennur und Badi Kala nach Aaden, 27) von Calicut nach Kerdifun, 28) von Diu nach Malacca, 29) von dort nach Schati Dscham, d. i. Bengalen, 30) von Malacca nach Aaden, 31) von Schati Dscham, d. i. Bengalen, nach dem arabischen Continente. Die in den drey letzten Abschnitten des achten Hauptstückes nach der Zeit ihres Wehens an-

gegebenen Passatwinde sind die folgenden 45. §. 3. Erste Gattung der Hauptpassat- oder sogenannten Olivenwinde. 1) Der von Gudschurat, 2) der von Schihir, 3) der von Safar, 4) der Küstenwind, 5) der Mansoon unterm Winde, 6) der oberste Mansoon, 7) der von Menibar, 8) von Dibi, 9) von Schahir, 10) von Fertek, 11) von Sofar, 12) von Misket, 13) von Seilaa und Berberi, 14) von Aaden. §. 4. Zweyte Abtheilung des ersten Windes zu Ende der Ernte. 15) Der Passatwind von Mena, 16) von Sewakin, 17) von Seilan und Berberi, 18) von Aadir, 19) von Schihir, 20) von Mischhaw, 21) von Sofar, 22) von Fertek, 23) von Kalahat und Misket, 24) die Mansoons unterm Winde, 25) von Aaden, 26) von Schihir und Mischhaß, 27) von Gudschurat, 28) von Kenkeni, 29) von Monibar, 30) von Dibi, 31) von Beirannet, 32) der Kursenwed. §. 5. Die östlichen Winde. 33) Der Mensoon von Konkeni, 34) von Hormus, 35) von Gudschurat, 36) die Mansoons unterm Winde, 37) die von Bengalen, 38) die von Malacca, 39) der von Tenaßri und Mertabani, 40) von Schomotora, 41) von Dschesiereteddib, 42) von Diul Sind. 43) von Mileroi, 44) von Kilui, 45) von Sofala. Die Schiffahrten (Deir) des vierten Hauptstückes sind im ersten Abschnitte die ober dem Winde gelegenen: 1) Die von Dschidde nach Babolmandem, 2) die Schiffahrt der Vorgebirge und Inseln des persischen Meeres, 3) die der arabischen Küste, als Dschofr, Ahkaf, Atwah, Omman und Hormus, 4) die der persischen Küste, als Mekran, Sind, Gudscherat, Konkon, Tilwan und Monibar, 5) die der Küste von Seialii, Meddschan, Saamal, Rim, Sifale. Zweyter Abschnitt: 6) von der absoluten Schiffahrt (ohne bestimmte Rechnung). Dritter Abschnitt: Die Schiffahrt unter dem Winde, 7) Die des Continents von Schulian, Rat, Orissa und Bendsch, 8) die der Küste von Siam, 9) von China. Vierter Abschnitt der Inseln: 10) Die Schiffahrt der Insel Kymar, 11) von Dschesr Serin, 12) von Socotora, 13) von Dschesrol-Fal, 14) von Dschesreddib, 15) von Seilan (Ceylon), 16) von Andeman und Nadschberi, 17) nach den auf der Küste Siamo gelegenen Inseln, 18) Schomotora, 19) Dschawa (Java), 20) nach den südlichen und östlichen Inseln.

Die Wichtigkeit dieses Werkes für morgenländische Geographie und insbesonders für die indische erhellt aus dem Inhaltsverzeichnisse; zur getreuen Uebersetzung desselben werden aber nicht nur linguistische, sondern auch astronomische Kenntnisse erfordert; es ist für die Wissenschaft zu wünschen, daß mein verehrter Freund, Herr Director von Litrow, Muße finde, sich des astronomischen Inhaltes des Werkes mittels knechtischer, von mir ihm angetragener, Uebersetzung zu bemeistern.

(Die Fortsetzung folgt.)

بسم الله تعالى العزيز

مهر شاهی الملك الله * خاتم شاهی زقدرت ازلی *
قرار کرفت درکف شاه زمان * فتحعلی سلطان صاحبقران *
حکم همایون والاشد که * چون عالیجاه
بلند جایکاه شهامت و درایت همراه فخامت و فطانت اکتناه
اخلاص و ارادت آکاه زبدة الاعیان المسویة موسی حامر که از
رجال دولت نمسا و بمزید درایت و آکاهی از اشباه و امثال سمت
اختصاص حاصل دارد خودرا بظهور ارادت در دولت علیه و بواسطه
کتاب وصایای مارکوس آنطنین مراسم دانایی و درایت و کمال آکاهی
و فطانت خودرا مشهود حرمت سعادت موصوف داشته شهود
مراتب نور مسطور انظار خورشید ظهور و ظهور نشان خاص از
توجهات خاطر فیض اختصاص در باب او منظور افتاده در هذه السنة
لوی ییل خجسته دلیل اورا باعطای نشان مبارک شیر و خورشید
در مرتبه دوم مباهی و بصدور این فرمان عطوفت نشان مقرون
مفاخرت لا ینتهی داشتیم که نشان مبارکرا پیرایه پیکر مفاخرت ساخته
بانهایت اهتمام در تحصیل رسوم بندهکی اقدام و حسن صداقت
و کمال قابلیت خودرا زیاده مشهود نگاه خاطر مهر ارتسام دارد مقرر
آنکه عالیجاهان رفیعجایکاهان عزت و فلدت دستکاهان فخامت و
مناعت اکتناهان مقربی ترقان مستوفیان عظام دیوان اعلی شرح
فرمان مبارکرا در دفاتر خلود ثبت نموده از شوائب تغییر و تبدیل
مصون و محروس دارند درعهده شناسند تحریراً فی شهر ربیع الثانی
سنه ۱۲٤۸

Diplom des Ordens des Löwen und der Sonne.

(Oben in Gold geschrieben:)

Im Namen Gottes des Allerhöchsten, des Allgeehrtesten!

(Das Siegel des Schahs.)

Der Siegelring des Königthums wurde durch die ewige Macht bleibend gemacht auf Fethali Schah dem Sultan Inhaber der Zeit.

(Die goldene verzogene Schrift Anfangs der ersten Zeile:)

Der kaiserliche hohe Befehl ist:

Da der hochgeschätzte, erhaben gesetzte, von Talent und geradem Sinne begleitete, von Ehrgefühl und Einsicht geleitete, mit Aufrichtigkeit und gutem Willen begleitete Monsieur[1]) Hammer, die Zierde der Vornehmen unter den Christen, einer der ehrenwerthen Männer des deutschen (kaiserlichen) Hofes, welcher durch seinen geraden Sinn und seine Kenntnisse unter seines Gleichen der Zenith der Auszeichnung geworden, durch Bezeigung seines guten Willens sich an der hohen Pforte des persischen Hofes bekannt gemacht, und mittelst des Buches der Commentare des Marcus Antoninus die Gebühren des Wissens und geraden Sinnes mit vollkommener Kenntniß und Einsicht in Vorschein gebracht, und sich glücklicher Achtung würdig gemacht, so sind die Grade geschriebenen Lichtes, die Blicke der Sonne der Reinigkeit (des Schahs) und der Reinigkeit des Ehrenzeichens aus Begünstigung, des mit Ausfluß (göttlichem) ausgezeichneten (königlichen) Gemüthes auf ihn gefallen, und Wir haben ihn, in diesem glücklichen Jahre des Krokodiles[2]), durch das gesegnete Ehrenzeichen des Löwen und der Sonne im zweyten Grade, und durch die Erlassung dieses mit Huld bezeichneten Fermanes unendlichem Ruhme vereint, auf daß er, nachdem er mit dem gesegneten Ehrenzeichen seine Gestalt rühmlich geschmückt, in der Erwerbung der Gebühren guter Dienste auftrete, und seine schöne Aufrichtigkeit und vollkommene Geschicklichkeit mehr und mehr an den Tag legend, den auf ihn geworfenen Blick des Gemüthes (des Schahs) um so mehr verdiene.

Festgesetzt ist hiermit, daß die Hochgeschätzten, erhaben Gesetzten, von Ehre und Leitung Begleiteten, mit Talent und Tüchtigkeit Bekleideten, die Nächsten dem Schah, die Terkanen[3]), die großen Kammerpräsidenten des kaiserl. höchsten Diwans die erläuternde Abschrift dieses Fermanes in ihren Registern für immer eintragen sollen; ohne Ungebühr von Veränderung und Verwandlung sollen sie sogestalten denselben bewahren und erhalten, und dieses sich zur Pflicht halten.

Gegeben im Rebiies=sani des Jahres 1248, d. i. im September 1832.

Auf dem Rücken die sechzehn Unterschriften, des Großwesirs, der Minister, Staatssecretäre und Kammerpräsidenten des Diwans mit ihren Siegeln.

---

1) Im Persischen Musi, wie im Deutschen die Volksverstümmlung von Monsieur.

2) Das fünfte Jahr des alttürkischen und mongolischen zwölfjährigen Cyklus.

3) Terkan kömmt schon bey den Byzantinern als Ταρχανης vor, und ist aus der Geschichte Dschengischan's bekannt, welcher diesen Ehrentitel den von allen Auflagen befreyten Großen ertheilte.

Smyrna.

I. Busen von Smyrna. Untiefen. Leukä. Rhedeschloß. Stadt.

Wer in den Busen von Smyrna fährt, läßt das Vorgebirge Karaburnu zur Rechten und die Inseln von Phokäa zur Linken. Der Abstand dieser beyden Punkte unter sich, oder die Breite der Einfahrt, beträgt vierzehn Seemeilen. Von Karaburnu bis unter die beyden Brüderberge sind etwas über zwey und dreyßig solcher Meilen, während welcher die Fahrlinie NW. nach SO läuft, dann wendet der Busen S. bey W. nach N. bey O.; von der Landspitze der beyden Brüder bis ans Gestade der Stadt Smyrna sind noch sechzehn Meilen.

Das Vorgebirge Karaburnu ist die weithin sichtbare und durch ihre Gestalt trefflich ausgezeichnete äußerste Felsspitze des bleichen, nackten Gebirges zwischen Vurla und der Straße von Scio, welches Homer mit dem Namen des stürmischen Mimas (Odyss. III. 172) bezeichnet. Diese Felsspitze hängt über ihre Grundlage hinaus, und gleicht einem sanft gekrümmten, stumpfen Horne. Felswände umstarren sie, tiefe Schlünde und Risse; am schmalen Gestade aber ist etwas Anbau, und zwischen den Reben und Oliven ragt hie und da ein einzelnes Gebäude empor, wegen der Seeräuber wie eine Warte gebaut, die Fensteröffnungen funfzehn oder mehr Fuß oberhalb dem Boden, und als Aufgang eine Leiter, die jeden Abend aufgezogen wird. Der Name Karaburnu ist nur eine Uebersetzung des aus alter Zeit ererbten Acra Melaena, d. i. die schwarze Spitze.

Die Gestaltung des Gebirges ist von der Art, daß der Wind dort gerne in Stößen bricht, und aus den Schluchten wie durch die Enge eines Blasebalges mit verstärkter Gewalt hervorkömmt. Der kundige Seefahrer bereitet sich hierauf, wenn er nicht vermeiden kann, nahe ans Land zu halten. Ich bin nicht einmal dort unter den Nord gefallen, und habe dann Tage darauf wenden müssen, dies Kap zu umsegeln; eben so oft habe ich erfahren, daß der Süd dort Segel und Tauwerk zerriß, und Stangen und Raaen brach, und uns in diesem Zustande nöthigte, nach Muskonisi im adramyttischen Busen oder nach dem Hafen Olivetto auf Mytilene zu flüchten. Auch ist die See selten ruhig, was eine nothwendige Folge der sich kreuzenden Strömungen und der Lage der Inseln Scio, Ipsara und Mytilene, so wie der Richtung der Busen und Gebirge des Festlandes ist, welche regelmäßige, aber verschiedene Windzüge veranlassen. Kap Karaburnu, das Vorgebirge des Athos, Kap S. Angelo (Malea) in Morea und Kap Chelidonia in Karamanien sind sicherlich, nach den sogenannten Bugasen oder Straßen, die beschwerlichsten Stellen für den Seefahrer in der Levante. Die Winde sind aber heftiger und die See ist tiefer um den Athos, — die Stöße sind gewaltiger bey Malea, — und die vielen Klippen vor Chelidonia bis Castelrosso sind in einem hohen Grade gefährlich, während die See von Karaburnu rein, und selbst an einigen Stellen der Küste Ankergrund ist.

So lange man an der Einfahrt steht, sieht man noch die hohe Scio weitgedehnt hinter sich; selbst Ipsara ist weder unter dem Gesichtkreise, noch verborgen, und Mytilene hebt sich mächtig zur Linken. Zwischen dieser Insel und dem Festlande schieben sich wie Bühnenwände der Ida, das Gebirge von Pergamus, dasjenige von Cumä und, diesseits dem Busen von Sanderlick, der aufgethan vor den Blicken liegt, das

von Phokäa vor. So wie die hintersten versinken und andere Bilder vor andere sich stellen, steigen auch die Gipfel der beyden Brüder und die majestätischen Rücken des Sipylus und Pagus empor, von jonischem Lichtglanze herrlich umflossen.

Hart am Gestade von Karaburnu läßt man eine kleine Insel, l'Isola inglese genannt, weil einstmal ein englischer Kauffahrer dort von Seeräubern angehalten und dessen Mannschaft getödtet wurde; dann folgt eine vierzehn Meilen tiefe, nach Ost bey Süd eingehende Bay, die wenig besucht wird; doch pflegen die Kriegsschiffe dort Holz zu machen, — und weiter die Inseln und Bay von Vurla. Zur Linken steigen weiße glänzende Häuschen aus der See; sie bezeichnen die Salzwerke an den Untiefen, welche der Hermus veranlaßt. Von Phokäa bis an die Ebene des Hermus ist felsiges Hügelland, und etwa eine Meile vom Gestade sind zwey gefährliche Klippen, die eine über die andere unter dem Wasserspiegel. An der ersten scheiterte im Jahre 1825 ein jonischer Kauffahrer. Zwischen ihr und dem Gestade ist Durchfahrt selbst für große Schiffe. An der Westgränze der Untiefen des Hermus ist ein trefflicher Ankerplatz, wo man in zehn bis funfzehn Faden Wasser mit jedem Winde gut steht, und leichte Abfahrt hat.

Die Untiefen nehmen fast vier und vierzig Flächenmeilen Raum ein, und verengen das Fahrwasser beträchtlich. Deßwegen, ist man an der langen Insel vorübergekommen, so thut man am besten, sich in der Richtung der Linie zu halten, die man sich von zwey besonders merkbaren weißen Flecken auf dem östlichen Abfalle der Haupthöhe derselben nach den beyden Brüdern gezogen denkt. Diese Flecken sind kahle Stellen der Hohe, wo der Kalkstein durch die Verkleidung des Anwuchses bricht. Uebrigens kann man auch hier an jeder Stelle vor Anker gehen, und wird nirgends über dreyßig Faden Tiefe finden; an der Gränze der Untiefen ankert man in zehn bis zwölf.

Die beyden Brüder sind zwey gleichgeformte und gleich hohe Felskegel, die höchsten Spitzen des Korax, an 2000' über den Meeresspiegel erhoben. Man nennt sie auch die beyden Brüste, nach ihrer Gestalt. Da an ihrem Abfall die Bay nach Vurla eingeht, so stehen sie in den Busen vor, den sie hochragend beherrschen. Sie haben eine trefflich bebaute, nicht über eine halbe Stunde breite Ebene vor sich. Man kann sich derselben bis auf eine halbe Meile nähern, im Falle man hart am Winde segeln will, pflegt aber, wenn man vor dem Winde läuft, im vierfachen Abstande die Richtung nach dem Rhedeschlosse von Smyrna zu nehmen, das glänzend weiß über den Wellen sich zeigt. Sieht man, aus welcher Ursache es sey, dieß Schloß nicht, so hält man die Linie nach den drey Schwestern, was ein hinter dem Schlosse vorspringender waldiger Arm des Korax ist, der drey den Brüdern ähnliche, jedoch weit niederere Kegel zu oberst trägt.

Auf dieser an fünf Meilen langen Strecke ist das Fahrwasser am engsten, und am Schlosse selbst, das auf ganz niederer Landzunge liegt, begegnet sich die Spitze derselben mit der Spitze der Untiefen, so daß kaum ein paar Taulängen Raum für die Durchfahrt bleibt. So viele Kriegsschiffe der Flaggen, welche die Levante befahren, in den letzten Jahren nach Smyrna gekommen sind, so wenige waren darunter, die nicht ein oder das andere Mal da aufgesessen wären. Die wechselnde Strömung, die Windstöße und Windstillen und die Menge der gewöhnlich dort vor Anker liegenden Schiffe geben hiezu die Veranlassung. Auch die Gestalt der Untiefen, die sägeförmig vorstehen, täuscht nicht selten. Ich erinnere mich, im Herbste

1828 mit der österreichischen Fregatte ersten Ranges, Bellona, einem Schiffe zu sechzig Kanonen, mit der Backbord-Seite da aufgefahren zu seyn, so zwar, daß wir an dieser Stelle kaum vier Faden Wasser hatten, also im Sande saßen, während unter dem Bugspriet sieben, am Hintertheile zwölf und eben so viele am Steuerbord waren. Uebrigens ist der Grund weicher Sand und Schlamm, so daß das Schiff nicht leidet, und wenige Mühe hinreicht, um es wieder flott zu machen. Da die Ursache der Anschwemmungen, der Hermus, besteht, so muß auch die Wirkung fortbestehen, und es ist sehr zu befürchten, daß im Laufe der Jahre der Busen ganz versandet werde.

Die Ebene des Hermus hebt sich kaum über den Wasserspiegel. Sie ist nackt, und zeigt am Gestade nur hie und da eine Fischerhütte. Auf eine Stunde tiefer im Lande steht jener abgestochene Hügel, der Reste einer alten Stadt zeigt, und dessen ich in der Schilderung des Weges von Pergamus nach Smyrna erwähnte. Am wahrscheinlichsten war dort Leukä, eine kleine Stadt, die Strabo (XIV. 647) zwischen Smyrna und Phokäa setzt, und wo der Konsul Publius Krassus im Kriege gegen Aristonikus erlag. Nach Diodor von Sicilien war sie von dem persischen Befehlshaber der Flotte, Tachos, ein J. 381 vor unserer Zeitrechnung erbaut, es stand aber damals schon im Tempel des Apollo an der Stelle. Klazomenier und Kumäer stritten sich, nach Tachos Tode, um ihren Besitz; sie blieb der ersteren, die diesem Erwerbe zum Andenken das jährliche Fest Prophthasia stifteten. Meines Wissens ist die Stelle von Leukä von keinem Reisenden noch bestimmt worden. Die Umstände, die Diodor anführt (XV. 18), daß sie an einem steilen Felsabhange erbaut, von Klazomenä sowohl als von Kumä in einem Tage erreichbar war, aber dieser Stadt näher, und nicht weit vom Meere lag, sind entscheidend für meine Ortangabe. Auch waren eben in jener Zeit Kumä und Phokäa die Sammel- und Rüsthäfen derselben persischen Flotte, welche Tenibaz gegen Evagoras nach Cypern führte (XV. 2), und mit der, ein Jahr später, Glus und nach dessen Tode Tachos die Empörung gegen Artaxerxes wagten.

Das Rhedeschloß tritt ziemlich weit über die nur wenig gebrochene Linie des südlichen Gestades vor. Es ist türkischen Baues, ein längliches Mauerviereck, dessen vordere oder Seeseite ausgekrümmt, und durch zwey runde Thürme flankirt ist. Die Ost- und Westseite haben jede zwey viereckige Thürme. Die Mauern sind mit Zinnen versehen, und schließen nach rückwärts ohne andere Vertheidigung das Werk. Im Innern steht ein zweytes Viereck als Schloß im Schlosse, welches einen Thurm an jeder Ecke hat, und die äußere Ummauerung überragt. In den Zinnen desselben liegen dermalen einige zwanzig kleine Feldschlangen, in der ausgekrümmten Seite des äußeren Werkes aber zu unterst acht große Stücke für Steinkugeln; über denselben sind kleinere Kanonen eingemauert, denn die Wand ist kasemattirt, und hat einen Aufschutt. Wie man im Falle des Gebrauches diese Kanonen lade, habe ich noch nicht begriffen. An der Ost- und Westseite stehen auf jeder fünf und dreyßig meist kleine Geschütze verschiedenen Kalibers; in den Zinnen aber liegen Spingarden in großer Zahl. Um dem Rhedeschlosse größere Stärke zu geben, wurde vor wenig Jahren daran eine Flanke aus Erde und Faschinen gelehnt, und mit dreyßig Feldkanonen versehen. Diese bestreicht die Anfuhr. Wo die Sandzunge, auf welcher das Schloß erbaut ist, an das Gestade sich bindet, sind Niederungen und Moräste, jenseits derselben aber liegt ein kleines Dorf.

Alle Kauffahrer müssen bey dem Einfahren am Schlosse ankern, und das Teskeref erwarten; sie müssen bey der Abfahrt ein ähnliches vorweisen. Kriegsschiffe fahren frey bey Tag und Nacht aus und ein.

So wie man am Schlosse vorüber gekommen, zieht die Gränze der Untiefen Nordost und dann Nord, so daß man bald Raum, um sicher zu laviren, gewinnt. Das Ufer zur Rechten bietet alle Schätze des glücklichen Himmelstriches aus. Feigen- und Oelbäume, Terebinthen und Pappeln, Pinien und Cypressen stehen in schwellender Fülle über Ebene und Abhang gebreitet; Teppiche von Weinpflanzungen sind dazwischen ausgelegt, und schmücken die engen Thalöffnungen. Felsen und schwarze Waldgipfel ragen darüber. — Zur Linken treten lichte, verbrannte Höhen bis an die See, die vor sich eine flache Spitze mit Bäumen und einigen Landhäusern haben; man nennt diese Stelle **Kordelio**.

Im weiten Halbzirkel begränzt die Stadt, sieben Seemeilen vom Schlosse entfernt, die südliche Hälfte des Golfes, und schwingt sich auf eine breite Höhe, deren Stufen Cypressenwälder, deren Gipfel aber die ausgebreiteten Trümmer der Bergveste decken. Sie glänzt mit Moscheen, Minarets und Kuppelgebäuden, und hunderte von Schiffen liegen vor ihr. An ihrem nördlichen Ende greift eine flache Spitze vor, als Marke zwischen dem Busen und der innern Bay; Gärten zunächst und eine mit Bäumen prangende Ebene zeigen sich da dem Auge, bis im Hintergrunde zuerst Hügel sich heben, von denen mehrere Orte herabschauen, dann aber die zwey gewaltigen Gebirgsmassen des Sipylus und Pagus den Uebergang zum tiefblauen Himmel bilden.

So schön der Anblick von Smyrna bey Tag ist, so finde ich denselben doch noch anziehender in jenen stillen Nächten, wo die Natur, reizender durch ihre leichte Verhüllung, wie eine schlummernde Braut vor den Augen des Bewunderers liegt. Die Milde des Himmels, das Licht der Sterne, die Feuer der Fischer am Gestade von Kordelio und in einer Bucht, die zwischen Schloß und Stadt liegt, und die Fischerey genannt wird, endlich das Diadem von Lichtern, das um den Hügel der Stadt gezogen ist, geben der Landschaft eine Feyerlichkeit, die der Glanz des Tages nicht ersetzen kann.

Smyrna, wie jede türkische Stadt, ist schöner von außen anzusehen, als zu durchwandeln. Mehrere tausend Gebäude, wovon nur wenige zwey, und keines drey Stockwerke hat, sind in einigen hundert engen, schmutzigen, krummen Gassen an einander gedrängt; die meisten aus Holz, bemalt und mit Vorsprüngen versehen, damit aus jedem Zimmer der Blick die ganze Straße oder wenigstens einen großen Theil derselben überblickt. Die Türken bewohnen den oberen Theil der Stadt, dort sind die Gassen breiter, die Plätze geräumiger, die Wasser reichlicher. Zunächst an sie stoßen die Juden, welche den Abhang mehr östlich und einen Theil der Ebene einnehmen. Die Armenier haben das östliche Viertel, die Franken wohnen in der Ebene längs dem Gestade, die Griechen aber zwischen beyden und in den äußersten Gebäuden gegen Nordost. — Die Stadt hat keine Ummauerung. Doch bestehen an der Ostseite der Türkenstadt zwey Thore, Zorakapu, wodurch der Weg zur Karavanenbrücke führt, und Karakapu, das schwarze Thor, genannt. Das letztere ist eigentlich der Bogen einer Wasserleitung. Man zählt etwas über 100,000 Einwohner, nämlich 24,000 Griechen, 7000 Armenier, 10,000 Juden, an 4000 Franken; das Uebrige Türken. Die Stadt hat 30 Moscheen, jedoch nur 20 Minaret; fast eben so viele kleinere türkische Bethäuser und eine beträchtliche Zahl von türkischen Klö-

stern und Schulen; 9 Synagogen, 3 griechische Kirchen (S. Folicci, S. Georg und S. Johann) und zwey griechische Kapellen, wovon die zum h. Johann in den Gärten und die andere, zum h. Demetrius, im armenischen Viertel; 20 griechische Klöster, von denen zu Jerusalem, auf den Bergen Sinai und Athos, im Peloponnesus und auf Kreta abhängig; 1 armenische Kirche zum h. Stephan und 2 katholische, die aber nicht den Eingebornen, sondern den Fremden gehören, und zwar die eine den Oesterreichern, die andere den Franzosen. Die Engländer und Holländer haben Bethäuser in den Konsulargebäuden.

Jedes Volk hat Spitäler eingerichtet, wovon das griechische dermalen das geräumigste ist. Die griechischen und armenischen Schulen sind zahlreich, aber durchaus höchst arm und ohne jede Aufsicht und Regelung. Es gibt in der Stadt viele öffentliche Bäder, eine große Zahl von Khans und Kaffeehäusern, wovon die ersten als Waarenlager und die letzten zum Theil als Nachtquartiere dienen; ferner ein Dutzend gemäuerte und gedeckte Marktplätze und dreymal so viele offene. Seit 1828 besteht hart am Gestade neben dem Pallaste des Pascha eine für 6000 Mann eingerichtete Kaserne, vor welche eine Mauerflesche für 30 Kanonen gelegt wurde, um einen Theil der Rhede zu bestreichen. Die größte Länge der Stadt von Nord nach Süd beläuft sich auf 11,000 W. F., ihre größte Breite auf 5500. Die Gestalt ist ein Dreyeck, wovon die längste Seite die innere, die kürzeste die an den Berg gekehrte oder südliche ist, und das die eine Spitze nach Norden streckt.

Das Aeußere der Häuser ist arm, das Innere oft geschmackvoll und wohlhabend. Die Mitte der Gemächer nimmt gewöhnlich ein Saal ein, an dessen Wänden ein Diwan läuft; Wohn- und Schlafzimmer reihen sich daran, und haben meist vor sich einen Gang. Es fehlt an Marmor in den Vorsälen, auf Stiegen und Gängen, so wie an Teppichen und ägyptischen Rohrdecken in den Gemächern nicht. Der Fenster sind viele; die mittleren ragen nicht selten, wie die Mohgrabis an sarazenischen Gebäuden, vor. Zu oberst sind räumige Terrassen, und über diese erhebt sich meist ein Gestelle aus Bretern oder wohl auch ein geschlossenes Zimmerchen, welches man die schöne Aussicht zu nennen pflegt. In den Häusern der Wohlhabenden herrscht sorgfältig bewahrte Reinlichkeit, die um so angenehmer auf das Auge wirkt, als die Straßen verlängerte Schmutzwinkel genannt zu werden verdienen.

Die Frankenstraße ist etwas über tausend Schritte lang. Es wohnen die Franken aber auch in vielen andern Straßen der Stadt, so wie in der Frankenstraße selbst wieder armenische und griechische Familien wohnen. Sie ist enge, finster, krumm. Die Häuser nach der Seeseite zu sind die größten in Smyrna, und enthalten die Waarenlager der Franken. Heiterer und breiter als diese ist die Straße Koprieß, geziemender die Rosenstraße genannt, dermalen vorzugsweise der Wohnort der schönen Welt. Sie stößt senkrecht an die Frankenstraße und ist 450 Schritte lang. Jedes Haus derselben hat ein Gärtchen, denn sie ist neuer Zubau; noch vor ein paar Menschenaltern waren da Gärten der Stadt.

Aus der Straße Koprieß kömmt man rechts in das armenische Viertel, links in das Viertel der Gärtner, das meist von Griechen bewohnt wird. Vom nördlichen Ende der Frankenstraße aber, wo die Böttcher ihre Schoppen haben, an die Färbereyen, wo ein Theil des Calern, eines Flüßchens, von dem ich später sprechen werden, aussließt, und weiter an die Marina, die noch auf eine Strecke von 1400 Schritten

mit Häusern besetzt ist, und den gewöhnlichen Abendspazierort abgibt, der leider im Sommer wegen dem faulenden Riedgras und den hunderttausenden verwesenden Heuschrecken, welche die Wellen ans Ufer spülen, unangenehm wird. Auch ist für die Bequemlichkeit oder Schönheit des Dammes, der den Häusern vorliegt, nichts gethan.

Wie in den meisten anderen Seestädten herrscht auch in Smyrna das Streben, sich am Gestade anzubauen; da aber dort kein Boden ist, so macht man sich mit verhältnißmäßig vielen Kosten erst einen mit Pfosten und Sand, und setzt die Gebäude auf Bürsten. Viele aus den noch jetzt Lebenden erinnern sich der Zeit, wo die östliche oder innere Häuserreihe der Frankenstraße unmittelbar am Meere stand; jetzt ist sie fast dreyhundert Schritte davon entfernt. So baut Straße sich vor Straße; ich selbst sah die Häusergruppen entstehen, die jetzt vor dem holländischen und englischen Consulate, und nördlicher vor der Marine auf Meeresgrund erbaut wurden.

Die eigentliche Mitte der Stadt ist ein Gemenge von Buden und Hütten. Man sieht da wohl, wo die Leute verkaufen, erräth aber kaum, wo sie wohnen. Es sind viele Gärten in der Stadt, und fünf oder sechs mit Cypressen, Terebinthen und andern Bäumen bedeckte Plätze für türkische Grabstätten. Auch Familiengräber sind nicht selten an ein oder das andere türkische Haus in besonders ummauerter Stelle gelehnt, so daß von der Straße durch ein Gitter der manchmal aus Marmor, meist aus überkalkten Steinen gebildete Sarg mit farbigem Zierath und vergoldeter Schrift auf der am Haupte erhöhten Denksäule sichtbar ist. Dieser Gebrauch ist aus dem Alterthume bewahrt, und hat etwas Rührendes. Der Wunsch, eine im Leben geliebte Person auch noch im Tode auf eigenem Grunde, unter dem Schatten der Bäume des Gartens, überhaupt um sich zu haben, ist eben so natürlich, als die Abneigung, ihre Gebeine mit Tausenden zusammengeworfen zu wissen. Die größeren türkischen Grabstätten aber sind außerhalb der Stadt dießseits und jenseits der Karavanenbrücke und am Südwestende auf dem Rücken der Höhe, worüber der Weg nach Ephesus führt. Am Meere selbst, längs dem Wege nach Burla, findet man die jüdischen und christlichen; die fränkischen sind in der Stadt, an der Rosengasse.

Das Schloß S. Peter, nahe am Gestade und fast in der Mitte der Länge der Stadt gelegen, ist ein Viereck von 1200, Entwicklung, aus schlechten, kaum 25' hohen, von Thürmen flankirten Mauern, dermalen ohne jede Bewaffnung und mit türkischen Gebäuden vollgepfropft. Der Eingang sieht nach Süd. Dort, über dem verschütteten alten Hafen, steht die Hauptmoschee, Hissar-runü genannt, und längs ihr und dem Schlosse sind die großen Besestane oder gemauerten und gedeckten Marktplätze. Nahe daran ist auch das Zollamt.

Ich will nichts anderes über Moscheen, Kirchen und Synagogen sagen, als daß sie kaum gesehen zu werden verdienen. Die Moscheen halten die Vergleichung selbst mit den mittelgroßen in Konstantinopel, Brussa, Haleb oder Kairo kaum aus. Die griechischen Kirchen sind schlechten Baues und mit geschmacklosen Bildern überladen. In der armenischen Kirche pries man mir ganz vorzüglich ein jüngstes Gericht; es ist als wenn eine Hottentotenhorde es erfunden und gemalt hätte. Die katholischen Kirchen sind hier geräumiger als in der Hauptstadt, mit Sorgfalt gehalten, anständig; beyde liegen in der Frankengasse. Ein lateinischer, ein griechischer und ein armenischer Erzbischof stehen der christlichen Heerde vor.

An Fabriken verdienen nur ein paar Wollspinnereyen im armenischen Viertel, ein paar Gärbereyen und die Färbanstalten an der Marine Erwähnung.

Die Stadt ist reich an Brunnen; die besseren Wasser kommen jedoch vom Pagus und Korar. Der Großwesir Köperlü fing an den Hügeln zwischen Budscha und Sedikö, eine starke Stunde vor der Stadt, die Quelle Kosagatsch auf, und führte sie über die byzantinischen Wasserleitungen im Thale südlich dem Schloßberge, längs und durch diesen Berg nach der oberen Stadt. Dieses Wasser vertheilt sich dort in unzählige Leitungen und Röhren zu Jedermanns Bedarf. Ein Theil desselben läuft über Karakapu. — Vom Pagus, über dasselbe Thal nach der Stadt geführt, ist auch das Wasser Osman Aga: man schätzt es weniger als das früher genannte.

Vom Korar kömmt das Flüßchen der Karavanenbrücke, der Kaleon der Alten; es fließt durch das romantische Thal der Leitungen, welches die Franken das S. Annathal heißen, treibt mehrere Mühlen, bewässert die Gärten, und fiel vor kurzem noch in die innere Bay; der Türke Benderli aber zog es nach der Stadt, wo es in so viele Theile zerfällt, daß man es aus den Augen verliert.

Ein zweytes Flüßchen ist dasjenige des Dianenbades, auf eine Viertelstunde jenseits der Karavanenbrücke am Fuße der Hügel vortretend. Es ist gleichfalls nach Gärten und Stadt gezogen, und dort vertheilt.

Ein drittes endlich, nach einem Kaffeehause Tschamdibi benennt, kommt von demselben Hügelzuge. Es entspringt bey dem Dorfe Burnabaschi, zwey Stunden vor der Stadt, nimmt verschiedene Bächelchen in der Ebene vor Smyrna auf, und eilt durch die Gärten theils nach der innern Bay, theils nach den Färbereyen an der Marine, wo es in das Meer sich ergießt. Das Wasser desselben ist schmutzig und zum Trinken schlecht.

II. Klima. Winde. Rhede. Krankheiten. Nahrung. Erdbeben.

Jonien lag, nach der Meinung der Alten, vor allen Ländern unter dem schönsten Himmel, und hatte der Jahreszeiten anmuthigsten Wechsel. Dieß gilt vorzüglich für das Gebiet von Smyrna, das, von Bergen in weitem Bogen fast umfangen, gegen die Gewalt der Nord- und Mittagwinde geschützt ist, ohne derselben gänzlich zu entbehren. Ueberhaupt herrscht in der Art der Winde eine bequeme Regelmäßigkeit. Der trefflichste aller Winde und auch der am häufigsten wehende ist der Imbatto oder West. Er beginnt selten vor acht Uhr früh, wächst bis nach Mittag, nimmt gegen Sonnenuntergang wieder ab, und endet mit Einbruch der Nacht. Es sind wenige Tage im Jahre, an welchen er nicht wehe, doch wird er, selbst wenn er schon begonnen, manchmal von Nord- oder Südwinden überwunden. In Hinsicht seiner Kraft ist er um die Zeit der Sommersonnenwende am stärksten, im Winter aber am schwächsten; während er in dieser Jahreszeit, in den Stunden von eins bis vier nach Mittag, die Wasserfläche nur kräuselt, macht er in jener, in denselben Stunden, hohle See, die gewaltig an den Dämmen von Smyrna brandet. Seine Wirkung auf das Gebiet dieser Stadt ist die heilsamste, und wenn deren Bewohner in den Jahrhunderten vor Annahme der christlichen Religion denselben nicht vergötterten, ihm, als einen Sohn der Hygeia oder des Aeskulap, nicht Altäre und Tempel errichteten, so beweiset dieß nur, daß sie damals nicht dankbarer waren, als heut zu Tage.

Ohne diesen täglichen Helfer würde der Busen und das Gebiet von Smyrna ein Glutofen und unbewohnbarer Platz seyn.

Mit dem Uebergange einer Windstille von nicht länger als einer kleinen Stunde löset nach Einbruch der Nacht den Imbatto der Ostnordost- oder Landwind ab, der nach der Gegend, aus der er weht, der Wind von Fasolá genannt wird. Er ist sanft, und erreicht in seiner größten Stärke, die gleichfalls in die Sommermonate fällt, nicht viel über ein Drittheil der Kraft des stärksten Imbatto. Er nimmt langsam bis in die Hälfte der zweyten Nachtwache zu, und erhält sich dann in Kraft bis nach Sonnenaufgang, wo er häufig ganz plötzlich fällt, und nach kurzer Stille dem Imbatto Raum gibt. Auch dieser Wind ist kühl und sehr angenehm. Keiner von beyden wächst jemals zum Ungestüm, oder bringt Gewitter, Kälte oder Hitze mit sich. Der Fasolá heißt auch der Abfahrtwind; er bringt die Kauffahrer, die denselben am Rhedeschlosse erwarten, bequem bis über die Untiefen hinaus, wo sie dann gegen den Imbatto ohne Gefahr kreuzen können.

Die Nordwinde pflegen sich im August, manchmal sogar in der zweyten Hälfte des July einzustellen, und bringen dann Schwüle mit sich, entfärben den Himmel, verbreiten Unwohlseyn und Ermattung unter den Bewohnern. Sie kommen, und dauern sowohl bey Tag als bey Nacht, und haben eine unangenehme und gefährliche Bewegung, sie wehen nämlich in Stößen. Im Herbste sind sie selten, kommen aber im Winter wieder, und bringen dann empfindliche Kälte. Nur in dieser Jahreszeit gestalten sie sich, im Busen von Smyrna, zu Stürmen; gewöhnlich übertreffen sie an Gewalt den Imbatto; aus mehrjährigen Beobachtungen, sowohl mit dem Pendel, als mit einem eigens hiezu vorgerichteten Kraftmesser gemacht, habe ich gefunden, daß der ONO., der Imbatto, der Nord und Süd in ihrer größten Stärke unter sich wie 3 : 7 : 12 : 17 verhalten. Der Nord spielt übrigens gewöhnlich zwischen NO. und N.

Die Südwinde sind die unangenehmsten und gefährlichsten für Smyrna. Zu welcher Jahreszeit sie kommen mögen, im Herbste, Winter oder Frühling, so bringen sie Wolken, Regen, Gewitter, und arten häufig in Stürme aus. Am heftigsten sind sie im November und März, und gefährden dann nicht selten die Rhede, so vortrefflich im Vergleiche mit anderen diese auch ist. Ich habe mehrmals Kauffahrer da genöthigt gesehen, den dritten Anker zu werfen. Himmel und See nehmen bey Südwinden alsogleich eine schmutzige Farbe an. Die Hitze wird durch sie bis ins Unerträgliche gesteigert; der Körper fühlt sich matt und gebrochen, der Geist träge und ohne Schnellkraft. Auch sind sie anhaltender als die Nordwinde, die gewöhnlich nach dem dritten Tage abnehmen. Die Aequinoktialstürme, welche die Fahrt im griechischen Inselmeere so gefährlich machen, haben meist in Südwinden ihren Ursprung.

Im Vergleiche mit andern levantischen Meerbusen ist der von Smyrna der schönste und sicherste. Der von Saros z. B. hat für größere Schiffe fast gar keine gute Ankerstelle; auch sind Strömungen und Winde dort sowohl, als in den Dardanellen, um vieles heftiger. Der Busen von Adramytti hat alle diese Nachtheile, obwohl im minderen Grade, und im May und Sommer nicht selten langdauernde Windstillen. Der von Scalanuova oder Ephesus ist gegen die See ohne Schutz. Die Busen von Stanchiò, Makri und Satalia haben höchst gewaltige Winde, die heftigsten von allen aber derjenige von Alexandrette. In diesen ist überdieß, ob der Nähe hoher Gebirge, der

Wechsel von Hitze und Kälte plötzlich, Regen und Nebel sind häufiger, und keiner ist gegen die See geschützt. Nebel, wie man deren im Bosphor und in der See von Marmara im Winter häufig sieht, habe ich zu Smyrna niemals gesehen; eben so wenig jenen überreichlichen Thau, welcher in den syrischen, ägyptischen und griechischen Küsten in wenigen Nachtstunden, besonders im Frühjahre, die Schiffe wie mit Regen durchnäßt.

Die ersten Regen fallen zu Smyrna nicht selten schon im September, dauern dann aber nur ein paar Tage. Gegen Ende Oktober kehren sie wieder, und halten gegen dreyßig Tage an. Während dem Reste des Winters sind sie unterbrochen, und nehmen erst im März wieder einigen Bestand. Vom April bis August zählt man kaum zwey oder drey Regentage; in den meisten Jahren regnet es in diesen fünf Monaten gar nicht.

Die Kälte fällt selten bis unter den Gefrierpunkt, die Hitze steigt fast eben so selten über 28° R. Der Winter vom J. 1827 bis 1828 war in den letzten zehn Jahren der strengste, dennoch fiel das Thermometer nur während zwey Tage bis unter den Eispunkt, und wechselte in den übrigen zwischen 3° und 13° R. über demselben. Es schneyte einige Mal, aber der Schnee blieb in der Stadt nicht von einem Tage zum anderen; die Gipfel des Pagus und Sipylus sind dagegen vom Dezember bis April mit Schnee bedeckt. Der März ist verhältnißmäßig unangenehmer als die übrigen Wintermonate, weil er eine feuchte Kälte mit sich bringt, an die man sich nicht mehr gewöhnen will. Was die Hitze betrifft, so beginnt sie im May, und erreicht im July ihre höchste Höhe. Im J. 1828 stieg sie in der zweyten Hälfte dieses Monats über 30° R., jedoch nur während vier bis fünf Tagen, und hielt sich dann bis Ende des Monats auf 29°. Im Sommer 1829 erreichte sie auch in den heißesten Tagen nicht 28° Was die Hitze in der Levante so empfindlich macht, ist ihre Dauer und der geringe Wechsel. Oft ist von Mitternacht bis Mittag kaum 3° Unterschied, während in Alexandria z. B. von Mittag bis Abends 8 bis 9° Unterschied ist. Den größten Wechsel in dieser Beziehung haben die Küsten der Morea. Ich erfuhr es selbst, daß, im Oktober 1823, zu Nauplia an einem Tage das Thermometer um 16° fiel. Ein Regen von zwey Stunden hatte diesen Wechsel veranlaßt. Von acht und zwanzig am Vorabend angelangten Philhellenen lagen Tags darauf zwey und zwanzig im Fieber.

Die meisten Krankheiten in Smyrna sind gastrischer Natur, und raffen nicht selten in wenigen Tagen die stärksten Leute weg. Im J. 1826 hatte sich ein Fieber ganz eigener Art gezeigt, das man uneigentlich das gelbe nannte, weil die davon Befallenen eine rothgelbe Farbe annahmen. Dieses Uebel machte, besonders unter den Griechen, große Verheerung, so daß in diesem Jahre über zweytausend Personen daran starben. Es tödtete im dritten oder fünften Tage. Im J. 1827 wiederholte es sich, war aber schwächer, und starb gleichsam im J. 1829 nach kurzer Erscheinung. Die Aerzte wurden über die Art, wie es zu behandeln, nicht einig. Seit 1814, wo sie in fünf Monaten fünf und dreyßigtausend Personen wegnahm, war die Pest nicht wieder heimisch zu Smyrna, zwar fanden 1828 einige Fälle bey Fremden Statt, das Uebel theilte sich aber nicht mit. Diese schreckliche Geißel des Himmels scheint überhaupt im ganzen Oriente an Kraft verloren zu haben. Die Krankheiten haben ihre Bahnen, wie alles Uebrige in der Welt, ihre Kindheit, ihre Jahre der Kraft, ihr Alter und, ich hoffe, ihren Tod. Die Pest

aus Konstantinopel wird für weit milder hier gehalten, als diejenige, so aus Aegypten oder Syrien kömmt.

Von welchem Gräuel soll ich die Züge leihen, wenn ich von dieser Krankheit spreche, der ich mehr als einmal auf meinen Wegen begegnet bin, ja deren Anhauch, wenn ich so sagen darf, ich auf den erbleichten Wangen fühlte? Woher die Farben nehmen, um den Zügen des Bildes ein der Wahrheit sich näherndes Leben zu geben? Der Angstschrey der Pest schallt durch die Straßen, und siehe, wie der Sturmwind Blätter peitscht, stürzt alles Volk nach Hause, den Muselmann ausgenommen, der die strafende Hand des Himmels wie die lohnende mit Ergebung und Ruhe aufnimmt. Die Thore, die Fenster schließen sich; der Markt, der Gottesdienst sind zu Ende. Der Tod wird seine Ernte halten, das spricht sich aus, und Jedermann weiß es und bebt, unter den Bezeichneten zu seyn. Das ärmste Volk allein, dem nicht gegeben ist, zugleich den Tod zu fliehen und das Leben zu lieben, besorgt allein noch die Geschäfte des täglichen Bedarfes. Ekle Juden, von blaßgelben Weibern ihrer Zunft gefolgt, wandern von Haus zu Haus. Es ist, als wenn sie einen Vertrag mit der Pest geschlossen hätten bey dem ersten Besuche, den sie ihnen that, denn sie tragen ihren gräßlichen Stämpel. Sie untersuchen die Kranken, und sprechen das Wort der Entscheidung aus, das hier mit Tod oder Leben gleichbedeutend ist. Kaum ist das eine gesprochen, so beginnen die Augen des Unglücklichen im falben Lichte zu funkeln, Blässe und Röthe entstellt die Züge, die sich zu verzehren nicht versäumen; der Puls schlägt ungestüm und verräth den Brand, der sie schon ergriffen; der Geist geht irre und versinkt in gräßlichen Wahnsinn; Beulen treten hervor, das Opfer ist unter dem Messer. Hat es geendet, so kommen die scheußlichen Gestalten, und laden das entkleidete, von Allen geflohene, von Niemanden beklagte Aas auf die Tragthiere, und durch alle Straßen der Stadt und zu allen Stunden des Tages und der Nacht unterbricht nur dieser Zug, dem die Einbildungskraft nichts Traurigeres an die Seite setzen kann, die bange Todesstille.

Ich habe die Pest in Konstantinopel gesehen, wo man sie am gleichgültigsten behandelt; in Kairo, wo ihr Sitz scheint; in Griechenland endlich, wo ich nahe genug mit ihr zusammen war. Im Frühjahre 1828, eine Zahl freygemachter Sclaven zu Modon nach Aegina einschiffend, hatte ich dem griechischen Kapitän des Schiffes strenge jeden Verkehr mit dem ägyptischen Lager untersagt. Die Sucht nach Gewinn machte ihn dieses Verbot übertreten; er handelte einen Shawl ein, den er aus Furcht, daß er ihm entwendet werde, während der Ueberfahrt verbarg. Sein Schiff war mit mehr als hundert der Befreyten beladen; ich selbst nahm einige sechzig an Bord des österreichischen Kriegsschiffes, mit welchem ich ihn begleitete. Kaum in Hydra angekommen, legte er seinem Weibe die für sie mitgebrachte Gabe aus; in wenigen Tagen waren Weib, Kind und Verwandte ein Opfer der Pest. Einige aus den Befreyten trugen das Uebel in die Heimat; an Bord des Schiffes, worauf ich mich befand, starben indessen drey Mann mit allen Außenzeichen dieser furchtbaren Krankheit. Die Regierung ergriff Maßregeln. Ich selbst befand mich auf Aegina, und erinnere mich noch, nicht ohne Schauder, des Abends, als die erste Nachricht von den Vorfällen auf Hydra und das Gutachten der Aerzte nach Aegina kamen. Ich befand mich eben bey Maurokordato, da überfiel mich Uebelbefinden, heftiges Kopfweh, Erbrechen. Ich zweifelte nicht — ging nach Hause — und legte mich zu Bette, in der Erwartung, nicht wieder aufzustehen. Dennoch täuschten diese Zeichen da-

mals, und dieß gab mir den Muth, den ich, nach meiner Wiedereinschiffung, zur Aufrechthaltung desjenigen der Mannschaft nöthig hatte.

Das Entstehen der Pest so wie ihre eigentliche Natur sind bis jetzt noch ein Räthsel. Merkwürdig, daß aufgeklärte Aerzte selbst an ihrer Ansteckung zweifelten. In Kairo lernte ich einen französischen Arzt, Herrn Dussap, kennen, der seit dreyßig Jahren und länger dort ansäßig, und ein Mann von gediegenem Charakter ist. Dieser behandelt die Pest wie jedes andere bösartige Fieber, berührt, reinigt, verbindet die Beulen, ohne daß er davon ergriffen würde. Er erzählte mir eine Menge Fälle, wo Gatten sich nicht sonderten, obwohl der eine Theil die Pest hatte, — wo Mütter bey ihren pestkranken Kindern schliefen u. s. w., ohne sie zu erben. Ich habe selbst in Smyrna eine Frau gekannt, welche das Bett ihrer pestkranken Tochter nicht verließ; beyde leben noch. Diese einzelnen Fälle neben den hunderttausenden der Ansteckung beweisen freylich nur, daß eine gewisse Verwandtschaft im Körper vorhanden seyn müsse, um für die Ansteckung empfänglich zu seyn. Uebrigens ist der Gang dieser Krankheit so launenhaft, als ihre Natur, und ich habe bis jetzt noch nicht zwey Menschen gefunden, die mir dieselbe Schilderung von ihr gemacht hätten.

Eine andere, in ihrer Wesenheit nicht weniger furchtbare und scheußlichere Krankheit des Morgenlandes, der Aussatz, ist wohl in einigen, jedoch in sehr wenigen Beyspielen zu Smyrna noch lebend. Ueberhaupt ist diese Krankheit unter diejenigen zu zählen, die in den letzten Zügen ihres Bestehens sich befinden. Ihr Abnehmen ist seit Jahrhunderten im Morgenlande bemerkt, und gleichsam schrittweise aufgezeichnet. Diese Beobachtung führt bis zu den Kreuzzügen hinauf. Ich glaube wirklich, daß zwischen den Blattern und dem Aussatze eine nahe Verwandtschaft besteht, und daß die Verbreitung der ersteren über ganz Europa die Wirksamkeit des Giftes der zweyten minderte.

Aber lassen wir diese traurigen Mahner an unseren Lehmursprung. Wie soll man unter jonischem Himmel lange von Krankheiten sprechen können, sie, die nicht selten Unmäßigkeit und Leidenschaft, nicht aber Luft, Erde und Wasser uns aufdrängen.

Die Nahrung in dieser Stadt ist einfach und gut. Alle Lebensmittel sind reichlich und gesunder Art. Gemüse liefern die Gärten, Früchte die Umgebungen, Vurla, Scio und Kassabar, dessen Melonen die vorzüglichsten Vorderasiens sind; Fleisch und Getreide kommen aus allen Theilen Natoliens, hauptsächlich aus der Ebene des Mäander; aber das letztere nicht genug, um die Zufuhr aus Aegypten und dem südlichen Rußland entbehrlich zu machen. Wein und Oel gibt die Ebene vor Smyrna. Die See wimmelt von Fischen; darunter sind die vorzüglichsten die Rothfische, Häuptlinge, Plattfische, Polomiden, die in Schaaren den Busen besuchen, die Aale, Branzine und Rhomben; es gibt auch viele Delphine und Hayfische da, und von Zeit zu Zeit findet man auch Seekälber. An Muscheln ist Ueberfluß; Herr Fauval gab sich die Mühe, dieselben zu sammeln, und fand im Busen von Smyrna bis jetzt über hundert verschiedene Arten, die aber an Schönheit weder mit denen der syrischen Küste, noch weniger mit denen des rothen Meeres verglichen werden können. Die Purpurschnecke ist nicht selten in diesem Busen.

Im Frühjahre, besonders vor oder bey Südwinden, leuchtet die See stark, so daß jeder Ruderschlag in eine Masse glühenden Erzes zu greifen scheint. Dieß mag von der Menge vegetabilischer und thierischer Theile herrühren. Im Sommer ist die See nicht selten mit Heuschrecken

bedeckt, die bey ihrem Vorüberzuge der Wind in die Wellen schleudert; sie verfaulen am Gestade, und verbreiten einen schädlichen und erstickenden Gestank. Man pflegt zu dieser Zeit keine Fische zu essen

Die Gebirge um Smyrna weisen auf vulkanische Umwälzungen. Sie bestehen aus Kalk, halbgeformtem Granit, Sandstein und Lava; der Grund der See ist bläulichweiße Kreide. Der Korax zeigt Reste von Kratern. Daß die unterirdische Esse noch fortbestehe, daran erinnern die Erdbeben, die hier häufig, jedoch seit mehreren Jahrhunderten sanft sind. Sie wiederholen sich, besonders im Frühjahre und Herbst, oft fünf oder sechs Tage nach einander; die Bewegungen sind schwingend und kurzdauernd.

III. Geschichte.

Es ist mit der Geschichte wie mit dem Tage; auf der einen Seite Morgen, auf der anderen Abend; Licht aus Nacht kommend; Licht in Nacht verlöschend. Die Geschichte von Smyrna geht bis in die dunkle Vorzeit zurück, wo die Fabel, die ältere Schwester, ihr die Hand reicht, wo alle Züge des Bildes sich dem Auge nur verworren darstellen, und alle Farben in die eine sich verschmelzen, die wie der Abendsonne Glanz auf Tempeltrümmern ruht. So geht es mit jeder Geschichte, so wird es mit derjenigen unserer Tage gehen. Die Buchdruckerey ist eine Kunst, das geschichtliche Leben zu verlängern; keine Kunst aber reicht hin, um es endlos zu machen.

Genannt wird Smyrna zuerst zur Zeit des Atys, Manes Sohn, eines der Könige von Lydien, die vor den Herakliden herrschten, welche selbst wieder 505 Jahre vor Gyges dies Reich an sich gebracht hatten; Gyges Thronbesteigung aber fällt ins Jahr 726 vor unserer Zeitrechnung. Herodot erzählt, daß damals (nach Larcher Chronol. Herod. VIII. 6 im J. 1370 vor Christi) eine Hungersnoth die Hälfte der Mäonier zur Auswanderung zwang, und »sie gingen hinunter nach Smyrna, und bauten Fahrzeuge,« und segelten unter der Führung von Atys Sohne Tyrrhenus zu den Ombriken, wo sie sich niederließen, das neue Vaterland Tyrrhenia benennend. Die andere Hälfte unter Tyrrhenus Bruder Lydos blieb in der Heimat, und hieß forlan Lydier (I. 7).

Fast in dieselbe Zeit, 1368 Jahre vor Christi, fällt die Auswanderung des Pelops aus dem Geschlechte des Tantalus, Königs von Lydien, nach Thessalien und dem Peloponnesus, wahrscheinlich durch die Ausbreitung der Macht der trojischen Herrscher veranlaßt (Herodian. I. Pausan. II. 22). Es geschah zu Smyrna, daß sich Pelops zur Abfahrt einschiffte, wie Tacitus (Annal. IV. 56) und Aristides (Lament. super Smyrn. p. 65, edit. florent. 1517) erzählen.

Nannte der Vater der Geschichte die Stelle der Abfahrt jener pelasgischen Auswanderer aber deßwegen nach dem Namen Smyrna, um sie seinen Zeitgenossen, denen diese Stadt eine bekannte war, klar zu bezeichnen; so ist die älteste Angabe derselben diejenige, als sie äolische Niederlassung war. Die erste Einwanderung der Aeolier fällt ins vierzehnte Jahrhundert vor Christo, war aber hauptsächlich nach Lycien gerichtet; — die äolischen Ansiedlungen an der Küste und bis an und über dem Hämus entstanden bald nach der Rückkehr der Herakliden im zwölften, jener der Jonier im eilften. Herodot sagt, daß Flüchtige aus Kolophon, die eine der frühesten Niederlassungen der letzteren war, nach Smyrna kamen, und, das Gastrecht verletzend, den Augen-

blick eines Festes benützten, um die Thore zu schließen, und so die Stadt den Aeoliern, ihren Bewohnern, abzutrotzen (I. 149). Eben deßhalb sagt er auch an einem anderen Orte: »Smyrna, die von Kolophon bevölkert ist« (I. 14).

Diese Angabe stimmt mit jener des Strabo, in sofern dieser mehrere Bürger aus Kolophon die aus Smyrna vertriebenen Jonier nach der Heimat zurückführen, und sie in den Besitz derselben setzen läßt. Der Geograph stützt sich auf den Dichter Mimnermos, eines Zeitgenossen des Solon, der den von ihm selbst mitgemachten Zug in einem Klageliede beschreibt, das nach seiner Geliebten, der Flötenspielerin Nanno, benannt war, und wovon Athenäus (XI. 470) eine Stelle anführt (XIV. 633). Aus demselben geht hervor, daß Smyrna eine damals schon seit lange und seit ihrem Ursprunge von den Aeolern und Joniern angesprochene Stadt war, was nach meiner Ansicht zur Voraussetzung der Gründung durch die ersteren berechtigt. Strabo versichert übrigens, daß sie durch die letzteren gegründet wurde. »Die Smyrner, so aus Ephesus »wanderten, kamen an die Stelle, wo dermalen die Stadt Smyrna »steht, und die damals durch Leleger bevölkert war. Nachdem sie diese »vertrieben hatten, bauten sie die alte Smyrna etwa zwanzig Stadien »von der heutigen. In der Folge, verjagt von den Aeoliern, flüchteten »sie nach Kolophon« . . . . (XIV. 633). Und: »Die Smyrner wohnten »vormals in einer und derselben Stadt mit den Ephesiern; zu jener Zeit »trug Ephesus selbst den Namen Smyrna, Zeuge hievon Callinus, der »in seiner Hymne an Jupiter die Ephesier Smyrner nennt . . . . »Smyrna war eine Amazone, die Ephesus eroberte, und ihren Namen »der Stadt und den Einwohnern ließ, wie nach Sisyrbe (einer anderen »Amazone) einige Ephesier Sisyrber hießen. Nahe bey Ephesus ist auch »ein Ort, den man insbesondere durch den Namen Smyrna bezeichnete« . . . (a. a. O.)

Pausanias sagt, daß Smyrna unter den zwölf äolischen Städten war, und daß Jonier aus Kolophon sie den Aeoliern wegnahmen (VII. 5). Antipatros, in einem Epigramm auf Polyrenos, nenn sie die »äolische Smyrna« (griech. Blumenlese X. 12). Der Verfasser von Homers Leben endlich gibt ausdrücklich Kumä als Mutterstadt Smyrna's an, und setzt ihre Gründung acht und zwanzig Jahre nach derjenigen der genannten äolischen Stadt, also beyläufig 1102 Jahre vor Christo (ad calc. Herod. p. 637. 654).

Ob nun die erste Anlage Smyrna's durch Aeolier, ob durch Jonier geschah, nur als jonische Stadt, und zwar als die dreyzehnte, d. i. die jüngste im Bunde, erscheint sie in der alten Geschichte. In welcher Zeit ihre Aufnahme in den Bund Statt gefunden habe, darüber gibt Pausanias einiges Licht, indem er erzählt, daß in der drey und zwanzigsten Olympiade, d. i. 712 Jahre vor unserer Zeitrechnung, Onymastus von Smyrna den Preis im Cestus davongetragen haben, und daß damals die Stadt noch nicht lange im jonischen Bunde aufgenommen war (V. 8). Vierzehn Jahre früher hatte Gyges die lydische Krone an sich gerissen. Er war es, welcher zuerst von den Nichtgriechen Weihgeschenke nach Delphi sandte, und griff zuerst die Griechen an. Er that einen Zug auch gegen Smyrna, der ohne Erfolg geblieben ist (Herod. I. 14). Der Widerstand der Smyrner wurde von Mimnermus besungen (Paus. IX. 29), und ging von Munde zu Munde, so zwar, daß Aristomenes an dem verhängnißvollen Tage des Falles von Ira, zwanzig Jahre nach dem Angriffe des Gyges auf Smyrna, die Messenier mit dem Beyspiele der Tapferkeit

dieser Stadt zur Abwehre begeisterte (Paus. IV. 21). Wie aber Niemand seinem Schicksale entrinnt, so auch Smyrna. Gyges dritter Nachfolger Alyattes setzte sich in den Besitz derselben (Herod. I. 16). Daß sie damals und nicht erst unter Krösus zerstört worden, geht aus der Vergleichung der Zeitangaben hervor; daß sie es durch die Lyder wurde, darüber sind alle Geschichtschreiber einig. Damit paßt auch der Umstand, daß sie während der Kriege der Jonier gegen die Perser nicht genannt wird, und nicht ein einziges Fahrzeug aus Smyrna in der Liste derer erscheint, die an der Schlacht bey Lada Theil nahmen (Herod. VI. 8). Ja nicht einmal zur Zeit des peloponnesischen Krieges, der wie Erdbeben ganz Vorderasien rüttelte, und während welchem jede der übrigen zwölf jonischen Städte durch mehr oder weniger Unglück ihren Namen über dem Meere der Zeit schwimmend erhielt, wird Smyrna gefunden. Sie lag wie Samen damals unter der Hülle des Bodens, und während an ihren Thoren Chios und Phokäa, so wie in ihrer Vorhalle, Klazomenä, die Kriegsfackel loderte, und die Schnäbel der Schiffe feindlich an einander stießen, bot die innerste Bucht, deren Wellen an ihre gestürzten Mauern schlugen, nicht so viel dar, um den Triumphwagen eines Führers mit einem Namen mehr zu behängen Der antalkidische Friede warf, ihre Stelle wenigstens, mit der ganzen Masse des Festlandes unter die Herrschaft der Perser, unter welcher sie nicht einmal als Länder von Sardis bekannt, bis zur Zeit des Sturzes dieses Reiches blieb. Die ungeheure Erschütterung, die Asien dadurch erfuhr, lockerte den Boden, so daß wir eben damals die zweyte Smyrna entsprossen sehen, dieselbe, die noch heut zu Tage, nach bald zwey und zwanzig Jahrhunderten Lebens, blühet.

Curtius (II. 7) und Pausanias (VII. 5) erzählen auf gleiche Weise die Gründung dieser Stadt durch den mazedonischen Eroberer. Ermüdet von der Jagd auf dem Berge Pagus, legte sich Alexander am Tempel der Vergeltenden unter einen Wachholderbaum, der einen Brunnen beschattete, und entschlief. Da brachte der Traum diese Göttinnen vor seine Seele, und es war ihm, als beföhlen ihm dieselben, auf der Stelle, wo er ruhte, eine Stadt zu bauen, in dieser aber die seit fast vierhundert Jahren in Dörfern und zerstreut wohnenden Smyrner zu versammeln. Der weissagende Apoll im kolophonischen Haine Klarus, um seine Zustimmung befragt, gab den Spruch:

»Drey- und viermal beglückt, wer, dich zu bewohnen, o Pagus,
Jenseits dem heiligen Fluß, Melos, die Stätte sich wählt!«

Die Stadt wurde demnach gebaut (Jahr 334 v. Chr.). Die Ehre der Vollendung dieser Anlage theilten mit Alexander der von ihm zum Statthalter von Lydien und Phrygien ernannte Antigonus und dann Lysimachus. Die Göttinnen Nemesis waren gewissermaßen die Gründer und Schützer der Stadt, und erhielten als solche große Verehrung. Sie sind Töchter der Nacht, wie jene anderen Schwestern, denen unter dem Namen der Ehrwürdigen auf dem Areopag in Athen ein Tempel stand. Auch scheinen mir beyde eine und dieselben, so wie eben diese Ehrwürdigen, wenn sie als strafende Göttinnen als die verwirklichte Angst und Marter des bösen Gewissens, wie Cicero (Rosc. Am. 24) treffend sagt, auftreten, Eumeniden hießen, und ihnen dann die Schlangen auf dem Haupte und der schreckbare Ausdruck, mit welchem sie Aeschylos zeichnet, recht wohl zukommen, obwohl ihre Bildnisse in jener anderen Bedeutung durchaus nichts Fürchterliches hatten (Paus. I. 28). — Die heiligsten Schutzbilder der Vergeltenden waren eben die zu

Smyrna, sie wurden beflügelt dargestellt (Paus. I. 33). Auf einigen Stateren aus Smyrna erscheint ein Apollokopf, mit kurzen Haaren und einer Stirnbinde; ich vermuthe, daß dieß den klarischen Apoll vorstellt.

Die neue Stadt blühte rasch empor. Sie hatte Kampfspiele (Paus. VI. 14), Theater, Stadium, Tempel in Menge, und deckte den Abhang der mit einem festen Schlosse gekrönten Höhe bis an die See. Strabo gibt von ihr dreyhundert Jahre nach ihrer Gründung folgende Beschreibung: »Sie ist heut zu Tage die schönste Stadt (Joniens). Ein Theil »derselben ist an einem Berge hinaufgebaut; der andere liegt in der »Ebene, und erstreckt sich bis an den Hafen, an den Tempel der Mutter »der Götter und das Gymnasium. Ihre gepflasterten und nach Mög»lichkeit rechtwinklich geführten Straßen sind sehenswürdig. Sie hat »weite, ins Viereck gebaute Säulenhallen; sie besitzt eine Bibliothek, »und man sieht dort auch das Homerium, einen viereckigen Säulengang, »in welchem der Tempel und die Statue Homers stehen, denn Smyrna »spricht mit größerem Rechte als irgend eine andere Stadt die Ehre an, »diesen Dichter geboren zu haben; sie hat sogar eine Kupfermünze, welche »Homerion heißt. Der Meles fließt hart an ihren Mauern. Unter an»deren Vortheilen hat sie auch einen Hafen, den man schließen kann«...... (XIV. 646).

So war Smyrna unter den Römern, welche sie mit Sorgfalt behandelt zu haben scheinen. Dafür zählte diese Stadt auch unter ihren anhänglichsten, und rühmte sich, aus allen Städten Asiens die erste, der Roma als Göttin einen Tempel gebaut zu haben, und zwar zur Zeit, da noch Karthago bestand, und in Asien mächtige Könige herrschten, welche die Kraft der Römer noch nicht gefühlt hatten. Sie gab sich während des Krieges gegen Antiochus unter römischen Schutz, und auf ihrem Grunde wurde Aristonikus begraben, der nach dem Tode des Attalus Philometor das Königreich Pergamos an sich zu reißen bestrebt war, erst glücklich gegen den Prokonsul Publ. Crassus kämpfte, dann aber dem Marcus Perpenna erlag, worauf der Konsul Manius Aquillius die Provinz einrichtete. Im Bürgerkriege zwischen Cäsar und Pompejus erklärte sich Smyrna für die Parten des Rechtes, welche aber nicht die des Glückes war. Sie nahm nach dem Idus des März den Konsul Trebonius auf, einen der thätigsten Mitspieler am Drama dieses Tages, und büßte, wie billig, für den Fehler, den Willen des Schicksales nicht errathen zu haben. Dolabella belagerte, überraschte und tödtete den Konsul in Smyrna, wobey mehrere Viertel der Stadt zu Grunde gingen (Strabo XIV. 646). Der Sieger gab sie sodann wieder auf, und Cassius und Brutus erwogen dort die vergeblichen Mittel, um dem römischen Staate die Verfassung zu bewahren, in die er nicht mehr paßte.

Augustus, der zwischen den Lastern seiner Zeit und den Tugenden der früheren die nothwendig gewordene Verträgniß stiftete, und dem nach langen Kämpfen das durch Leidenschaften abgemüdete Reich als dem Klügsten endlich in den Händen blieb, zog einen Schleyer über das Vergangene, und Smyrna nennt ihn auf einigen ihrer Münzen ihren Gründer, was aus der Sprache des Lobes in die der Wahrheit übersetzt, ihren Wiederhersteller heißen will. Tiberius bewahrte dieselben gnädigen Gesinnungen für sie, erklärte sie zur Neokoris, und richtete ihr ein Recht der Freystätte ein; dafür wurde auch Smyrna die von den berühmtesten Städten Asiens angesprochene Ehre, diesem Imperator einen Tempel zu weihen, zuerkannt. Unter Hadrianus wurde sie abermals mit dem Titel

Neokoris geziert, wie die Oxfordische Sammlung darthut. Erdbeben warf sie um jene Zeit in Trümmer; Antoninus der Philosoph, der zu ihrer Wiedererbauung einen eigenen Senator und Exprätor bestellte (Dio Cassius LXXI. 32), und Markus Aurelius richteten sie nach diesem Unglücksfalle auf.

Unter Caracalla zum dritten Male Neokoris, nahm sie auch den Titel der ersten Stadt in Asien an, den sie unter Julia Mäsa, unter Alexander Severus, unter Julia Mammäa, Gordianus Pius, Otacilla, Gallienus und Salonina bewahrte, wie auf ihren Münzen sich weiset. Nach der Theilung des römischen Reiches blieb sie den Byzantinern, und erscheint nur mehr in kirchlichen Angelegenheiten, als eine der Anhängerinnen des Christenthums und in der Zahl der ersten sieben Kirchen, dermalen die einzige, die davon noch als Bischofsitz besteht.

Die Byzantiner, unter Alexis Comnenus, verloren Smyrna an den Mohammedaner Tzachas im J. 1084, der sich des ganzen Meerbusens bemeisterte, aber nicht darin erhalten konnte. Johann Dukas, der Schwager des Kaisers, rückte zu Lande vor Smyrna, während die kaiserliche Flotte unter Caspax sich ebenfalls der Stadt näherte, die sich ohne Widerstand ergab. Damals schon erscheint Smyrna als einen großen Handel führend; drey Gründe hauptsächlich dürften demselben den Zug nach dieser Lände gegeben haben, der Bedarf und die Verbindung der byzantinischen Hauptstadt, welche den Ausfuhrhandel von den südlichen Straßen ab, und nach den nördlichen zogen; der Verfall der ersteren, die bis auf die Zeiten der Ausbreitung der Mohammedaner durch Syrien und Aegypten vorzugsweise gegangen waren; endlich die Ansiedlungen der Europäer in Konstantinopel und Vorderasien, welche neue Absatzkanäle eröffneten.

Zur Zeit des Michael Paläologus bemächtigten sich die Mohammedaner fast ganz Kleinasiens. Unter Andronikus fiel auch Smyrna in ihre Hände; Atin setzte sich darin fest, und dessen Sohn Omur nannte sich einen Fürsten von Smyrna. Er mußte mit den Lateinern kämpfen, die seine Flotte verbrannt hatten, überwand sie, und hieb den von dem Papste erwählten Patriarchen von Konstantinopel, der eben in der Hauptkirche das Meßopfer hielt, nebst Allen, die demselben beywohnten, nieder. Die Rhodischen Ritter bestritten ihm die mit dem Säbel erworbene Herrschaft, machten sich Meister der Stadt, und bauten darin ein Schloß, das sie nach dem heil. Peter nannten, und das zum Theil noch besteht. Omur starb an der Wunde eines Pfeiles, der ihn von diesem Schlosse erreicht hatte. Nun machten sich die Genuesen, im J. 1346, unter dem Dogen Vignosi zu Herren von Smyrna, Orkan II. aber ließ sie durch seinen Feldherrn Morbassan wieder daraus verjagen.

Tamerlan, nach dem Siege bey Angora, stieg im J. 1402 nach Smyrna nieder, um es den Ottomanen zu entreißen. Er lagerte hart am Schlosse St. Peter, das sonach die Mark der damaligen Ausdehnung der Stadt gewesen seyn muß, und zerstörte dasselbe. Dukas erzählt, daß er die Hafeneinfahrt mit Steinen füllen ließ; der Hafen der römischen Smyrna ist also am Schlosse S. Peter zu suchen. Derselbe Geschichtschreiber sagt auch, daß der Tartar einen Thurm aus Steinen und Köpfen Erschlagener aufführen ließ, was auf das Loos der damaligen Bewohner der schönen Fluren um Smyrna schließen läßt. Nach seinem Abzuge blieb Smyrna dem Ottomanen Eineites, dem Sohne des Karasubaschi, der als Statthalter Bajasids darin geherrscht hatte. Einer der Söhne Bajasids beneidete diesen Besitz, und zog, im J. 1404, mit einem

Heere gegen Cineitas, der ihn durch ein Bündniß mit Karaman, Sultan von Ikonium, und mit anderen mohammedanischen Häuptlingen zurückschreckte. Bald darauf mußte er mit Mohammed I., einem anderen Sohne Bajasids, kämpfen; er überließ dabey Smyrna seinen eigenen Kräften, und zog sich nach Ephesus. Die rhodischen Ritter eilten herbey, und bauten Schloß und S. Peter wieder, und auch einen Thurm am Hafeneingang auf; die Stadt aber fiel in Mohammeds Hand, der ihre Mauern schleifen, und die Arbeiten der Ritter niederwerfen, dann aber das Schloß wieder herstellen ließ. Seit dieser Zeit genoß Smyrna, flüchtige Aufwallungen von Rebellen und eine Plünderung durch die Venetianer im J. 1472 abgerechnet, ungestörten Friedens. Wie ein Baum, den der Sturm entlaubt hat, begann sie, durch Boden und Himmel begünstigt, wieder zu treiben und zu blühen. Sie wurde der reichste Handelplatz der Levante, ein Rang, den sie erst in unseren Tagen durch die Umgestaltung der Verhältnisse, über die ich an einem anderen Orte sprechen werde, wieder verlor.

(Die Fortsetzung folgt.)

Herausgabe besorgt durch J. L. Deinhardstein.

Jahrbücher der Literatur.

Acht und sechzigster Band.

1834.

Oktober. November. Dezember.

Wien.
Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.

Inhalt des acht und sechzigsten Bandes.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. LXVIII.

Jahrbücher der Literatur.

Oktober, November, Dezember 1834.

Art. I. 1) Elementarbuch des Religionsunterrichts, türkisch, ohne Titel, gedruckt zu Konstantinopel i. J. d. H. 1237 (1822), 24 Seiten Octav.

2) دريكتا Dürrijekta, d. i. die einzige Perle, türkisch, gedruckt zu Konstantinopel i. J. d. H. 1243 (1828), 80 Seiten Octav; und zu Kairo nachgedruckt i. J. d. H. 1245 (1830), 56 Seiten in Kleinquart.

3) Mahometanism unveiled: an inquiry in which that Arch-hersey, its diffusion and continuance, are examined on a new principle, tending to confirm the evidences, and aid the propagation, of the christian faith, by the Rev. *Charles Forster*, B. D. Chancellor of Ardfert, and examining Chaplain to the Lord Bishop of Limerick. London 1829. Großoctav. Zwey Theile. I. Bd. 427 Seiten, II. Bd. 525 Seiten.

4) Roman de Mahomet, en vers du XIII^me^ siècle par Alexandre du Pont, et livre de la loi au Sarrazin en prose du XIV^me^ siècle par *Raymond Lulie*, publiés pour la première fois, et accompagnés de notes; par M. M. *Rainaud*, premier employé aux manuscrits de la bibliothèque royale, membre des sociétés asiatiques de Paris et de Londres, ect., et *Francisque Michel*, à Paris 1831. Großoctav, 140 Seiten.

5) Mémoire sur des particularités de la religion Musulmane dans l'Inde d'après les ouvrages Hindoustanis par M. *Garcin de Tassy*, professeur d'Hindoustani à l'école royale et spéciale des langues orientales vivantes, membre des sociétés asiatiques de Paris, de Londres et de Calcutta. Paris 1831. Octav. 114 Seiten.

6) The life of Mohammed, founder of the religion of Islam, and of the empire of the Saracens, by the Rev. George *Bush*, A. M. New-York printed by J. et S. Harper, 82 Cliff-st. 1832. Duodez, 261 Seiten.

7) Observations on the Mussulmauns of India: descriptive of their manners, customs, habits, and religious opinions, made during a twelve years residence in their immediate society, by MRS. *Meer Hassan Ali*, in two volumes. London 1832. Großoctav. I. Band 395 Seiten, II. Band 427 Seiten.

8) Qanoon-e-Islam or the customs of the Moosulmans of India; comprising a full and exact accunt of their various rites and ceremonies, from the moment of birth till the hour of death, by *Jaffur Shurreef* (a native of the Deccan); composed under the direction of,

and translated by G. A. *Herklots*, M. D. surgeon on the Madras establishment. London 1832. Großoctav. 436 Seiten, Anhang und Register noch 128 Seiten und sieben Kupfertafeln.

9) Was hat Mohammed aus dem Judenthume aufgenommen? Eine von der königl. preußischen Rheinuniversität gekrönte Preisschrift von Abraham Geiger, herzogl. nassauischem Rabbiner zu Wiesbaden. Bonn 1833. Großoctav. 215 Seiten.

10) ذیل نابی Seili Nabi, d. i. Nabi's Fortsetzung der Biographie des Propheten, von Weisi, türkisch gedruckt zu Kairo Ende Dschemasiulachir's d. J. 1248 (Ende Novembers 1833). Kleinfolio. 268 Seiten.

11) ترجمهٔ سیر الحلبی Terdschümei Seirol Halebi, d. i. die Uebersetzung der Prophetenlegende Ibrahims von Haleb, gedruckt zu Kairo, halben Silhidsche d. J. 1248 (Anfangs May 1833). Kleinfolio. 405 Seiten.

12) حاشیهٔ شرح عقائد Haschijei Scherhi Akaid, d. i. Randglossen zum Commentare der Dogmen, gedruckt zu Constantinopel halben Dschemasiul-achir 1249 (October 1833). Kleinquart. 305 S.

Von diesen zwölf Werken ist Nr. 5 mit Fleischer's Uebersetzung der vorislamitischen Geschichte und mit Reinaud's arabischen, persischen und türkischen Monumenten des Kabinets des Herzogs von Blacas voriges Jahr in Nr. XXXIII des Foreign Quarterly Review unter dem Columnentitel Mohammed and Mohammedanism angezeigt worden. Wiewohl die vorislamitische Geschichte gar nicht Mohammed und seine Lehre betrifft, und das Werk Reinaud's, eigentlich archäologischen und paläographischen Inhalts, sich nur über die Prophetenlegende des Korans und die auf Siegeln und Talismanen vorkommenden Namen Gottes und Formeln verbreitet, so hat nichts desto weniger der richtig und gründlich urtheilende Verfasser jener sehr gut geschriebenen Anzeige davon Anlaß genommen, über Mohammed und dessen Lehre einen interessanten Artikel zu verfassen, welcher jedoch außer der Hinweisung auf Garcin de Tassy's und Reinaud's obige beyde Werke und einer Stelle über die Seiken aus dem jüngst von dem englischen Uebersetzungsausschusse gedruckten Sijerol Motecherin (Legende der Neueren) wenig Neues enthält. Mehr über den Islam und dessen Stifter sind wir im Stande, aus den obigen in England, Frankreich, Deutschland, Amerika, zu Konstantinopel und Kairo gedruckten zwölf Werken zu Tage zu fördern, wobey in Betreff der Prophetengeschichte noch ein halbes Dutzend arabischer, persischer und türkischer, bisher

von den europäischen Lebensbeschreibern Mohammeds nicht benützter oder nicht einmal gekannter Quellen berücksichtigt werden soll; selbst von den hier vorliegenden zwölf sind fünf rein orientalische Quellen, nämlich die drey zu Konstantinopel über den Elementarunterricht der Religionspflichten und die Dogmen gedruckten, und die zwey zu Kairo über die Lebensgeschichte des Propheten erschienenen; wiewohl alle obigen zwölf Werke hauptsächlich den Islam und seinen Stifter im Auge haben, so zerfallen sie doch, dem Stoffe nach, in vier Klassen; erstens die bloß von der Lebensgeschichte des Propheten handelnden, nämlich: die beyden obigen zu Kairo gedruckten Lebensbeschreibungen Mohammeds, die im zehnten Bändchen der amerikanischen Familienbibliothek von Bush aus lauter bekannten Werken zusammengetragene Compilation, und der alte Roman de Mahomet aus dem vierzehnten Jahrhundert; zweytens: die Elementarwerke des Religionsunterrichts (die obigen drey zu Konstantinopel gedruckten); drittens in die zunächst sich mit dem Islam in Indien beschäftigenden: die Werke von Herklots, Garcin de Tassy und der Frau Mir Hasan Ali; viertens die das Wesen des Mohammedanismus ganz oder zum Theil erforschenden, erklärenden oder beurtheilenden, nämlich Forster's und Geiger's obige zwey Werke.

Ueber den Religionsbegriff, die Gebote und Pflichten des Islams ist zwar in Europa eine Legion von Werken erschienen, von denen aber doch nur eigentlich zwey, nämlich die Reland's und Mouradjea d'Ohsson's als vollgültige Quellen gelten können. Nach ihnen hat sich in der jüngsten Zeit Hr. Garcin de Tossy, der Verfasser des obigen Memoire, durch seine in den früheren Jahrgängen dieser Jahrbücher angezeigten beyden Werke namhaftes Verdienst durch getreue Darstellung der Lehre und des Ritus des Islams erworben; das erste derselben [1]) enthält eine Uebersetzung der zu Konstantinopel und Kairo gedruckten Abhandlung Birgelis, welche die Stelle des Katechismus im osmanischen Reiche vertritt; das zweyte [2]) Auszüge des Korans nach Materien geordnet und die Uebersetzung eines zu Calcutta erschienenen moslimischen Gebetbuchs. Troß des Ansehens, in welchem der Katechismus Birgeli's steht, können wir nicht umhin, dem obigen, ohne Titel und ohne Namen des Verfassers vor zwölf Jahren zu Konstantinopel gedruckten Elementarwerke des Religionsunterrichts, seiner Bündigkeit und strengen Anordnung willen, den Vorzug zu geben; die Lehren und Pflichten sind

[1]) Exposition de la foi Musulmane. Paris 1822.
[2]) Doctrine et devoirs de la religion Musulmane. Paris 1826.

alle in bestimmte Zahlen gebracht; da dieses nicht nur den Knaben das Lernen, sondern auch Nichtmoslimen, die klare Uebersicht des Islams und seiner Pflichten ungemein erleichtert, so geben wir hier einen gedrängten Auszug, der in wenigen und kurzen Absätzen Alles begreift, was in Herklot's und Frau Mir Hasan Ali's Werken theils unrichtig, theils unvollständig, theils höchst weitschweifig gegeben ist.

Iman, d. i. der Glaube, und Islam, d. i. die Ergebung, sind Synonyme für die Lehre, so wie Din, d. i. die Religion, und Millet, d. i. die Gemeine, für die Bekenner der wahren Religion; Scheriaat heißt das von Gott durch den Propheten gegebene, die Handlungen bestimmende Gesetz. Die unerläßlichen Erfordernisse des Glaubens sind sechs: 1) Der Glaube an Gott, 2) an Seine Engel, 3) an die von Ihm gesandten Bücher, 4) an Seine Propheten, 5) an den jüngsten Tag, 6) an Seine Vorherbestimmung. 1) Gottes Eigenschaften theilen sich in acht feststehende (Subutije) und sechs wesentliche (Satije); die ersten sind: Allebendigkeit, Allwissenschaft, Allhören, Allsehen, Willen, Allmacht, Wort und Schöpfungskraft; die zweyten: das Daseyn, die Existenz von ewig her, die Dauer in Ewigkeit, die Einheit und Einzigkeit, die Unvergleichbarkeit, die Selbstständigkeit. 2) Der Engel trefflichste sind die vier Erzengel: Gabriel, Michael, Israel und Israfel. 3) Die von Gott gesendeten Bücher oder heiligen Schriften sind in Allem hundert vier, die vier größten der Pentateuchus durch Moses, der Psalter durch David, das Evangelium durch Jesus, der Koran durch Mohammed gesandt; von den anderen hundert heiligen Schriften wurden zehn durch Adam, funfzig durch Seth, dreyßig durch Enoch und zehn durch Abraham gesandt. 4) Von den hundert vier und zwanzigtausend Propheten sind im Koran nur acht und zwanzig genannt; die jedem Propheten unerläßlichen Eigenschaften sind: Wahrhaftigkeit, Sicherheit, Vollziehung des Auftrags, vollkommener Verstand und Reinigkeit. 5) Der Glaube an den jüngsten Tag begreift Hölle, Himmel, die Auferstehung, das Weltgericht, die Wege der guten und bösen Werke und die Scheidungsbrücke in sich. 6) Die Vorherbestimmung betrifft alles Gute und Böse. Des Islams Grundfesten sind fünf: 1) Die Formel des Glaubensbekenntnisses: es ist kein Gott als Gott und Mohammed sein Prophet; 2) das täglich fünfmal zu verrichtende Gebet; 3) die Faste des Ramasans; 4) das Almosen, 5) die Wallfahrt nach Mekka. Die durch das Gesetz bestimmten Handlungen sind achtfach: 1) unerläßliche (Farss); 2) erforderliche (Wadschib); 3) durch des

Propheten Uebung geheiligte (Sunnet), das ist solche, die er sein ganzes Leben hindurch geübt; 4) beliebte (Mustahabb), die der Prophet nur ein- oder zweymal in seinem Leben gethan; 5) gleichgültige (Mubah); 6) verbotene (Haram), 7) verabscheuungswürdige (Mekruh); 8) die das Gebet oder andere Religionshandlungen ungültig machende (Mufsid). Diese achtfache Classifizirung wird auf die fünf Religionshandlungen: der Reinigung, des Gebets, der Fäste, des Almosengebens und Wallfahrten angewandt, und angedeutet, was in denselben unerläßlich, erforderlich, prophetenüblich, beliebt oder gleichgültig, verboten, verabscheuungswürdig und Religionshandlungen störend sey. Zum Schlusse werden vier und funfzig dem Moslim unerläßliche Pflichten und sieben und zwanzig zum Unglauben verführende Dinge aufgezählt. Da in diesen der eigentliche Kern des religiösen und moralischen Unterrichts, der ganze Geist des Islams concentrirt ist, so folgen dieselben hier vollständig. Unerläßliche Pflichten: 1) Die Kenntniß der Gebote Gottes und der unerläßlichen Pflichten; 2) die unerläßliche Bekleidung; 3) das Waschen vor dem Gebet; 4) das fünfmal des Tages zu verrichtende Gebet; 5) die gänzliche Abwaschung nach vorhergegangener Befleckung; 6) Beruhigung des Herzens durch Zuversicht in die Fürsorge Gottes für den nöthigen Unterhalt; 7) gesetzmäßige Speise und Trank; 8) Genügsamkeit; 9) Vertrauen auf Gott; 10) Ergebung in die Schickung Gottes; 11) Dankbarkeit gegen Gott; 12) Geduld im Unglück; 13) Bereuung der Sünden; 14) aufrichtige Andacht; 15, Anerkennung der Feindschaft des Teufels; 16) Anerkennung des Korans als Grundbeweises; 17) Bereitseyn zum Tode; 18) Beobachtung des Gebotenen und Unterlassung des Verbotenen, wo es möglich; 19) Nichtverläumden; 20) Wohlthätigkeit gegen die Aeltern; 21) Besuch der Verwandten; 22) treue Bewahrung anvertrauten Pfandes; 23) Unterlassung ungesetzlicher Scherze; 24) Gehorsam gegen Gott und den Propheten; 25) Vermeidung der Sünden; 26) Furcht Gottes; 27) Beachtung des Beyspiels; 28) Nachdenken; 29) Enthaltung von schändlichen Reden; 30) Enthaltung von schlechten Handlungen; 31) Enthaltung von Verspottung; 32) Enthaltung von dem Anschauen moslimischer Frauen; 33) Aufrichtigkeit; 34) Entsagung der Fröhlichkeit; 35) Entsagung des Hohns; 36) genaue Beobachtung des Maßes und Gewichtes; 37) sich nicht sicher glauben vor Gottes Zorn; 38) Almosen an Gassenbettler; 39) an Gottes Barmherzigkeit nicht verzweifeln; 40) seinen Begierden nicht folgen; 41) Dankbarkeit für von Gott gewährtes Glück; 42) Aufsuchung gesetzmäßigen Erwerbs; 43) Spende des gesetzmäßigen Almosens; 44) Enthaltung des Beyschlafs zur

Zeit der Menstruation: 45) Reinigung des Herzens von allem Bösen; 46) Nichtvergeudung des Gutes der Waisen; 47) Entäußerung von Hochmuth; 48) junge Knaben fliehen; 49) Beobachtung des fünfmal des Tages zu verrichtenden Gebets; 50) Enthaltung von Grausamkeit und Erpressung; 51) Gott dem Herrn keinen anderen an die Seite setzen; 52) Enthaltung von Hurerey; 53) vom falschen Eidschwur; 54) für erwiesene Wohlthaten keinen Anspruch auf Dank machen.

Die sieben und zwanzig zum Unglauben verführenden Dinge sind: 1) Schlechte Dogmenlehre; 2) schwacher Glaube; 3) der Mißbrauch von neun Gliedern; 4) Beharrung in der Sünde; 5) Undank für die Gnade des Islams; 6) sich nicht scheuen als Ungläubiger zu erscheinen; 7) ungerecht und grausam seyn; 8) dem gesetzmäßigen Rufe zum Gebet das Gehör versagen; 9) das Wort des Vaters und der Mutter in Dingen, welche nicht wider das Gesetz sind, nicht befolgen; 10) vieles Schwören; 11) das fünfmalige Gebet nicht vorschriftmäßig verrichten; 12) dasselbe nur obenhin verrichten und für gering achten; 13) Weintrinken; 14) Moslimen kränken; 15) Scheinheiligkeit; 16) seine Sünden vergessen; 17) Selbstwohlgefallen; 18) seine eigenen Handlungen für groß halten; 19) Kuppeley; 20) Neid; 21) dem Meister in Dingen, welche dem Gesetze nicht zuwider sind, widerstreben; 22) einen Menschen für gut preisen, ehe man denselben erprobt; 23) in der Lüge beharren; 24) die Ulema fliehen; 25) seidene Kleider tragen; 26) den Schnurbart nicht gehörig beschneiden; 27) in der Verläumdung verharren. Diese sieben und zwanzig Punkte sind dem Werke Schifaol-kolub, d. i. Heilung der Herzen, entnommen, welches mit dem noch berühmteren Schifa, d. i. die Heilung schlechtweg, des Ibnol Ajaf, einer Hauptquelle der Prophetengeschichte, nicht zu vermengen ist *).

Nicht so gedrängt und methodisch behandelt der ungenannte Verfasser der einzelnen Perle zuerst die sechs Grundfesten des Glaubens, die Pflichten und Störungen des Gebetes, der gesetzlichen Waschung und die verschiedenen Arten des Gebetes, nämlich des fünfmaligen täglichen, des Freytagsgebetes, des

*) Dieses Werk übersetzte in zwey Bänden türkisch Ibrahim Hanif Efendi, der Richter von Galata, i. J. 1735, Vater des Verfassers des Asarinef, d. i. der neuen Denkmale, einer ein halbes Tausend Artikel starken Fortsetzung des bibliographischen Wörterbuchs Hadschi Chalfa's; ein drittes unter dem Namen Schifa berühmtes Werk ist das Schifaol Ghoram, d. i. die Heilung des Sehnsüchtigen, eine Geschichte Mekka's von Takieddin Mohammed Ben Ahmed aus Fez, gest. 1832.

Gebetes in den Nächten des Ramasans, des Leichengebetes, des Gebetes an den beyden Bairamsfesten u. s. w.; eben so die gesetzlichen Pflichten des Almosens, der Faste und der Wallfahrt und des heiligen Kriegs. Zur Probe heben wir das kürzeste, zugleich in der Anwendung schwierigste und auch durch die Bestimmung des gesetzlichen Miskal und Dirhem lehrreichste Kapitel aus.

»Daß das Almosen nach dem Gebete die wichtigste und lehrreichste der Pflichten, erhellet schon daraus, daß in mehreren Stellen des Korans das Almosen unmittelbar nach dem Gebete erwähnt wird; auch hat unser Prophet, über den Heil sey! mehrmal mündlich erklärt, daß das Almosen unerläßliche Pflicht; wer dieses läugnet, ist ein Ungläubiger, und wer sich demselben entzieht, ist ein Sünder und als Zeuge ungültig; es ist daher unerläßliche Pflicht, daß jeder freye, mannbare, des Gebrauchs seiner Vernunft sich erfreuende Moslim von dem, was er außer seiner Nothdurft von Kleidern, Haus, Hausgeräthe, Schuldenwerth, an Waarengewinn besitzt und erwirbt, nach Verlauf eines Jahres den vierzigsten Theil Gott zu Liebe armen Moslimen gebe. Nißab, d. i. der dem Almosen unterliegende Vermögensantheil, heißt eine Quantität von zwanzig Miskalen geprägten oder ungeprägten, jedes Miskal zu zwanzig Karaten gerechnet, oder eine Quantität von zweyhundert Dirhem Silbers, das Dirhem zu vierzig Karaten gerechnet. Von den Waaren heißt Nißab, was zwanzig Miskale geprägten Goldes oder zweyhundert geprägten Silbers werth ist, was an goldenem und silbernem Frauenschmucke gesetzlich erlaubt ist, wird in den Almosenantheil nicht eingerechnet; von zwanzig Miskalen Goldes wird ein halber Miskal, von zweyhundert Dirhem Silbers werden fünf Dirhem als Almosen gegeben; in diesen Verhältnissen werden auch die Waaren berechnet. Es ist nicht erforderlich, daß der Antheil aus Einer Sorte, entweder bloß aus Gold, Silber oder Waaren bestehe, wenn der Werth einer kleinen Quantität von Gold, Silber und Waaren zusammen einen Antheil (zwanzig Miskale oder zweyhundert Dirheme) beträgt, so muß davon Almosen gegeben werden. Wer kein Haus besitzt, aber Gold und Silber in der Absicht, ein Haus zu kaufen, aufhebt, muß nach Jahresverlauf vom Nißab das Almosen entrichten. Geschirre aus gemischtem Metalle, in welchen Gold und Silber vorherrscht, werden (nach ihrem verhältnißmäßigen Werthe hinsichtlich des zu entrichtenden Almosens) wie Gold und Silber betrachtet; wenn in denselben edles und unedles Metall zu gleichen Theilen zusammengeschmolzen ist, so ist es nach der Ansicht Kasichan's und des Verfassers des Chulaßat aus Vorsicht sicherer das Almosen zu entrichten. Wenn die unedlen Metalle vorwiegen, so werden die Geschirre, wenn sie als Waare betrachtet zum Verkaufe bestimmt sind, nach ihrem Werthe geschätzt; sind sie aber zum Gebrauche bestimmt, so gehören sie, wie das übrige Hausgeräthe, nicht in den Antheil des Almosens. Es wird darauf gesehen, ob der Nißab, d. i. der dem Almosen unterworfene Vermögenstheil, zu Anfang oder zu Ende des Jahres voll ist oder nicht, weil alsdann das Almosen davon zu entrichten ist, wenn auch derselbe im Verlaufe des Jahres manchmal nicht voll gewesen seyn sollte; hingegen wenn sich dieser Antheil im Laufe des Jahres vermehrt, so ist am Schlusse das Almosen auch von dem Zuwachse zu entrichten. Perlen und Juwelen unterliegen dem Almosen nicht, so lange dieselben als Schmuck dienen, wohl aber sobald dieselben als Waare

verkauft werden. Von Waaren, die zum Handel bestimmt sind, wird nach Jahresverlauf das Almosen entrichtet, als wenn dieselben gekauft worden wären; wenn sie aber entweder durch Erbschaft erworben, oder auf dem Acker erzeugt worden, und dann verkauft worden sind, so unterliegen sie dem Almosen erst nach einem vom Tage des Verkaufs an verflossenen Jahre. Indem man das Almosen ausscheidet oder gibt, muß der Gebende damit die Absicht des Almosens verbinden, und der empfangende Arme den Empfang mit voller Vernunft bestätigen. Mit dem Almosen dürfen nicht die nächsten Verwandten, nämlich Vater, Großvater, Mutter und Großmutter, Kinder und Kindeskinder, wohl aber die übrigen betheilt werden; indessen haben alle Verwandte, wenn sie wirklich arm und nothdürftig sind, vor übrigen Armen auf Almosen Anspruch, und es ist nicht erlaubt, den fürs Almosen bestimmten Vermögensantheil unter Sclaven und Sclavinnen oder ihre Kinder auszutheilen; auch ist es nicht erlaubt, dasselbe an Seide und Freye zu verschenken. Es ist in allen hochgeachteten Büchern festgesetzt, und in dem Werke: Resultat der Fetwa [1], ist das darüber erlassene Fetwa aufgenommen, aber im Commentar der Monumente [2] wird nach dem größten Imam (Ebu Hanife) überliefert, daß es erlaubt sey, den Prophetenverwandten den geehrten wie allen übrigen Armen Almosen zu geben. Drey andere (canonische) Werke sagen dasselbe, nämlich das Kifajet [3] nach dem Imam Tahawi, der Commentar des Wikajet [4] nach Ibn Melik, der Commentar des Geschenks der Könige [5] nach Kuhistani; heut zu Tage gibt es aber wenige Prophetenverwandte, welche ihre Abkunft auf die Beni Haschim zurückleiten können, es hat daher nichts auf sich, mit dem Almosen auch Seide zu betheilen, im Gegentheil ist es klar, daß wenn man sie nicht damit betheilte, sie die Mühseligkeiten anderer Armen auszustehen haben würden. Wenn Jemand die bey einem Armen ausstehende Schuld ins Almosen einrechnen will, so kann dieß nur so geschehen, daß er dem Armen eine Summe baaren Geldes gibt, welche dieser als abgetragene Schuld wieder zurückgibt. Wenn der Gläubiger dem Schuldner die Schuld oder einen Theil derselben erläßt, und der Arme Schuldner diesen Nachlaß annimmt, so ist dadurch die Pflicht des Almosens keineswegs erfüllt. Die im Almosengeben beliebteste Weise (Mustehabb) besteht darin, Arme mit hinlänglicher Nahrung für einen Tag zu versorgen, und dem mit Nahrung für den laufenden Tag Versorgten ist zu betteln verboten; eben so wenig ist es gesetzmäßig erlaubt, daß der, welcher außer seiner Nothdurft noch einen dem Almosen unterworfenen Vermögensantheil besitzt, Almosen annehme. Da es nicht nothwendig, in dieser Abhandlung das Almosen zu berühren, welches der Imam gesetzlicher Weise von den

---

[1]) Netidschetol-Fetawi.

[2]) Scherhi assar, d. i. der Commentar des Maaniol-aßar, d. i. die Bedeutungen der Denkmale, von Tahabi, gest. i. J. 311 (923).

[3]) Kifajet, d. i. das Genügende, ein Commentar zum Hedajet von Ssadresch-scheriaat Abdollah El-Macholi.

[4]) Wikajetor-riwajet fi mesailil hedajet, d. i. Bewahrung der Ueberlieferung auf den Wegen der wahren Leitung, vom Imam Mahmud Ben Sadresch-scheriat el-ewwel Obeidollah el Mahjoli.

[5]) Tohfetol-uluk.

Herden der Moslimen nimmt, so hat man sich nur von dem Almosen der Familien zu sprechen begnügt; eben so sind hier die Gebote, welche die Steuern der Zehentgründe und Charadschgründe betreffen, bey Seite gelassen worden.«

Dieser Abschnitt genügt, um die Behandlung der Glaubenspflichten aus diesem Werke kennen zu lernen, welches nicht bloß für Anfänger, sondern schon für höher aufsteigende Schüler geschrieben ist, indem darin die Quellenwerke der Dogmen und Pflichten des Islams angeführt sind. Mouradjea d'Ohsson hat die ganze Dogmenlehre des Islams nach dem berühmten Werke Omer Nesefi's (gest. i. J. 1142) dargestellt, welches insgemein unter dem Namen Akaidi Nesefi, d. i. die nesefischen Dogmen, bekannt, und welches sich an die Dogmenlehre Maturidi's und Eschaari's, welche beyde in der Hälfte des zehnten Jahrhunderts nach Christi zu Bagdad starben, erhalten [1]; aber eben so berühmt, als die nesefischen Dogmen, sind die adhadischen von Adhadeddin El-Idschi, gest. i. J. 756 (1355), d. i. um zwey Jahrhundert später als Nesefi; nebst diesen beyden Dogmatikern Nesefi's und Adhadeddin's sind die berühmtesten dogmatischen Werke des Islams die Regeln der Dogmen [2]) und die Entäußerung [3]) des berühmten Astronomen und Metaphysikers Naßireddin von Tus, gest. i. J. 672 (1273); die Oriente [4]) Beidhawi's, gest. i. J. 692 (1292), mit den Commentaren Ißfahani's und Ermewi's; die Jungfrauen der Gedanken [5]), von Seifeddin Amedi, gest. i. J. 631 (1233); und die philosophische Encyclopädie [6]) des großen Philosophen Ghafali, gest. i. J. 505 (1111). Von diesem halben Dutzend der größten Dogmatiker (Ghasali, Nesefi, Amedi, Naßireddin von Tus, Beidhawi, Adhadeddin) ist Neseri der früheste und Adhadeddin der späteste; dieser ist außer der oben erwähnten Dogmatik noch der Verfasser zweyer großer metaphysischer Werke des zu Konstantinopel i. J. 1824 in einem Foliobande von siebenthalbhundert Seiten mit dem Commentare Seid Dscherdschani's [7]) gedruckten Mewakif, d. i. die Standorte, und des Dschewahirol-kelam, d. i. die Perlen der Metaphysik; sowohl über die Dogmatik Nesefi's, als über

[1]) Tableau de l'empire ottoman I. p. 58.
[2]) Kawaidol akaid. [3]) Tedschrid. [4]) Tawalii.
[5]) Ebkiarol-efkiar. [6]) Tehafutol-filasifet.
[7]) In der Liste der zu Konstantinopel gedruckten Werke im VII. Bde. der Gesch. des osm. Reichs S. 593 soll statt Teftasani Dschordschani stehen.

die Dogmatik Adhadeddin's bestehen zahlreiche Commentare. Der berühmteste der Commentatoren der Dogmen Nesesi's ist Teftasani (gest. i. J. 1405), der von Timur so hoch in Ehren gehaltene Gelehrte, daß er ihn von den Ufern des Oxus nach Vorderasien führte, und in seiner Gegenwart mit Dschordschani disputiren ließ. Silkuti's Anhängsel zu den Randglossen Chiali's, zu dem Commentare Teftasani's der Dogmen Nesefi's sind zu Konstantinopel i. J. 1820 (ein Quartband von 293 Seiten) gedruckt erschienen. Der berühmteste der Commentatoren der Dogmatik Adhadeddin's ist der persische Rechtsgelehrte Dschelaleddin Ed-Dewani und die hiezu von Kelenbewi einem in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts verstorbenen, aus Kelenbe gebürtigen türkischen Rechtsgelehrten, ebenfalls zu Konstantinopel i. J. 1818 (ein Quartband von 657 Seiten) gedruckt erschienen. Ein anderer Commentar der Dogmen Adhadeddin's ist der von Aßameddin Ibrahim El-Isferaini, welcher i. J. 943 (1536) zu Samarkand gestorben, wozu er selbst Randglossen verfertigte; diese Randglossen enthält das oben unter Nr. 12 aufgeführte Werk, welches aber ohne den Commentar selbst eben so wenig verständlich, als die Randglossen Silkuti's zu dem Commentare Dewani's über dieselbe Dogmatik Adhadeddin's, indem die Stellen des Commentars nur angestochen und keineswegs fortlaufend abgedruckt sind. Der ganze Inhalt hat zum Zwecke, die Lehre der Grunddogmen des Islams von der Einheit Gottes und seinen Eigenschaften metaphysisch zu begründen. Es gehört also keineswegs zum Elementarunterrichte, sondern ist vielmehr nur für gelehrte Metaphysiker des Islams ganz arabisch geschrieben.

Von diesen drey zu Konstantinopel gedruckten Elementarwerken des Unterrichts im Islam gehen wir zu drey europäischen über, von denen die zwey englischen (Nr. 3 und 7) jedes in zwey großen Octavbänden den Mohammedanismus dem Titel nach auslegen und entschleyern, in der That aber die durch ihren Titel erregten Erwartungen keineswegs befriedigen, während das deutsche die Frage seines bescheidenen Titels: Was hat Mohammed aus dem Judenthume aufgenommen? auf das befriedigendste und erschöpfendste beantwortet. Dasselbe enthält in seinen zweyhundert Seiten mehr Neues, Wahres und Wissenswerthes, als die anderthalbtausend Seiten der beyden englischen Werke; außerdem, daß der Verfasser vor den beyden Engländern nebst der gründlichen Kenntniß des Hebräischen und der innigsten Bekanntschaft mit dem Talmud und der Mischna die Kenntniß des Arabischen voraus hat, steht derselbe auch durch vorurtheilsfreye Ansicht auf einem weit höheren Standpunkte, als die bey-

den Engländer, und der Rabbiner von Wiesbaden sieht durch keine gefärbten presbyterischen Brillen, wie der Kanzler von Ardfert und Prüfungskaplan des Lords-Bischof von Limerick. Hätte Hr. Geiger die Quellenwerke der Lebensbeschreibung Mohammeds und der Dogmenlehre des Islams, von denen in dieser Anzeige die Rede, zu seiner Arbeit benützen können, so würde dieselbe weit reichhaltiger ausgefallen seyn. Außer dem Texte des Korans und ein Paar Bruchstücken des Commentars des Beidhawi und des Baghewi *) standen ihm keine arabischen Hülfsmittel zu Gebote; dennoch hat er aus dem Koran und Talmud allein die vorliegende, wirklich sowohl lobpreiswürdige als geldpreiswerthe, von der preußischen Rheinuniversität gekrönte Preisschrift geliefert; sie zerfällt in zwey Abtheilungen, deren erste die dreyfache Frage erörtert: ob Mohammed aus dem Judenthume aufnehmen wollte, konnte, durfte? und wie? Die zweyte Abtheilung zerfällt in die Beantwortung der zwey Fragen, erstens: ob Mohammed aus dem Judenthume etwas aufgenommen? zweytens: was? Der Verf. setzt sehr wohl, sowohl die politische, als geistige Ueberlegenheit der Juden in Arabien zur Zeit, als Mohammed dort auftrat, aus einander. »Am eigenthümlichsten, »und wohl ganz in der Gemüthsart der Juden gegründet, zeigt »sich dieses in ihrem geistreich-neckischen Spiele in Fragen und »Antworten, über die er sich sehr bitter beklagt, und die ihm »freylich auch dann, da er ihre Aussprüche nicht als Aeußerun»gen spöttelnden Muthwillens, sondern als wahre Herzensmei»nung betrachtet, oft scheinbare Waffen gegen sie an die Hand »geben.« Auf die Feindschaft zwischen Mohammed und den Juden werden wir bey seiner Lebensgeschichte zurückkommen, das Resultat derselben ist aber keineswegs milde und freundliche Behandlung, sondern vielmehr Haß und tiefer Groll, der sich in Mohammeds Handlungen durchaus gegen die Juden ausspricht, und sich im Islam bis auf unsere Zeiten vererbt hat. Die für die Inhaber der heiligen Schrift (worunter sowohl Juden als Christen gemeint sind) günstigen Stellen des Korans müssen vielmehr auf jene, als auf diese gedeutet werden; aber eben die politische und geistige Ueberlegenheit der Juden zwang Mohammed,

*) Baghewi, d. i. der von Baghschwer aus Chorasan Gebürtige, ist der gewöhnliche Name, unter welchem der von Hrn. Geiger stets irrig als Ferar genannte Verfasser des Korans Commentars Nr. 3 der Gothaer Bibliothek aufgeführt wird 3 u. 4, wahrscheinlich soll es Ibnol Ferra, d. i. der Sohn des Kürschners, heißen, wie Baghewi auch genannt wird; sein Ehrenname ist unter den Exegeten Mohijes Sunnet, d. i. der Wiederbeleber der Sunna.

denselben in seiner Lehre durch Zugeständnisse den Uebertritt zur selben zu erleichtern. Seine Kenntniß der hebräischen Religionsbegriffe schöpfte er aber bloß aus mündlicher Mittheilung, da er selbst nicht hebräisch las. Was Mohammed aus dem Judenthume aufgenommen, wird in der zweyten Abtheilung unter den zwey Rubriken der in den Koran aufgenommenen Gedanken und Geschichten ausführlich nachgewiesen. Die aus dem Hebräischen entlehnten Begriffe, deren hebräischen Ursprung der Verfasser darthut, sind: 1) Tabut, die Bundeslade, 2) Tewrijet (Tora), das Gesetz; 3) Aaden, d. i. Eden, das Paradies; 4) Dschehennem (Hinnom, Gehenne), die Hölle; 5) Habr, der Lehrer; 6) Ders, die wissenschaftliche Forschung, das die Araber von Idris (Enoch) ableiten, und woher die Medreseen und Muderrise stammen; 7) Rebbani, Lehrer, dieses Wort ist aber wohl nicht als ein rabbinisches zu betrachten, indem es bloß ein abgeleitetes, die dem Arabischen und Hebräischen gemeinsamen Rebb oder Rabb, d. i. der Herr; dasselbe gilt auch von 8) Sebt, der Sabbath; 9) Sekinet, die Gegenwart Gottes, das hebräische Schechina, und die durch Gottes Gegenwart im Herzen entstehende Beruhigung; 10) Thagut, der Irrthum, oder vielmehr der Götzendienst, und Forkan, welches bisher allgemein als Entscheidung übersetzt worden, welches aber der Verfasser als Erlösung übersetzt; indessen ist die erste Bedeutung ganz gewiß die wahre arabische, denn im Kamus (Konstantinopolitaner Ausgabe III. Bd. S. 41) heißt es: »Forkan heißt der Koran, weil er zwischen Wahrheit und Irr»thum, Recht und Unrecht entscheidet, so heißt Alles, wodurch »Wahrheit und Irrthum unterschieden werden. Forkan bedeu»tet auch Beystand (Naßr), Hülfe (Aun), Leiter (Delil), »Beweis (Burhan), die Morgenzeit und die Knaben, »in soweit diese von Männern unterschieden werden.« In allen diesen Bedeutungen ist von der Erlösung keine Spur; dasselbe gilt auch 12) von Maun, worin der Verfasser die hebräische Bedeutung der Zuflucht sucht, während es im Arabischen nichts anderes als Hausgeräthe bedeutet. Die dem Islam und dem Judenthum gemeinsamen Lehren und Glaubensansichten sind: die von der Einheit Gottes, von der Weltschöpfung in sechs Tagen und der Ruhe am siebenten, von der Vergeltung nach dem Tode durch Hölle und Paradies, der Auferstehung, des jüngsten Gerichtes (nach Mischna Sanhedrin X. 1), der Offenbarung und der Geisterlehre. Von einzelnen Vorschriften des Gesetzes nahm Mohammed das Stehen beym Gebete (Ikamet), den dreymonatlichen Termin für geschiedene Frauen und den der Säugung auf zwey Jahre; von Lebensansichten: das Inschallah,

d. i. so Gott will! der mischnaitische Ausspruch, daß der Mensch erst mit vierzig Jahren zum wahren Verstande gelange (das Prophetenalter der Moslimen), das Gleichniß des büchertragenden Esels, von denen, die nur das Aeußere, und nicht das Innere kennen; die Aussprüche: das dem Fürbitter ein Theil der Fürbitte zu Gute kömmt, daß der Mensch weder seine Familie, noch seine Güter, sondern nur seine guten Werke ins Grab nimmt u. s. w.

Am interessantesten ist die Nachweisung der aus dem Judenthume aufgenommenen Geschichten der Propheten, Könige von Noe bis Salomon. Besser wäre die ganze Prophetenlegende des Islams der Reihe nach durchgegangen worden, so wie sie der Koran liefert, aber hiezu fehlten dem Verfasser die Behelfe der orientalischen Quellen, von denen die kaiserl. Hofbibliothek zwey vortreffliche und sehr schön geschriebene Geschichten der Propheten [1]) besitzt. Das Beste, was bisher über die Prophetenlegende des Islams bekannt geworden, befindet sich im Rosenöl [2]) und in der Beschreibung des orientalischen Kabinets des Herzogs von Blacas [3]), doch gibt das letzte Werk nur von drey und zwanzig, das erste nur von fünf und zwanzig Propheten Kunde, während die kanonische Zahl, wie wir oben gesehen, acht und zwanzig ist. Diese sind nach den Quellen der Prophetengeschichten die folgenden: 1) Adam, 2) Seth, 3) Idris, d. i. Enoch, 4) Noe, 5) Hud, 6) Ssalih, 7) Abraham, 8) Ismail, 9) Ishak, 10) Jakob, 11) Loth, 12) Jusuf, 13) Job, 14) Jonas, 15) Schoaib, d. i. Jethro, 16) Zacharias, 17) Moses, 18) Josue, 19) Samuel, 20) David, 21) Salomon, 22) Sulkarnein (Alexander), 23) Lokman, 24) Chisr (Elias), 25) Osair (Esra), 26) Jahja (Joannes), 27) Isa (Jesus), 28) Mohammed; hier gehen aber Silkefel (Ezechiel) und Harun (Aaron) leer aus, welche von mehreren Geschichtschreibern auch unter den Propheten aufgeführt, und dafür Samuel und Ishak umgangen werden. Der Verfasser beginnt mit Noe, sollte aber eigentlich mit Adam beginnen, da er unter demselben Titel von Abel und Kain, von Idris, Enoch und von dem vorsündfluthigen Mythos der Anahid mit Harut und Marut spricht, deren Quelle er im Midrasch nachweiset. Der Hud des Korans ist wahrscheinlich kein ande-

---

[1]) Kißaßol enbia.

[2]) Rosenöl von den Sagen und Kunden des Morgenlandes. Stuttgart 1813.

[3]) Description des monumens Musulmans du cabinet de M. le duc de Blacas. Paris 1828.

rer, als der biblische Eber, der Stammvater der Juden, und so mag Ssalih wohl kein anderer als Schaleh, der Vater Ebers, seyn. Das Volk Themud, zu welchem Ssalih gesendet ward, ist nach allen Angaben der Quellen wirklich eines und dasselbe mit Aßhabil-Hidschr, d. i. den Inhabern der Felsenschluchten, durch welche nach dem Beyspiele des Propheten die Pilgerkarawanen mit lautem Schrey ziehen, um das Geschrey des Kamehlgeistes, nämlich des vom Stamme Themud erschlagenen Kamehls Ssalihs, zu übertäuben. Abrahams und seines Vaters Turah Legende ist augenscheinlich dem Judenthume entnommen, und eine der schönsten Stellen des Korans, wo Abraham aus dem unterirdischen Gemache, worin er erzogen worden, in der Nacht zuerst auf die Oberfläche der Erde tritt, und erst den Sirius, dann den Mond als Gott anbetet, und als er sie alle untergehen sieht, einen höheren und einzigen Gott erkennt, ist aus keiner hebräischen Quelle nachgewiesen, indem dieser Ausdruck eines von der Einheit Gottes begeisterten Gemüthes dem Innersten des Einheit bekennenden Poeten-Propheten in ihrer erhabenen Schönheit entstammte und entflammte. Kindisch erscheint mit derselben verglichen die folgende vom Verfasser mit dem hebräischen Texte gegebene Stelle, aus welcher die Sage von Abrahams Rosenbeet im glühenden Feuerofen in die Legende des Islams übergegangen: »Drauf nahm ihn (Abraham) Tarah, »und übergab ihn dem Nimrod, und dieser: wir wollen das »Feuer anbeten! — Lieber das Wasser, welches das Feuer verlöscht. — Nun das Wasser! — Lieber die Wolke, die das Wasser trägt. — Nun die Wolke! — Lieber den Wind, der die »Wolke zerstreut. — Nun den Wind! — Lieber den Menschen, »der den Wind erträgt. — Du treibst bloß ein Gerede? Ich bete »das Feuer an, und werfe dich in dasselbe, mag dann der Gott »kommen, den du anbetest, und dich aus ihm erretten. — Abra»ham wurde in den glühenden Kalkofen geworfen, aber daraus »gerettet.« Ob im Koran Ismail als das von Gott geforderte Opfer Abrahams bezeichnet sey oder Isaac, darüber sind die moslimischen Schriftgelehrten selbst sehr uneinig; im Chamis, dem uns bekannten vollständigsten Werke über die Geschichte Mohammeds, welches den Kern von hundert zwanzig andern combinirt, sind eben so viele Autoritäten für die eine als für die andere dieser beyden Meinungen aufgeführt; die Sage, daß Ismail das Opfer gewesen, ist eine absichtliche Vertauschung der Rollen, indem auf Ismail, als den Stammvater der Araber, das Verdienst der Bereitwilligkeit zum Opfertode übertragen wird, und Ishak bloß als ein Frommer erscheint. Daß Mohammed nicht klar gewußt, daß Jakob der Sohn Isaac's und nicht Abrahams

war, ist uns troß der vom Verfasser hierüber beygebrachten Zweifel nicht wahrscheinlich, und das vom Verfasser selbst angeführte Prophetenwort ist ein gültiger Beweis, daß Mohammed in dieser Genealogie wohl bewandert war: »Der Prophet sagte: werdet ihr gefragt, wer der Großmüthige sey, so sagt der Großmüthige: der Sohn des Großmüthigen *), des Sohnes des Großmüthigen, des Sohnes des Großmüthigen Jusuf, der Sohn Jakobs, der Sohn Ishaks, der Sohn Abrahams.« Am reichsten sind von den Moslimen die Legenden des Joseph, Moses und Salomons ausgeschmückt, die Erzählungen Karun's, den die Erde mit seinen Schätzen verschlang, wird in der Kora's, die des Widhopfs Boten an die Königin von Saba in der des wilden Hahnes aus dem zweyten Targum zum Buche Esther nachgewiesen. Samiri, der Alchymiker, welcher den Moslimen als der Stammvater der Samariten gilt, scheint aus Samael, welcher zur Verfertigung des goldenen Kalbes mithalf, entstanden zu seyn, und über die Identität Chidhrs, des Hüters des Lebensquells, des Wegweisers auf dem Pfade mystischer Erkenntniß mit Elias, ist kein Zweifel, da Chidhr-Elias noch heute in dem moslimischen Kalender am Tage St. Georgs statt desselben figurirt. Zum Hüter des Lebensquells ward er durch die Auslegung der Koransstelle, welche sagt, daß er mit Moses am Zusammenflusse zweyer Meere zusammentraf, und die Himmelfahrt des Elias im feurigen Wagen scheint mit der uralten auf den Basreliefs der Monumente des Mithras und auch indischer vorkommenden Vorstellung in Verbindung zu stehen, wo der Myste auf der letzten Stufe der Vollendung mit himmelaufsprengendem Viergespanne auffährt; übrigens ist zu bemerken, daß Chidhr der persische Kedhar ist, welcher in den Sendbüchern an der Scheidungsbrücke des jüngsten Gerichts als Mittler und Fürsprecher erscheint.

Mit weit größeren Anforderungen, als die bescheidenen Titel der beyden vorhergehenden Werke, tritt der Kaplan des Lord-Bischofs von Limerick als der Entschleyerer des Islams auf, welcher, ehe er denselben weggezogen (nach seiner Meinung) für alle europäischen Leser mit dichtem Schleyer verdeckt, für ihn aber (nach unserer Meinung) wahrhaftig, troß dieser Enthüllung, noch unter siebenfachem Schleyer liegt. Schon der Titel: »Eine »Untersuchung, in welcher diese Erzketzerey, ihre Verbreitung »und Fortdauer nach einem neuen Prinzip geprüft wird, wel-

*) Kerim heißt der Großmüthige und nicht der Edle, wie der Verfasser übersetzt, welches Scherif, so wie Nedschib der Liberale heißt.

»ches auf die Bestätigung der augenscheinlichen Wahrheit des »christlichen Glaubens und auf die größere Verbreitung desselben »abzielt,« führt dem Leser das Horazische: quid dignum tanto feret hic promissor hiatu? in den Mund. Darunter stehen drey Motto, deren erstes: Mahometanism began as a Christian heresy, von Joseph Mede, so wie eine in den Noten von Sir William Jones angeführte Stelle die Benennung des Mohammedanismus als eine christliche Ketzerey rechtfertigen soll, welche der Titel in eine Erzketzerey verstärkt. Dem Recensenten fiel diese Benennung des Islams zuerst bloß als eine Sonderbarkeit auf, indem er nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche und nach den gäng und gäben Lehren der katholischen Kirchengeschichte die Moslimen bisher nie als christliche Ketzer, sondern nur als Ungläubige kennen gelernt hat. Es ist zwar wahr, daß sie sich selbst die Gläubigen[1]) nennen, und wahrscheinlich haben sie sich eben durch diese Anmaßung, vorzugsweise die Gläubigen zu heißen, von der ganzen Christenheit das Prädikat der Ungläubigen zugezogen. Die Moslimen nennen uns wohl auch mitunter Ungläubige oder Irreligiöse[2]), aber die allgemeine in allen europäischen Sprachen eingebürgerte Benennung der Giauern oder Kiafire hat nicht, wie man insgemein wähnt, die Bedeutung von Ungläubigen, sondern von Undankbaren und Verstockten, welche das Licht der Wahrheit nicht anerkennen, und dasselbe als Obscuranten verdecken[3]). Das so allgemein gäng und gäbe Wort Giauern oder Kiafir theilt das Schicksal, in seiner wahren Wurzelbedeutung, in Europa gar nicht bekannt zu seyn, mit dem nicht weniger bekannten Worte Hegira, welches im Arabischen Hidschret lautet, und keineswegs Flucht, sondern Auswanderung bedeutet. Keinem Moslimen ist es je eingefallen, den Propheten von Mekka nach Medina fliehen zu lassen, indem derselbe bloß ausgewandert; solche Auswanderungen (Hidschret) kommen in der Prophetengeschichte des Islams mehrere vor. Abraham wandert nach Harran aus, und der Name seiner geliebten Sclavin Hagar[4]),

[1]) Muminin, daher der Fürst der Gläubigen Emirol-muminin, woraus die Italiener Miramolino gemacht.

[2]) So die Türken Imansis und Dinsis.

[3]) Kiafir heißt der Verworfene, der kein Gläubiger, der die Gnade der Wahrheit nicht anerkennt. Kiafir heißt auch die Nacht, weil sie Alles mit Finsterniß bedeckt. Kamus Constantinopolitaner Ausgabe II. Bd. S. 99. Z. 13 u. 11 von unten.

[4]) حين هاجر من وطنه الى حران Chamis auf der k.k. Hofbibliothek.

im Arabischen Hadschir, heißt selbst nichts als Auswanderer. Der Recensent hat über diese Verstümmlung des Wortes Hidschret in Hegira und des Mißbrauchs der falschen Uebersetzung mit Flucht statt Auswanderung zwar der erste, aber hier nicht zum ersten Male davon gesprochen, glaubt aber bey dieser Gelegenheit das Gesagte wiederholen zu müssen, indem dieser Mißbrauch falscher Aussprache und irriger Uebersetzung selbst noch von Orientalisten fortgesetzt wird, welche, wenn sie auf diese Art der durch die Quellen der Wörterbücher augenscheinlich dargelegten Wahrheit noch länger widerstreben, wirklich den Namen philologischer Giauern verdienen. Indem Recensent also auf dem Titel des Werkes des Reverend Charles Forster den Mohammedismus als eine Erzketzerey erblickte, so befremdete ihn dieses Anfangs bloß als eine literarische Ketzerey, die aber nicht viel Aufhebens verdiene; aber sobald er sich durch die 110 Seiten starke Einleitung hindurchgearbeitet hatte, und je tiefer er sich in das Buch hineinlas, desto mehr überzeugte er sich, daß diese beyden zusammen bey tausend Seiten starken Bände bloß zur Durchführung des Paradoxes geschrieben seyen, daß der Mohammedismus wirklich nichts anderes, als eine christliche Ketzerey, und daß dieß die neue Grundlage sey, welche die augenscheinlichen Wahrheiten des Christenthums bestätigen, und die Verbreitung desselben befördern soll. Die Einleitung entwickelt breit genug diese Ansicht des Verfassers, auf welche er sich als eine neue, einerseits den Mohammedismus nicht unterschätzende, und andrerseits das Christenthum befördernde, so viel zu Gute thut, die aber dann im Verlaufe des Werkes mit orthodoxen Flegeln der anglikanischen Kirche so durchgedroschen wird, daß zuletzt die leeren Halme und Stroh und Spreu in Staub verfliegen. Gleich Eingangs kündet er sich zwar als einen presbyterianischen Glaubenskämpen wider den christlichen Erzketzer Mohammed, aber zugleich als einen liberalen Feind an, welcher dem Islam weit mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen wolle, als seine Vorgänger, die Controversenschreiber Prideaux, White, Lee, Morgan, ja sogar größere Gerechtigkeit, als die ungläubigen Sceptiker Bayle, Boulainvilliers, Voltaire und Gibbon. Keiner von diesen, meint er, habe dem Mohammedismus, selbst als einer falschen Religion, gehörige Gerechtigkeit widerfahren lassen, keiner habe das höchst merkwürdige geschichtliche Phänomen der wunderbaren schnellen Verbreitung des Islams und so langer Fortdauer desselben in der unwandelbaren Reinheit seiner Lehre bis auf den heutigen Tag auf genügende Weise erklärt. Die schnelle Verbreitung und die nun schon zwölf Jahrhunderte lange Dauer des Mohammedismus seyen zwey Merkmale, die in der

Regel nur der wahren Religion zukämen, und deren Grund also nicht in der allgemeinen Vorsicht Gottes, welcher die Welt regiert, sondern in einer ganz speziellen Fürsorge der Vorsicht zu Gunsten des Mohammedismus gesucht werden müsse; mit Einem Worte, der Teufel sey nicht so schwarz als er scheine, und gemeine Gerechtigkeit für das Hauptargument des Evangeliums sowohl, als gemeine Billigkeit für den Koran erfordern eine genaue Prüfung dieser Irrthümer *).

Für die zwey Hauptmerkmale des Islams, welche in der Regel nur wahrer Religion zukämen, nämlich: für die schnelle Verbreitung und lange Dauer der Lehre mit Erhaltung des ursprünglichen Geistes, will der Kaplan die bisher von seinen Vorgängern Paley, White und anderen gegebenen natürlichen, aus dem Geiste der Zeit und der Lehre gegriffenen Ursachen durchaus nicht gelten lassen; es scheint ihm ganz unbegreiflich, daß gerade bey der Versunkenheit im Götzendienste die vernunftgemäße Lehre von der Einheit Gottes so schnellen Eingang finden konnte, wiewohl es sehr natürlich und erklärbar, daß nach der größten Abweichung von der Wahrheit der menschliche Geist so leichter bereit, den gröbsten Irrthum abzuschütteln, und daß der in der dicksten Finsterniß Irrende auf das ihm erscheinende Licht der Rettung zueilt. Noch unerklärlicher erscheint ihm die Dauer der Lehre in ihrem ursprünglichen Geiste bis auf den heutigen Tag; für Hrn. Forster sind die Religionen des alten Asiens, welche weit länger gedauert und noch dauern, als der Mohammedismus bis heute gedauert hat, so gut als gar nicht vorhanden, das enge Pfahlwerk seiner anglikanischen Orthodoxie kennt bloß Christen, Mohammedaner und Juden; daß die letzten trotz der Zerstörung des Tempels und der Zerstreuung in die ganze Welt, trotz aller politischen Unterdrückungen und Verfolgungen, dennoch ihre Lehre bis auf heutigen Tag bewahren, können wir hier dem reverenden Herrn nicht einwenden, weil er, wie wir sogleich sehen werden, die Araber als Nachkommen Ismails, den Juden als Nachkommen Isaaks zur Seite stellt, und jenen, wenn gleich nicht in demselben Maße wie diesen, die Privilegien einer speziellen Fürsicht und Auszeichnung vor anderen Völkern der Erde zuwendet. Hier stehen wir schon gegenüber dem großen Schlachtgaul, auf dem sich der Kaplan durch seine zwey dicken Bände herumtummelt. Im alten Testamente befindet sich nämlich nicht nur eine Verheißung Gottes für Isaak, sondern auch für Ismail

*) Common justice to the general argument for the Gospel, as well as common fairness to that for the Koran, demands some examination of these errors.

und seine Nachkommen. Isaac war der legitime Sohn, Ismail von der Magd geboren; die Nachkommen von jenem hatten allen Segen der Legitimität voraus, aber die des letzten durften deßhalb nicht leer ausgehen; damit die dem Ismail gemachte Verheißung erfüllt werde, mußte in seinem Volke auch eine Art Prophet auferstehen, der, wenn er gleich kein wahrer, dennoch Gründer einer Lehre, welche durch jene, in den Augen des reverenden Herrn auf andere Weise unerklärliche beyde Merkmale wahrer Religion, nämlich durch die schnelle Verbreitung und lange Dauer ausgezeichnet ist.

»Der Segen, welchen Gott dem Abraham für seine Söhne versprach, war natürlich ein ungleicher, indem: der Sohn der Magd nicht mit dem Sohne der Freyen erben konnte *); die Ungleichheit der Theilung ist sowohl in den Worten der zwey Verheißungen, als in der wirklichen Erfüllung derselben im strengsten Verhältnisse abgemessen; die dem Isaac gemachte Verheißung ist vorzugsweise eine geistige, und sie geht auf Erden durch die Gründung eines rein geistigen Königreiches in Erfüllung. In der dem Ismail gemachten Verheißung herrscht vorzüglich zeitlicher Segen vor, und dieselbe geht also in seinem Stamme auf Erden sowohl durch weltliche als geistliche Herrschaft in Erfüllung. Isaacs Geburt war die Folge einer Verheißung, und der Messias, der Erbe und Spender dieses Segens, kam durch Verheißung. Die Geburt Ismails war nicht der Gegenstand einer Verheißung, und Mohammed, der einzige analoge Erbe und Ueberbringer dieses Segens, kam ohne Verheißung. Isaac war der legitime Samen, und ward daher in der Uebereinstimmung mit der Würde seines Geburtsrechts durch Christus, seinen Abkömmling, der rechtmäßige Verbreiter des wahren Glaubens des Evangeliums, Ismail war der illegitime Samen; und im Einklange mit dem Nachtheile seiner Geburt ward er durch Mohammed seinen Nachkommen der Erzeuger des falschen Glaubens des Korans.«

Wir haben den reverenden Herrn selbst sprechen lassen, damit die Leser dessen System aus dessen eigenen Worten beurtheilen mögen. O Bulwer! Bulwer! wie wirft sich hier die von dir deinem Volke mit so vielem Rechte vorgeworfene Erbsünde heraus! Die Nachkommen Isaacs wurden mit der wahren Religion geistig gesegnet, weil sie die Söhne der Freyen; die Ismails aber erhielten nur einen Schatten der wahren Religion, weil sie die Söhne der Magd; doch konnte ihnen weltliche Herrschaft und Macht nicht entgehen, weil ihrem Stammherrn Ismail zeitlicher Segen verheißen worden war! Warum hat sich der reverende Herr die Mühe gegeben, hierüber ein so dickes Buch zu schreiben, er hätte nach seinem Systeme die genügendste Erklärung der Macht und Herrschaft des Islams durch die Araber in zwey Worte des längst bekannten Satzes fassen können: daß die Bastarden immer

*) Brief an die Galater IV. 30.

unverdientes Glück haben. Consequent bleibt sich der Kaplan zwar durchaus in seiner bis zum Fanatismus gesteigerten Ansicht des Katholicismus, den er wie den Mohammedanismus auch als eine Erzketzerey demselben zur Seite stellt, ohne in seiner Blindheit auch nur Einen Augenblick zu bedenken, daß die Ketzerey doch nicht früher als die wahre Lehre dagewesen seyn konnte; aber in der einzelnen Anwendung seines Systems bleibt er sich nichts weniger als logisch consequent, denn nachdem er auf dem Titel selbst den Mohammedismus als eine christliche Erzketzerey angekündigt, fällt ihm auf einmal (S. 74) bey, daß man bisher die Vorzüge und Mängel des Islams mit Unrecht immer nach denen des Christenthums geschätzt habe, indem nur das Judenthum und nicht das Christenthum den Prüfstein des Mohammedismus abgeben könne *). Statt des Judenthums nimmt er aber gleich hierauf den Katholicismus her, um mit demselben die Parallele des Mohammedismus durchzuführen; nach den Angaben seiner Kirchengeschichte tauchten der Papst und Mohammed zugleich erst im siebenten Jahrhunderte auf, allein der Papst als Collectivbegriff der obersten Macht der Kirche ist ihm zu abstract, er sucht nach einem individuellen Character, den er dem Propheten an die Seite stellen könnte, und findet denselben — in wem? in niemand Anderm, als in Peter dem Einsiedler! Wenn dem Recensenten, wie einem Franzosen in seinem neuesten Romane, musikalische Phrasen einzumischen erlaubt wäre, so würde er aus dem ersten Chor von Robert dem Teufel die Noten hieherseßen:

Der Spaß ist gut, er macht uns lachen;

man höre den reverenden Herrn nur selbst: »Mohammed und Peter erschienen beyde in der Eigenschaft von religiösen Einsiedlern« (Mohammed, der Geschäftsmann der reichen Handelsfrau Chadidsche und dann ihr Gemahl, ein Einsiedler!), »und drangen sich beyde der öffentlichen Aufmerksamkeit in ihrer geistlichen (ecclesiastic) Eigenschaft auf« (Mohammed ein Geistlicher!) u. s. w.

Der Spaß ist gut, er macht uns lachen.

Es ist aber eben so viele Ursache zu weinen, als zu lachen, darüber, wenn der reverende Herr die Belege seines Beweises, daß der Mohammedismus nur eine christliche Erzketzerey und der Katholicismus auch nur eine Ketzerey, die Parallele des Mohammedismus sey, wenn er diesen Beweis nicht nur aus den

*) Judaism, and not Christianity, should, in the first place, be made the touchstone.

Stellen der Schrift über die Geburt des Sohnes der Freyen und der Magd, sondern auch aus den Stellen der Apokalypsis zu führen sucht; man glaubt wirklich eine jener protestantischen Türkenschriften des sechzehnten Jahrhunderts zu lesen, in welchen der Mohammedismus und der Katholicismus parallelisirt, und aus der Apokalypsis die Beweise geführt werden, daß der Papst der Antichrist sey. Alles dieses scheint unglaublich in unseren Tagen und in England von einem dem Lord-Bischof von Limerick als Kaplan zunächst stehenden Mitgliede der hohen Kirche. Man höre ihn nur selbst.

»Der faktische Zusammenhang zwischen den zwey Verheißungen und den zwey Geschichten (Isaacs und Ismails) ermangelt nicht der Wahrzeichen einer geistigen Correspondenz, welcher der obgesagten politischen Analogie entspricht. Spuren dieser Art sind nicht nur allein in dem Juden und Arabern gemeinen Ritus der Beschneidung anzutreffen, sondern auch in ihrer gemeinschaftlichen Erkenntniß und Erhaltung der Lehre von der Einheit Gottes, und so auch in dem gemeinschaftlichen Character ihrer götzendienerischen Abweichungen von dem Glauben und Anbetung Eines wahren Gottes.«

Um zu beweisen, daß die dem Ismail von Gott gemachte Verheißung nicht nur weltlichen, sondern auch geistigen Segen verbürge, sucht Hr. F. das beyden gemeinsame Merkmal auf, und findet, das Symbol spiritueller Begünstigung sey kein anderes als! hear! hear! die Beschneidung!

Der Spaß ist gut, er macht uns lachen.

Aber weinen möchten wir wieder über die daraus gezogene, hier mit des Verfassers eigenen Worten gegebene Schlußfolge:

»Der ursprüngliche Unterschied von Legitim und Illegitim, welcher zwischen den zwey Söhnen Abrahams bestand, durchdringt und characterisirt die ganzen Systeme der religiösen Verfassungen, welche von diesen Brüdern ausgingen. Der Sohn der Freyen führt rechtmäßig und gehöriger Maßen in die Welt eine Religion der Freyheit ein, der Sohn der Sclavin nicht weniger rechtmäßig und gehöriger Maßen gründet auf der Erde eine Religion der Sclaverey. Mit Einem Worte: Isaac, der legitime Samen, ist der Vater des wahren Glaubens, und Ismail, der illegitime, nur eine bankertartige Nachahmung desselben« (I. p.161).

Die Erscheinung Daniels (VIII. 14) von dem Widder mit den großen und kleinen Hörnern wird vom reverenden Herrn nun ganz auf das Papstthum und den Mohammedismus ausgelegt, wovon jenes durch das westliche kleine Horn, und dieses durch das östliche kleine Horn prophezeiet seyn soll *).

*) The marks, which concur to identify the Papacy and Mahometanism, with the powers symbolized by the Western and Eastern little horns of Daniel.

Der reverende Herr gibt sich sehr viele Mühe, zu beweisen, daß unter dem kleinen östlichen Horn wirklich nichts anderes, als der Prophet und seine Lehre verstanden werde; da aber dieses kleine Horn nach der englischen Uebersetzung des Verfassers einen König bedeutet von grimmigem Antlitze, der finstere Sprüche versteht *), so könnte damit vielleicht der reverende Herr selbst gemeint seyn als rex Rupilius. Die vier Engel der Apokalypse werden nach den besten englischen Auslegern als die vier seldschukischen Dynastien erklärt, aber unglücklicher Weise für diese Auslegung gibt es fünf seldschukische Dynastien und nicht vier, und der fünfte Engel der Apokalypse, der den Schlüssel aus dem Abgrunde zieht, kann ja, wie der Verfasser beweist, kein anderer als Mohammed seyn, der das Schwert als den Schlüssel des Himmels und der Hölle aus dem Abgrunde zog. Nach allen diesen sonnenklaren Beweisen ist der reverende Herr (S. 274 u. 275) dennoch äußerst ungewiß, wer denn der eigentliche Antichrist sey, Mohammed oder der Papst? Hier scheint uns denn wirklich der S. 181 angeführte Spruch des Psalmisten: I will utter dark sayings of old, durch den Verfasser in vollkommene Erfüllung gegangen zu seyn; nach seiner eigenen Erklärung sind die dark sayings of old des Psalmisten gleichbedeutend mit den dark sentences des oben angeführten Verses Daniels und: »das Verstehen finsterer Sprüche bedeutet die wahre oder angemaßte »Fertigkeit in der Auslegung geistiger Dinge.« Die hier zur Genüge dargelegte und characterisirte Ansicht des reverenden Herrn gehört doch zu dem Finstersten, was aus dem Mittelalter aufgetischt werden konnte; das ganze Buch ist eine Sammlung intoleranter, fanatischer dark sayings of old.

Wenn an dem Werke Hrn. Forsters irgend etwas zu loben und irgend etwas daraus zu lernen, so ist es wohl nichts anderes, als die Mühe, die er sich gegeben, die Parallelstellen des Evangeliums und des Korans gegen einander herauszuheben; aus dieser Zusammenstellung geht auf das klarste hervor, daß Mohammed dem Evangelium wenigstens eben so viel als dem Pentateuchus dankt, und daß er für die Christen nicht weniger Rücksicht als für die Juden hatte, und beyde durch solche Annäherung an ihre heiligen Schriften für seine Lehre zu gewinnen bedacht war. Außer den Elementen des Juden- und Christenthums hat der Islam aber auch Lehren des Magenthums in sich aufgenommen, deren Erforschung nicht minder der Gegenstand

*) A king of fierce countenance, and understanding dark sentences, so übersetzt die englische Bibel das impudens facie et intelligens propositiones der Vulgata (Daniel VIII. 24).

einer Preisfrage zu seyn verdiente, als die von Hrn. Geiger beantwortete. Die Wage der guten und bösen Werke, die Scheidungsbrücke finden sich schon in den Sendschriften, aber auch bey den alten Aegyptern. Chidhr, der vermittelnde Genius des Islams, ist kein anderer, als der Kedar der Sendschriften, der am jüngsten Tage an der Scheidungsbrücke für die Seelen fürspricht, und die Lehre von der Gehenne und dem Paradiese, das selbst ein rein persisches Wort, ist eher in Persien und im alten Aegypten, als bey Juden und Christen ins Leben getreten. Von indischen Religionsbegriffen findet sich in der ursprünglichen Lehre des Islams keine Spur, was demselben in Indien beygemischt worden, ist der Anflug späterer Jahrhunderte. Eines einzigen Inders, nämlich Baba Reten's, erwähnt die Geschichte des Islams, welcher im sechsten Jahrhundert der Hidschret aus Indien nach Vorderasien kam, und der erste die berauschende Kraft des Hyoscyamus als ein Geheimniß dem Alten vom Berge in Syrien anvertraut zu haben scheint. Die Sage von seinem Aufenthalte in den Alpen des Taurus und Amanus findet sich in der Reisebeschreibung Ewlia's, und ein umständlicher, die lächerliche Angabe mehrerer Ueberlieferungswerke: daß Reten schon zur Zeit des Propheten gelebt, und also ein Alter von mehreren hundert Jahren erlebt habe, widerlegender Artikel, füllt in der türkischen Ausgabe des Kamus (III. S. 635 u. 636) über eine halbe Seite. Wenn der Islam in der ursprünglichen Reinheit seiner Lehre von indischen Religionsbegriffen und Andachtsübungen nichts weiß, so ist derselbe doch in Indien selbst seit der Eroberung der Moslimen und der Herrschaft der Großmogule mehr oder weniger mit indischen Festen und Gebräuchen bereichert worden, und wenn gleich der Grund der Lehre an den Ufern des Bosporos und des Ganges unverändert derselbe, so unterscheiden sich doch manche der äußeren Religionsübungen, welche dort noch das Gepräge byzantinischen, hier des indischen Einflusses unverkennbar an sich tragen. Die Darstellung des Islams in Indien und das Sittengemälde der indischen Moslimen ist der Gegenstand der drey Werke (Nr. 5, 7 u. 8), welche alle drey sehr schätzbar, doch von verschiedenem Umfange und Gehalte, alle drey im selben Jahre erschienen. Hrn. Garcin de Tassy's Memoire, das zuerst im Journal asiatique bekannt gemacht worden, hat bloß aus sieben, theils ungedruckten, theils in Indien gedruckten Werken geschöpft, nämlich aus Bara Masa, d. i. die zwölf Monate, ein Lehrgedicht, wie die Fasti Ovids; aus dem Araischi Mahfil, d. i. dem Schmucke der Gesellschaft, welches eine indische Statistik von Mir Schir Ali Efsus; aus den Diwanen der Dichter Fais und Weli, deren letzter in der hindostanischen Poesie

eben so groß, als Motenebbi in der arabischen, Hafis in der persischen, Baki in der türkischen unerreicht dasteht. Aus dem Hedajetol-Islam, d. i. Leitung des Islams, welches Hr. Garcin de Tassy früher unter dem Titel Eucologe musulman übersetzt hat; aus dem zu Calcutta gedruckten, aber unübersetzten Güli Maghferet, d. i. die Rose der Verzeihung, welches eine Geschichte der moslimischen Blutzeugen bis auf den Tod Huseins zu Kerbela; endlich aus Roebucks Sammlung hindostanischer Sprichwörter. Aus diesen Quellen hat Hr. Garcin de Tassy die Feste der Moslimen, sowohl die Allen gemeinen, als die den Indiern eigenthümlichen, und Notizen über ein Dutzend moslimischer Heiligen, eingeborner Inder, zusammengestellt. Die Frau Mir Hasan Ali, aus deren Werk es nicht klar, ob sie in dem Hareme ihres Gemahls, dessen Namen sie trägt, Christin geblieben oder Moslimin geworden, ist sehr interessant und glaubwürdig über alles, was die Sitten und Gebräuche indischer Hareme betrifft: über die Ceremonien der Besuche, der Geschenke, der Vermählungen, Kindbetten u. s. w.; aber nicht so verläßlich sind ihre Quellen, besonders wenn sie bloß die Mittheilungen ihres Schwiegervaters nacherzählt; am allerwenigsten aber sind die eigenen Namen nachzuschreiben; sie entschuldigt sich selbst in dem kurzen Einleitungsschreiben, daß sie Anecdoten und Fabeln eingemischt, welche beym ersten Anblick bloße Ammenmährchen zu seyn scheinen, und daß ihre Rechtschreibung eigener Namen manchmal von der anderer Schriftsteller abweichen möge. Wir würden es bey dieser Entschuldigung aus Artigkeit gegen die Dame bewenden lassen, wenn wir nicht aus Liebe zur Wahrheit bemerken müßten, daß die eigenen Namen nicht manchmal, sondern durchaus verstümmelt, und nicht ein einziges Mal richtig geschrieben sind *).

*) Selbst den Namen des Propheten schreibt sie Mahamud statt Mohammed, und so Nudghiff statt Nedschef, Mawazoen statt Muesin, Syaad st. Seid, Mahuarum st. Moharrem, Kraabaallah st. Kerbela, Soonie st. Sunni, Shawm st. Scham (Damaskus), Shimeear st. Schemer, Usheruff st. Eschref, Mukhburrah st. Makbere, Dhie Mudgelluss st. Dih Medschalis, Mortem st. Matem, Cossum st Kasim, Musseeah st. Mersie (Todtenklage), Zeenahnah st. Senane (Frauengemach), Omir st. Omer, Maulvee st. Molla, Uschkeree st. Askeri, Kaubah st. Kaabe, Kiblaah st. Kible, Ayashur st. Aische, Dooar st. Dua (Gebet), Moonkih und Nykee st. Monkir und Nekir (die beyden Folterengel im Grabe), Mhidhie st. Mehdi, Soobhoo st. Ssubh (Morgen), Zohur st. Dhohr (Mittag), Ausur st. Aßr (Nachmittag), Muggrib st. Moghrib, Eshaa st. Adha (Nachtgebet), Jauffur

Von weit größerem Umfange und größerem Gehalte, als die beyden Werke Garcin de Tassy's und der Frau Mir Hasan Ali, ist der Kanon des Islams, welchen unter der Anleitung des englischen Wundarztes Herklots zu Madras der Eingeborne Dschaafer Scherif zusammengetragen, und der Herausgeber ins Englische übersetzt hat. Dieses Werk hält vollkommen, was der Titel verspricht, und noch mehr, indem es außer dem umständlichsten Berichte über die verschiedenen Gebräuche und Ceremonien der Moslimen in Indien von dem Augenblicke ihrer Geburt bis zu ihrer Todesstunde noch mehrere, Wiß- und Neugierigen gewiß sehr willkommene Zugaben enthält; so z. B. für die Neugierigen die kabalistischen Tafeln Abrakadabra der Dämonenbeschwörung, die magischen Kreise und talismanischen Figuren der weißen und schwarzen Magie, die Amulette und magischen Spiegel u. s. w.; für die Philologen im Anhange ein kleines Wörterbuch von siebenthalbhundert hindostanischen Wörtern, welche sich auf die Sitten und Gebräuche beziehen, und außer dem ein Glossar von einer Centurie arabischer Wörter, welche die Lehre des Islams betreffen, und deren jedes vollständig erklärt und commentirt ist. Die Wörter des täglichen Lebens sind nicht in alphabetischer Ordnung, sondern nach Materien in neun Klassen getheilt: 1) Grade der Verwandtschaft. 2) Maße und Gewichte. 3) Kleidungsstücke, männliche und weibliche. 4) Juwelen und Schmuck. 5) Speisen, und zwar fünf und zwanzig verschiedene Arten gekrüllten Reißes (Pilaw); sieben Arten von Khitschri, eine Art Eingemachtes; sechs Arten von gesottenem Reis (Tschawel); neun Arten gesäuerten und fünf und zwanzig Arten ungesäuerten Brotes oder Kuchen (Roti); eilf Arten von Braten (Kebab); sechzig Arten von Curries, d. i. mit verschiedenen Arten von Gewürzen gedünsteten Fleisches (Salun); neunzehn Arten süßer Speisen (Schirini); dreyzehn Arten von Zuckerwerk (Mithai); dreyzehn Arten von sauern Speisen (Turschi). Man sieht hieraus, daß die indische Küche ein Paar hundert verschiedene Gerichte aufzuweisen hat. 6) Musikalische Instrumente, Blas-, Schlag- und Saiten-Instrumente. 7) Spiele erwachsener Leute. 8) Kinderspiele. 9) Feuerwerke, nicht weniger als sechs und zwanzig verschiedene Arten derselben. Auch in dem Glossar sind die meisten Wörter mit lehrreichem Commentare begleitet; wiewohl viele derselben aus Mouradjea

---

st. Dschaafer, Huzerut st. Hadhret, Rumzaun st. Ramadhan, Eade st. Id (Fest), Mukhaun st. Makam (Stäte), Harshim st. Haschim, Zuckhaut st. Sekat (Almosen), Mabaarukh st. Mobarek u. s. w.

d'Ohsson hinlänglich bekannt, so enthalten doch mehrere ganz neue, die Einrichtung des moslimischen Cultus in Indien betreffende Notizen. Wir mustern hier einige derselben ihres Interesse willen: Abir, ein Räucherpulver; Abschwani, ein würziges, in warmem Wasser eingegebenes Pulver mit ihren Recepten; Amalname, das Buch der guten und bösen Handlungen jedes Menschen, von den beyden Schutzengeln, die zur Rechten und Linken stehen, aufgezeichnet; Beng, ein berauschendes Opiat mit dem Recepte *); Tschikse, ebenfalls ein wohlriechendes Pulver mit dem Recepte; und Tscheres, der berauschende Thau des Harzes. Dai (in der Türkey insgemein Oheim, das russische Dada) heißt die Hebamme, die Amme, die Kindsfrau und das Kindsmädchen, die Belehrung über den Unterhalt, Kleidung, Diät und Behandlung dieser vier Pfeiler der Kinderstube; Dal, ein rundes, Thaler großes Stück Stein, Bein oder Perlenmutter, welches die Fakire an einem Seidenfaden gebunden und an dem Knöchel des rechten Fußes tragen; Domnian, die Weiber einer niederen moslimischen Kaste, welche in den Haremen singen und Musik machen; ihr Name dürfte wohl gar mit dem lateinischen Domina verwandt seyn, welche sich in dem Namen der griechischen, moldauischen, wallachischen Prinzessinnen als Domniza erhalten hat; Dusanu Bitna, das Sitzen auf den Knien, mit dem linken unter das rechte geschlagenen Fuße; Dergiah heißt sowohl Hof, Pforte, als auch die Grabstätte der Heiligen, deren mehrere hier erwähnt werden; Fatiha Sahnek, ein Opfer mit sieben Töpfen, wobey die erste Sure des Korans hergesagt wird; Phul, die verschiedenen Arten von Blumengewinden und Sträußen, die als Geschenke dargebracht, und von denen zehn verschiedene Arten aufgezählt werden; Guraku, der für die Huka, d. i. die Tabakpfeife, deren Rauch durch das Wasser geht, vorbereitete Tabak, den verschiedenen Arten der Zubereitung desselben; Gherra ein großer, Hendi ein kleiner irdener Topf; Ispend, der Samen der Maindi, d. i. der von den Arabern Al-Henna genannten Lawsonia inermis, deren Samen bey Hochzeiten und Kindbetten in das

*) Der Verfasser schreibt پنگ statt des in allen persischen Wörterbüchern befindlichen بنگ; eben so irrig schreibt er die bekannte Formel: im Namen Gottes des Allmilden, des Allerbarmenden, Bismillah hirruhman nirruheem, statt Bismillahir-Rahmanir-Rahimi; man sieht, daß er falsch getheilt, und das R unnöthiger Weise verdoppelt hat.

Feuer geworfen wird, böse Geister abzuhalten; **Khana**, die drey Mahle (Frühstück, Mittag, Abendmahl); **Kusum**, carthamus tinctorius, mit der Anweisung zur Färbung mit demselben; **Kelimet** (nicht Kulma), d. i. das Wort, nämlich des moslimischen Glaubensbekenntnisses; **Kentschnian Natsch**, die Tänzerinnen, über ihren Unterhalt und die Aufführung ihrer Tänze; **Kentha**, das Korallenhalsband der indischen Sipahi (Seapoys); **Maadschun**, Latwerge, die verschiedenen Arten derselben; **Mesi**, ein Vitriolpulver, die Zähne schwarz zu färben, mit dem Recepte; **Miswak**, Zahnstocher vom Baumzweig und **Mendschen**, Zahnpulver; **Mebed**, das Laub des Betel; **Mersie**, die Todtenklage; **Mesdschid**, die Moschee mit ihren sieben Beamten, nämlich: 1) **Kadi**, der geistliche Richter; 2) **Chatib**, der Kanzelredner; 3) **Molla**, der Schulmeister; 4) **Naib**, sein Stellvertreter; 5) **Ferrasch**, der Auskehrer; 6) **Ghassal**, der Todtenwascher; 7) zwey Boten; **Nadeli**, ein Stein, worin ein Spruch des Korans gegraben, welcher den Kindern an den Hals gehängt wird; **Najuta**, Einladungskarte, oder das mit derselben geschickte Geschenk; **Ud**, nicht Aloe, was das Wort insgemein auf Persisch heißt, sondern **Styrax Benzoin**; **Ordh** *), dargebrachte Gabe; **Palki**, Palankin; **Pendscheri**, eine Kindbetterinnen in die Hand gegebene wohlriechende Kerze mit ihrer Zubereitung; **Sebsi**, ein berauschender Schlaftrunk mit seiner Zubereitung; **Selam**, sieben Arten desselben; **Tesbih**, Rosenkranz, mit achtzehn Arten desselben.

Der Herausgeber, Hr. Herklots, hatte noch vor der Erscheinung seines Werkes die der Frau Mir Hasan und Hrn. Garcin de Tassy's zu Gesicht bekommen, und aus denselben das seinige noch mit Zusätzen und Noten bereichert, so daß wer dieses besitzt, der beyden anderen leicht entbehren kann; indessen ist doch zu bemerken, daß die Frau Mir Hasan Ali vorzugsweise die Lehren der **Schii** und das von Herklots übersetzte **Dschaafer Scherifs** die Lehren der Sunni bespricht, das letzte aber, wie schon gesagt, bey weitem das vollständigste Gemälde nicht nur rein moslimitischer, sondern auch braminischer Religionsgebräuche, welche in Indien sich denen des Islams beygemischt haben, so z. B. gleich der erste im siebenten Monate der Schwangerschaft zu beobachtende Ritus **Setwasa**, und die Stellung, in welcher sich die Kindbetterin während der Geburt und vierzig Tage darnach halten muß. Bey Gelegenheit der Benennung der Neugebornen, welche entweder am Tage der Geburt selbst oder acht

*) عرض nicht عرس, wie der Verfasser ganz irrig schreibt.

Tage darnach Statt hat, commentirt der Herausgeber weitläufig die Eintheilung der Moslimen in Indien nach ihren Stämmen und nach ihren Secten, jede vierfach. Nach den Stämmen sind sie Abkömmlinge von Seiden, d. i. Prophetenverwandten, Scheichen, Mongolen und Patanen oder Afghanen; die Seide theilen sich nach ihrer Abstammung von Hasan Hussein oder den anderen Weibern Ali's in drey Klassen: 1) Hasani, 2) Huseini, 3) Alewi; die Scheiche ebenfalls in drey Klassen: 1) in Koreischi, die Prophetenverwandten oder eben genannten Seide; 2) die Ssidiki, welche von Ebubekr Eß-ßidik, d. i. dem Wahrhaftigen, und 3) Faruki, welche von Omar El-Faruk, d. i. dem Entscheidenden, abstammen; man sieht, daß der dritte Chalife Osman in dieser Eintheilung leer ausgeht. Die Mongolen sind entweder Irani, d. i. Perser, welche alle Schii; oder Turani, d. i. Türken, welche alle Sunni; eine ethnographisch eben so unrichtige Benennung, als die der Tataren in der Krim, indem Türken und Perser keine Tataren oder Mongolen sind. Keinen besseren Grund hat die Ableitung des Namens der Patanen vom arabischen Worte Fatihan, d. i. die Eroberer, welchen Namen der Prophet seinem tapferen Feldherrn Chalid Ben Welid beygelegt haben soll. Chalid erhielt in der Schlacht von Mauta den Beynamen des Schwertes Gottes, aber von dem Beynamen Fatih (und noch weniger von dem persischen Plural Fatihan) wissen die Quellen der Prophetengeschichte nichts. In der Türkey heißt eine Art noch aus den Zeiten der Eroberung stammende Landmiliz Ewladi Fatihan, d. i. die Kinder der Eroberer, aber diese haben mit Chalid, dem Sohne Welids, eben so wenig etwas gemein, als die Patanen. Außer den zwey Hauptsecten, den Sunni (die Orthodoxen) und Schii (die Heterodoxen), bestehen in Indien noch zwey andere, diesen beyden herrschenden sehr verhaßte, minder zahlreiche Secten, nämlich die Newaitai und Gir Mehdi; daß die letzten dem Mehdi, d. i. dem den jüngsten Tag in einer unterirdischen Grotte erwartenden zwölften Imame anhängen, spricht ihr Name aus. Der Ursprung der Newaitai liegt aber sehr im Dunkeln, ihr Name soll aus Newaiende oder Newamede, d. i. die Neuangekommenen, verstümmelt seyn, aber die Ursachen, welche die Beylegung dieses Namens herbeygeführt haben soll, sind fabelhaft. Die zwey Gebräuche Betti und Tschetti, jener am dritten, dieser am sechsten oder siebenten Tage des Kindbettes beobachtet, und beyde sowohl von Dschaafer Scherif, als von der Frau Mir Ali Hasan beschrieben, sind ebenfalls, wie der Name zeigt, indisch; moslimisch hingegen ist Tschila, d. i. die Feyerlichkeit des vierzigsten

Tages nach der Geburt, das Hervorgehen der Kindbetterin, ein Fest für den weiblichen Theil der Familie, an welchem die Verwandten der Mutter Geschenke bringen, an welchem Hidschraji, d. i. Eunuchen, Musik machen und Tänzerinnen tanzen. Es gibt zweyerley Arten moslimischer Tänzerinnen, die einen setzen zu ihrem Namen das Wort Bai, die andern das Wort Bachsch hinten nach; Hakika heißt das Opfer der Kindbetterin; an diesem Tage und an dem folgenden wird die Feyerlichkeit Munden, d. i. des ersten Haarscheerens, am Kinde vorgenommen. Der Kopf des Kindes wird mit einer Safran- oder Sandel-Tinctur gewaschen, das Haar mit Mehl und Zucker bestreut, mit Milch und geschmolzener Butter begossen und ein Fatiha (die erste Sure des Korans) im Namen Chisrs (des Hüters des Lebensquells) darüber hergesagt; auch wird am vierzigsten Tage (Tschehel) das Kind feyerlich in die Wiege (Gehware) gelegt. Wenn das Kind vier Monate alt, die Hände zusammenschlägt, heißt es: es bildet Leddus (eine Art Krapfen oder süße Kuchen), womit die Familie bewirthet wird; wenn es sieben Monate alt, hat die Ceremonie Tschetano Statt, wo man dem Kinde, welches bis dahin nur die Milch der Mutter genossen, das erste Mal eine Art Koch einstreicht; Dant Nikelna heißt das bey Gelegenheit des ersten Zahns gefeyerte Fest; Mutthi Bandna, eine Feyerlichkeit, wann das Kind zum ersten Male seine Faust schließt, und Kan Tschaidana, das Fest der am zweyjährigen Mädchen vorgenommenen Durchbohrung des Ohrläppchens. Alle diese Namen sind indisch, und die Feyerlichkeiten also, das hiebey hergesagte Fatiha ausgenommen, keineswegs moslimischen Ursprungs; ihren arabischen oder persischen Ursprung hingegen verrathen die Namen der folgenden Ceremonien und Feyerlichkeiten: Daawet, die Einladung, welche durch Uebersendung von Iladschi (Cardamomus) geschieht; die Ueberbringerin der Einladung bestreicht der eingeladenen Frau, wenn diese die Einladung annimmt, Nacken, Magen und Rücken mit Sandel, legt ihr Zuckerkandel und Cardamome ins Maul, die gebetenen Gäste bringen Geschenke (Mendscha), nämlich Hensli oder Tok *), d. i. ein goldenes oder silbernes Halsband; Kerra, silberne Arm- oder Knöchelringe; Kurte, ein

*) Im Glossar ist Tok fehlerhaft توق statt طوق geschrieben; der Plural des letzten ist اطواق, Atwak, wie aus Atwakes-seheb, die goldenen Halsbänder, dem Titel eines berühmten gnomischen Werkes Samachschari's, erhellt.

Hemde; Topi, eine konische Mütze (das französische toupé); Seri, ein weißes oder gefärbtes, mehr als einmal um die Lende geschlagenes Tuch, dessen eines Ende zum Knöchel niederhängt, das andere über die Schulter geschlagen wird; Tscholi, eine Art eng anliegender Spenzer, Pansupiari, ein Gemische von Betellaub, Arekanuß, Aneis, Coriander, Cardamomus; Phul, d. i. aus wohlriechenden Blumen gepreßtes Oel und Sandel. Auch hier wirft sich die bey tatarischen Geschenken so beliebte Neunzahl heraus. Der jährliche Geburtstag der Kinder ist ein großes Familienfest, wobey alljährlich an einem eigens dazu mitgebrachten rothen Faden ein Knoten geknüpft, und zu Ehren Mohammeds oder Noe's ein Fatcha gebetet wird; diese Festlichkeit heißt auf persisch Salgiri (Jahresnehmung). Wenn der Knabe oder das Mädchen vier Jahre, vier Monate oder vier Tage alt, erhält es den ersten Unterricht durch das Aussprechen und Lesen des Bismillah, d. i. der Formel: Im Namen Gottes (des Allmilden, des Allerbarmenden), welche allen Suren vorgesetzt ist. Die Ceremonie des ersten Prinzenunterrichts ist ein stehender Artikel in der osmanischen Reichsgeschichte, und das erste Blatt der vor drey Jahren ins Leben getretenen türkischen Staatszeitung enthält die Feyerlichkeit des ersten Unterrichts des fünfjährigen Prinzen S. Mahmuds. Nach dem Bismillah folgt die Fatiha, d. i. die erste Sure des Korans, und nach derselben die fünf ersten Verse der sechs und neunzigsten, der ersten dem Propheten vom Himmel gesandten: »1) Lies »im Namen deines Herrn, der dich erschaffen; 2) er hat den »Menschen aus geronnenem Blute erschaffen; 3) lies: dein Herr »ist der Geehrte, 4) welcher den Menschen durch die Feder lehrte, »5) und ihm Kenntniß von dem, was er nicht gewußt, gewährte.« Der Lehrling schreibt das Bismillah mit einer in Safran- oder Sandelauflösung getauchten Feder, er selbst ist ganz gelb gekleidet; die Sure Fatiha, auf rothem Papier geschrieben, wird ihm auf goldenem oder silbernem Teller dargereicht; dann folgt die Bewirthung mit Leddus (Kuchen), über welchen zuvor das Fatiha gesprochen worden, mit Pilaw, Currey und Kebab (Braten) von allen Arten. Das den Knaben eigene Fest ist das der Beschneidung (Chatan), welche, wie aus den osmanischen Reichsgeschichten bekannt, nicht minder feyerlich, als die Hochzeit der Mädchen begangen wird, und auch mit den Vermählungsfesten den gemeinsamen Namen von Sur, d. i. Hochzeit, führt; Suri chatan ist die Beschneidungshochzeit, und Suri nikiah die Vermählungshochzeit, und die bey der einen und anderen gegebenen, durch mehrere Tage dauernden Belustigungen und Feste werden als Schmerzengeld betrachtet. Nachdem der Unterricht

mit der Lesung der ersten Sure des Korans begonnen, wird in der Lesung desselben fortgefahren; der Tag, wo der Knabe denselben vollendet, ist ein Familienfest. Die männlichen Verwandten werden durch mündliche Botschaft, die weiblichen durch die Sendung von Iladschi Cardamomus eingeladen. Der Knabe liest dann das Fatiha, dann einige der erhabensten Verse der zweyten und fünf und funfzigsten Sure, und endlich aus der sechs und dreyßigsten, welche sich wohl für das Ende des Unterrichts schickt, indem ihre Verse das von den Imamen den in den letzten Zügen Liegenden vorgesagte Sterbegebet, eine Erinnerung des Todes, welcher (nach Horaz ultima linea rerum) nach Mohammed als Prediger und Leser genügt. Hierauf erhält der Lehrer ein Geschenk, welches auch der Fall an den vier großen Festen des Jahres, dem Fastenende (1. Schewwal), dem Opferfeste (10. Silhidsche), welche zu Konstantinopel der große und kleine Bairam heißen, am letzten Mittwoch des Monats Ssafer, und am 14. Schaaban in der Nacht der Privilegien oder Diplome (Berat), in welcher die beyden Schutzengel des Menschen die Rollen der guten und bösen Thaten alljährlich ins himmlische Archiv abgeben, und dafür neue erhalten. Auch die Mannbarwerdung sowohl der Knaben als Mädchen wird als ein Familienfest gefeyert. Nun folgt der Unterricht in den fünf Säulen des Islams (das Glaubensbekenntniß, das Gebet fünfmal des Tages, die Faste im Ramasan, das Almosen und die Wallfahrt nach Mekka). Die von dem Uebersetzer beygesetzten landesüblichen Namen sind halb arabisch, halb indisch *). In diesem Abschnitte ist nichts, was nicht schon aus d'Ohsson und über die Wallfahrt insbesondere aus Burckhardts Reise in Arabien bekannt wäre. Weit umständlicher hingegen ist die in eilf Abschnitten des vierzehnten Kapitels gegebene Beschreibung der Vermählungsceremonien. Die Astrologie spielt bey moslimischen Heiraten in Indien keine mindere Rolle, als in China; der Verfasser theilt eine nach den sieben Planeten, vier Elementen und zwölf Himmelszeichen combinirte Glückstafel mit, so wie früher bey der Geburt des Kindes eine ähnliche horoscopische. Bey dem feyerlichen Begehren um die Braut und dem Verlobniß wird Betel gekaut, Zucker und Kuchen gegessen, die Thürschwelle unter feyer-

*) Besonders ist die alttürkische, aber auch im Neutürkischen als Bildungssylben von Adjectiven gebräuchliche Artikel Ki auffallend, welche keineswegs mit der persische Substantive bildenden Artikel Gi zu verwechseln ist, so heißt das Morgengebet Fedschr ki nemas, das Abendgebet Maghreb ki nemas, als wenn man auf türkisch sagte: Fedschrdeki olan nemas, Maghrebdeki olan nemas.

licher Ceremonie betreten, und Salz gekostet. Jede dieser Ceremonien hat ihren eigenen Namen. Ein Paar Tage oder auch ein Paar Wochen sitzen Braut und Bräutigam im Staate, und werden mit indischem Safran (Curcuma longa, auf englisch Turmeric) eingerieben. Diese sowohl als die meisten der folgenden Ceremonien sind rein indisch. Am Vorabend der obigen Einreibung des Curcuma wird Peti gefeyert, d. i. ein mit Blumenguirlanden umwundener, und um den Wuchs der Braut vorzustellen anmuthig gebogener Granatenzweig wird in einem, mit ungesottenem Reis gefüllten Topf gesteckt mit verschiedenen Früchten und Süßigkeiten umgeben; Sänger singen die ganze Nacht die Legende Seid Mesud Ghasi's von seiner Geburt bis zu seinem Martyrthum. In der Frühe trägt der Bräutigam, von den singenden Fakiren begleitet, den Topf mit dem Zweige auf den Schultern zum Fluß, auf den man ihn hinabschwimmen läßt; am Abend desselben Tages wird das eigentliche Hochzeitsschiff (Dschihas) vom Stapel gelassen. Dieses ist entweder eine Art von Stuhl, an dessen vier Füße Kürbisse angebunden sind, oder ein aus Bambus geflochtener Nachen, mit Früchten und Blumen behangen, mit Zucker, Betel und einer brennenden Lampe von geschmolzener Butter befrachtet. Der Bräutigam trägt dieses Vermählungsboot unter Fackelbegleitung auf dem Kopfe an das Ufer des Flusses, wo es flott gemacht wird. Von dem Tage der Safraneinreibung schickt die Braut täglich dem Bräutigam ein aus mehreren Gerichten bestehendes Frühstück.

In keinem ethnographischen Werke befindet sich eine so ausführliche Beschreibung von Vermählungsfeyerlichkeiten, wie diese; in den osmanischen Reichsgeschichten füllt zwar die Beschreibung der Beschneidungs- und Vermählungshochzeit viele Blätter, und es bestehen eigene Werke darüber; aber dort handelt es sich nur von den bey dieser Gelegenheit gegebenen Festen und Belustigungen; hier ist aber von den ins Kleinste gehenden Ceremonien gewöhnlicher Hochzeiten die Rede; es ist kaum möglich, daß die chinesischen noch ceremoniöser seyen, und wir können hier nur auf dieses Kapitel verweisen, welches nicht weniger als fünf und sechzig Seiten füllt. Mit gleicher, in die kleinsten Details eingehender, und alle Gegenstände mit ihren indischen Namen benennenden Genauigkeit sind die Feste des Moharrem (des ersten Monats des moslimischen Jahres), in dem folgenden Hauptstücke beschrieben. Alle persischen Reisebeschreibungen sprechen von dem Feste der Todtenfeyer, der Weheklage über Husein's Martyrthum am Tage Aaschura (10. Moharrem); aber nirgends ist das Gemälde wie hier ins Kleinste ausgemalt. Nach einer aus den besten Quellen gezogenen kurzen Geschichte der Vergiftung

Hasan's zu Medina und der Erdurstung Husein's auf dem Schlachtfelde von Kerbela werden die Feyerlichkeiten der ersten neun Tage des Moharrems beschrieben, welche nur Vorbereitungen zum Trauerfeste des zehnten. Es werden besondere Trauerhäuser erbaut, welche Aaschurchane heißen, und mit allen Requisiten dieser großen Trauer versehen sind, nämlich mit Fahnen, Särgen, glänzenden Schirmen, Borraken, d. i. geflügelte Pferde mit Menschengesichtern, als Ebenbild des Wunderthieres, auf welchem der Prophet die nächtliche Himmelfahrt vollbrachte; vor jedem dieser Trauerhäuser wird ein runder Brunnen gegraben, in welchem täglich Feuer angezündet wird, um welches Alte und Junge mit Stöcken und Schwertern springen, und in einem fort o Ali! o Ali! Schah Hasan! Schah Hasan! Schah Husein! Schah Husein! Hai dost! Hai dost! d. i. Hey Freund, Hey Freund! unaufhörlich wiederholen; einige, die sich hiezu verlobt, springen durch das Feuer; andere, nachdem die Flamme verlöscht, in den Kohlenbrand und wieder heraus; die Weiber schreyen Hey! Hey! Alle drey! (Ali, Hasan und Husein), Schah Dschowan! Schah Dschowan! d. i. Fürst der Jugend, in Blut, in Blut! gefallen! gefallen! Tod! Tod! und zuletzt nur einmal in langgedehntem Rufe: o Ali! Am dritten oder vierten Tage wird das Trauerhaus mit Teppichen, Tapeten, Gewölbdecken, Hangleuchtern, Bodenlampen, Wachskerzen, mit Geländern und Rändern für Räucherkerzen, mit Fischen aus Papier oder Flittern, mit Straußeneyern, künstlichen Blumen, Springbrunnen, Fahnen und Standarten ausgeschmückt. Besonders spielen die Fahnen und Standarten eine große Rolle; die indischen königlichen sind zweyerley: Mahi, d. i. die Fischstandarten, so genannt, weil sie aus einem goldenen oder silbernen Fische bestehen, der auf einer hohen, durchaus mit reichem Stoffe umwundenen Stange getragen wird; die zweyte Art sind die Muretteb (geordneten oder aufgeputzten), welche aus einer, auf einem Bambusrohre befestigten Flagge bestehen, und welche ebenfalls mit Tasch, d. i. Gold- oder Silberstoff, Bedele, d. i. Seidenstoff, Mokeisch, d. i. Gold- oder Silberfaden, Serbeft, d. i. Goldgewebe, und Tafta, d. i. Taft, geschmückt sind; diese letzten, die eigentlichen Fahnen der Regimenter, werden denselben auf Elephanten vorgetragen. In Nachahmung dieser königlichen Standarten und Fahnen werden eine Menge Fahnen der Familie Ali aufgepflanzt, welche Pendsche heißen. Pendsche, der persische Name für Faust, wird im osmanischen Reiche insgemein für Namenszug oder Unterschrift gebraucht *); hier aber ist es im eigentlich-

*) Gesch. des osman. Reichs VII. 129.

sten Sinne für die Hand gemeint, und knüpft sich als Standarte an die main de justice der alten französischen Könige; diese Fahnen heißen: 1) die Hand Haider's, d.i. des Löwen (ein Name Ali's); 2) die Hand Murtesa's, d.i. des Auserwählten (Ali's); 3) die Hand des Löwen Gottes; 4) die Hand des Kundmachers der Wunderwerke; 5) die Hand des Lösers der Schwierigkeiten; 6) die hasanische; 7) die huseinische; 8) die der Fatima; 9) die des Abbas; 10) die Kasim's; 11) die der zwölf Imame; 12) die Sulfikars (des Schwertes Ali's). Sie werden auf vergoldeten oder versilberten, mit reichen Stoffen umwundenen Stäben vor dem Trauerhause aufgesteckt, und vor jede derselben Murschhel, d. i. Fächer, um die Fliegen abzutreiben, und Udsus, d.i. Kohlenheerde, um Aloe zu verbrennen, aufgerichtet. Auf der andern Seite dieser Handfahnen ist öfters der Fuß des Propheten abgebildet, so daß sie wirklich Hand und Fuß haben. Bey der Aufpflanzung wird ein Fatiha über Zucker und Sorbet gebetet, und diese dann unter die Armen vertheilt; alle Abend wird vor denselben der Koran gelesen, in der Nacht die Legenden aus dem Rausatusch-schuheda, d. i. der Garten der Märtyrer, von Husein Kaschifi gelesen, und Todtenklagen (Mersije) abgesungen; diese Vigilien heißen Schebbaidari. Am siebenten Tage des Trauerfestes (oder am fünften, nach der Frau Mir Hasan Ali Bericht) setzt sich die Fahne Kasim des Märtyrers, welche von den übrigen mit einem kleinen goldenen oder silbernen Schattendache ausgezeichnet ist, die erste in Bewegung; sie wird von einem Handpferde getragen, oder wenn man kein Pferd bestreiten kann, von einem zu Fuß wie ein Wahnsinniger hin und her rennenden Fähnrich. Die Bajaderen singen Todtenklagen, und Alle rennen der Fahne nach, indem sie wie Wahnsinnige Dulha! Dulha! d.i. der Bräutigam! der Bräutigam! schreyen, weil Kasim am Morgen der Schlacht von Kerbela unmittelbar vor seinem Martyrtode vermählt ward. Die Fahne Kasim's besucht die andern Trauerhäuser, und kömmt dann nach Hause, wo der Träger derselben wie ein Todter behandelt, auf die Bahre niedergelegt, und über ihn Weheklage geheult wird. Der mit einem Fatiha eingesegnete Scherbet heißt die Kriegslimonade, und wird unter die Fakire ausgetheilt.

An demselben Tage, wo die Fahne auszieht, hält auch die heilige Lanze ihren Umgang, am Ende derselben wird ein Turban aufgesteckt, welcher den Kopf Huseins vorstellt, der auf diese Art auf Jesids Befehl auf einer Lanze aufgesteckt herumgetragen ward; öfters hängen von einem am Ende derselben befestigten Querholze noch zwey Schwerter herab; der Träger der Lanze wird in jedem Trauerhause mit Asche vom Aloeherde bewillkommt,

die er sich und seinen Kindern einreibt, und öfters davon ißt. Die Lanze wird bey ihrer Rückkehr vor dem Trauerhause aufgesteckt, und wenn die Särge und Fahnen ausziehen, wird sie immer vorausgetragen; am selben Tage Abends ziehen die anderen Fahnen (Hasan's, Husein's, Fatima's, Sulfikar's) unter großem Wehgeheule aus, und ihnen folgt der Nal Ssahib, d. i. Freund Hufeisen; ein aus Gold, Silber, Stahl, Kupfer, Erz oder anderen Metallen verfertigtes Hufeisen, welches das des schnellen Renners Huseins vorstellt; mit diesem Hufeisen rennen die Träger, den Lauf des Renners vorstellend, so heftig hin und her, daß sie auf dem Wege alles, was ihnen aufstößt, niederstoßen; mit ihnen läuft und rennt eine Menge von Begleitern mit Parasolen aus Papier oder Flittern auf einem Bambusrohre; von dem Sonnenschirme hängen ein Paar Stricke nieder; das untere Ende des Bambusstockes wird an den Gürtel gestemmt, mit der einen Hand gehalten, in der andern der Strick, womit das Gewicht des Parasols künstlich balancirt wird; so oft der Träger des heiligen Hufeisens Halt macht, bleiben auch die Begleiter stehen, und schütteln ihre Parasole über dem Haupte desselben. Viele Frauen verloben sich zu dem heiligen Hufeisen mit dem Gelübde, daß wenn sie einen Sohn bekommen, derselbe auch als Begleiter der Prozession mitrennen soll. Am Abend des achten und neunten Tages ziehen die andern Fahnen auf dieselbe Weise aus, am Abend des zehnten Tages aber alle Särge und Fahnen, die Fahne Kasim's ausgenommen, und halten Schebgescht, d. i. nächtlichen Umgang. Die Straßen sind beleuchtet, und auf ausgespannten weißen Tüchern werden durch Zauberlaternen Schlachtstücke und dergleichen vorgestellt. Der Tabut, d. i. der Sarg, oder die Taasije, d. i. die Bahre, welche in dieser nächtlichen Prozession herumgetragen wird, ist weder ein Sarg, noch eine Bahre im wahren Sinne des Wortes, sondern ein aus Bambusrohr und Papier verfertigtes Ebenbild des Mausoleums Husein zu Kerbela mit seinem Dome; inwendig sind zwey Gräber, die Hasan's und Husein's vorstellend, und Lampen, welche das Ganze erleuchten. Manche verfertigen dieses Mausoleum aus farbigem Wachs, das auf dem Wege immer mit Wasser besprengt wird, damit es von der Hitze der Fackeln nicht schmelze; manchmal stellt das Mausoleum nicht das Husein's von Kerbela, sondern das des Propheten zu Medina vor; es wird bald aus den kostbarsten, bald aus den gemeinsten Materien verfertigt, aus Elfenbein, Ebenholz, Sandel-, Cederholz, goldenem, silbernem Filagran, bis herunter zu Papier und Bambus; manche tragen statt des Mausoleums einen Schahnischin, d. i. Königserker oder Dadmahall, d. i. Gerechtigkeitspallast, herum;

dieses stellt einen Pallast vor, in welchem Fahnen aufgepflanzt sind, und an dessen vier Enden sich Laternen drehen, so daß das Ganze auch Tscharchi Fanus, d. i. kreisende Laterne, heißt. Einige umgeben die Mausoleen und Fahnen mit Schirmen von Frauenglas, welche Tutian heißen, und von denen die vor denselben angezündeten blauen Lichter mit unbeschreiblicher magischer Wirkung zurückgespiegelt werden. Viele hunderttausend Rupien werden jährlich auf die Verfertigung solcher Lichtschirme verwendet, welche besonders zu Haiderabad üblich sind. Einige richten in dem Trauerhause noch künstliche Bäume mit Blüthen, Früchten, Eichkätzchen und anderen Thieren auf, welche von der staunenden Menge angegafft werden; auch Figuren von Menschen in allerley Stellung, betende, stehende, sitzende, wachhaltende, allerhand Vögel und Thiere; in manchen dieser Trauerhäuser sitzt auf einer Estrade eine weibliche Figur, welche Reis mahlt. In der Nacht des siebenten Moharrem wird der Borak, d. i. das Ebenbild des Prophetenhippogryphen, zwey oder drey Fuß hoch von Holz, auf das schönste bemalt und ausgeschmückt, von dem Hause des Malers nach dem Trauerhause unter Fackelbegleitung getragen. Während der dreyzehn Tage, als das Trauerfest dauert, fasten die Frömmeren, alle aber sind besonderer Reinlichkeit beflissen; am fünften Tage legen die meisten das Halsband der Banwafakire an, welche aus Trauer über Hasan's und Husein's Tod Fakire geworden; dieses sonst härene Halsband wird für diese Gelegenheit aus grünen und rothen Fäden geflochten; das Grün bedeutet die Farbe des Leichnams des durch Gift gestorbenen Hasan, das Roth den blutigen Martyrtod Husein's. Dieses ist eine ganz neue Erklärung der Vorliebe der Moslimen für Grün und Roth, welches, wie bekannt, auch die Lieblingsfarben der Türken, wiewohl diese keine Schii sind. Die Fakire legen (die meisten am fünften Tage des Festes) besondere Kleider an, in welchen sie als eigene Charaktere figuriren, so daß das Ganze eigentlich eine Trauermaskerade dieser Bettelbruderschaften. Der Verfasser gibt umständliche Kunde von nicht weniger als sieben und vierzig derselben, von denen wir hier nur die sieben letzten anführen wollen: 41) Tschindereschah (King Ragamuffin), d. i. der Lumpenkönig, ganz mit Lumpen behangen; 42) Chinderschah (Tatterdemalion, or King Clout), d. i. der Tattermann, acht oder zehn lumpichte Kerle mit Halsbinden aus Fetzen prügeln sich einander, und rollen sich dann auf der Erde vor dem Trauerhause; 43) Gelif Schah (King Filth), d. i. der Nachtkönig, mit einem schwarzen Flecke an der Stirne gezeichnet, ganz mit Honig überstrichen, um die Fliegen anzuziehen, satyrische Verse singend; 44) Ritsch

Schah (King Bear) schreckt als Zottelbär Weiber und Kinder; 45) Burr Burruk Schah (King Double-drum) mit ungeheurem Turban, eine Burburka, d. i. eine doppelte Trommel, in der Hand führend; 46) Marwari stellt einen marwarischen Handelsmann vor mit einer langen Feder hinter dem Ohr, einem Rechenbuche in der Hand, mit ein Paar versiegelten Säcken mit Scherben, statt der Säcke mit Goldstücken; sie sprechen und schachern auf marwarisch zur großen Belustigung der Zuhörer; 47) Unt Schah, d. i. Königskamehl; in einem aus Bambusrohr und Papier verfertigten Kamehl steckt der Fakir, dessen obere Hälfte den auf dem Kamehl sitzenden Mann vorstellt, wie unsere Kavallerie zu Fuß auf dem Theater.

Die Frau Mir Ali Hasan beschreibt ebenfalls das Trauerfest, doch nicht so umständlich, und mit einiger Verschiedenheit der Benennungen; so heißt bey ihr das Trauerhaus Imambare, wörtlich die Imamsbahre, welche Benennung in Persien die gewöhnlichere zu seyn scheint; und Tasije, d. i. die Trauer, nennt sie den Sarg, der insgemein Tabut heißt; sie bemerkt, daß die Erbauer solcher Trauerhäuser oder Todtenkapellen zum Andenken des Martyrthums Husein's dieselben nicht selten als Mausoleen für ihre ganze Familie bestimmen, wiewohl diese insgemein Makbere, d. i. Grabstätten, genannt, meistens auf sehr ins Auge fallende Stellen gebaut, ihrer endlichen Bestimmung nach von der Imambare verschieden sind. Die jeden Abend gehaltene Trauerversammlung heißt Medschlis, und einer der in der Stadt beliebtesten Molla liest die Legende des Martyrthums Husein's entweder aus dem Garten der Martyrer Kaschifi's, oder aus dem persischen Werke Dih Medschali's, d. i. die zehn Versammlungen. Die Verfasserin beschreibt als die festlichste der Nächte die des siebenten Moharrems, welche die Nacht von Maindhie (Alhenna) heißt, und die Hochzeit Kasim's vorstellen soll; es ist dieselbe nächtliche Prozession, welche bey Herklots Schebgescht heißt; die Verfasserin war zu Leknau Augenzeugin der festlichen Sendung des Maindhie, welches der erste Minister von Aud an das Imambare des Königs sandte; die Wände der Trauerkapelle waren mit Spiegeln und farbigen Gläsern bedeckt, die herrlichsten Kronleuchter, deren einer mit hundert Wachskerzen strahlte, wechselten mit farbigen Lampen ab, deren blaue, grüne und rothe Flammen über das Ganze eine magische Beleuchtung ausgossen; in der Mitte stand der Sarg aus grünem Glas, zu dessen Rechten ein ungeheurer Löwe und zur Linken ein ungeheurer Fisch. Löwe und Fisch sind in Indien (wie die Note S. 77 bemerkt) seit der mongolischen Herrschaft Symbole der obersten Herrschergewalt, aber der Fisch

kömmt ja schon in dem Paniere Kamadiu's, des indischen Gottes der Liebe, vor. Das Minber (die Rednerkanzel) dieses königlichen heiligen Grabes war ganz von Silber; über dreytausend Köpfe war das Gefolge der Prozession stark, welches die verschiedenen Trachten von Maindhie, Früchten, Zuckerwerke, Blumengewinden und andere gewöhnliche Hochzeitsgeschenke begleitete, alle für die Hochzeit des Martyrs Kasim gemeint; Banden von Musikanten, Fackelträgern machten den Zug fröhlich und hell; die Herren vom Hofe stiegen ab, und gingen mit den Trachten der Geschenke und mit dem Duldul (welches der Name des Maulesels Mohammeds, hier aber ein edler Renner, das Leibpferd Kasim's vorstellte) hinein, um mit demselben die Runde um den Sarg zu machen; hier wurden die Trachten der Geschenke sammt dem Palankine u. s. w. niedergelegt, bis zum zehnten Tage des Festes, wo sie herausgenommen werden, um den Schah bey der Prozession der Grablegung ins heilige Grab von Kerbela zu begleiten. An diesem Tage, dem Todestage Husein's, eröffnen die heiligen obgenannten Fahnen den Zug; ihnen folgt eine Musikbande; dann der Schwertträger, der auf einem schwarzen Stabe den umgekehrten Bogen mit funkelndem, an dem Querholze aufgehangenen, Säbel trägt; zu seinen beyden Seiten Träger von schwarzen, hohen Stangen, von denen lange Flaggen schwarzer, ungesponnener Seide niederströmen, um Trauer und Verzweiflung auszudrücken; dann Duldul mit all der feyerlichen Begleitung, wie wenn der Schah ausreitet; voraus ein Mann zu Pferde mit dem Sonnenpanier (Afitabe, nicht afthandah, wie die Verfasserin irrig gehört und geschrieben); dieses ist ein großer, zwey Klafter im Durchmesser messender Reif, mit rothem Sammt überspannt, auf dessen beyden Seiten eine flammende Sonne gestickt, und dessen Einfassung mit reichen goldenen und seidenen Zotteln die Flammen der Sonne vorstellt; wohlgekleidete Stallleute führen die Zügel des Pferdes. Der Träger der Pfauenfedern, welcher sowohl auf den ägyptischen als persepolitanischen Monumenten zu sehen, und der königliche Sonnenschirm über den Kopf des Duldul gehalten; dann Furiere oder Herolde (Tschopdar, nicht chobdhaahs) mit langen silbernen und goldenen Stäben. Die Träger goldener und silberner Fische, die Herkare, d. i. Läufer und Eilboten, welche kleine, dreyeckige Paniere mit silbernen Griffen tragen; der Sonnenschirm (Tschete oder Tschadir) ist ein ausschließliches königliches Attribut, dessen sich neben dem Schah nur der englische Resident (als von gleichem Range) bedienen darf; so wie der Pfauenfächer (Tschauri) und die Huka, d. i. die Vorrichtung zum Tabakrauchen, wo der Rauch mittels langen biegsamen Schlauches durch das Wasser

gezogen wird (in Persien Kaliun, in der Türkey Nargile genannt). Der Sattel Duldul's ist mit Husein's Panzerwamms, goldenem Turban, einem reich mit Juwelen besetzten Schwert und goldgestickter Scheide geziert; dann Rauchfaßträger, welche an goldenen und silbernen Ketten die Rauchfässer in die Luft, und dieselbe mit Weihrauch durchdüften; nach ihnen der Sänger der Todtenklage (Mersie nicht Musseeah), welcher eine oder ein Paar Strophen singt, während das Gefolge barkopf und barfuß sich Stroh und Spreu auf den Kopf streut, und ungeheuer heult, um den Schmerz der Klage auszudrücken. Nun folgt erst der Sarg Husein's, über welchen auf Silberstangen ein grüner, goldgestickter Baldachin getragen wird, wie dieses bey den indischen Begräbnissen der Großen Sitte; hierauf das Modell des Grabes Kasim's, ebenfalls unter einem Baldachin; dann der Palankin und das silberne Gefäß mit Sandelholz (Tschendel und nicht chundale); die Trachten mit Maindhie, die künstlichen Blumen von Glimmer (Ebrek, d. i. mica) und die andern Zugehöre indischer Hochzeit; dann die Kamehle und Elephanten, die Zelte und Gepäcke Husein's, welche den Marsch von Medina nach Kerbela vorstellen; die auf dem Rücken der Elephanten sitzenden Hofdiener theilen Brot unter die Armen aus, wobey sich die Verfasserin der Bohnen der englischen Charfreytagskuchen erinnert.

Bey Herklots wird noch eine besondere Art von Gelübde beschrieben, welche nur während dieses Festes Statt haben, und Lenger Nikalna, d. i. das Nehmen des Ankers, heißen; Männer und Weiber verloben sich z. B., daß wenn ihnen ein Kind geboren wird, sie noch eine gewisse Zahl von Jahren den Anker nehmen wollen. Wir wollen hier den Verfasser ganz allein sprechen lassen, um eine Probe seines reich mit indischen Wörtern gestickten und gespickten Styles zu geben, wodurch die Lesung des Werkes zwar äußerst lehrreich, aber auch äußerst mühsam, indem bey den im Texte nicht erklärten Wörtern man immer das Register und das Glossar des Anhanges zu Rathe ziehen muß. Das Ankergelübde wird also auf folgende Weise vollzogen:

»Man befestigt um die Lenden des Knaben oder Mädchens einen Blumengürtel oder eine Guirlande von Sebsai [1]), mit oder ohne eiserne Kette, welche beyde lang genug, um nachzuschleppen; in die eine Hand des Kindes gibt man ein Ud Betti kaidschar [2]), in die andere eine silberne Alem [3]), von dem Werthe von zwey oder vier Annas [4]), oder eine goldene, zehn oder funfzehn Rupien [5]) werth; man

[1]) Ocimum basilicum lin. [2]) Styrax Benzoin. [3]) Standarte, vom Verfasser immer Ullum geschrieben. [4]) Eine indische Silbermünze, zwey Pence werth. [5]) Diese stellt den Anker vor.

hält einen Baldachin über ihn, und er wird auf beyden Seiten von einer Schaar Buben begleitet, deren jeder ein Kokosblatt oder eine kleine Fahne in der Hand trägt. In zehn oder zwölf große Krüge wird Scherbet gefüllt, diese werden mit ihren irdenen Deckeln bedeckt, und auf jede derselben ein kleiner Topf gesetzt; um den Hals der großen Krüge werden Blumenkränze und Guirlanden von Sebsailaub mit rothem Faden befestigt, von außen mit Sandel bestreut, und diese Krüge mittels Bhengis [1]) von Kulis [2]) auf den Köpfen getragen. Auf besonderen Tragen wird Zucker oder Gur [3]) getragen; auf ein Paar Schüsseln Pilaw [4]) oder Khitschri [5]), einiges bares Geld, Benzoeharz, Blumen, ein Bündel Holz, dann Musik mit Fakiren, von dem Orden der Barewa [6]) oder Gheggri [7]). Nachts wird der Zug von Fackeln und Feuerwerk und dem lauten Geschrey: Schah Husein! Ja Ali! Ja Imam! begleitet, und unter beständiger Verbrennung von Benzoe begibt sich der Zug nach dem Aaschurchane [8]); wenn der Zug an demselben angelangt, geht er dreymal um das Alawe [9]); der Holzbündel wird in dasselbe geworfen, und vor den Aalems Fatiha [10]) gebetet. Der Mudschawir [11]) legt die gebrachten Blumen auf das Pendsche [12]), nimmt den Lenger [13]) (den Blumenkranz mit der eisernen Kette) von den Lenden des Kindes, gibt den Benzoebaum der Partey zurück, behält aber die Schüssel mit Khitschri und Pilaw und ein Paar Krüge Scherbet mit der dem Aalem dargebrachten baaren Münze; hierauf wird nach hergesagtem Fatiha ein oder zwey Gherrai [14]) Scherbets in die Alawa gegossen. Der Zug kehrt in derselben Ordnung wieder zurück, und die Begleiter werden ohne Fleisch und Fisch mit Khitschri, Scherbet, Dehi [15]), Tschetnian [16]), Selnai [17]), Terkarian [18]) bewirthet. In einigen Gegenden geloben arme Hindus sowohl als Moslimen statt der Gabe, daß im Falle ihre Wünsche erfüllt werden, sie dem Scheddai [19]) eine oder zwey kleine Silber-Aalem und drey oder vier Krüge Ghurscherbet mit etwas Khitschri, und ein und ein Viertel oder eine halbe Peis [20]), als ein Tschiraghi [21]) und etwas Benzoe und Blumen für die Aalems senden wollen. Auch die Edlen und Reichen nehmen Lenger, sey es um ein Gelübde zu vollziehen oder nicht; dieses geschieht mit dem größten Staate: zuerst die von Elephanten getragenen Standarten, dann die Raketen-

---

[1]) Stäbe mit niederhängenden Stöcken, um damit Lasten zu umschlingen und zu tragen. [2]) Lastträger. [3]) Roher Zucker, Melasses. [4]) Gekrüllter Reis. [5]) Eine Art gedünsten Reißes, in Glossaren mit der ganzen Zurichtung beschrieben. [6]) Die Fakire Banewa sind dieselben mit den Derwischen Kadiri Vorderasiens, deren Stifter Abulkadir Gilani. [7]) Eine Art wahnsinniger Derwische, deren Aufzug in Nr. 39 der Trauerbruderschaften umständlich beschrieben ist. [8]) Das Trauerhaus. [9]) Die Feuergrube, [10]) Die erste Sure des Korans. [11]) Der Eigenthümer. [12]) Die Hand der Standarte, welche die Hand Ali's vorstellt. [13]) Anker. [14]) Großer Krug, das französische jarre. [15]) Saure Milch. [16]) Sauer eingemachte Zwiebel und Knoblauch. [17]) Mit Burry eingemachtes Fleisch. [18]) Mit Pfeffer eingemachtes Gemüse. [19]) Eine der verschiedenen Fahnen. [20]) Pice, eine Münze. [21]) Ein Clienten- oder Lampengeschenk; denn Tschiragh heißt sowohl Client, als eine Lampe.

männer, Trommler, denen eine Linie Fußvolkes folgt; hinter ihnen spielen die Nakaradschi [1]) in Haudedsch [2]), dann kommen wieder Chaßberdare [3]), eine Zahl angesehener Leute, theils auf Elephanten, theils zu Fuß; Männer, ihre Flinten abfeuernd; Pferde, reichlich geziemirt, und Musikanten, denen Lastträger folgen, welche Zweige von Orangenbäumen und eine Fülle von Kokoslaub tragen; hernach ein Schemiane [4]), gestickt oder von einfachem weißen Tuche, unter welchem das Individuum, in dessen Namen das Gelübde gemacht worden war, mit einem Blumenkranze und einer silbernen, an den Lenden befestigten Kette, in der einen Hand zehn oder zwölf kleine, silberne Aalems, und in der anderen fünf oder sechs Zweige des Benzoebaumes haltend; manchmal folgen Tänzerinnen, Mersije [5]) singend, und Alle schreyen: Ja Ali! Ja Ali! Ja Hasan! Ja Hasan! Ja Hüsein! Ja Husein! Dulha! Dulha!«

Auf diese Art ist das ganze, über fünfhundert Seiten starke Buch geschrieben; in jeder Zeile stößt der mit indischen Sitten und Gebräuchen nicht vertraute Leser auf Worte, deren Bedeutung er erst in dem Glossar suchen muß, also, wie gesagt, eine lehrreiche, aber mühsame Lectüre, durchaus weit umständlicher und genauer, als die Frau Mir Hasan Ali; bey dieser fallen die Tage des Trauerfestes mit den zehn ersten des Moharrems zusammen; Herklots aber, oder vielmehr Dschaafer Scherif, unterscheidet zwischen den Tagen des Monats und denen des Festes, welche Chan [6]) heißen, und welche denen des Monats um Einen voraus, weil das Fest selbst schon am Vorabende des ersten Moharrems beginnt, so daß der zehnte Moharrem der Tag des Martyrthums der eilfte Chan; an diesem Tage werden alle Standarten und Särge mit denselben Ceremonien, wie in der vorhergehenden Nacht, nach dem Platze getragen, welcher die Ebene von Kerbela vorstellt, und der sich immer in der Nähe eines Wassers oder Teiches befinden muß, wodurch der Salzsee der Wüste vorgestellt, und die Marter des Durstes Husein von selbem

[1]) Kleine Trommeln. [2]) Senften. [3]) Flintenschützen. [4]) Baldachin, canopy. [5]) Todtenklage.

[6]) Chan heißt nach dem Verfasser (S. 172) der Abend, an welchem der Neumond des Moharrems sichtbar, welcher erst mit dem folgenden Tage beginnt, hier also ein Zeitenmaß; Chan ist aber auch ein indisches astronomisches Himmelmaß, und ist in dieser Bedeutung in keinem der bekannten persischen Wörterbücher, nicht einmal im Siebenmeer zu finden; es bedeutet die zwey und dreyßig Punkte der Windrose, welche bey den Arabern nach verschiedenen Gestirnen benennt werden; umständliche Notiz davon findet sich in dem eben so seltenen als kostbaren Werke Muhit (der Ocean) über die Schiffahrt der indischen Meere, von Seid Ali, dem Flottenbefehlshaber Suleimans des Großen am rothen Meere.

um so eindringlicher und kläglicher dargestellt wird. Ehe die Fahnen und Standarten von den Trauerhäusern aufbrechen, wird ein Topf mit Milch und Scherbet und einigen Pfennigen in den Grund der Feuergrube gestellt, dieselbe verschüttet und mit Erde aufgeschüttet, worein ein Granatenzweig gesteckt wird; das nächste Jahr, wann die Grube wieder aufgegraben, und der Topf herausgenommen wird, kaufen die Weiber die Pfennige, durchbohren sie, und hängen sie den Kindern als Talismane um den Hals.

Auf der Ebene von Kerbela strömt alles Volk zusammen, überall Buden voll von Früchten und Zuckerkuchen, überall Taschenspieler, Gaukler, Ringer, Bären- und Affentreiber, Schaukeln und Schwingen, Trinkanstalten, wo Wasser und Scherbet ausgetheilt wird; Wasserträger, welche mit ihren Schläuchen und Bechern klirren, und um ein Paar Pfennige oder umsonst Wasser austheilen. Nachdem die Fahnen und Standarteu, die Särge und Mausoleen am Rande des Wassers aufgepflanzt sind, wird im Namen Husein's und der Martyrer durch ein Fatiha die Weihe gesprochen über Rote (mit Sandel bestreutes weißes Brot), Scherbet, Tschunggai (Kuchen aus Mehl, Zucker und Butter), Khitschri (eine Art gewürzter Pastete), Pilaw u. s. w., was alles theils auf der Stelle gegessen, theils als Geweihtes nach Hause getragen wird. Nachdem das Mausoleum (Tabut oder Tasije) seines äußeren Schmuckes entkleidet, und die Standarten herausgetragen worden, werden die zwey Särge, welche darin stehen, herausgenommen, und ins Wasser getaucht, oder wohl auch hineingeworfen; aller Flitterstaat, welcher dieselben bedeckte, wird als Reliquie zerrissen und vertheilt; die Borrake, d. i. die Wunderrosse der nächtlichen Himmelfahrt, und Nalßahib, d. i. die Hufeisenstandarten Ali's, werden nicht ins Wasser getaucht, sondern nach Hause geführt, und bis aufs nächste Jahr aufbewahrt, die letzte mit Sandel eingeschmiert. Alle die, welche sich für die Zeit der Trauer als Fakire verkleidet hatten, entkleiden sich nun, und beginnen Fleisch zu essen; Einige halten am Tage des Martyrthums (Schehadetruf) Nachmittag noch einen besonderen Todtenumgang mit einer Anzahl von kleinen, aus Bambus geflochtenen, mit weißem Tuche bedeckten Särgen, welche die der zwey und siebzig zu Kerbela gefallenen Martyrer vorstellen, und in Bengalen gewöhnlich deren so viele sind; diese werden mit den nämlichen Ceremonien und unter Absingung von Trauerhymnen nach der Ebene von Kerbela getragen; im Rückwege rennen die Träger damit so schnell sie können, und schreyen unabläßlich: Din! Din! d. i. Religion! Religion! Noch drey Tage nach dem des Märtyrthums dauern die Festlichkeiten fort;

sie füllen also die erste Hälfte des Moharrems, das heißt, des heiligen Monats. Die ersten dreyzehn Tage des folgenden zweyten Monats (Ssafer) sind zwar keine festlichen, aber unglückliche, in welchen weder gut heiraten, noch sonst etwas zu unternehmen räthlich; als Grund davon gilt zwar die letzte Krankheit des Propheten, welcher durch die ersten zwey Tage des Ssafers ernstlich krank, am dritten besser geworden; aber sonderbar genug gilt auch bey den Römern der zweyte Monat des Jahres für einen unglücklichen und den Heiraten ungünstigen; am dreyzehnten verrichtet man Taisi *), d. i. man badet sich, und vertheilt ein Gemische von Hülsen- und Kornfrüchten. Auch der letzte Mittwoch dieses Monats ist ein unglücklicher Tag, an welchem gebadet und gebetet wird; nach Chardin heißen die Perser diesen Mittwoch den Tag der Todestrompete, welche der Todesengel an diesem Tage zur Auferstehung blasen wird. Hr. Garcin de Tassy führt aus dem zu Calcutta gedruckten Gebetbuche Hedajet bloß das für diesen Tag bestimmte Gebet an; aber weit besser belehrt der Verfasser des Kamus sowohl über den Grund, warum dieser Tag unglücklich, als über die an demselben üblichen Religionsgebräuche; der Prophet badete in seiner letzten Todeskrankheit an diesem Tage das letzte Mal, dem zu Andenken schreiben die Moslimen an diesem Tage früh Morgens die sieben Selame des Korans mit Safran oder gefärbtem Rosenwasser auf ein Mango-, Pipul-, Platanen- oder Papierblatt. Diese sieben Selame des Korans, welche hier im Kanun zum ersten Male zusammengestellt worden, sind die folgenden: 1) Selam (Heil) ist das Wort vom Herrn dem Allerbarmenden (XXXVI. 57); 2) Selam über Noe in den Welten (XXXVII. 80); 3) Selam über Ibrahim (ebenda 110); 4) Selam über Moses und Aaron (ebenda 120); 5) Selam über Elias (ebenda 130); 6) Selam Euch, glücklich seyd Ihr, Ihr gehet ins Paradies, und bleibet ewig darin! (XXXIX. 73); 7) Selam (Heil) ist die Nacht (Kadr) bis zum Aufgange der Morgenröthe (XCVII. 5). Der Prophet starb am zwölften des folgenden Monats Rebiulewwel (6. Junius 632), weßhalb auch die ersten zwölf Tage des Monats der Lesung des Korans, der Ueberlieferung und Lobhymnen auf den Propheten gewidmet sind. Die Lobhymnen des Propheten sind dreyerley: die allgemeinen (Naat oder Derud), die auf seine Geburt (Mewludije) und die auf seine nächtliche

*) Nach der Note in Herklots heißt Taisi bloß der Tag des Mondes, beyläufig wie Chan im Moharrem; Hr. Garcin de Tassy liest und spricht es Tisi, und übersetzt es daher irrig mit violence.

Himmelfahrt (Miradschije); die Schiiten nehmen aber den 28. Ssafer, d. i. den 25. May (welcher i. J. 632 auch ein Montag war), als den Todestag des Propheten an. Am 12. Rebiulewwel werden die Abdrücke des Fußes des Propheten oder Reliquien von seinen Haaren, mit deren Besitze einige Gläubigen beglückt sind, in einem erleuchteten und geschmückten Saale besonders der Verehrung ausgesetzt; es haben feyerliche Nachtaufzüge, wie in den Traueraufzügen des Moharrems Statt; am Vorabende des Todestages wird das Sandelfest des Propheten gefeyert; einige Becher mit Ergedscha (ein wohlriechendes Räucherpulver) werden auf einen Borrak (Himmelfahrtsgaul oder Tabut, Sarcophag) gesetzt, und mit einer Blumendecke bedeckt; daneben werden zehn oder zwölf Trachten Melida, d. i. mit Aneis oder Cardamom bestreuten Weizenkuchen getragen, mit Badscha und Tasa (zwey Arten von Trommeln) begleitet, und dabey Derud und Mewlud gesungen; so geht der Zug nach dem Hause, wo der Abdruck der Prophetensohle oder Haar desselben in einem Silberrohre aufbewahrt, verehrt wird. Der Todestag des Propheten heißt Bare wefat, d. i. die Zwölftod, weil es der zwölfte des Monats, und nicht die zwölf Tode, wie Hr. G. de Tassy es übersetzt. Das Monat heißt im Persischen auch Beharije, d. i. das Frühlingsmonat, welches die Uebersetzung des arabischen Rebi, denn das alte Jahr der Araber war ein Sonnenjahr, und kein Mondesjahr, wie Hr. G. de T. sehr richtig sagt: Il est bon de rappeler ici que l'année des anciens Arabes était solaire et se divisait en six saisons comme celle des Indiens.

Am eilften Tage des folgenden Monats (Rebies-sani) wird in Indien das Fest eines moslimischen Heiligen gefeyert, welchen zwar sowohl G. de T. als Herklots für den größten der Heiligen erklären, indem sie beyde denselben Ehrennamen als Piri Piran, d. i. der Meister der Meister, Mohijeddin, d. i. der Wiedererwecker des Glaubens, Ghaus ol-Aasem, d. i. der größte der um Hülfe Angerufenen, anführen, aber über dessen Verwandtschaft und Grabstätte sich geradezu widersprechen. Nach dem Kanun ist derselbe kein anderer, als der große Scheich Abdulkadir Gilani, gest. i. J. 561 (1165), der Stifter des Ordens der Kadri, welcher zu Bagdad begraben liegt; nach Dschawan (der Quelle G. de Tassy's) ist jener Pir (Pear oder Lord der Heiligkeit) ganz ein anderer, und liegt zu Amroha unter einem herrlichen Mausoleum begraben; nach Roebuk war dieser große Heilige ein schlechter Mensch: non nostri tantas componere lites; darin kommen beyde überein, daß er den indischen Moslimen für einen der größten Heiligen gilt, für

den Miran, d. i. für den großen Fürsten (statt Mir), vor welchem alle übrigen Meister des beschaulichen Lebens verschwinden, daher das indische Sprichwort: Kömmt der Mir, verschwindet der Pir; ein ähnliches Sprichwort haben die Türken: Was nützt der Emir, wenn abhold der Wesir [1]). Die Vigilie seines Festes wird mit Sandel, Tschiragan, d. i. Lampenfest, und Ordh, d. i. Opfer, der Tag selbst mit Lesung von Mewlud und Derud, von der ersten Sure des Korans (Fatiha), oder mit Lesung des ganzen (Chatein), mit Pilaw u. s. w. gefeyert. Kinder, welche man ihm vor der Geburt als Sclaven verlobt, gehen an diesem Tage mit silbernen Hals- und Knöchelringen oder Gürteln herum, und bringen ihm Opfer dar. Am siebzehnten des folgenden Monats (Dschemasiulewwel) wird das Fest eines eben so großen indisch-moslimischen Heiligen Madar (gest. am 20. Dez. 1433) gefeyert, dessen Legende G. de T. aus Lord Valentia's Reise aufgenommen; sein Grab zu Makanpur ist ein vielbesuchter Wallfahrtsort; einige feyern sein Fest, indem sie Hamlkudana [2]) verrichten, d. i. sie zünden einen großen Haufen von Kohlen an, senden um den Scheich der Madarfakire, welcher Sandel in das Feuer wirft, hineinspringt, und Dem Madar! Hauch Madars! ausrufend, um durch den Hauch des Heiligen (welcher auf den Meister des Ordens forterbt) alle giftigen Thiere abzuwehren; die Madarfakire springen ihrem Oberen nach, worauf ihre Füße, mit Milch und Sandel gewaschen, vom Feuer unverletzt befunden, sie mit Blumenguirlanden bekränzt, und mit Scherbet bewirthet werden; andere verrichten an diesem Tage Gai Lutana, d. i. sie opfern zu Hause oder an dem Grabmale eine schwarze Kuh; die Nacht hindurch werden lobende Legenden (Menakib) des Heiligen gelesen und gesungen. Am 9. Dschemasies-sani setzen die Quellen G. de Tassy's das Fest des Heiligen Moineddin Tschestschti's, geb. i. J. d. H. 537 (1142). Selbst die beyden mächtigen indischen Fürsten Mahatschi und Dewlet Rau Sindia, wiewohl eifrige Anhänger der Religion der Brahmanen, machten dem Grabe desselben reiche Geschenke; dennoch weiß der Kanun nichts von diesem Heiligen, setzt aber dafür auf den 1. Dschemasiulachir das Fest eines anderen, des Kadir Weli, dessen Grabmal zu Nagur in der

---

[1]) Denselben Zuschnitt hat auch das türkische Sprichwort:

wermes ise Maabud ne eilesün Mahmud.

Wenn Gott zu geben nicht geruht, was soll beginnen denn Mahmud?

[2]) Dieses ist eines der wenigen Worte, welche sich in dem höchst vollständigen Index des Kanun nicht finden.

Nähe von Negapatam; an diesem Tage bricht man dort die Chir ki hendi, d. i. den Reis- und Milchtopf. Der Topf mit dem gekochten Milchreis wird an das Seeufer getragen, und dort in Scherben zerschlagen, wo sich dann das Volk um den Reis und die Scherben als um Reliquien schlagen. Die Fakire halten an diesem Tage Tschauk bithna, d. i. Kapitel, indem sie im Kreise herumsitzen, und über die Fehler der Ihrigen richten. Kadir Weli ist der Heilige, zu dem sich die Schiffleute verloben; seine Wunder, von denen der Kanun drey erzählt, sind unzählige. Das siebente Monat des moslimischen Jahres, Redscheb, gilt nach dem allgemeinen (weder von Herklots, noch G. de Tassy erwähnten) Aberglauben, und nach dem arabischen Sprichworte *), für das Monat des Jahres, in welchem sich die seltsamsten Dinge ereignen. In denselben fallen zwey der geheimnißvollsten der sieben heiligen Nächte des Jahres, nämlich am fünften die Nacht der Empfängniß, am sechs und zwanzigsten die Nacht der nächtlichen Himmelfahrt des Propheten. In Indien werden in diesem Monate noch außerdem zwey Kundone der Heiligen gefeyert; am Feste nämlich Seid Dschelaleddin's von Bochara, dessen Grabmal zu Audsch im Multan, und der also ganz ein anderer, als der gleichnamige Dschelaleddin von Bochara, der größte mystische Dichter der Perser, welcher zu Konia begraben liegt; das zweyte Fest, dessen nur der Kanun erwähnt, ist das Redscheb Salar's, welcher zu Bherandsch, dreyßig Miglien nördlich von Leknau, begraben liegt. Kundon heißen irdene Töpfe, in denen gewöhnlich Teig geknetet wird, welche aber an diesen zwey Festen mit Pilaw und Süßigkeiten gefüllt werden. Kenduri hingegen ist eine Art von Senkgrube, worein die Reste der Speisen, Beiner, Kerne, Rinden, Schalen und dergleichen geworfen werden, und über denen sich an diesem Tage die Weiber die Hände waschen. Das größte Fest des achten Monats Schaaban ist das der vierzehnten Nacht desselben, der Nacht der Privilegien oder Diplome (Berat), an welchem, wie schon oben gesagt worden, die Schutzengel die Tagebücher, die sie über die guten oder bösen Handlungen der Menschen führen, am Throne Gottes niederlegen, und dafür andere erhalten. Diese Nacht ist zugleich ein Lampen- und ein Todtenfest, indem Lampen angezündet, und Gastmahle zum Andenken der Verstorbenen bereitet werden. Die Vigilie des Festes heißt Arfa; es wird Fatiha über die Verstorbenen, über die Elephanten und über die Pautis (eine Art von Lampen) gesagt. Die ganze Nacht wird gebetet, der Koran gelesen und Derud gesungen.

---

*) Fir-Redscheb se tera el-aascheb.

Der Ramasan, d. i. der Fastenmonat, gehörte nicht zu den vier heiligen Monaten der alten Araber (Moharrem, Redscheb, Silkide und Silhidsche), aber Mohammed heiligte denselben durch die Faste. In den Nächten desselben wurden alle heiligen Schriften vom Himmel gesendet; in der dritten Nacht das Buch Abrahams, in der siebenten die Tora des Moses, in der achtzehnten das Evangelium, in der sieben und zwanzigsten der Koran; die letzte heißt Leiletol-Kadr, d. i. die Nacht der Allmacht, und ist die heiligste des Jahres; am ein und zwanzigsten wird (nach den Quellen G. de Tassy's) der Tod Ali's gefeyert, wovon der Kanun, dessen Verfasser ein Sunni, nichts weiß; das Ende der Fasten oder der 1. Schewwal ist das Fest, welches die Türken den großen Bairam nennen, der aber der kleine heißen sollte, da das größte Fest des Jahres das am 10. Silhidsche zum Andenken des Opfers Abrahams eingesetzte Opferfest; die Vigilie desselben wird wie die der heiligen Nacht Berat gefeyert. G. de Tassy führt noch ein anderes Fest an dem achtzehnten dieses Monats an, das Fest Ghadir, d. i. des Teichs, das der Kanun nicht kennt; hingegen hat dieser am 16. Silkide das Sandelfest des heiligen Bendenuas, welcher zu Gülbergah (Rosenlaube) *) begraben liegt.

Nach diesem Festkalender handelt das sieben und zwanzigste Kapitel des Kanun von den verschiedenen Verlobungen (Nefr), wodurch sowohl Sunni's als Schii's Gott und den Heiligen die Verrichtuug außerordentlicher religiöser Ceremonien geloben, als da sind: 1) Lenger, das schon oben beschriebene Nehmen des Blumenankers; 2) Gendguhwara, das Umwinden der Fahnen oder Bilder mit Blumenkränzen, welche leiterartig gewunden sind; 3) Dur, Buuli, Bolak, das Tragen von Ohrgehängen und von Nasenringen; 4) Bairi von Knöchelringen; 5) Bedhi von ledernen, goldenen oder silbernen Gürteln; 6) Kenduri, das oben erwähnte Waschen der Hände oder der verschütteten Senk- oder Brandgrube; 7) Ghorai, Verfertigung von Kuchen aus Zucker, Milch und Mehl, in der Form von Pferden; 8) Kundai, das oben erwähnte Zerschlagen des Milchreistopfes; 9) die Bekleidung der Kinder mit Nethnis (kleinen Nasenringen), Henslis (eine Art Halsband); 10) Torra, Speisetrachten u. s. w. Die Namen der Heiligen, denen dieselben dargebracht, und die Beschreibung der Art, wie sie vollzogen werden, ist nicht so interessant, als das folgende Kapitel, welches

*) Gülbergah heißt in Indien dasselbe, wie in Persien Gülistan, Gülschen oder Gülsar; das Bergah als Laube scheint zunächst mit dem italienischen Pergola verwandt zu seyn.

die Hierarchie der Derwische, die Regeln des beschaulichen Lebens (Tarikat), die Erfordernisse des Novizen (Murid), die Weihe des Fakirs, die Investitur des Scheichs (Chilafet), und das, um zur Heiligkeit zu gelangen, erforderliche strenge Leben beschreibt. Der Jünger heißt Murid, d. i. der Wollende oder Begehrende; der Meister heißt Murschid, d. i. der Leitende oder Lehrende; der Stammbaum der Ueberlieferung der Lehre heißt Silsilet, d. i. die Kette, ein Begriff, der sich mit der goldenen Kette des Pythagoras und der noch heute im osmanischen Reiche bestehenden Kette der Ulema verschlingt. Die meisten Scheiche des beschaulichen Lebens führen die Ueberlieferung der Lehre auf Ali, nur wenige auf Ebubekr, und also mittels des Schwiegersohnes und des Schwiegervaters des Propheten auf diesen selbst zurück; von Omar und Osman leitet sich kein Orden her, wiewohl Osman zwey Töchter des Propheten zu Frauen hatte; hieraus ist klar, daß diesem Stammbaume mystischer Lehre nicht bloß die Prophetenverwandtschaft zu Grunde liegt, sondern wirklich ein höherer Sinn für geistige Anschauung, welchen Ebubekr (der erste Moslim) und noch mehr Ali, der schwärmerische Glaubensheld, wirklich besaßen, während derselbe dem strengen Omar und praktischen Osman fremd war. Ali vererbte das Geheimniß des beschaulichen Lebens an Hasan von Baßra, dieser an seine beyden Jünger Habib Adschemi und Abdulwahid Kufi; von Habib werden neun Familien dieser Orden, von Abdulwahid fünf derselben abgeleitet. Die in Indien bekanntesten Derwische sind: 1) die Kadiri, deren Stifter Abdulkadir Gilani und deren Orden sich über Persien und die Türkey verbreitet; 2) die Tschisti, die Jünger des obenerwähnten Bendenuaf, sehr musikalisch und rein indisch; wie 3) die Schutari, und 4) Tabakati oder Medari, Jünger des oben erwähnten Scheich Medar, eine Art Bärentreiber und Taschenspieler; 5) die Melengfakire, Anhänger eines Jüngers Scheich Medar, welche halbnackt um alle Wallfahrtsstätten irren; 6) Rufai, die auch aus allen Reisebeschreibungen Konstantinopels bekannten Derwische Feuerfresser; 7) die Dschelali, Jünger des obgenannten indischen Dschelaleddin Hindi, und also mit den Mewlewi, den Jüngern des großen Dschelaleddin Rumi, nicht zu vermengen; 8) die Sahadschi, von Musa Suhag dem Inder gestiftet, kleiden sich wie Weiber, und singen und tanzen; 9) die Nakschbendi, welche wie die Kadiri und Rufai durch ganz Persien verbreitet sind, unterscheiden sich durch eine brennende Lampe, die sie in der Hand tragen, und sind vorzüglich in allen Beschwö-

rungskünsten wohl bewandert; 10) die Bawa pirai kai Fakiran, und in rothgefärbte, mit weißen, dreyeckigen Stückchen Tuchs benähte Kutten gekleidet, mit einem hohen, kronförmigen Turban und dünnen Stäben. Das Hausgeräthe eines Fakirs besteht: 1) in einem Tschetti oder Tscherri, d. i. einem zarten Baumzweige; 2) einer Sonta oder Asa, d. i. einer hölzernen Keule; 3) aus einem Safer tekia oder Biraga, d. i. einer eisernen Krücke, welche beym Sitzen unter die Arme gestemmt wird (aus den Reisebeschreibungen in Oberägypten und Nubien bekannt); 4) aus einem Postchar, d. i. einem metallenen Rückenkratzer in Form einer Hand; 5) aus einem Himatscha, d. i. einem Sack aus Schafshaut; 6) aus einem Chischti, eine Art von Sparbüchse aus der Schale der Seekokusnuß; 7) aus einem Badkesch oder Fächer; 8) aus einem Gorek Chenda, eine Art von chinesischem Spielbret oder Rechnungsmaschine; 9) Bertschi, einem Speer mit hölzernem Schafte; 10) einem Sang, d. i. einem ganz eisernen Wurfspieß; 11) einem Telwan, d. i. Schwert; 12) Pischkabs oder Ketar, zwey Arten von Dolchen; 13) einem Tschuri, Messer, und 14) einem Maru, d. i. einem Paar auf ihrer Grundlage vereinten und gegen einander gekrümmten Gesalenhörner.

Die Fakire zerfallen noch in zwey Klassen, nämlich in gesetzliche und ungesetzliche; die ersten beobachten die Vorschriften des Gesetzes, die zweyten setzen sich darüber hinaus; die ersten vereinigen die Orthodoxie mit der Mystik, die zweyten ordnen jene dieser unter, jene heißen Salik, d. i. die den Pfad Verfolgenden, diese Medschsub, d. i. die aller Besinnung Beraubten; diese sind so in mystische Anschauung versunken, daß sie aller äußern Eindrücke bewußtlos, und ihnen alle Handlungen gleichgültig sind; unter dem Deckmantel solcher erheuchelter geistiger Abwesenheit gehen ihnen die größten körperlichen Ausschweifungen ungestraft hin. Die Scheiche der gesetzlichen Fakire sind entweder Dschudi, d. i. solche, in deren Familien die Nachfolge erblich, oder Chulefa, d. i. solche, deren Väter andere Professionen trieben. Die Kleidung der Scheiche beyder dieser Klassen besteht 1) in einem Tadsch, d. i. einer kegel- oder walzenförmigen Mütze; 2) Ammame, dem um dieselben gewickelten musselinenen Bunde; 3) Pirahen oder Kamiß, dem Hemde; 4) Kurta, einem Oberhemde; 5) Topete, einem über die Schultern geworfenen Tuche; 6) Doschala, d. i. einem Paar von Shawlen, welche ebenfalls über die Schultern geworfen werden; immer paarweise, mit Einem allein würde sich ein Scheich eben so lächerlich machen, als eine europäische Dame der großen

Welt, die deren nur einen besäße; 7) einem Romal [1]), d. i. Sacktuch; 8) einem Jsar, d. i. Unterkleide; 9) einem Lung, d. i. einem um die Lenden gewundenen Tuche; dazu tragen sie um den Hals 10) einen Tesbih, d. i. Rosenkranz, oder Seili, d. i. ein Halsband von vielfarbigen Faden geflochten, um die Lenden; 11) Tesme, d. i. einen ledernen Gürtel, um die Handwurzel; 12) Sumeree, d. i. Knöchelbänder von gefärbten Faden oder Blumen. Die folgenden hundert Seiten (von 303 bis 403) enthalten die weitläufigste Auskunft über die geheimen Wissenschaften und magischen Künste, mit neun lithographirten Tafeln und mehreren Tabellen; hierauf die Beschreibung der verschiedenen Gebräuche und Gewohnheiten beym Anmessen und Anlegen neuer Kleider, beym Scheren des Kopfes und Bartes, beym Waschen und Baden, beym Essen und Trinken, beym Besuche der Kranken, Begleitung der Todten und Besuche der Gräber. Noch weit umständlicher und unterhaltender sind die Nachrichten der Frau Mir Hasan Ali, was die häuslichen Gebräuche indischer Moslimen und Mosliminen betrifft, besonders in den zwey großen Sectionen des weiblichen Departements der Vermählung und dem Kindbette. Der Inhalt des ganzen zweyten Theils, welcher indische Städte, Naturerzeugnisse, Meteore, Charakterschilderungen und Anecdoten enthält, ist sehr unterhaltend zu lesen, hat aber, den Brief über die Sofis und Derwische abgerechnet, wenig mit dem Islam zu thun. Unter den moslimischen Festen (im eilften Briefe des ersten Bandes) erwähnt sie noch dreyer, im Kanun als ursprünglich nicht moslimische mit Stillschweigen übergangene, aber von Herklots im Addenda nachgetragenen Feste, nämlich: 1) Newruf, das Fest des Frühlingsanfangs; 2) Besend, das Fest der Frühlingsfarbe, an welchem Pferde, Elephanten und Kamehle alle gelb gezäumt werden; und 3) Sahbaund (Schaaban), das alle Freytage während der Regenzeit gefeyert wird, indem man einen kleinen, aus Bambusrohr geflochtenen, mit Gold und Silberstoff, Seide oder Musselin bedeckten Nachen mit irdenen Lampen auf den Fluß setzt, und denselben hinabschwimmen läßt, während die Augen derer, die damit geheime Wünsche verbinden, demselben sehnsüchtig folgen [2]); diese Votivnachen sind dem Chisr oder Elias heilig, und heißen Elias ki geschti, d. i. das Schiff des Elias, indem Chidhr-Elias sowohl der Genius des Wassers

[1]) Die Erklärung dieses Wortes fehlt im Texte und im Index, steht aber im Appendix.

[2]) S. die poetische Beschreibung dieses Festes aus Fischer's Scrap. Book übersetzt im XLV. Bande dieser Jahrbücher, S. 96.

als der Pflanzen. Die Benennung Schaaban zeigt schon, daß dieses Fest ursprünglich nicht immer in der Regenzeit gefeyert werden konnte, da das Mondenjahr immer vorschreitet; es scheint also, daß dieses Fest ursprünglich das persische Berghandan sey, an welchem sich zu Ende des Scha-aban das Volk in Persien dem Weintrinken überläßt *). Auch jeder Neumond ist ein Fest in der Familie jedes Moslims, und sobald der Mond sichtbar, wünscht man sich einen glücklichen Neumond; den Vollmond trinkt man sogar als Mittel für Herzklopfen; ein silbernes Becken wird mit Wasser gefüllt, und der Patient schaut starr auf den darin abgespiegelten Mond, schließt dann die Augen, und trinkt denselben gläubig. Die beste Zeit für Gebete und Wunscherfüllung ist, wenn der Mond in Vereinigung mit der Venus (diese ist bekanntlich nie glänzender, als wenn gehörnt); zu dieser Zeit schreibt man Talismane für Kinder. Eine Mondesfinsterniß ist in Indien, wie überall, wo die Astrologie mehr als die Astronomie blüht, eine höchst wichtige Begebenheit; der Astronome, der dieselbe genau vorhersagt, erhält nicht nur ein Ehrenkleid, sondern auch als Mondesorden einen goldenen Neumond; eine verlobte Braut sendet ihrem Bräutigam eine Ziege, die er bey einer Mondesfinsterniß an den Fuß eines Bettes binden muß; schwangere Frauen dürfen nicht schlafen, auch nicht Nadel, Scheere oder Messer in die Hand nehmen, aus Furcht, sich zu ritzen, indem ein Tropfen Blutes, während der Mondesfinsterniß vergossen, für die Mutter und das Kind höchst verderblich seyn würde. Die Frau Mir Hasan Ali, welche von der Einwirkung des Mondes mehr weiß, als der Verfasser des Kanun, spricht wie dieser von den Todtenmahlen und den Feuerwerken der heiligen Nacht, mit dem Zusatze des sonderbaren moslimischen Aberglaubens, daß in dieser Nacht die Bäume unter einander Zwey-gespräch halten (I. p. 303). Wir brechen mit dieser Conversation der Bäume die Auszüge über den Islam aus den drey Werken der Herren Herklots, Garcin de Tassy und der Frau Mir Hasan Ali ab, um uns zu dem französischen, dem englischen und den zwey türkischen, welche sich mit der Lebensgeschichte des Propheten beschäftigen, d. i. vom Islam zum Stifter desselben, zu Mohammed, zu wenden.

(Der Schluß folgt.)

*) XXXVII. Bd. dieser Jahrb. S. 207 nach dem Siebenmeere.

Art. II. Bilancia politica del globo, ossia Quadro geografico-statistico della terra. Di Adriano *Balbi*. Padova C. Ant. Zambeccari 1833.

(Schluß.)

Das Verzeichniß, welches der Verf. von S. 103 bis 139 gibt, ist nicht nur das vollständigste und genaueste von allen, die bisher bekannt geworden, sondern dasselbe bietet auch zugleich Gelegenheit zu einer großen Anzahl von Bemerkungen, die für die Statistik, ja für die ganze Menschheit von der größten Wichtigkeit sind. Wenn Seringapatam, Delhi, Ispahan, Siam und andere große Städte des Orients seit mehreren Jahrzehnden so bedeutend an Bevölkerung abgenommen haben, so wird man die Ursache dieser Erscheinung sofort in den gewaltsamen politischen Erschütterungen suchen und finden, welche diese Länder betroffen haben. Wenn im Gegentheile Triest, Brody, Neusatz, Odessa, London, Liverpool u. s. in derselben Zeit die Anzahl ihrer Einwohner so rasch vermehrt haben, so wird man nicht verkennen, daß der Grund davon in der erweiterten Freyheit des Handels dieser Städte liegt. Brighton nahm beynahe wunderbar an Bevölkeung zu, weil Georg IV., so lange er nur Regent von England war, dort seine Residenz aufgeschlagen hatte; eine ähnliche auffallende Vermehrung verdankt Cheltenham in England seinen mineralischen Wässern, und der freye Handel, dessen sich erst seit einigen Jahren der Hafen von Singapore erfreut, hat diese früher wüste und beynahe ganz verödete Insel zu einem der reichsten und bevölkertsten Plätze der Erde gemacht. Welche Folgen der Krieg, diese Geißel der Völker, auf den Wachsthum derselben hat, haben wir in allen Zeiten und selbst in unseren Tagen, besonders in Griechenland, wieder gesehen, wo der Krieg noch auf die alte Weise geführt wurde, die den gebildeten Völkern Europas nun doch mit jedem Jahre fremder wird. Die früher, wenn nicht blühenden, doch immer glücklichen und volkreichen Städte Moreas sind in Einöden verwandelt, und die Stellen, wo Psara, Scio, Cydonios stand, sind jetzt öde und verlassen. Noch wüthender hat diese Furie in Indien ihre Geißel geschwungen. Mawri, das vor Kurzem noch 25,000 Einwohner zählte, ist durch den letzten Krieg auf 500 zurückgekommen. Die große Stadt Ava hat beynahe alle ihre Einwohner verloren, weil sie dem birmanischen Kaiser in seine neue Residenz Ummerapura nachgezogen sind, und, der Abwechslung wegen, zog der ganze Schwarm im Jahre 1827 wieder nach Ava zurück, weil sie ihrem Monarchen wieder in seine alte Residenz nachfolgten. Merkwürdig ist ferner, daß beynahe in allen größeren Städten Europas, wenn nicht besonders ungünstige Ereignisse eintraten, seit

dem letzten Decennium die Bevölkerung immer und oft sehr rasch zugenommen hat. Wir geben hier aus dem umständlichen Verzeichnisse des Verfassers nur einige uns zunächst interessirende Stellen, die das Zunehmen dieser Bevölkerung anzeigen. Bey den mit einem * bezeichneten Zahlen sind die Soldaten, Invaliden u. f. schon mitgerechnet, und die Einheiten durchaus weggelassen.

Wien.

Im Jahre 1754 175,610 Einwohner.
1772 192,970
1798 228,050
1800 232,640
1813 237,740
1815 239,370
1826 280,440
1831 330,000 *

Triest.

Im Jahre 1792 22,920 Einwohner.
1802 24,660
1818 33,510
1826 40,530

Prag.

Im Jahre 1790 73,780 Einwohner.
1817 79,606
1822 93,564 *
1831 120,000 *

Brünn.

Im Jahre 1791 9,807 Einwohner.
1804 23,367
1815 27,100
1822 38,320
1826 40,000

Lemberg.

Im Jahre 1790 36,080 Einwohner.
1810 43,520
1819 45,160 *
1826 52,200 *

Brody.

Im Jahre 1770 4,000 Einwohner.
1800 20,000 *
1826 18,318

Pesth.

Im Jahre	1784	19,000	Einwohner.
	1792	26,680	
	1811	38,450	
	1820	47,930 *	
	1830	75,000 *	

Mailand.

Im Jahre	1772	128,930	Einwohner.
	1796	100,000	
	1810	132,450	
	1826	151,000	

Venedig.

Im Jahre	1761	149,480	Einwohner.
	1780	140,290	
	1797	127,650	
	1832	102,880	

Man sieht, daß in allen diesen Städten der österreichischen Monarchie, bloß die letzte ausgenommen, die Bevölkerung seit den letzten 50 oder 60 Jahren stark gewachsen ist. Aehnliche Bemerkungen gelten auch, und oft in noch höherem Grade, von andern großen Städten Europas. So hat man für

	Jahr.	Bevölkerung.	Jahr.	Bevölkerung.
Berlin	1761	98,240 *	1828	236,830 *
Breslau	1800	64,280	1828	84,904
Cölln	1802	38,840	1830	65,140
Darmstadt	1794	6,700	1831	24,500
München	1780	34,650	1831	82,000
Turin	1751	58,322	1830	121,890
Palermo	1798	140,600	1831	173,010
Paris	1788	550,000	1831	774,338 *
Marseille	1806	100,220	1831	145,110
Lyon	1806	100,040	1881	165,460
London	1770	670,000	1831	1,624,030
Bristol	1801	57,434	1831	103,890
Liverpool	1760	25,790	1831	185,170
Plymouth	1801	43,194	1831	75,530
Leeds	1773	17,180	1831	123,390
Manchester	1757	19,840	1831	270,960
Birmingham	1741	24,660	1831	146,990
Edinburgh	1801	82,560	1831	162,156
Glasgow	1755	23,550	1831	202,430

	Jahr.	Bevölkerung.	Jahr.	Bevölkerung.
Dublin	1741	121,400	1831	203,650
Madrid	1787	156,670	1825	201,340
Lissabon	1755	137,000	1822	240,000
Stockholm	1815	72,990	1825	79,470
Kopenhagen	1769	70,490	1832	115,000
Petersburg	1789	217,950	1829	448,650*
Odessa	1799	4,850	1816	35,500
Boston	1752	17,570	1830	61,392
Newyork	1756	10,381	1830	203,010
Philadelphia	1753	18,000	1830	167,810
Baltimore	1775	5,930	1830	80,620

Ueberall sieht man eine rasche Zunahme der Volksmenge. Es wäre sehr interessant und, wie uns dünkt, nicht schwer, den wahren Grund dieser Erscheinung zu finden. Nicht so leicht würde es seyn, die Folgen voraus zu berechnen, die aus einer solchen Zunahme, wenn sie auch nur ein Jahrhundert anhalten sollte, entspringen würden. Doch machen einige Städte von dieser Regel eine nicht eben rühmliche Ausnahme. Obenan steht unter diesen die alte Weltherrscherin Roma, die i. J. 1784 161,522 Einwohner zählte, und i. J. 1813 auf 117,880 herabkam, obschon sie sich seitdem bis 1832 wieder auf 148,460 hob. Eben so zählte Versailles 80,000 i. J. 1788 und nur mehr 28,480 i. J. 1831. Hamburg wurde in dem verhängnißvollen Jahre 1814 auf die Hälfte und Danzig auf ein Drittheil seiner früheren Einwohner herabgebracht; doch hinderte dieser Unfall nicht, die Bevölkerung i. J. 1830 schon wieder größer zu sehen, als vor jenem Jahre des Unglücks.

Um die Unterschiede zwischen den Angaben der Bevölkerung der einzelnen Städte bey unsern geographischen Schriftstellern kennen zu lehren, stellt der Verfasser S. 114 u. f. eine große Anzahl derselben zusammen. Obschon er hier nur die vorzüglichsten Schriftsteller aufnimmt, so trifft man doch nur zu oft Angaben, die zwey-, drey- und mehrmal größer sind, als die anderen. Und doch beziehen sich alle diese Zahlen nur auf die Städte der oben erwähnten ersten Klasse, deren Bevölkerung aus wirklichen Zählungen genommen, und daher genau seyn soll!

Welche Unterschiede man bey solchen Verhältnissen für die Städte der zweyten Klasse zu erwarten habe, läßt sich nun leicht erachten. Um nur von einem der vielen Nothbehelfe zu sprechen, die man bey diesen Orten anzuwenden pflegt, so soll hier erwähnt werden, daß man gewöhnlich die Anzahl der Häuser einer Stadt braucht, um daraus die Anzahl der sämmtlichen Einwohner ab-

zuleiten. Aber wie precär und unverläßlich ist diese Methode! Sie setzt nämlich ein constantes Verhältniß der Bewohnerzahl eines Hauses voraus, allein dies Verhältniß kann durchaus nicht als constant angenommen werden, da es nicht nur von Land zu Land, von Provinz zu Provinz, sondern selbst von Stadt zu Stadt in derselben Gegend sich zu ändern pflegt. Zum Beweise stehen hier nur einige Resultate, die Hoffmann aus seinen Zählungen in der preußischen Monarchie abgeleitet hat. Im Jahre 1820 kamen für Berlin 29 Einwohner auf ein Haus, für Breslau 21, Königsberg 16, Stettin 15, Aachen 12, Danzig 11 und Köln 8. Nach andern verläßlichen Zählungen kamen i. J. 1817 für Wien 45 und für Paris nur 27 Einwohner auf ein Haus.

Ein weiteres, von den Geographen schon im vorigen Jahrhundert gebrauchtes Mittel, die Einwohnerzahl einer Stadt zu finden, geben die Geburts- oder Sterbelisten derselben. Man soll nämlich die Einwohnerzahl einer Stadt erhalten, wenn man die Zahl der in einem Jahre Gebornen mit einer gewissen Zahl (man sagt 30, 24 und 22 für große, für kleine Städte und für das Land); oder wenn man die Zahl der jährlich in dieser Stadt Gestorbenen mit einer andern bestimmten Zahl (man sagt 24, 32 und 40 für große, für kleine Städte und für das Land) multiplicirt. Unser Verf. nennt diese Methode noch il meno fallace di tutti i metodi indiretti. Aber er bringt p. 131 selbst eine Tafel, die ein Auszug einer größeren Arbeit über die Zunahme der Bevölkerung im Allgemeinen ist, und aus der deutlich genug hervorgeht, daß jener Factor nichts weniger als constant ist. Der erste z. B. für die Geburten ist für Wien 20, Prag 23, Berlin 21, Breslau 27, Paris 28, Leipzig 27, Lübeck 31, London 41, Rom 31, Neapel 24; und der zweyte, für die Sterbefälle, ist für Wien 22, Prag 24, Berlin 25, Breslau 23, Paris 32, Leipzig 30, Lübeck 38, London 52, Rom 24 und Neapel 29. Welche von den letzten Zahlen, die zwischen 22 und 52 auf und ab schwanken, soll man nun als die wahre, oder als die der Wahrheit nächste ansehen? Büsching brauchte diese Methode schon für das Jahr 1720 oder 1730, und er fand damit die Volkszahl Wiens nahe eine halbe Million, was gewiß sehr weit von der Wahrheit entfernt ist, da Wien zu jener Zeit nicht über 120,000 Einwohner haben konnte. Eben so ging es mit Paris, Neapel und andern großen Städten, deren Bewohnerzahl man auf diese Weise höchst unrichtig gefunden hat.

Auf eine ähnliche Weise geht der Verf. mit eben so viel Umsicht als Scharfsinn alle die andern Mittel durch, die man, we-

nigstens zu einer beyläufigen Schätzung der Einwohnerzahl einer Stadt anzuwenden pflegt, wenn directe Zählungen fehlen. Er gibt von jedem die Vor= und Nachtheile und die Art, wie sie noch am besten und sichersten zu benützen sind. Hieher gehören die Anzahl der Feuerherde oder der Familien, die Personalsteuern, die Quantität verschiedener Eßwaaren, die in einer Stadt jährlich verzehrt werden; die Anzahl der Soldaten, die, wie man sagt, zu der Gesammtzahl der Einwohner ebenfalls in einem bestimmten Verhältnisse stehen sollen u. s. w. Demungeachtet bleibt unserem Verf. nichts übrig, als S. 136 u. f. eine Tafel der Bewohnerzahl dieser Städte der zweyten Klasse zu geben, und dabey die Angabe eines jeden Schriftstellers anzuführen, so weit diese auch unter einander verschieden seyn mögen. Daß diese Differenzen zuweilen ins Abenteuerliche gehen, ist nicht des Verf.'s Schuld. Man muß es ihm danken, daß er mit so vielem Fleiße alle diese Daten zusammengebracht, und hier, mit der Angabe ihrer Quellen, so zusammengestellt hat, daß man sie gleichsam mit einem Blicke übersehen kann. Den relativen Werth einer jeden oder auch nur im Allgemeinen die besseren anzugeben, ist wohl jetzt noch mit zu großen Schwierigkeiten verbunden. Nach dieser Tafel findet man hier die Bevölkerung von

Konstantinopel	zwischen	300,000	und	1,000,000
Tocat	»	33,000	»	200,000
Erzerum	»	50,000	»	565,000
Bagdad	»	20,000	»	150,000
Diarbekir	»	38,000	»	400,000
Aleppo	»	100,000	»	633,000
Ispahan	»	50,000	»	1,100,000 u. s. w.

was wohl alles nur heißen soll, daß man von der eigentlichen Bevölkerung dieser Städte so viel als gar nichts weiß.

Das *vierte* Kapitel handelt von den verschiedenen Eintheilungeu des Menschengeschlechts in Bezug auf Farbe, auf socialen Zustand, auf Nahrungsmittel u. dgl. Das *fünfte* betrifft die Eintheilung derselben nach den Sprachen, und das *sechste* nach den Religionen. Man findet hier eine große Anzahl interessanter und scharfsinniger Bemerkungen, die aber der Leser besser in dem trefflichen Werke selbst nachsehen wird, da sie hier nicht gut einer Mittheilung fähig sind. Den Schluß des sechsten Kapitels macht eine allgemeine Uebersicht der Bekenner der verschiedenen Religionen in folgender kleinen Tafel:

Christen in allen ihren Verzweigungen	260	Millionen.
Juden	4	»
Islamiten	96	»
Brahmanisten	60	»
Buddhisten	170	»
Alle andern Religionen	147	»
Summe	737	Millionen.

Das siebente Kapitel beschäftigt sich mit den verschiedenen Bedeutungen, die man bisher dem Worte Staat (Stato) gegeben hat, die Irrthümer, die aus demselben entstanden sind u. dgl. Diesen Betrachtungen folgen interessante Bemerkungen über einzelne Staaten, z. B. über die jonischen Inseln, über Neugriechenland, über Montenegro und die europäische Türkey, über das Reich der Menangkabu, der Kriks, Cerokis, der Araukaner und anderer unabhängiger Völkerschaften Amerikas u. f. Das achte Kapitel endlich verbreitet sich über den Mißbrauch, den man sich in der Geographie mit neuen Benennungen und neuen Rechtschreibungen erlaubt hat, wo überall viel Gelegenheit zu nützlichen und beachtungswerthen Bemerkungen geboten wird, die wohl im hohen Grade verdienten, daß sie allgemeinen Eingang fänden, um der Verwirrung und der Anarchie zu steuern, die bisher in dem weitläufigen Gebiete der Geographie ihr Wesen ungestört getrieben hat.

Nach dieser 208 Seiten füllenden Einleitung geht nun der Verf. zu der eigentlich sogenannten Bilancia politica über, die er in 111 Seiten abhandelt, da die letzten 25 Seiten, als Anhang des Ganzen, bloß unserm Vaterlande, Oesterreich, gewidmet sind.

Diese Bilancia erscheint hier in fünf Theile gesondert, nach den bereits oben erwähnten fünf Erdtheilen, Europa mit 46, Asien mit 17, Africa mit 13, America mit 20 und Oceania mit 14 Seiten.

Die Darstellung Europa's wird mit dem österreichischen Kaiserthume eröffnet. Dieses enthält, unserem Verf. zu Folge, 194,500 ital. Q. Meilen und eine absolute Bevölkerung von 32 Millionen. Die relative Bevölkerung gibt 165 Bewohner auf jede Quadratmeile. Die Einkünfte des Staates betragen 440 Mill. Franken, die Armee hat 371,400 Mann und die Flotte 2 Linienschiffe, 4 Fregatten und 56 kleinere Schiffe.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen werden die vorzüglichsten Städte, nach den verschiedenen Provinzen, mit ihrer Einwohnerzahl aufgeführt, womit dieser Gegenstand auf nahe zwey Seiten abgethan ist. Ihm folgt der deutsche Bund auf

sieben Seiten, von welchen aber ein großer Theil dem ehemaligen h. röm. Reiche, den Churfürsten, dem Rheinbunde 2c. gewidmet ist. Darauf kommen in kurzen Absätzen von 15 bis 20 Zeilen das Königreich Bayern, Würtemberg, Hannover, Sachsen, das Großherzogthum Baden, Hessen-Darmstadt, Cassel, Mecklenburg-Schwerin u. f. Alle gleichsam tabellarisch geordnet, so daß man mit einem Blicke die Oberfläche, die absolute und relative Bevölkerung, die einzelnen Völkerschaften und ihre Religionen, die Regierungsform, die Einkünfte, Schulden, Militärmacht, und endlich die vorzüglichsten Städte mit ihrer Einwohnerzahl zusammengestellt findet.

Auf diese äußerst gedrängte Weise war es möglich, ganz Preußen in nicht ganz einer Seite, ganz Frankreich in einer Seite u. f. abzuhandeln.

Noch concentrirter erscheinen die übrigen Welttheile, die oft selbst mit einigen Seiten zufrieden seyn müssen.

Man sieht schon aus dieser Anzeige, daß diese Bilancia eigentlich ein rein tabellarisches Werk ist, und daß das, was andere bisher in großen Blättern, in der Gestalt von Karten, dargestellt haben, hier, zur bessern Bequemlichkeit der Leser, in der Form eines gewöhnlichen Buches erscheint. Wer aber bedenkt, wie viele andere Bücher zuerst nicht bloß durchgelesen, sondern kritisch durchsucht werden mußten, um eine Tafel dieser Art zu Stande zu bringen, wird dem Verf. Dank wissen, daß er uns hier in wenig Blättern zusammengestellt hat, was man sonst nur in ganzen Bibliotheken zerstreut findet, besonders wenn man weiß, mit welcher Sorgfalt und Umsicht derselbe zu Werke geht, um sich von der Verläßlichkeit seiner aufgestellten Zahlen zu überzeugen. Ohne Zweifel ist diese tabellarische Uebersicht der fünf Welttheile das Beste und Verläßlichste, was wir bisher in dieser Art aufzuweisen haben.

Der Anhang ist, wie bereits gesagt, ein Versuch oder eine Grundlage zu einer Statistik des österreichischen Kaiserthums. Der Verfasser beginnt sein Unternehmen mit der Klage, daß die Statistik Oesterreichs bisher wohl Schriftsteller die Hülle und Fülle gefunden habe, daß sie selbst aber dennoch als noch nicht existirend betrachtet werden muß. Dieß ist, fährt er fort, desto auffallender, da wenig andere Staaten dieser Wissenschaft einen größeren oder fruchtbareren Gegenstand darbieten; da von der Regierung die interessantesten und wichtigsten öffentlichen Mittheilungen über Handel, Industrie, Finanzen, öffentlichen Unterricht u f., entweder selbst gemacht, oder doch andern, sie zu machen die beste Gelegenheit gegeben wurde, und da es endlich in keinem andern Staate eine so große Menge von öffentlichen Lehrern

dieser Wissenschaft gibt, als eben in diesem, wie wir denn eigene Professoren der Statistik auf den Universitäten zu Wien, Prag, Olmütz, Innsbruck, Grätz, Pesth, Lemberg, Padua und Pavia haben, die andern vielen Unterrichtsanstalten nicht zu erwähnen, wo diese Wissenschaft ebenfalls von eigens dazu bestimmten Individuen vorgetragen wird.

Die Vorwürfe, welche von vielen Ausländern den Völkern dieser Monarchie und besonders den sogenannten Gelehrten derselben gemacht worden sind, findet der Verf. alle ungegründet. Er gibt aber diese Vorwürfe nicht näher an, und man sieht bloß im Allgemeinen, daß sie sich auf eine gewisse Art von Stagnation zurückführen lassen, noch sucht er sie zu widerlegen, als wozu er, wie er sagt, hier weder Zeit noch Mittel habe. Dafür führt er, was vielleicht besser ist, als sich mit polemischen Refutationen zu befassen, in kurzen, aber kräftigen Zügen näher an, was in den letzten Jahrzehnden zur Aufnahme und Förderung des Wohlstandes in geistiger und körperlicher Beziehung geschehen ist. Die Belebung der Industrie in den verschiedenen Provinzen des Reichs; der rasche Aufschwung des Handels in dem ungrischen Küstenlande, in Triest und einigen anderen am Meere gelegenen Orten; der wunderbare Zuwachs der Bevölkerung in beynahe allen Gegenden des Staates; die Verbesserungen der Agricultur mit allen ihr verwandten Zweigen: das Pomologicon des Grafen Harrach; das Georgicon in Altenburg; die Academien der schönen und bildenden Künste in Wien, Mailand und Venedig; die militärischen Erziehungsanstalten in Wr. Neustadt, Wien, Olmütz u. s., die Marineschule in Triest und die der Marine-Cadetten in Venedig; die neu organisirte medico-chirurgische Josephs-Academie in Wien; die Academie der morgenländischen Sprachen in derselben Hauptstadt; die Berg-Academie in Schemnitz; die neu entstandenen und nach einem großen Plane entworfenen polytechnischen Institute zu Wien und Prag; das Ferdinandeum zu Innsbruck; das Johanneum zu Gratz; der reiche botanische Garten zu Monza; alle die anderen großen botanischen Gärten des Reichs, vorzüglich die in und bey den Hauptstadt. Diese und so viele andere Wahrheiten sind darum nicht minder wahr, weil sie im Auslande weniger bekannt sind, und weil die erhabene Hand, der wir diese Wohlthaten verdanken, es vorzieht, sie im Stillen zu spenden, statt offen damit zu prunken. Was ist nur seit den letzten zwey Decennien bloß für diejenige Wissenschaft, die uns hier zunächst angeht, für die Geographie des Reiches geschehen! Die Triangulation des ganzen großen Landes ist beynahe vollendet, und alle Gegenden desselben sind mit einem Dreyecknetze bedeckt, das für viele Jahrhunderte die Basis aller

unserer geographischen Vermessungen seyn wird, und das an Ausdehnung sowohl, als an Genauigkeit, keinem andern in Europa nachsteht. Die große topographische Karte in einem Riesenmaßstabe, ein Zoll auf vierzig Klafter, steht nahe vollendet da, ein Denkmal wahrhaft kaiserlicher Liberalität und ächten deutschen Fleißes; die eben so wichtigen als ausgedehnten Unternehmungen des Catasters; die wahrhaft vortrefflichen Karten der topographischen Institute in Wien und Mailand; die reich dotirten und blühenden Observatorien dieser beyden Städte; die zahlreichen und kostbaren Institute zur Bildung talentvoller Jünglinge in der Mathematik und Astronomie: die schönen Leuchtthürme an den Küsten des adriatischen Meeres; die Austrocknung der Sümpfe bey Laybach und im südlichen Ungern; die herrlichen Straßen, welche die verschiedenen Provinzen des Reiches zu Einem großen Ganzen verbinden, besonders die in früher unwegsamen Gegenden, wie die nach Karlsbad, die Marie-Luisenstraße in Kroatien, die nach Zara in Dalmatien, die von Cadore und Ponteba und so viele andere in der Lombardey, die alle als ein Denkmal der Gegenwart auf die fernste Zukunft übergehen werden; die Canäle von Wr. Neustadt, von Pavia und vom Banat; die vielen Brücken, welche nur in den beyden letzten Decennien entstanden sind; die immer fortschreitende Verschönerung Wiens, Mailands und so vieler andern Städte; die erstaunenswerthe Menge von wissenschaftlichen Sammlungen, Museen und Bibliotheken; die Gründung mehrerer neuen Universitäten und Lyceen, über 200 Gymnasien und eine wahrhaft unzählbare Menge von Volksschulen, wie wohl kein anderes Land sie aufzuweisen hat — alles dieß, und wie so manches Andere, ist der beste Zeuge des ruhigen und sichern Fortschreitens der Nation zur Bildung und Civilisation, zu Glück und Wohlstand.

Nach dieser Einleitung, die wir gern unterschreiben, und noch lieber in den weniger berücksichtigten Theilen ergänzen und erweitern möchten, wenn es hier nicht vorzüglich darauf ankäme, die Stimme und die Ansicht des Verfassers kenntlich zu machen, nach dieser Einleitung geht derselbe zu der eigentlichen Statistik der österreichischen Monarchie über, die er, wie man bald sieht, mit Vorliebe und mit besonderm Fleiße behandelt. Zuerst gibt er den Flächeninhalt der einzelnen Provinzen nach den verschiedenen Schriftstellern: Blumenbach, Lipsky, Thielen, Liechtenstern, Zelliger, Bisinger u. a. Die Bevölkerung wurde lange Zeit sehr verschieden angegeben. Für die Epoche von 1816 nahmen Bertuch, Liechtenstern, Stein und Hassel im Mittel 27,500,000, und Blumenbach 28,178,800 an. Unser Verf. zeigte i. J. 1819, daß man diese Bevölkerung

wenigstens zu 29 Millionen rechnen müsse. Nach der allgemeinen Zählung des Jahres 1821 aber fand man 30,006,850, und nach der des Jahres 1825 bereits 31,624,890. Seitdem ist die Volksmenge stetig in rascher Zunahme begriffen. Rohrer schließt aus seinen Vergleichungen der Jahre 1821 und 1825, daß die Population Oesterreichs jährlich um 404,510 Personen zunehme. Schnabel, der die Jahre 1816 und 1825 verglich, fand diese jährliche Zunahme 351,200. Balbi glaubt in runder Zahl 350,000 als die der Wahrheit nächste annehmen zu können. Dieß würde demnach, mit der erwähnten Zählung des Jahres 1825 verglichen, jetzt, i. J. 1834, eine Population von 34,424,900 Menschen geben.

Noch auffallender geht dieser Wachsthum der Volkszahl hervor, wenn man bloß einzelne Provinzen zu einer nähern Untersuchung vornimmt. Noch vor Kurzem hat einer unserer statistischen Schriftsteller in den »Vaterländischen Blättern« die Behauptung aufgestellt, daß die Verdopplung der Bevölkerung vor sich gehe in Mähren in 296 Jahren, in Galizien in 248, Böhmen 230, Niederösterreich 196 und Ungern in 150 Jahren. Der Verfasser findet, übereinstimmend mit Rohrer, daß alle diese Zahlen viel zu groß sind. Vorausgesetzt, daß keine besonders störenden Hindernisse eintreten, und daß der physische und moralische Gang der Nation derselbe bleibe, wie er in dem letzten halben Jahrhundert war, so folgt, daß Böhmen in 48, Niederösterreich in 25$^1/_2$, Galizien in 43, Mähren, ohne Schlesien, in 41, und Ungern noch in einer kürzern Periode seine Bevölkerung verdopple. In Ungern insbesonders und in einigen Gegenden Galiziens ist der Fortgang der Population in der That reißend schnell zu nennen. Das Banat z. B. verdoppelt seine Bevölkerung schon in 36 Jahren, die dem Banat benachbarte Militärgränze in 30, und die Bukowina sogar in 28 Jahren.

Einige Oeconomen und Statistiker haben vor Kurzem die Aufmerksamkeit ihrer Leser auf die außerordentlich schnellen Fortschritte der Population Londons gelenkt, und sie schreiben dieselbe dem sehr verbesserten Zustande der untern Klassen und den vermehrten Mitteln der Subsistenz der eigentlichen Volksmasse zu. Allein Wien und Paris zeigt ganz ähnliche Erscheinungen, wie folgende Tafel beweist:

	Jahr.	Geburten.	Sterbefälle.
Wien	1720	4,120	6,825
»	1721	4,104	6,490
»	1820	12,846	10,822
»	1821	12,819	10,411

	Jahr.	Geburten.	Sterbefälle.
Paris	1720	17,679	20,371
»	1721	19,917	15,822
»	1820	24,858	22,464
»	1821	25,156	22,648
London	1744	14,402	24,094
»	1820	23,159	19,348
»	1821	25,232	18,458

S. 331 u. f. gibt der Verf. die tabellarische Zusammenstellung der Statistik der einzelnen Theile der österr. Monarchie, wo er in jeder Provinz für jedes Viertel, Kreis oder Comitat u. s. zuerst die Oberfläche in ital. Quadratmeilen, und dann die absolute sowohl, als auch die relative Bevölkerung anzeigt, und wobey er meistens den erprobten Angaben Thielen's folgt. Diese Tafel ist von großer Wichtigkeit, und wird bey allen folgenden statistischen Untersuchungen Oesterreichs als Basis dienen. Das Ganze beschließt eine andere Zusammenstellung der volkreichsten Provinzen Oesterreichs mit andern Ländern. Diese zweyte Tabelle enthält in der ersten Columne den Flächeninhalt in ital. Quadratmeilen, und in der zweyten die Zahl der Bewohner einer jeden Quadratmeile, meistens für das Jahr 1825. So findet man:

	Flächeninhalt.	relat. Bevölkerung.
Kaiserthum Oesterreich	194,510	165 auf 1 ital. Q. M.
Lomb. venet. Königreich	13,631	311
Mähren und Schlesien	7,704	256
Böhmen	15,249	243
Galizien	24,768	173
Erzherzogth. Oesterreich	11,338	177
Ungern	66,900	141
Kaiserthum Rußland	5,912,000	10
Polen	36,330	106
Schweden	127,000	22
Sardinien	21,000	205
Kirchenstaat	13,000	200
Frankreich	154,000	208
Bayern	22,120	179
Sachsen	4,341	314
Würtemberg	5,720	266
Holland	9,780	262
Belgien	8,250	453
Preußen	80,450	155
England	38,200	295
Schottland	23,498	89
Irland	23,000	296
China	4,070,000	42

Diese Tafel, von welcher das Vorhergehende nur ein kurzer Auszug ist, gibt zu vielen interessanten Vergleichungen Gelegenheit. So sieht man z. B., daß der bestbevölkertste Theil Oesterreichs das lomb. venet. Königreich, und nach ihm Mähren und Böhmen ist; daß Ungern verhältnißmäßig noch lange nicht halb so bevölkert ist, als die Lombardey; daß Belgien einer der bestbevölkertsten Staaten Europas ist; daß unter allen größern Reichen Rußland die geringste relative Population hat, und daß auch das in dieser Beziehung sonst so gerühmte China sehr zurücksteht. Diese Bemerkungen gelten aber nur von dem ganzen Lande: einzelne Provinzen machen davon oft eine sehr auffallende Ausnahme. In Rußland zwar erhebt sich in keinem Gouvernement die relative Bevölkerung über 145, aber in China, dessen totale relative Bevölkerung, nach der vorhergehenden Tafel, nur 42 ist, hat die Provinz Sciantung eine relative Bevölkerung von 525, Cekiang von 651 und Kiangsu sogar von 823. Solche starke rel. Bevölkerungen kommen in Europa nur in denjenigen Provinzen vor, welche große Städte in sich enthalten. So hat in Frankreich das Departement der Seine eine relat. Bev. von 7321, in England das von Middlesex 5401, in Irland das von Dublin 1160 u. s.

S. 342 findet man eine Tabelle der Volksmenge der einzelnen Hauptstädte Europas nach den neuesten und verläßlichsten Angaben. Den ersten Rang nimmt London ein mit 1,624,000 Seelen; dann kömmt Peking mit 1,300,000; Jeddo, Hauptstadt in Japan, mit 1,300,000; Paris mit 890,000; Calcutta, Benares und Constantinopel mit 600,000; Miaco in Japan, Canton, Nanking und Kingein in China mit 500,000; Petersburg mit 449,000, Neapel mit 364,000, Wien mit 330,000 u. s. w.

Den Beschluß des ganzen Werks bildet eine in ihrer Art neue tabellarische Zusammenstellung der Bevölkerung der vorzüglichsten Städte. Bey den gewöhnlichen Angaben der Population einzelner Districte, Provinzen, Kreise u. s. erhält man, selbst für zwey hart an einander liegende Gegenden desselben Landes, oft sehr verschiedene Zahlen, weil in der einen dieser Gegenden eine volkreiche Stadt liegt, während die andere keinen solchen großen Sammelplatz von Menschen aufzuweisen hat. So wird z. B. die relative Bevölkerung von Hamburg und seinem Gebiete zu 1302, und die von Bremen zu 980 angegeben, während die von Frankreich nur 208 und die von Oesterreich 165 ist. So wird noch heut zu Tage die Insel Malta als der bestbevölkertste und die Insel Island als der an Menschen ärmste Ort Europas angegeben, was aber offenbar unrichtig ist, da die große Population der genannten Districte nur von den volkreichen Städten kömmt, die man in denselben findet. Diesem Uebelstande, der

schon so oft in Irrthum geführt hat, zu begegnen, gibt der Verf. in der gegenwärtigen Tafel die Bevölkerung nicht bloß von der eigentlichen Stadt, sondern vielmehr von ihr und von einem bestimmten Umkreise, den er um sie als Mittelpunkt beschreibt. Die Größe dieses Kreises wechselt mit der Größe der Stadt. Solche Städte, deren Einwohnerzahl 300,000 und darüber ist, erhalten einen Kreis von 3200 ital. Q. M.; die unter dieser Einwohnerzahl sind, erhalten nur 2000 Q. M., und diejenigen endlich der kleineren Städte 1500 Q. M. Diese Tafel, von welcher das Folgende nur ein kurzer Auszug ist, scheint dem Verf. viele Mühe gekostet zu haben, da er für alle in ihr aufgeführten Städte die Population auf das Jahr 1826 reduzirt hat, und eine große Menge von Nachrichten über die Umgegenden dieser Städte sammeln und unter einander vergleichen mußte. Um seinen eben erwähnten Zweck zu erreichen, mußte er bey Constantinopel einen Theil der asiatischen Küste, bey Kopenhagen ein Stück des benachbarten Schwedens, bey Straßburg einen Abschnitt von Baden u. s. zu Hülfe nehmen, um seinen Umkreis vollständig zu geben, und diese Städte mit den übrigen in Uebereinstimmung zu bringen

	Oberfläche des Kreises in ital. Q. M.	Volkszahl auf eine Q. M.
London	3200	781
Paris	—	540
Constantinopel	—	350
Wien	—	297
Moskau	—	238
Petersburg	—	150
Brüssel	2000	583
Mailand	—	482
Turin	—	384
Lyon	—	383
Florenz	—	340
Straßburg	—	318
Prag	—	286
Rom	—	227
Berlin	—	219
München	—	147
Neapel	1500	930
Genf	—	472
Palermo	—	335
Lissabon	—	290
Marseille	—	236
Boston	—	178
New-York	—	191

Wenn man nun das Ganze überblickt, so kann man nicht in Abrede stellen, daß dasselbe, mit einem eben so seltenen Fleiße als mit Sorgfalt und Umsicht zusammengetragen, eines unserer besten und verläßlichsten statistischen Werke bildet. Wir wünschen gewiß mit allen unseren Lesern, daß dasselbe nicht nur eine zweyte Auflage erhalten möge, zu welcher der Verf., wie wir wissen, schon reiche Materialien gesammelt hat, sondern daß auch recht bald eine Uebersetzung desselben in die, mehreren Lesern zugängliche französische und in die deutsche Sprache, aber von der Hand, oder wenigstens unter der Leitung des Verfassers selbst erscheinen möge, damit ihm nicht dasselbe Schicksal begegne, das seinem Abrégé de Géographie widerfahren ist. Wir freuen uns, den thätigen, kraftvollen und seine Wissenschaft über alles liebenden Mann in unserer Mitte zu besitzen, und sehen den schönen Früchten seiner bisher schon durch so viele treffliche Werke bewährten Wirksamkeit mit Vertrauen entgegen. Littrow.

Art. III. Rosamunde. Ein Trauerspiel von Friedrich von Uechtritz. Düsseldorf 1834, bey J. E. Schreiner.

Der Reichthum an Trauerspielen, die aus innerm Ringen und Bedürfniß geboren, etwas durch sich seyn wollen, ist nicht so groß in Deutschland, als daß oben genanntes von Herrn von Uechtritz, wenn es auch einen mindern Werth hätte, als wir ihm beymessen können, nicht doch Anspruch machte auf eine besondere Anzeige in dieser Zeitschrift. Wenn auch die Trauerspiele auf den Bühnen nicht grade beliebt sind, fehlt es doch daran noch nicht, und der Meßkatalog liefert uns jährlich wohl noch zwischen einem Dutzend und einem Hundert neuer deutscher Original-Tragödien, von denen die Hälfte vielleicht der Patriotismus ihrer Verfasser auf eigene Kosten der deutschen Nation präsentirt. Aber von diesem Dutzend, oder diesem Hundert, wie viele sind da aus dem geistigen innern Drange, der sich nicht hemmen läßt, hervorgegangen, und wie viele aus einer Absicht? Der Absichten gibt es aber grade so viele, als die eine Absicht: sich selbst zu genügen, jetzt selten wird. Der Eine dichtet für die Politik, der Andere aus Politik, Viele um etwas anschaulich zu machen, Andere auch wohl um etwas Klares dunkel zu machen. Doch diese ideal oder nicht ideal Industriellen lassen wir sich selbst classificiren, — wir könnten eine Hauptspecies vergessen — und wollen nur mit Dank derer gedenken, welche sich nicht durch die Ungunst der in andern Richtungen beschäftigten Zeit abhalten lassen, lediglich und allein ihrer Begeisterung zu folgen.

Sie wird heftig angegriffen jene vergangene deutsche Zeit, wo wir nur in der Idee lebten, glücklich in unsern Systemen, Phantasieen und philologischen Entdeckungen. Man schilt uns, wie wir darüber zurückgeblieben in dem großen Prozeß der Zeit, wie wir nun so fremd, unbeholfen, befangen daständen, wie unsere Träume sich mit der Wirklichkeit nicht zu amalgamiren wüßten. Nun, ich meine doch, daß Viele von uns troß dem so vorwärts gestürzt sind, daß selbst die unsrer Nachbarn drüber staunen, welche den langen materiellen march of intellect mitgemacht haben; ich meine auch, daß die Eisenbahnen und Dampfmaschinen uns aus dem Ideellen erst jüngst fortrückten, eben so viel Nutzen bringen, als den Völkern, welche schon seit einem Säkulum sich vom Speculiren frey gemacht; auch meine ich, daß wir durch unser Speculiren, Phantasieren und Studieren einen solchen moralischen Grund gelegt haben, daß uns die materiellen Entdeckungen nicht allein dieselben, sondern, anders angewandt, noch größere Vortheile bringen werden, abgesehen davon, daß wir nicht die Kosten der Entdecker zu zahlen haben, welche gemeinhin in Armuth starben. Doch das überlasse ich der Folgezeit, und die Vertheidigung unserer frommen Befangenheit besseren Kräften; aber sey die Ausbeute wie sie will, schön in sich war doch die Zeit, wo das Hämmern der industriellen Amboße, die donnernden Geschütze des Weltkrieges, die gesprengten Minen der Revolutionen, unsre Philosophen, Gelehrte, Dichter aus ihrer innern Seligkeit nicht aufstörten, ihre Systeme nicht erschütterten, die Freude an ihren Entdeckungen ihnen nicht minderten, und keine schmetternde Kriegstrompete die Dichter aus dem Zauberwalde schreckte, wo sie dem Widerhall des einsamen Waldhorns lauschten. Schön war die Zeit dieser unegoistischen Selbstvergessenheit, wo der Dichter nicht fragte: wird dieß wirken? wird dies Anklang finden? wird dies Stück Häuser füllen, diese Schrift Käufer finden und neue Auflagen erleben? Schön auch die, wo die Freunde der Poesie in Jubel ausbrachen, wenn Einem etwas gelungen war, wenn ein geistiges Feld urbar gemacht, eine bis dahin für unüberwindlich geltende Festung erobert ward, wenn auch die Freude mitunter parteyisch, der Jubel bisweilen albern ausfiel. Die Franzosen sagen von uns, wir hätten bis vorgestern geistig im Mittelalter gelebt. Aber die Verständigen unter ihnen schelten uns deßhalb nicht; im Gegentheil, sie beneiden uns wehmüthig, daß wir noch so lange in, was sie Illusionen nennen, glücklich gewesen. Ihnen ist diese Zauberwelt der Genügsamkeit längst verloren gegangen.

Der Verfasser der Rosamunde gehört nicht zu den glücklichen Dichtern, wenn ich darunter diejenigen verstehe, welche mit ihren

Schöpfungen durchdringen, denen das Publicum stets gern ein williges Ohr leiht, und deren Name schon als freundlicher Klang ein Werk empfiehlt. Um das zu werden, schafft er zu wenig. Aber er gehört zu den glücklichen, auf die sich eine ehrende Aufmerksamkeit schon früh gerichtet hat; man empfing ihn bald mit Erwartungen, man begleitet seine Dichtungen mit anerkennender Theilnahme, und allgemein wird ihm zugestanden der Rang eines Dichters, was nach dem Obigen so viel ist, als Einer, der um sich selbst zu genügen schafft. Wenn es auch nicht die höchste Begeisterung ist, die ihn unwiderstehlich fortreißt, so sieht man doch allen seinen Dramen an, daß sie das Product einer innigen Auffassung, einer warmen Liebe sind, daß es eben so wenig ein flackerndes, vorüberrauschendes Feuer gewesen, als der noch gefährlichere Reiz, es koste was es wolle, mit einem der allgemeinen Aufmerksamkeit nahe liegenden Gegenstande Eingang beym großen Publicum zu ertrotzen. Im Gegentheil drückt die Wahl seiner Stoffe, deutlicher als sonst etwas, Herrn v. Uechtritz Selbstständigkeit aus. Aus einer entfernten Vorzeit entnimmt er sie, einer, welche nach der jüngsten Annahme sich nicht für unsere Tragödie eignet, weil die alten Orientalen, Römer, Griechen u. s. w. anders gefühlt, gedacht haben oder haben sollen als wir, oder solche verwandte Wesen, für deren Schicksale wir uns interessiren können. Ihn haben sie interessirt, ihn hat das Schicksal der Spartacus, der alten Ottonen, eines Alexander und Darius ergriffen, und er durchdichtet ihre Gefühle, Thaten, Gedanken; er gestaltet sich die entschwundenen Fernen zu lebenden Wesen, ohne sich erst ängstlich umzusehen, ob die um ihn ihre nähere Bekanntschaft wünschen.

Ref. hatte vor Jahren Gelegenheit, über eines der ersten Uechtritz'schen Stücke ein Urtheil auszusprechen, welches ihn später fast zu gereuen anfing. War es sein Chrysothomus, oder sein Spartacus, oder sein Otto, genug, er glaubte alles das schon anerkennen zu müssen, was auch den vollendeteren Dramen des Dichters noch heute Werth gibt, die Wärme, Wahrheit der Auffassung und Gestaltung, das Durchdrungenseyn von der Idee, die schwärmerische Verliebtheit in den Gegenstand, ohne daß er sich doch davon zu weit bemeistern ließe, die nie ermattende Ausdauer, den bewunderungswerthen Fleiß in der Ausführung, unterstützt von Kenntnissen und dem sorgsamsten Studium — allein er fand diese Vorzüge zu klar ausgeprägt, zu isolirt in sich dastehend, zu sehr Producte einer ängstlichen Anstrengung, als daß er an ein mächtig im Innern glimmendes Feuer glauben konnte, dessen unwillkürliche Ausbrüche das geworden, was er uns gab. Er fand schon viel zu viel Reg-

samkeit, zu viel Berechnung, als daß ihm der unwillkürliche Drang, der einen großen Dichter macht, wahrscheinlich gewesen wäre. So viel er sich entsinnt, brauchte er damals das Gleichniß eines von Quellen triefenden Waldgebirges für den Dichter im höchsten Sinne; und diese lyrisch-drastische Kraft, die von selbst vertrieft, sich, wo wirs erwarten oder nicht erwarten, einen Ausweg bricht, erst wild sprudelnd, tosend, dann in malerischer Schönheit einen Weg sucht, bis es den findet, den die Naturgesetze ihm anweisen — Ruhe in der Ordnung — diese vermißte er im Dichter. Zwar fehlte es nicht, besonders im Spartacus, an großartigen Zügen, leuchtenden Blitzen, die von der anschauenden und schaffenden Kraft Zeugniß gaben; jedoch dazwischen trat eine Dürre ein, die, wenn auch nicht gerade negativ, doch auch nicht positiv für den Dichter sprach.

Aber diese Annahme schien sein Alexander und Darius mit einem Male zu nichte zu machen. Es ist viel über dieses Stück gestritten worden. L. Tieck's Theilnahme dafür, die Kämpfe der Kritik und einer philosophischen Schule haben es bekannter werden lassen, als die Darstellungen desselben auf den ersten deutschen Bühnen — bey denen es verbleiben mußte. Volksgut konnte es nicht werden. Die Zahl derer, welche sich zu jenen hohen Regionen erheben mögen, wo das gewöhnliche, rein menschliche Interesse nicht ausreicht, ist natürlicher Weise beschränkt, und auch bey denen, die hier mitfühlen können, fand die Auffassung, die Darstellungsweise Widerspruch. Man fand, doch dieß blieb der unterste Standpunkt der Kritik, — das gewöhnliche tragische Interesse (das der einen Handlung) nicht in sich geschlossen genug, die Handlung tief über die Katastrophe hinaus; was billiger Weise unvertheidigt bleibt, da die Fäden und Kreise einer Welttragödie gedehnter und weiter sind, als die eines Trauerspiels, das, wenn auch in königlichen Sphären, sich immer an die Familie knüpft. Aber man fand auch die Handlung zu nackt auf ihrer schroffen Weltgröße, die Reflexion ans gelehrt Compendienhafte streifend, zu wenig Fleisch und Blut in dem colossalen Gerippe, und wo das Lyrische herausbrach, dasselbe zu nervös-phantastisch. Auch hatte man wohl selbst Einwendungen gegen die philosophisch-historische Auffassung des großen Weltkampfes. Alles das gehört einer vergangenen Zeit, und findet sich in den kritischen Acten des abgelaufenen Decenniums, Acten, die nicht unter den Wust der kritischen Tagsliteratur reponirt werden dürfen, da der Kampf von den ersten Geistern geführt wurde, und Stimmen, wie die eines Tieck, Hegel, Gans, Raumer u. A. darin vernommen wurden. Wäre auch aller angedeutete Tadel gerechtfertigt, ein Gedicht, über das

solche Männer sich bewogen fühlten, mit solchem Ernst sich auszusprechen, hat einen Werth in sich, der das Tagesinteresse überdauert. Wenn der gelehrte Streit Herrn von Uechtritz auch nicht populär machte, so stellte er doch seinen Namen in der Reihe der dramatischen Dichter auf, welche immer auf ernste Anerkennung Anspruch machen. Aber gegen seine bisherigen Tragödien gehalten war ein außerordentlicher Fortschritt bemerkbar. Es waren keine Quellen mehr, es war ein Waldstrom, der sich mit Macht aus dem Gebirge vorstürzte. Der Dichter trug ihn nicht mehr, er wurde von ihm getragen. Der Vorwurf der Dürre fiel von selbst hinweg. Auch heute, nachdem jener Kampf längst ausgefochten, und die Streiter sich versöhnt die Hand gereicht haben, vielleicht den Gegenstand vergessend, kann Ref. nicht umhin, mit Befriedigung das Trauerspiel zu lesen. Es ist ein edler Metallguß, aus einem fürs Größte entzündeten Gemüthe; jedes große Unternehmen, aus reinem Sinn hervorgegangen, muß, auch wenn es nicht sein Ziel erreicht, beym Unbefangenen ein Wohlbehagen erregen, welches von der Wirkung getrennt seyn kann. Einzelne Schönheiten treten würdig dem Besten an die Seite, was die deutsche dramatische Literatur aufzuweisen hat.

Doch der Streit hatte vielleicht eine zu große Aufmerksamkeit für den Dichter erweckt. Er glaubte sich verpflichtet, schnell zu rechtfertigen, was man von ihm erwartete, und schnell die Mängel zu tilgen, die man an ihm gerügt. Er schrieb ein Trauerspiel, das sich in den bürgerlichen Sphären des Mittelalters bewegte. Es hat seine Verdienste in einer gut erfundenen, wohl geschürzten Fabel und einer so fleißigen Durchführung, wie alle seine Arbeiten. Aber die bürgerliche ist nicht seine Sphäre. Es zeigte sich bey Uechtritz »Ehrenschwert« (es kam unseres Wissens nur in Berlin zur Aufführung), daß die Wahl jener entfernten Stoffe von seiner dichterischen Natur bedingt ist. Die Sprache seiner Leidenschaft fordert, ob sie sich schon nicht von der Wahrheit entfernt, doch einen Pathos, der mit dem deutsch-bürgerlichen Leben unverträglich ist. Was er wohl durchdacht, lahmte an dem Schwunge, den er sich gab, oder den er unterdrückte. Auch hatte der Dichter dieß eine Mal nicht ganz an sich, er hatte auch an die Zeit, an die Streitigkeiten und Interessen derselben, er hatte an ein bestimmtes Publicum und Theater gedacht. Er war berufen, Höheres im Auge zu behalten, und dieß rächte sich. Das Ehrenschwert gefiel dem Publicum nicht, für das es geschrieben war, und die Kritik erkannte dießmal umsonst die Vorzüge an, indem der Dichter selbst sich eingestand, daß er einen Fehlgriff gethan.

Uechtritz dichterisches Talent ist an den Stoff gebunden.

Er muß groß, edel, entfernt seyn von dem Getriebe unserer Alltagsinteressen, in welchen sein für erhabene Vorbilder der Vergangenheit schwärmender Sinn nicht das Element dichterischer Erhebung finden kann. Er muß seine Wärme pflegen, über dem Gegenstande brüten können, um zu den Blumen seiner Lyrik zu kommen, und nicht über jedem günstigen kann sie zu so hellen Flammen emporschlagen, wie bey einem Alexander und Darius. Aber das Mißglücken scheint ungünstiger als das Glück gewirkt, und dem raschen Entwicklungsdrange geschadet zu haben. Wie er dort zu rasch aus sich heraustrat, so verpuppte er sich seitdem in seinem Productionsprozesse. Wer darf hadern über die Verschiedenheit der Naturen; Raupach wird durch ein mißlungenes Werk eher angespornt schneller weiter zu arbeiten, als zurückzudenken, und dieser speculativen Kraft, die nur im Schaffen Zufriedenheit findet, verdankt das reale Theater seine besseren Stücke. Andere Naturen werden durch ein Unglück eingeschüchtert, und statt durch ein neues, frisches Schaffen sich herauszuarbeiten, vertiefen sie sich im Grübeln über die wirklichen und möglichen Ursachen des vorigen Mißlingens. Zu diesen, die nun immer ängstlicher werden im sich selbst Prüfen gehört leider Herr von Uechtritz. Scheu geworden, brütet und »druckst« er, wie uns bekannt ist, über jeden Vers und jedes Wort, und versäumt über das Streben nach dem Vollenden das Enden selbst. Es ist eine Klippe, an der, heut zu Tage freylich wenige, aber sonst schon viele deutsche Talente gescheitert sind, und die Frage wäre nicht leicht entschieden: ob die Leichtfertigkeit uns mehr gute Werke hervorgebracht, oder die Fleißeifrigkeit mehr verdorben hat?

Auch diese Rosamunde blieb wohl zu lange in der Werkstatt, um gefeilt und überfeilt, gekürzt, verlängert, nachgedacht und noch einmal vorgedacht zu werden. Schon viele Jahre vor ihrem Erscheinen war von ihr die Rede; das Manuscript wurde Freunden mitgetheilt, ängstlich auf jeden Zweifel gelauscht, gesucht ihm zu begegnen, die Stellen, wohin er wie ein schädigender Wetterstrahl fiel, untermauert und übermauert, um ein ganz gewappnetes Kind dem Publicum und der Kritik zu bringen. Wer kann es Allen recht machen! Die Theater nahmen die Rosamunde mit einiger Scheu auf. Die Schauspieler fanden die historische wie die Gefühlswelt ihnen so fremd, daß nur sehr glänzende Rollen sie damit befreundet hätten. Glanz versprach aber nur eine, allein sie war so tief und gemüthig, daß leicht über dem Streben nach der Wahrheit der Schein vergangen wäre. Die ganze Arbeit sonst war eine so schwere, daß die Breter darunter hätten brechen, und mit dem Ruhm des Dichters die Infalli-

bilität der Darsteller gefährdet seyn können. So wurde die Tragödie von den Bühnen mit Anerkennung ihres Werthes bey Seite geschoben, und nur in Dresden brachte das Interesse, was Tieck dafür gewonnen, sie zur Aufführung. Theils mochten die Kräfte der Darsteller nicht ausreichen, theils das Publicum im Voraus dagegen eingenommen seyn; sie verschwand wieder, und liegt jetzt im Druck dem Publicum vor, um über das erste Dresdener Urtheil in weiterem Instanzengange zu sprechen.

Unsere Anzeige ist von der Anmaßung entfernt, dieses letzte Urtheil fällen zu wollen, sie hat es sich nur vorgesetzt, über das Werk eines Dichters, dessen Streben schon alle kritischen Ehren um so mehr verdient, als er jetzt vereinzelt dasteht, gewissenhaft zu referiren, und dem Leser danach das Urtheil selbst zu überlassen. Aber ganz läßt sich die subjective Ueberzeugung nicht unterdrücken, und da sie zwischen den Zeilen oft gegen unsern Willen zum Vorschein kommen dürfte, sey hier vorausgeschickt, daß Ref. dem Dresdener Urtheil nicht beytreten dürfte, in sofern es nicht der Darstellung oder Darstellbarkeit, sondern dem dichterischen Werthe galt. Es ist freylich nicht der eine Guß geworden, der im Alexander uns gewinnt, es ist freylich viel untermauert, überdacht, geflickt, geschminkt über rothe Wangen, und über die Schminke ist Blutfarbe wieder aufgetragen; man darf freylich den Schauspielern es nicht verdenken, wenn sie die Aufgabe nicht für leicht angesehen, wenn sie vor deren Lösung sich gescheut, wenn der Wucht der Leidenschaft sie erschreckt und stets fürchten lassen, daß sie der Kräfte ermangelten, um das dem Publicum klar auszudrücken, was ihnen selbst nicht deutlich war, — aber das, wenn es auch den Totaleindruck hindert, wenn es gleich die nöthige Ruhe und Heiterkeit im Einzelnen vermissen läßt, darf doch nicht stören, das Verdienst des dramatischen Gebäudes anzuerkennen, die vielen großartigen Schönheiten zu bewundern, und sich zu freuen, daß es der Begeisterung noch möglich wurde, mit solcher Ameisenarbeit einen schönen, hohen Thurm zu bauen, in einer Zeit, wo man Thürme überhaupt für überflüssig hält. Auch sollte ich, nachdem ich das Trauerspiel durchlesen, glauben, daß die Darstellung desselben, und zwar mit Wirkung, nicht durchaus unmöglich sey.

Fremd ist uns der Gegenstand, aber was ist so fremd, daß es der Dichter uns nicht befreunden könnte! Die Ferne in Zeit und Ort uns so nah zu bringen, daß wir unsere längst vermoderten Ahnen und unsere Antipoden vor Augen zu sehen wähnen, und mit ihnen denken und fühlen müssen, ist ja die Aufgabe der Kunst. Auch ist schon Gräßlicheres zum Gegenstande von Tragödien gewählt worden, als der Schädelbecher des Vaters, aus

dem die Tochter trinken muß. Aber das uns Fremde sind die conventionellen kleinlichen Verhältnisse, auf denen die Hebel der Leidenschaften und der Thaten ruhen, Verhältnisse, die der heutigen Wirklichkeit gänzlich, fast lächerlich fremd, es auch der Natur selbst sind. Dieser Haß, diese Begriffe von Ehre sind wohl einmal bey vielen rohen Völkern vorgekommen, aber sie gehören so wenig zur Geschichte, die wir mitleben und machen, als zu der großen, ewigen, die sich in gewissen Kreisläufen immer wiederholt. Sie sind Nebensachen, die wir nur noch historisch erwähnt vertragen, aber nicht mehr als Bilder einer allgemein menschlichen Natur, in denen wir unsere eigene zurückgespiegelt finden. Der Dichter hat auch das willkürlich Conventionelle so deutlich gefühlt in der grauenhaften Tradition, daß er alle Kraft aufgewandt, dem willkürlich Wahren etwas wenig Wahres unterzulegen. Allein grade dadurch, daß durch diese Nu- ungestalten einer grauen Vorwelt die höchste Verstandesbildung durchblickt, wird das bleibende Rohe desto gespensterhafter. Solche mährchenhafte Ueberlieferungen wollen entweder mit gläubig schlichtem Sinne aufgefaßt seyn, oder mit dem feinen Spiel, mit dem Shakespeare sie behandelte. Er hütete sich, das Factum zu motiviren, er ließ es stehen, wie es ihm gegeben, aber nun spielte sein Humor, sein Verstand, seine Phantasie dazwischen, und in diesen Theilen entstand das ewig Wahre und Große, was wir an ihm bewundern; die alte Fabel ward zur Folie für das, womit er sie umkleidete. Damit sey nun nicht gesagt, daß Jeder es eben so machen soll, denn duo dum idem faciunt non faciunt idem, und Wenigen möchte es gelingen, solche Harmonie in die Bekleidung eines mißgeschaffenen Körpers zu bringen, daß das Kleid zur Hauptsache wird, und man ihn für schön hält. Vielmehr nur die Nutzanwendung, daß der Künstler bey der Wahl außer unseren Anschauungskreisen liegender Stoffe vorsichtig seyn muß. Indem Herr v. Uechtritz mit vollem, begeisterten Ernste die Unthaten und barbarischen Roheiten in der Geschichte Alboins und der schönen Rosamunde menschlich zu beweisen und zu mildern sucht, wie es allerdings die Pflicht des echten Dichters ist, tritt das Schroffe, Widerwärtige der Ueberlieferung nur desto greller hervor, die That erschreckt, der Verstand macht uns nicht warm, und die Lyrik reißt uns nicht hin, weil das Gefühl sich für etwas begeistern soll, was gegen das Gefühl ist. Dieß sey die vorweg ausgesprochene Ausstellung gegen ein Gedicht, das doch durch den Geist, in dem es aufgefaßt, durchgearbeitet, und durch seine vielen und großen Schönheiten eine Bewunderung verdient, welche neben dem Tadel vollkommen Platz findet.

Die Geschichte der Longobarden ist an sogenannt romantischen Begebenheiten überreich, aber die Romantik ist von der Art, wie sie die heutigen Franzosen auffassen. Sie strotzt von gewaltigen, wunderbaren, erschrecklichen, gräuelhaften Thaten, die alles Interesse der Spannung heben, alle im Gewande des Mittelalters, aber durch alle blickt die Seele des rohen Heidenthums durch; denn dieser Romantik fehlt Glaube, Liebe, Hoffnung, Frauenachtung, und unter der Wucht der vereinzelten Thaten verschwindet eben wie die Zartheit der Gedanke an ein Ganzes. Ginge Victor Hugo einmal der Stoff aus, in Paul Diaconus fände er eine reiche Fundgrube, und dem französischen Dichter würde es vielleicht nicht schwer werden, neben der menschlichen Wahrheit, welche er überall so unnachahmlich nackt ans Tageslicht zu bringen versteht, auch noch einige Ideen von Volkssouverainität zu appliciren, da für eine Geschichte ohne alle Idee eine jede sich zurecht legen läßt. Am gewaltigsten, am abgerundetsten unter dem longobardischen Sagenkreise bleibt indeß die von Alboin. Sie vereint Heldenthum, Blutrache, eine eroberte Königskrone, Frauenschönheit, Ehebruch, Königsmord, Vergeltung; und indem sie in die europäische Weltgeschichte eintritt, hat sie alle Elemente einer scandalösen Gardinengeschichte. Reiz, Grauen, Wollust und Mord genug; der lombardischen Roheit, die byzantinische Bosheit gegenüber, schon selbst in der Ueberlieferung ein vollkommenes Gedicht, dem nichts fehlt, als das, was nach unsern bisherigen Begriffen zum Wesen eines solchen gehörte — Schönheit.

Das Historische der Handlung ist so bekannt, daß wir es nicht für nöthig halten, indem wir hier den historischen Gang des Drama hinzustellen versuchen, auf die Abweichungen von jenem aufmerksam zu machen.

Nach jahrhundertlangem Kampfe zwischen Langobarden und Gepiden haben jene gesiegt. Das Land der Gepiden ist verwüstet, und die unterworfenen Stämme haben den Heldenkönig Alboin nach Italien folgen müssen. Die Tochter des von ihm in offener Feldschlacht erlegten Gepidenkönigs Cunimund, Rosamunde, ist seine Gattin geworden — um das Loos ihrer Stammgenossen zu erleichtern, hat sie dem Bewerber die Hand gereicht; so wird gesagt — und König Alboin thront zu Verona. Aber ihm grollen seine Longobarden, daß er die Erbtochter des verhaßten Stammes zur Gattin und Königin über ihr siegendes Volk erwählt hat; unversöhnlich bohrt der Grimm unter den Gepiden, daß er ihr Ueberwinder ist, wenn auch ihr milder Herrscher, und — die Königin ist stumm und kalt gegen ihn. Der alte Lombarde sagt von ihr zu Alboin:

— wir kennen sie,
Die stolze, steinern unzugängliche
Gepidin, wie sie dir im stummen Trotz
Ein kaltes Aug' entgegenhält, und nur
Beym Namen König Cunimunds zu Thränen
Erwarmt.

So eröffnet sich die Scene zu Verona in einem römischen Pallast (warum nicht in Theoderichs Burg?). Rosamundens Schwester Algerdis bringt ihr die Nachricht, daß sie, die Gepidischen Geschwister, verloren seyen. Das lombardische Volk hat sich im Dome gegen Alboin aufgelehnt, und von ihm das Blut der gepidischen Zauberin gefordert, Alboin hat sie durch seinen Herrscherblick zurückgeschreckt, aber wenn sie, Rosamunde, fortfahre, ihn, ihre letzte Stütze, von sich zu stoßen, würden sie unfehlbar ein Opfer der Volkswuth. Sie fleht die Schwester an, sich ihm zu Füßen zu werfen; aber Rosamunde erwiedert:

Zuvor erlischt die Sonne im Meer,
Eh sie mich zu den Füßen Alboins
Erblickt, bloß um dieß hart gequälte Daseyn
Vor seinem Grimm zu schützen! Seine Hand
Hat sich in unsres Vaters Blut getaucht.
Daran gedenke du, wenn du mich schiltst,
Daß ich ihm schon zu viel getrotzt! — Der Haß
Der Longobarden gegen die Gepiden
Ist alt, doch wohl nicht jünger ist der Haß,
Der die Gepiden gegen die Lombarden,
Ein heil'ges Erb, erfüllt. Sie haben uns,
Mein Volk, besiegt, zertreten und vernichtet.
Der Haß nur blieb lebendig, und ich bin
Die Tochter Cunimunds!

Alboin erscheint, von den Longobardenherzogen umdrängt, wieder ein Mann, König, Alboin zu werden, und nicht sein Volk über die Gepidin zu vergessen:

Aus rauchigtrübem Hüttenqualm
Und aus Pannoniens kalter Waldesnacht
Hast du uns nach Italien hergeführt.
Du gabst uns Land, wo die Olive wächst,
Und Marmorhäuser, wenn die Sonne brennt;

und nicht der Schmerz allein, seinen König als schmachtend unglücklichen Geliebten der stolzen Gepidin gegenüber zu sehen, sondern auch die Trauer um das Volk bewegt die longobardischen Patrioten:

Du hast uns hergeführt
In ein gar üppig warmes Land der Lust,
Wo rings aus jedem kühlern Schatten her
Wollüst'ge Trägheit, sich zu lagern, winkt.

Du nur, dein Heldenzuruf kann dein Volk
Wach halten, daß es nicht der Lockung ganz
Sich hingibt, und im trüben Schlamm versiegt.

Nun aber sitze er im Pallast, komme nicht zu den Waffenübungen, und nur am Festtag sehe das Volk seinen König; ob denn das Opfer so groß sey, wo es nur ein Weib fortgehen gelte, und dafür ein Volk erhalten? Der König erwiedert ihnen, daß er Haus und Königreich selbst verwalte, Gehorsam fordere, und von seinen Lombarden erwarte, daß der Ruf zum Kriege sie wach und rüstig finden werde. Der kriegerische Anklang beschwichtigt die Aufsätzigen. — Nicht so Alboin; er will in der Blüthe seines Lebens nicht welkend stehen. Er fühlt:

nur Grimm
Und Bitterkeit hebt sich in seiner Brust,
Wenn er in ihre Nähe kommt, empor.
Ihr finstrer, stummer, eisiger Gehorsam
Hat wie das Haupt der griechischen Meduse
Ihn lange schon auf ein verwittwetes
Einsames Bett gescheucht.

Es muß entschieden seyn. Er tritt in ihr Gemach und fordert mehr als Gehorsam. — Aber Rosamunde, von finstern Traumbildern geschreckt, hat die christlichen Zusprüche ihrer Schwester eben zurückgewiesen, Blut fordere Blut, sie hat gedacht der stolzen Helden, ihrer Ahnen, die ihre Stirnen vor Wodans Eichen zu edlem Rachgelübd gebeugt; da ist sie auf einem schwarzen Aar nach Walhall empor geschwebt, sie sah die aus ungeheuren Schädelbechern schlürfenden Ahnen, doch unter ihnen

den Vater, bleich und blutbedeckt,
Zurückgesunken in den Wolkenstuhl.
Er blickte kalt und theilnahmlos hinein
In all die trunk'ne Lust — er sah sie nicht,
Sie aber zitterte vor Angst und Qual.
Mit einmal rollt' es über ihr dahin,
Gleich einem langen Donner — —
Es war die Stimme Wodans: »Rosamunde!«
So rollt' es dröhnend durch den Saal, »bevor
Du deinen edlen Vater nicht gerächt,
Kann er nicht Theil an unsern Festen nehmen,
Und muß dort sitzen einsam und versteinert.«

Das Gefühl der Reue zerreißt ihre Brust, daß sie nicht gezwungen dem Mörder ihres Vaters die Hand gereicht, als Alboin eintritt. Vergebens sind Drohungen, vergebens Schmeichelworte:

Gib mir Liebe. — — Das
Wird mir ein Trank des neuen Lebens, wird

Ein Tropfen schon zu solchen Thaten mich
Berauschen, so erhab'nem Heldenwerk,
Wie selbst die stolze Sage nicht erzählt.
Und dann im Goldpallaste von Byzanz
Erbau ich einen Thron für mich und dich,
Und führe dich in meiner Edlen Reihn,
Und spreche: Sehet hier die Herrliche,
Die mich begeistert und entzündet hat,
Die Siegesgöttin, Eure Königin!
Sie aber jauchzen: Heil dir Rosamund!
Ich will sie zwingen, dich zu lieben. Du
Und sie, und die Gepiden nur Ein Volk,
Ein Glanz des Ruhmes, und der alte Haß
Versöhnt.

Der Geist ihres Vaters steigt vor ihr auf, sie stößt ihn von sich: »Du bist mir ein Abscheu,« und er erklärt, daß, wenn auch der Liebende verzweifle, der König mindestens befriedigt seyn wolle. Er fordert, daß sie beym Siegesfest am Abend mit heiterm Angesicht, freundlicher Gebärde und holdem Wort erscheine, und Antheil nehmend an des Volkes Ruhm, ihm den Siegesbecher zutrinke:

Der wahre Priester unsrer Lieb' ist erst
Der Tod. Zerstörung, Untergang, Versöhnung, —
Drey Wort', Ein Sinn für uns!

mit diesen Worten geht er fort. Rosamunde wiederholt sie bestätigend, und wünscht nur, daß dieser Priester bald löse und zerstöre.

Im zweyten Act verschiedene Anmahnungen an die Königin zum Werk der Rache. Es lebt am Hofe Alboins ein junger Longobarde aus königlichem Stamme, Helmichis, dessen Vater unrechtmäßig von Alboins Vater hingerichtet worden. Der glatte, schlaue, in Byzanz erzogene Jüngling brütet Rache gegen den Sohn des Mörders seines Vaters, und — liebt Rosamunden:

Du und ich
Sind ja wie zwey auf eine wüste Insel
Im öden Ocean einsam Verschlagene.
Ich bin an das unwirthliche Gestad'
Zuerst getrieben worden; mir geziemt's,
Den spätern Gast zu grüßen.

Er fordert sie auf, nicht mit der Nothwendigkeit zu ringen, die ihren Bund in ihre ewigen Tafeln niederschrieb, nicht zornig zurückzuschrecken vor seinem Antrag, und zu vergessen, daß seine Väter Longobarden waren. — Bestimmter fordert sie ein alter Gepide, der Waffenträger ihres Vaters, zu dem Werke der Rache auf, die ihm, dem Heiden, sich wie von selbst versteht.

Gundibert kennt nicht die Forderungen der Liebe, nur die des Hasses:

Ist nicht mit Wodans Dienst auch unser Glück
Und Ruhm gefallen? — In der Zeit, als noch
Sein heil'ger Altar in den Wäldern dampfte,
Da war der Name der Gepiden groß.
Und jetzt — du fragst mich, holdes Fürstenkind,
Nach unsrer Heimath? — Menschenlose Oeden,
Von ausgebrannten Trümmern übersät,
Gebeine, modernd auf dem blut'gen Schlachtfeld,
Das ist die Herrlichkeit, die unser blieb.

In den Wäldern haben sich viele Gepiden zum Rachewerk, ihr eigenes Blut trinkend, verschworen; Rosamunde soll die heilige That der Jael am Mörder ihres Vaters wiederholen, dann zu ihnen fliehen, um, als ihre Königin, die Longobarden zu bekriegen, und einen neuen Gepidenthron aufzurichten. Sie — kann nicht:

Verachte mich! Du hast
Ein Recht dazu. — — —
Er hat gefrevelt, blutig, an den Meinen,
Mich aber, mich hat er geliebt.

So will der Treue es allein auf sich nehmen, aber die Königin verbietet es ihm als Tochter Cunimunds — sie gebietet ihm zu warten. Ein Monolog erklärt zur Genüge, weßhalb sie auf Helmichis Kühnheit hohnvoll blickt, weßhalb sie vor Gundiberts Anträgen zurückschaudert:

Ich habe ja
Das Aergste tief in mir verhüllt, mir selbst
Es kaum gestanden — — —
O er ist groß,
So herrlich! Eh' mein Aug' ihn noch gesehn,
War mein Geschick entschieden, als nur noch
Mein Ohr getrunken seiner Thaten Ruhm.
Du (Gott, Christ, Wodan!) theilst die Schuld, die mich bedrängt; du bist's,
Der mich so übermenschlich schuf. Als er
Nur wenig Tage nach dem Tod des Vaters
Zum ersten Male vor mir stand, sein Blick
In meine Seele schlug — — —
Ich hätte niedersinken mögen, hätte
Anbeten mögen, wie vor einem Gott!
Da kam's, ein wilder Taumel, über mich
— — — — — — — — — da
Entzündet' ich mir frech die Hochzeitfackel
Am Blitz des Vaterfluchs!

Und zum Schlusse (des Actes) fordert sie die Rachegeister auf, sie gräßlich anzupacken, und zum pflichtgebotenen

Werke zu ziehen, oder die berstende Erde sie verschlingen zu lassen, denn:

Weh mir, ich lieb' ihn noch!

Dritter Act. Rosamunde hat sich aufgerafft. »Im sumpfgen Pfuhl der Schmach versunken,« dringt der Drang nach Reinigung und Rettung allgewaltig in ihr empor. Sie will es zur Explosion kommen lassen, sie will nicht zum Feste. Vergebens redet die Schwester der Halbheidin mit christlichen Gründen zu, bis Algerdis den Hohn der Welt aufruft, die sie doch durch das Argument verdammen würde: »Denn hätte sie auch nicht die Eh' mit ihres Vaters Mörder —« die Königin erklärt sich überwunden, und »ein Scheusal gegen die Natur,« auch der Christengott verbiete was sie gethan:

Nur glaube nicht, daß ich den sünd'gen Trieb
Aufwuchern ließ in träger Hingebung!
Ich habe, wie ein Mensch nur ringen kann,
Mit ihm gerungen. Aber wenn ich eben
Von Sieg schon träume, schon den letzten Stein
Zum Bau des heil'gen Hasses fügen will,
Da ist's, als ob auf einmal hundert Schlünde
Sich öffneten; heißfluthend bricht daraus
Die Hölle vor; zertrümmert liegt der Bau;
Ich lieb' ihn, wie ich ihn noch nie geliebt!

Sie hört im rollenden Donner den zürnenden Wodan, und fleht die fromme Schwester um den Trost der Liebe an. Algerdis predigt ihr die auch heilige Pflicht der Gattin. Sie malt Alboins königlichen Werth, sie ruft Gründe aus den tiefsten Mysterien ihres Glaubens hervor, sie solle Alboins Seele vor dem ewigen Richter retten, Versöhnung und Liebe wohnten im Himmelreich. Rosamunde hört ihr gern zu, den Geliebten preisen, das, wonach sie schmachtet, als Pflicht schildern, und Algerdis eilt, die frohe Botschaft dem König zu überbringen. Alboin kommt, hoffnungstrunken, zurück; aber schon haben die Geister der Finsterniß Macht geübt über die Einsame. Sie wehrt ihn noch schaudernd ab. Da kommt Botschaft von einem Ungehorsam, von einer blutigen Empörung der Gepiden. Rosamunde jauchzt über das Erwachen ihres Volkes, Alboin schleudert furchtbare Strafbefehle gegen die undankbar Aufsätzigen. Die zarten Fäden zum Bande der Verständigung zwischen den Gatten sind zerrissen. Alboins Blutdurst, wie Rosamunde seine königliche Entrüstung nennt, hat ihr den Strahl von Kraft zurückgegeben, die Liebe ist todt, sie spricht begeistert für ihr Volk, und verkündet ihm im Wahnsinn des Trotzes, daß sie zwischen ihr und ihm

Nur Zwang, Gewalt und Knechtschaft anerkennt,
Kein heil'ges Bündniß, keinen Bund der Liebe.
Du bist der Herr, ich bin die Sclavin.

Du bist die Sclavin, und ich bin der Herr, entgegnet er, und gebietet ihr als König und Herr ihm geschmückt und holdselig zum Festgelag zu folgen.

Der Donner der gewitterschwülen Nacht schweigt, die Trompeten des lombardischen Siegesfestes schmettern, der Wein wird von den Sängern mit schäumendem Heldenblute verglichen, und der Rausch überkommt die Zecher noch vor dem Gelage. Da entflammt ihn Alboin durch die Verheißung eines Kriegesaufbruchs gegen die tributsäumigen Byzantiner, und verkündet, daß die Königin selbst kommen werde:

im Festesschmuck,
Die Locken froh bekränzt, den Siegspokal
Uns, wie's die alte Sitte will, (zu) kredenzen.
Sie wird, sie soll, mit holder Freundlichkeit
Uns weihen zu dem nahen Kampf.

Und Rosamunde erscheint, aber von schwarzem Flor umwallt, ein Bild der Trauer und des Todes. »Das ist zu viel« (des Hohnes und Trotzes), ruft Alboin.

Feyre du ein Freudenfest! ich feyre,
Das schwör' ich, heute nur ein Todtenfest.

spricht die Königin, und der von Schmerz, Wuth und Wein trunkene Gatte entgegnet, ein Todtenfest und ein Siegesfest lasse sich ja vereinigen, und die Katastrophe tritt ein. Was der Dichter im Verlaufe der drey Acte zu motiviren gesucht, ist uns erst hier, um den Faden der Erzählung nicht zu unterbrechen, erlaubt herzusetzen. Nach grauenhafter Tradition hat ein alter lombardischer König, Ramuntichis, als Vermächtniß seinen Nachkommen eingesetzt, daß erst dann das volle Glück des Volkes eintreten werde, wenn sieben Schädelbecher von erschlagenen Königen bey den Festgelagen der Dynastie kreisen würden. Ramuntichis Söhne haben es bey Wodans Grimm und bey Walhallas Lust geschworen, nicht eher zu rasten und zu ruhen, und kein Longobardenkönig hat den Thron bestiegen, ehe er nicht feyerlich vor seinem Volke

Den alten Stammeid neu gelobt, statt Wodan
Als Zeugen sündhaft rufend den Dreyeinen.

Sechs Schädel kreisen schon, den siebenten, König Cunimunds, hat Alboins Schonung für die Gattin, gegen den dringenden Wunsch des rohen Volkes, bisher noch zurückgehalten. Jetzt ist der Bann gefallen. Der Rasende gebietet die entsetzliche

That. »Entmenschtes Scheusal!« ruft die Königin, und wankt, nachdem sie ihm öffentlich, feyerlich erklärt, um den schärfsten Dolch ihm ins Herz zu stoßen, daß sie ihn heiß geliebt, fort, um das gräßliche Mundschenkenamt zu erfüllen. Der Dichter erläßt uns, es mit anzusehen.

Dieser dritte Act enthält die Häufung des Entsetzlichen, aber er ist reich an dichterischer Schönheit; der Character der Heldin erschließt sich in lyrischer Fülle, in mannigfachen und doch klar ausgedrückten Nuancen. Der Quell von Schöpfungskraft, an dem hie und da gezweifelt werden könnte, ist hier deutlich.

> Ich bin die Tochter Cunimunds,
> Und hab' aus meines Vaters Haupt getrunken,

ruft Rosamunde, dem Ungewitter der fürchterlichen Nacht entgegen, und ist entschlossen, was sie thun muß. Statt des berufenen alten Gepiden Gundibert kömmt Helmichis. Seine Anträge sind dießmal gewichtiger. Vor dem Thore stehen bewaffnete Gepiden, welche von dem Könige die Erlaubniß erbeten, in ihre Heimat zurück zu kehren, und ihm hat Alboin den Befehl über die Thorwache anvertraut.

> Seit meines Vaters Tode gährt
> Das Recht, das alte, meines Stamm's in mir.
> Ich bin der König der Lombarden! Du,
> Dein Anblick hatte nur, gewaltig blendend,
> Den finstern Trieb, der nach der Krone rang,
> Sich selbst vergessen lassen und betäubt;
> Ich glaubt' ihn todt und hin. Doch diese Nacht
> Und die Gelegenheit, die sie mir bietet,
> Hat ihn geweckt, wild stachelnder als je!

Und an einer andern Stelle:

> O sel'ge Hoffnung, sel'ger Tag, wenn einst
> Der Thron sich bauen wird, und du und ich
> Hinauf die Stufen steigen, weit die Länder
> Der Longobarden und Gepiden uns
> Und so viel stolze Knieende zu Füßen!
> Du mein! Die Krone mein! Das ist der Preis.

Gundibert liegt, um einen Mord, in Ketten; Helmichis ist die einzige Rettung für ihn, sie, ihr Volk, und weil denn doch

> Ein Leiden mehr zu (ihren) Qualen ist
> Ein Funken nur zu einem wilden Brand,
> Ein Tropfen zu dem weiten Ocean,

ruft sie dem Helfer in der Noth zu:

> Thu', was du verheißen —
> Und ich bin dein,

und schwört es ihm beym »menschgewordenen Christengott« und bey »des blut'gen Wodans Macht.« — Allein als er Mittel fordert, den König schon in dieser Nacht, in der es geschehen müsse, wenn es geschehen solle, umzubringen, wankt ihre Kraft, sie willigt nicht ein, aber sie hindert es nicht:

Der Boden wankt; es bebt und wankt ringsum.
Mich schwindelt! — —
Der todte Vater regt sich in der Gruft;
Er mahnt, er zuckt angstvoll!
O sorge nicht!
Ich bin von Erz, du sollst gerochen seyn!

Alboin ist zur Ueberzeugung gekommen, daß er eine That des Wahnsinns begangen, aber auch zu der, daß nun alle Bande zwischen ihm und Rosamunden zerrissen. Befriedigt durch den Entschluß, die Königstochter und Gattin nach Pannonien zu senden, geht er in sein Schlafgemach. Helmichis und Gundibert treten zur That auf, die, mit Ausnahme der Beyhülfe Rosamundens, so im Nebengemache vorgeht, wie die geschichtliche Sage sie uns berichtet.

Die Gepiden sind indeß in Verona eingedrungen, Helmichis und Gundibert an ihrer Spitze, haben die Longobarden drinnen überwältigt, ihre Fürsten gefangen. Noch ist Helmichis indessen fern von dem erträumten Ziele, denn die Gepiden sehen ihn mißgünstig an, die Longobarden draußen sammeln sich, und Rosamunde, die

stumm, wie zerschmettert, über seiner Leiche

liegt, ist durch Alboins Tod zur glühenden Verehrerin des gemordeten Königs umgewandelt. Sie fleht den alten Longobarden, der als Abgesandter, wegen Lösung der Gefangenen, zu Helmichis kömmt, knieend an, sie zu tödten:

Denk an deinen Herrn,
An seine Güte, seinen Ruhm! Die Erde
Wird niemals seines Gleichen sehn, dein Volk
Nie wieder einen König sehn, wie ihn!
Sein Blick war Sieg, sein Lächeln Sonnenlicht,
Und mich hat er geliebt, und ich hab' ihn
Gemordet,

und Helmichis, der sie aufreißen will, stößt sie zurück.

Verworfener! Die Berührung
Von deiner Hand ist Pest, dein Wort ein Hauch
Der Hölle. — — Radbod, ich verdiene,
Daß ich ein Greul in deinen Augen bin;
Doch bey den Heil'gen allen, bey dem Spruch,
Den du einst jenseits hoffst, das glaube nicht,
Daß ich den da mit buhlerischer Neigung

Geliebt! Ich flehe jammernd, glaub', ich habe
Nur Einen, nur den Einzigen geliebt,
Den Hoheitstrahlenden, den ich gemordet!
Ich seh', ich denk', ich fühle nichts, als ihn.
Nur ihn! mein Volk, mein Vater, alles ist
Aus meiner Seele weggewischt! Ich wollte
Jahrtausend', eine Ewigkeit hindurch,
In ärgster Folter der Verdammten liegen.
Wenn ich den theuern Todten wecken könnte!

Sie fleht Helmichis an, das gräßliche Gelübde zu lösen, ihr zu vergönnen, sich in ein Kloster zu begeben, um zu büßen.

Mit Fasten, Geißeln und Kasteyungen,
Bis auf die langsam Hingemarterte
Der Tod sich endlich leisethauend senkt,
Und Engelstimmen über meinem Lager
Sanft von Versöhnung singen. Ja, der Gott
Der Christen ist der Gott und Herr der Welt,
Der Gott der Liebe. —

Aber Helmichis will sie nicht lösen; wenn er auch sieht, daß er auf ihre Liebe nicht mehr hoffen kann, will er doch aus dem Kranze, den er um seine Stirn zu schlingen hoffte, mindestens eine Blume retten — die Krone, und darum den Kampf versuchen mit den Lombarden, den Gepiden und mit ihr.

Schneller ist in Rosamunden der innere Kampf über die neue That entschieden. Sie tröpfelt aus dem smaragdenen Armband das von der Mutter ererbte Gift in den Weinbecher, der Helmichis Kraft zum Kampfe mit den eindringenden Longobarden stärken soll. Als er inne wird, daß er den Tod getrunken, zwingt er auch die Königin, den Rest zu leeren. Sie hört den Siegesmarsch, sieht die Banner

Des Todten wehn purpurn im Morgenwind,

und trinkt:

Wonach ihr Herz in wilden Schlägen ringt,
— — — — — —
Freue dich Alboin!
Siehst du, wie deine Mörder schwelgen!

Helmichis hat doch den Triumph im Tode, die Lombarden, sein Volk, siegen zu hören, und der Gepidin Rosamunde zurufen zu können, daß sie in ihm die einzige Hoffnung ihres Volkes vergiftet habe. Auch die Versöhnte trifft noch dieser Schmerz, aber das Gift wirkt schnell:

Die Marter meiner Seele hat
Das Feld bereitet für die Saat des Todes.
Die Schmerzen werden lind und linder, kühl,
Ein Balsam, rinnt's durch (ihre) glüh'nden Adern,

und mit einem Abendsonnenbild des Geliebten schließt sie die Augen. Die fliehenden Gepiden retten die Prinzessin, ihre Schwester. Der alte Longobarde verhindert jede Beschimpfung, welche die Sieger Rosamundens Leiche zufügen möchten, denn

> ihr Vergehen
> Heischt ernste Scheu und Staunen
> — — — — — sie liebte
> Den sie ermorden lassen, ward von
> Ihm geliebt.

Unser Auszug, in welchem mit Absicht die Hauptstellen durch die Worte des Dichters wiedergegeben sind, dürfte den Leser überzeugen, daß er es mit einer ernsten, wohldurchdachten und durcharbeiteten dramatischen Dichtung zu thun hat. Wirklich ist die Anlage trefflich, die Steigerung kunstgemäß, die Lösung von selbst kommend; keine Scene, kein Character steht müßig da, es folgt eines aus dem andern, Verschürzung und Entwicklung wetteifern in kunstgemäßer Folgerichtigkeit, die Charactere sind wohl durchgeführt, die Diction größtentheils dichterisch schön, Tiraden sind vermieden, alles, was gesagt wird, trifft, und auch in der höchsten Raserey der Leidenschaft gehen dem Dichter die edlen Ausdrücke dafür nicht ab. Unter den Tragödien, die der Tag gebiert, unter den flüchtigen Producten, die mehr oder minder liederlich componirt, nur auf den Effect losgehen, scheint diese Rosamunde von einer so gewichtigen Schwere, daß sie von selbst sich Platz machen müßte. Woher gelang ihr das nicht? — Rec. ist weit entfernt, die noch unerforschten und unberechneten Kometenbahnen des Glückes aus der ethischen Weltordnung wegstreichen, und streng beym Satze haften zu wollen, daß der Erfolg jeden nach seinem Verdienste richte; aber für Pflicht sieht er es doch dabey an, den Motiven des Glücks oder Unglücks nachzugehen, so weit menschliche Augen reichen, und er findet den Grund, daß diese Rosamunde nicht wirken konnte wie sie sollte, eben in ihrer Schwere.

Das Thema ist der Kampf der Liebe mit dem Hasse in demselben weiblichen Gemüthe. Wie der Dichter auch sonst der Geschichte treu blieb, das ist seine Erfindung, sein Eigenthum. Rosamunde wurde, nach dem Historiker, gezwungen die Gattin des Siegers über ihr Volk, der sie im Rausche bestialischen Siegesübermuthes zwang, aus dem Schädelbecher ihres von ihm erschlagenen Vaters zu trinken. Dafür ließ sie ihn durch ihren Buhlen erschlagen, und floh mit diesem zu den Feinden ihres Volks; rohe Thatsachen, nackte, starre Felsklippen, denen die dichterische Verbindung fehlt. Roheit um Roheit, Gewaltthat um Gewaltthat haben wohl das criminalistische Interesse

alles Geschehenen, aber nicht das der Handlung, welches das Drama begründet. Die Pflicht des Dichters, den überlieferten rohen Thatsachen menschliche Motive unterzulegen, hat Herr v. Uechtritz nun in vollem Maße ausgeübt. Er läßt Rosamunden von glühender Liebe für Alboin verzehrt seyn, eben so Alboin für sie, er läßt die Roheit, den Uebermuth wegfallen, deckt in den Momenten, wo er sich nicht verläugnen läßt, den Schleyer des Rausches darüber, verlöscht die Seiten der Geschichte, die von Buhlerey, niedrigem Meuchelmord und Raub sprechen, und motivirt auch den Verrath des Helmichis durch ältere Ansprüche. Was aber ward dadurch gewonnen? Das strict richtige Uhrwerk einer Taschenuhr für eine Thurmuhr, eine goldene Kette, die gespaltene Granitfelsen zusammenhalten soll. So kann es angesehen werden; fein, verständig, allgemein menschlich hat er die That motivirt, daß ihre rohe Schale schlecht paßt zu dem feinen Organismus, aber das Gleichniß reicht doch um deßhalb nicht ganz, weil trotz dem das hineingelegte Uhrwerk so bedeutend unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, dergestalt, daß es zur Hauptsache, und die Schale, um die es entstand, zur Nebensache wird. Im Motiviren der gegebenen Stoffe ist dem Dichter der Stoff untergegangen, und das Motiv zur Hauptsache geworden.

Ja, seine Tragödie ist der dämonische Zwiespalt in eines Weibes Brust: darf sie den Mörder ihres Vaters, der ihr Gatte ist, lieben? Darum ringt sie fünf Acte durch, und der Zuschauer muß mit ihr diesen unseligen Kampf ringen. Sie gesteht sich, sie hat ein Vergehen begangen, indem sie Alboin, vorgebend um ihres Volkes willen, die Hand reichte, und sie foltert sich mit der selbst auferlegten Buße, ihm nichts von ihrer Liebe merken zu lassen. Darum, um diesen für uns willkürlichen Contrast zu begründen, werden die blutigen Götter des Heidenthums und der milde Gott der Liebe citirt. Nun ist und bleibt aber der Bluthaß und die Blutrache etwas unsern Sitten, Gefühlen Fremdartiges; Religion und Vernunft erklären sich auf gleiche Weise dagegen. Der Dichter, dessen Verstand dieß wohl begriff, und dem dieß mit jedem Schritte in seiner Arbeit deutlicher wurde, mußte alles aufbieten, dieß Element zu stützen, und aus diesem Bemühen ist eine Schwere, Härtigkeit und etwas erwachsen, was an Schwülstigkeit gränzt. So dramatisch das äußere Gestell ist, so schwierig wurde ihm die innere Steigerung. Haß und Liebe ringen schon in der ersten Scene eben so glühend, so sich selbst bewußt, so ausgeboren, wie in der letzten; nun gilt es nur, für dieses innerlich Fertige Formen, Symbole zu finden. Er fand sie, das Gewordene ist auch fertig; aber der zarte Hauch

der Poesie, der nicht das Fertige, sondern das Werdende umschwebt, ging darüber verloren. Der Conflict ist tragisch, er kann die höchste Aufgabe einer Tragödie werden; aber unter diesen Verhältnissen wird es uns Zuschauern von Heute, uns Christen, oder durch das Christenthum Gebildeten, unglaublich, unnatürlich. Wir meinen, eine solche Liebe, so glühend, so gewaltig, müsse über den unnatürlichen Bluthaß siegen, ein Wort der Erklärung nur, und es könne alles ausgeglichen seyn. Ja, sie ist dem Geiste nach Heidin, aber durch den Verstand weit darüber hinaus; der Verstand schon müsse der so gebildet redenden Rosamunde, meinen wir, die Einsicht geben, daß sie thöricht, ungöttlich fühlt, daß ihre Rachegefühle Eingebungen einer ungesunden Phantasie sind. Kömmt aber nun noch die Liebe, und eine Liebe, wie ihre zu Alboin, hinzu, so wird das peinlich Unnatürliche noch weit unerklärbarer. Haben wir doch auch aus einer alten Zeit, wo noch Blutrache galt, eine ähnliche und ungleich poesiereichere Begebenheit der Art mit einer ganz andern Lösung. Der Cid hat, nach den alten Romanzen, Donna Ximena's Vater, und zwar im Zweykampf, erschlagen, und die gekränkte Tochter, ganz im Gefühl des beleidigten Geschlechtes, fordert vor dem königlichen Richter dafür entweder den Tod des Missethäters, oder als Buße — seine Hand. Für unsere Gefühle ist das freylich auch hart, aber der versöhnende Sinn darin liegt uns näher, als Rosamundens zwickende, zu spät kommende Gefühle, nicht das Recht zu haben, ihren Gatten zu lieben, weil er der Feind ihres Volkes, der Ueberwinder desselben, und — ihren Vater in offener Feldschlacht erschlagen hat!

So leidet das Interesse an einem Grundübel, das alle Kunst des Dichters nicht vertilgen kann, ein Gefühl, das wir durchfühlen sollen, und doch nicht mitfühlen können. Schon Beweis genug für den Dichter, daß der Pathos nirgends ans Lächerliche streift, daß er noch gewußt, ihm die Gestalt des Möglichen zu geben. Aber während wir uns mit Angst und Spannung auf der geschraubten Höhe fortbewegen, stets in Gewitterschwüle, die einen Ausbruch fürchten läßt, entbehren wir der auch in der Tragödie nothwendigen Heiterkeit und der Erhebung. Wie hoch wir uns auch mit dem Dichter schrauben, wir bleiben immer in einer niedergedrückten Sphäre. Erst am Schluß, als alle Explosionen erfolgt sind, wird reine Luft, und die tragische Ruhe, die über dem echten Trauerspiele schweben muß, tritt ein. Um deßhalb, weil, sey es der Stoff oder seine Behandlung desselben, den Dichter nicht die reine Schönheit finden ließ, und das Licht in düster brennenden Flammen aus-

bricht, wolle man indeß diese Rosamunde nicht mit den Stücken aus der neuen französischen Romantik zusammenwerfen. Weil es sich um Gräuel handelt, darum ist es noch nicht gräuelhaft. Herr v. Uechtritz meint nicht mit Herrn Victor Hugo, daß alles Große wahr und alles Wahre groß seyn müsse, und Schönheit und Sitte nur Appendixe dazu wären. Während der Franzose den gräßlichen Stoff gräßlich auffaßt und behandelt, und durch die crasseste materielle Wahrheit der Erhabenheit sich am nächsten dünkt, sucht der deutsche Dichter nach der Schönheit, indem er dem gegebenen Furchtbaren die möglichst linde Seite und edle Bedeutung abgewinnt. Wenn beydes Verirrungen sind, so erhalte uns der Himmel bey unserer deutschen, deren größter Schade doch nur negativ ist.

Außer der Blutrache könnte unsern Lesern aber noch manches fremd seyn. So ist es zwar, nach den Historikern, ausgemachte Sache, daß die Longobarden und Gepiden sich gründlich gehaßt und todtgeschlagen und vernichtet haben; aber das ist nun vorbey, und war eine so einzelne, besondere Weltbegebenheit, die nur ein Pünctchen beyseits im Strome der Weltgeschichte bildet. Ihr Haß rangirt nicht mit dem der Perser und Griechen, der Moren und Castilianer, der Christen und Juden des Mittelalters, Feindschaften, die für die Geschichte ein ewiges Leben gewonnen, weil aus ihnen große Erscheinungen hervorgegangen; die Gepiden- und Lombardenfeindschaft hat nichts effectuirt, als daß die Einen untergingen und die Andern überblieben, und wenn es umgekehrt geschehen, so wäre es auch dasselbe. Was sollen wir uns nun Mühe geben, eine längst vermoderte Privatfeindschaft zweyer untergegangener Volksstämme als wahr zu denken, da sie unsern Gefühlen widerstrebt, und keinen historischen Anklang hat, und zwar als so wahr, daß darauf der andere Hebel der ganzen Tragödie ruht — könnte die Bequemlichkeit fragen? Aber freylich die Bequemlichkeit kann noch ganz andere Fragen stellen, und die Dichtkunst müßte ihre kühnsten Flüge unterlassen, wenn sie zu viel darauf hören wollte. Doch bliebe für den Dichter die Warnung erbeutet: wenn er das Höchste in sich in historischen Stoffen gestalten will, nicht in den dunkeln Winkeln der Geschichte zu suchen, weil ihm über die Mühe, das Unbekannte, Vergessene, unserm Sinne widerstrebende uns klar begreiflich, befreundet zu machen, wenigstens ein Theil der Kraft verloren geht, die ersprießlicher zum Schaffen angewandt wird. Dieß erbeuteten wir, nachdem wir seine Rosamunde gelesen, er selbst kam vielleicht früher darauf.

Es scheint uns überflüssig, nach der Darlegung des Inhalts unsern Tadel, der das Ganze trifft, noch eine Aufzählung der

Vorzüge der Tragödie folgen zu lassen. Das wäre das Verfahren bey minder bedeutenden Dichtungen, deren gute Absicht eine Beschönigung der verfehlten Ausführung verdient. Das ist hier nicht der Fall. Verfehlt nenne ich die Tragödie Rosamunde nicht; sie ist kein Versuch, vielmehr ein Werk, das mit allen seinen Mängeln sich in seiner Gediegenheit zeigen kann, aber ein Werk, das dem Dichter selbst und Andern die Lehre gibt, daß in der Kunst die Gediegenheit nicht auf Kosten der Schönheit gepflegt werden darf.

Mit großen Schwierigkeiten ist die Aufführung allerdings verbunden; wenn man aber erwägt, um wie viel geringfügiger Zwecke willen solche Schwierigkeiten überwunden werden, so dünkte mich der Versuch, auch diese würdige Arbeit in Scene zu setzen, eine angemessene und ehrenvolle. Wären wir reich an dichterischen Arbeiten, an vorzüglichen Tragödien, unter denen nur die Wahl schwer, dann möchte diese schwierige Aufgabe mit Recht beseitigt bleiben. Aber wir sind nicht reich, wir sind im Gegentheil nie so arm daran gewesen; und da man viel Fremdartigeres, uns Widerstrebenderes, Gräuelhafteres, und noch um deßhalb Schwierigeres, weil es in sich unzusammenhängend war, in letzter Zeit auf verschiedene deutsche Bühnen gebracht hat, so dürfte Herrn von Uechtritz Rosamunde schon um deßhalb darauf Anspruch machen, als sie in der Form durchaus bühnengerecht ist. W. Alexis.

Art. IV. Der vatikanische Apollo. Eine Reihe archäologisch-ästhetischer Betrachtungen von Anselm Feuerbach, Prof. am königl. bayer. Gymnasium zu Speyer. Nürnberg. Druck und Verlag von Fr. Campe. 1833.

Eine allgemeine Charakteristik des Buches mag gegenwärtiger Beurtheilung vorangehen. Der Reichthum literarischer Nachweisungen, die Mannigfaltigkeit der benutzten Hülfsmittel, unter denen manche seltenere sind, die Zusammenwirkung vielseitiger Kenntnisse, die sich nicht bloß im archäologischen, sondern auch im anatomischen und besonders im philologischen Wissen kund gibt, verdienen in ihrer Verbindung laute Anerkennung. Hier und da sind die Citaten unnöthig gehäuft und zu sehr mit dem Flugsande ephemerer Schriften bestreut. Die Meister beweisen durch Auswahl den Werth ihrer Vorräthe; wer weniger besitzt, zeigt gern Alles vor, was er hat; so thut jeder, was ihm gemäß ist. Die Darstellung erhebt sich zu ihrem Vortheil weit über den schwerfälligen Schulton; sie ist lebendig, gewandt, blühend und nicht selten witzig. Zuweilen verfällt sie ins Üppige

und Phantastische, verliert auch wohl im Scherze die schickliche Haltung; deswegen bleibt ihr dennoch im Ganzen der Vorzug einer ungewöhnlichen Sprachgewalt, der zur ungestörten Wirkung nur ein strengerer Zügel zu wünschen ist. Vermag der Verfasser, die falschen Genialitätsschauer zu überwinden, so ist er für die Zukunft ganz dazu geeignet, durch die Annehmlichkeiten seines Vortrages der Ausbeute wissenschaftlicher Erkenntniß selbst unter den Weltleuten in weitern Umlauf zu bringen. Seine Kritik ist sich ungleich. Bei verschiedenen Gelegenheiten geht sie von vorgefaßten Meinungen aus, huldigt dem Auktoritätsglauben, den Aussprüchen gesellschaftlicher Ueberlieferungen; in andern Fällen setzt sie sich unbedachtsam über bewährte Meinungen und das Gewicht verehrter Namen hinweg, die Freyheit der Prüfung mit der Lust der Willkür verwechselnd. Wo sie ruhig verfährt, wo ihr der Gesichtspunkt nicht von vornherein verschoben ist, da hat sie anziehende, meistens auch überzeugende Kraft; sobald sie aber aus irgend einem Grunde die Tramontane verliert, überläßt sie sich einer fessellosen Bewegung. Vergebens sucht man ein festes Endurtheil über den vatikanischen Apollo, eine klare Richtung der abweichenden Vorstellungen, einen vorwaltenden Vereinigungspunkt. Der aufmerksamste Leser wird zuletzt nicht genau sagen können, wie er mit dem Apollo und dem Buche eigentlich daran ist, so unstet schwankt die Betrachtung hin und her. Natürlich fällt sie im Allgemeinen zu Gunsten der bewunderten Statue aus, enthält in dieser Beziehung viele schöne Wahrheiten und mehrere gefühlte Stellen, ist aber dabei von der andern Seite mit so vielen widerspenstigen Ingredienzien versetzt, so ein Gemisch von schwächlicher Vertheidung und unzulänglicher Anklage, daß der Genuß des Guten und Sichern dadurch nicht wenig getrübt wird. Häufig bleibt es völlig ungewiß, ob der Verf. seine eigene Ueberzeugung ausspricht, oder bloß im Sinne Anderer das Wort führt. Mehrmals liegt er offen mit sich selbst im Streite, bekennt den Zwiespalt unumwunden, versucht eine Ausgleichung zwischen der einen und der andern Betrachtung, und geräth dabei von neuem in die Brüche. Einzelne Belege werden dieß in der Folge außer Zweifel setzen. Kaum ist ein so auffallender Mangel an Zusammenhang oder Einheit anders zu erklären, als durch die Annahme, daß jene Abweichungen in den verschiedenen Jahrgängen der Abfassung ihren Grund haben und schichtenweise darauf zurückdeuten. Die beiden ersten Betrachtungen erschienen bereits im Jahre 1828 als Programm. Offenbar fehlt der Schrift die letzte Hand, die Nachhülfe einer durchgreifenden Redaktion. Dazu kommt die Berufung auf gewisse Grundsätze, die einer heutigen, spukhaften Kunstphilosophie anzuge-

hören scheinen und überall im Dunkeln verharren. Auf Grundsätze mußte das Urtheil allerdings zurückgeführt werden, darin sah der Verf. ganz recht; nur ergriff er zu dem Ende falsche Maßregeln oder vielmehr gar keine, wenn man sein Verhalten näher untersucht.

Am Ende der ersten Betrachtung wird die Frage erhoben: »War plastische Ruhe und Abgeschlossenheit der Statue das leitende Princip der griechischen Kunst? war es einziges und unwandelbares Princip? hört ein Bildwerk schon dann auf, in griechischem Geist gedacht zu seyn, wenn der Ausdruck in höherm Grade beseelt, die Stellung bewegt ist, in der ganzen Anlage sich ein gewisses Hinneigen zu der Einbildungskraft des Beschauers kundgibt?« Daß diese Frage, ihrem problematischen Sinne nach, mit dem Kunstrange des vatikanischen Apollo in unmittelbarer Verbindung steht, daß jede Aeußerung des Beyfalles von dem lebhaften Ausbruche der Bewunderung bis zu den Einmischungen eines lauten oder stillen Tadels herab, nach dem Ausschlage jener anzustellenden Prüfung abzuwägen ist, je nachdem sie jeder für sich selbst abgethan hat oder in Gesellschaft des Verf. daran gehen will, leuchtet von selbst ein, besonders gegenwärtig, wo die Stimmen sich zu mehren scheinen, die der einst allgemein und auf das höchste gepriesenen Statue einen Anflug von theatralischem Effekt und andere befremdliche Schwächen abmerken wollen.

Das Princip der plastischen Ruhe und Abgeschlossenheit verdankt sein Glück, zufolge einer Reihe von Umwandelungen, welche in ihm kaum noch die Natur der Abstammung erkennen lassen, ursprünglich dem hohen Ansehen Winckelmanns; in der Folge gewann es unter den gebildeten Klassen weitern Raum durch den Aufbau einer verjüngten Aesthetik, am meisten und besten durch A. W. Schlegels geistreiche Vorlesungen, über die dramatische Literatur, mit welchem mehrere Gleichgesinnte auf denselben Zweck hinarbeiteten. Längere Zeit blieb es Sitte, zwischen der griechischen Poesie und Plastik Vergleichungen anzustellen; viele waren treffend, andere verunglückten. Ein fester Halt konnte der öffentlichen Meinung damit nicht gegeben werden; sie nahm die Lobpreisungen der plastischen Ruhe und Abgeschlossenheit zufrieden hin, wurde nach und nach, als die beredtern Schriftsteller über dasselbe Thema verstummten, in ihrem Glauben bequemer, und hat ihn so als ein freundliches Andenken bis auf die Gegenwart fort erhalten, obwohl dasselbe im Gedränge unplastischer Weltbegebenheiten merklich schadhaft geworden ist. Der Verf. setzt die Bekanntschaft mit jenem Princip stillschweigend voraus; man beurtheile nach dem Vorgesagten, wie es um diese Bekanntschaft im Allgemeinen stehen dürfte. Kosten wir das bezeichnete

Princip, so weit es genießbar ist, lieber an seiner ersten und lautersten Quelle, in der Darstellung Winckelmanns, welche letztere um so mehr gehört zu werden verdient, da seine Stimme in den Angelegenheiten des vatikanischen Apollo ehedem fast gesetzliche Kraft ausübte, und der veränderten Umstände wegen gerade jetzt einer neuen, ernsthaften Beachtung werth ist. In Jahrbüchern der Literatur, zu deren Bestimmung es wesentlich gehört, die Veränderungen der wissenschaftlichen Denkart, die Symptome eines wechselnden Geschmacks gelegentlich einer nähern Aufmerksamkeit zu würdigen, und nicht bloß bei einzelnen Erscheinungen zu verweilen, kann eine Untersuchung über das Entstehen, Fortschreiten und Ausarten des vorerwähnten Princips um so weniger unstatthaft seyn, je inniger sie mit dem Hauptgegenstande, dem vatikanischen Apollo zusammenhängt. Und sollte die Ansicht eines Mannes, der Deutschland, wie Wenige, vor den Augen der gesitteten Welt verherrlicht hat, etwa darum hintangesetzt werden, weil sie im Zwielicht verworrener Modemeinungen, vor der Einbildung neuer, gewaltiger Fortschritte als eine verbrauchte, altfränkische erscheint? Im Gegentheil, dieser Anschein erhöht das Interesse der Prüfung. Ref. will nicht verhehlen, daß die gegenwärtige Anzeige, so weit sie zunächst den vatikanischen Apollo betrifft, in allen Hauptpunkten der Ansicht Winkelmanns folgt. Ob dieß mit Recht und guten Gründen geschehen ist, zeige der Fortgang der Erörterungen, so gut er kann. Was Winkelmann von dem Begriffe der Ruhe aussagt, und später auf den vatikanischen Apollo anwendet, ließ sich nicht auf Gerathewohl aus der Verbindung seiner Gedanken herausreißen und unter dem Schutze seines Namens ohne weiteres als Richtschnur bezeichnen; es mußte im Sinne seiner Grundsätze und als ein nothwendiges Ergebniß derselben aufgefaßt werden. Somit war es unvermeidlich, letztere selbst in Erwägung zu ziehen, um in ihnen den Ort des fraglichen Princips bestimmt nachzuweisen und darauf weiter zu bauen. Da nun die Schönheitstheorie Winckelmanns, wie die Sage geht, längst widerlegt ist, oder von keiner Seite mehr vorhalten will, so war es deshalb unmöglich, irgend einen Schritt zu thun, ohne auf diese Geistesstimmung der etwannigen Gegner und Zweifler Rücksicht zu nehmen, und ihre Einsprüche nach Kräften zu beseitigen. Den Vorwurf der Nachbeterey fürchtet Ref. dabey weniger als die Ausstellung, daß Winckelmann verschiedentlich etwas untergelegt werde, woran er nicht gedacht habe. Mögen Andere in diesem Falle seine Gedanken richtiger angeben, immer ist durch ihn eine historische Grundlage gewonnen, worauf sich das Urtheil mit Sicherheit beziehen kann, und dieß ist bey Untersuchungen, wo es auf eine freye, ursprüngliche Ausmitte-

lung der Wahrheit ankommt, kein geringer Vortheil. Endlich trieb die mangelhafte Art und Weise, wie der Verf. den in Rede stehenden Grundsatz behandelt, eigentlich umgangen hat, unwiderstehlich auf den eingeschlagenen Weg hin, sollte die Sache nicht vertagt werden, und durch die Wiederkehr ähnlicher Vertagungen endlich im Moder zertretener Meinungen stecken bleiben. Lassen wir jetzt den vatikanischen Apollo auf einige Zeit aus den Augen, um uns später in Winckelmanns Begleitung bey ihm einzufinden. Da man Lust bezeugt, uns letztere zu verdächtigen, so müssen wir zuvörderst nachsehen, wie es mit diesen Einflüsterungen des Mißtrauens steht.

Man legt Winckelmann im Allgemeinen Lücken zur Last, die uns in der That an seinem seltenen Geiste irre machen könnten, wären sie eben so sicher zu erweisen, als sie ihm mit Bestimmtheit nachgesagt werden. Er hat seine leitenden Grundsätze nicht in das Gewand der Schulphilosophie eingekleidet; dafür muß er büßen und nach seinem Tode Zurechtweisungen erfahren, die ihm wahrscheinlich schon während seines Lebens weit im Rücken lagen. Mag es seyn, daß ihm in Deutschland Alexander Baumgartens Aesthetik, die seit 1750 Aufsehen erregte, nicht in die Hände gekommen ist; daß er aber dem Geiste ihrer Grundsätze abhold war, spürt man deutlich an der Vorsicht, mit welcher er die Theorie des Schönen und Vollkommenen aus einander zu halten sucht. Mengs bezeichnete die Schönheit als die sichtliche Vollkommenheit der Materie; eine Ansicht, die eben der ungleich größern Betrachtungsweise Winckelmanns wie eine Seifenblase verschwindet. Noch immer werden Schönheit und Vollkommenheit unter allerlei Verkappungen mit einander verwechselt, da doch das Hauptaugenmerk auf die Schärfe des hervorzuhebenden Unterschiedes gerichtet seyn muß, damit die Schönheit, ihrem Zusammenhange mit dem Ganzen der Dinge unbeschadet, irgend wie als selbstständig erscheine. Diese ihre Selbstständigkeit nun ist das eigenthümliche Ziel Winckelmanns, darauf sind alle seine Absichten von der ersten bis zur letzten schnurstracks gerichtet. Man darf also gleich von vornherein keine gangbaren Wendungen erwarten; diese verschmäht und stößt er entschieden zurück; man muß vielmehr darauf gefaßt seyn, eine durchaus freye Denkweise zu vernehmen, die er sich aus seinen klassischen Studien, hauptsächlich wohl aus Platons Schriften angebildet hatte.

Könnte es mithin nicht der Fall seyn, daß in seiner Ansicht Alles dasjenige implicite enthalten wäre, was explicite daran vermißt wird? Wäre es nicht möglich, daß im Hinterhalte seiner Darstellung Ideen lägen, die mit dem Gewichte ihrer Bedeutung über die beliebtesten und belobtesten Tagesforderungen hinaus-

gehen? Wer die Hauptstellen seines Trattato preliminare in ihrer Verbindung aufmerksam erwägt, dabey die sichtbare Anstrengung ermißt, mit welcher Winckelmann in das Feld der Spekulation eindringt, nach seiner Art sich Bahn bricht, die Ausdrucksweise einer abstrakten Sinnlichkeit nicht bloß aufbietet, sondern für seinen nächsten Behuf auch entdeckt; wer dann unbefangen den Sinn der räthselhaften Erzählungen zu durchdringen sucht, der wird Mängel, die bey jedem ähnlichen Unternehmen unvermeidlich sind, und zugleich als nothwendige Folgen verborgener Vorzüge erscheinen, zu würdigen wissen. Man erkennt in ihnen mehr das Unvermögen der Menschheit, als die Unzulänglichkeit des Einzelnen.

An der Spitze der Entwickelung steht als Kanon der tiefe Gedanke: »Die höchste Schönheit ist nur in Gott.« Was daher von ihren weitern Mittheilungen späterhin auch ausgesagt werden mag, mit welchem Scheine des Rechtes es auf linearische Nacktheit hinweise, es drückt dessen ungeachtet eine nothwendige Beziehung auf Gott aus, ist folglich nichts weniger als eine bloße Form, sondern erfüllt vom Geiste des Lebens, verweile die Andeutung der letztern noch so nachdrücklich im Räumlichen, selbst bis zum Schein der Härte. Sie kann, sie will nicht über das Räumliche hinausgehen und die Gränzkräfte der Materie berühren; damit die Gestaltung der reinen Schönheit ins hellste Licht trete, unbeschwert von körperlicher Umhüllung. Der Vollgehalt gleichmäßiger Abwägung, der in solcher Beziehung den räumlichen Erscheinungen der Schönheit nicht etwa zufällig anhängt, sondern an ihnen auf allen Seiten und auf jedem Punkte gesetzlich hervorbringt, ist dasjenige, was Winckelmann die Einheit nennt und ausdrücklich als den ersten Grundbegriff seiner Ansicht aufstellt. Um den zudringlichen Gedanken an die Materie vorzubeugen, um zu verhüten, daß nicht etwa in ihr der Sitz der Schönheit aufgesucht werde und die bekannte Rohheit der Vollkommenheits-Theorie sich unter der Hand einschleiche, fügt er der Einheit die Untheilbarkeit bey, die er ebenfalls aus dem Wesen Gottes herübernimmt, und wenn die wahrgenommenen Spuren der Anwendung nicht täuschen, mit überraschender Geschicklichkeit in seine Darstellung zu verweben weiß; freylich nicht so klar, als man wünschen möchte, aber doch merklich genug für die Anzeige des Zusammenhanges. Die Untheilbarkeit wird ihm gleich darauf zur Einfachheit, mit welcher er den zweyten Grundbegriff seiner Vorstellungsweise bezeichnet, der nach seiner Aeußerung mit dem ersten nahe verwandt sey. Von ihr nachher. Vor dem möglichen Mißverstande aber, als seyen Einheit und Einerleyheit identische Dinge, verwahrt er sich durch folgende beach-

tenswerthe Erklärung: »Die Einheit besteht in so geformten Umrissen, daß die Theile, indem sie die ganze Gestalt darstellen, eben so viele Veränderungen der Einheit sind oder zu seyn scheinen.« Es dürfte schwer, wo nicht unmöglich seyn, eine Wahrheit von unendlichem Umfange klarer und schärfer mit zwey Worten auszudrücken. Die Einfachheit sieht Winckelmann schlechthin als etwas Immaterielles an, und muß sie auf seinem Standpunkte so ansehen; denn sie gilt ihm für ein Gleichniß der göttlichen Untheilbarkeit, wie denn auch die Einheit der Form als Kunstwirkung eine lebendige Darstellung des Geistes ist, die von dem Substrat der Materie, an welcher sie sichtbar wird, sorgfältig unterschieden werden muß. Was versteht er nun, näher betrachtet, unter jener dunkeln Einfachheit, über welche er sich nur in leisen Winken ausläßt? Vermuthlich den begriffsmäßigen Einklang des Ausdruckes, welcher dem Kunstwerke vom Geiste des Meisters anerschaffen, gleichsam eingeboren ist, und auf den Grund und Umfang aller weitern Beschaffenheiten hinweist. Die Worte sind absichtlich etwas in der Schwebe gehalten worden, denn einer anspruchslosen Vermuthung ziemt keine vorlaute Sprache. Sie darf sich als etwas Unerwiesenes natürlich nicht in das Geschäft der fernern Erörterung mischen; das wird sie auch nicht, sondern geflissentlich allen Folgerungen aus dem Wege gehen, die darnach aussehen könnten, als sollte durch ihren Vorschub für die folgenden Ergebnisse ein Vortheil erschlichen werden. Wenn jene Vermuthung aber zuletzt ganz ungesucht die leere Stelle ausfüllt, welche man bisher ziemlich allgemein in Winckelmanns Theorie hat finden wollen, so müßte sie ja wohl zwischen Wahrscheinlichkeit und Gewißheit nicht übel an ihrem Platze seyn.

Mit denjenigen Charakteristikern, die sich das Geschäft des Einspruches gar zu leicht machen, ist indessen schon jetzt vorläufig ein Wort auf der Seite zu sprechen. Die Einfachheit entspringt nach Winckelmanns Meinung (Trattato preliminare, Kapitel 4, §. 7) aus der Einheit, beyde zusammen erzeugen, wie es weiter heißt, das Erhabene. Wie können beyde dieß einträchtig hervorbringen, ohne den Bestand eines ideellen Daseyns in ihre Gemeinschaft einzuschließen. Und wie ist ein ideelles Daseyn möglich ohne die Voraussetzung einer ideellen Stimmung? Wollen die Charakteristiker, welche Winckelmann völlig außerhalb ihrer Mauern erblicken, die Richtigkeit des obigen Schlusses läugnen, so haben sie zu zeigen, und zwar mit bündigen Gründen, auf welchem Wunderwege das Erhabene in die Schöpfungen der Kunst gelangen soll, ohne die Vergegenwärtigung einer Idee nöthig zu haben? Der Beweis soll ihnen sauer werden; sie dürften unter der Arbeit zu der Erkenntniß

kommen, daß der Charakter der Vernunft kein falsches Zeugniß wider sich selbst ablegen will. Hat jemand die Macht des Erhabenen in seinen letzten Tiefen empfunden, so war es Winckelmann; um Weiteres brauchen wir keine lästigen Schulfragen zu erheben, genug, daß wir durch das unsterbliche Leben seiner Werke aufgefordert und bevollmächtigt sind, seinen Gedanken auch in gegenwärtiger Beziehung ein würdiges Gewicht beyzumessen. Er schaute die Schönheit vielleicht mit zu großer Vorliebe im Erhabenen an; dafür möchte allenfalls seine obige Aeußerung nebenher einen Beleg liefern. Wenn er übrigens die Einfachheit aus der Einheit entspringen läßt, so will er damit auf keinen Fall ein Verhältniß zwischen Ursache und Wirkung andeuten, denn beyde sollen ja zusammen das Erhabene erzeugen, also in vollkommener Gleichheit, wie es der Begriff ihrer innigen Gemeinschaft nothwendig bedingt. Beyde sind, wie er kurz zuvor gesagt hat, harmonisch mit einander verbunden und in den Theilen gleichförmig vereinigt. Daher bleibt zur Erklärung ihrer gegenseitigen Durchdringung nichts übrig, als das Leben der Idee, welches beyde gleichmäßig ins Licht setzen; die Einheit der räumlichen Formen als Behälter, die Einfachheit des herrschenden Ausdruckes als das Enthaltene. So wirken Einheit und Einfachheit mit allen Reizen sichtbarer Verschmelzung, obwohl sie zu ihrem Bunde den Beystand der Materie nicht entbehren können, dennoch als reine Ausflüsse jener Schönheit, deren höchster Lebensquell nach Winckelmanns Meinung in Gott ist.

Im Namen, wenn auch nicht unter dem Schutze des vatikanischen Apollo, werde das Bisherige, mit Ausnahme der eingeschalteten Vermuthung, auf die nachfolgende, berühmt gewordene Erklärung der Schönheit angewendet, denn nur auf diesem Durchgange ist es möglich, der plastischen Ruhe im Sinne Winckelmanns eine Seite abzugewinnen, die sich nachher mit gehöriger Umsicht als ein Maßstab der Vergleichung brauchen läßt. Bis dahin sind vorher noch einige Dornen wegzuräumen. »In jenem Begriffe der Einheit (Tratt., Kap. 4, §. 9)«, so heißt es weiter, — »liegt auch die Unbezeichnung, welcher Ausdruck mir bey der Anwendung zu Statten kommt. Wenn ich also sage, daß eine Gestalt, um schön zu seyn, unbezeichnet seyn müsse, so will ich dadurch andeuten, daß die Form derselben weder dieser oder jener bestimmten Person zukomme, noch irgend einen Zustand des Gemüthes, oder eine Empfindung, oder eine Leidenschaft ausdrücke, als welche die Einheit unterbrechen und die Schönheit vermindern oder verdunkeln. Nach diesem Begriffe soll die Schönheit seyn wie das vollkommenste Wasser aus dem Schooße der Quelle geschöpft, welches, je weniger Geschmack es hat, desto

gesunder geachtet wird, weil es von fremden Theilen geläutert ist.« Das glückliche Bild, womit er seine Erklärung beschließt oder vielmehr krönt, verbreitet mehrfaches Licht auf das Vorhergegangene. Es ist ihm zuvörderst gar nicht um einen erfahrungsmäßigen Schönheitsbegriff zu thun, wiewohl seine Sprache anfänglich so klingt, er richtet sein Ansehen vielmehr auf die Schönheit der Gestaltung überhaupt, und hätte er uns die erste ohne die zweyte zeigen können, wie sie seiner Sehnsucht vorschwebte, so würde er es gethan haben. Wo sucht er nun Ersatz für diesen Abgang, der vom Loose der Menschheit unzertrennlich ist? In der Unbezeichnung. Das Wort stellt sich auffallend genug hin, ist aber zugleich ein echtoriginеller Wurf, indem es beweist, wie Winckelmann auch da, wo seine Denkkraft im tiefsten arbeitete, von dem Gepräge des künstlerischen Ausdruckes nicht lassen konnte. Denn von der einen Seite erscheint zwar die Unbezeichnung als etwas Negatives, als eine Art unnatürlicher Beraubung; weil sie aber dadurch auch wieder nothwendig von der andern Seite ein Entgegengesetztes feststellt, so ist unser Geist gezwungen, hier das Positive zu suchen, was entweder dort oder nirgends zu finden seyn muß. Es ist jedoch zu finden, davon überzeugt ihn der Anstoß, dessen Fortwirkungen er unwillkürlich folgt; denn sonst könnte er in der Unbezeichnung nicht einmal den vorläufigen Stachel des Negativen empfinden. Indem Winckelmann weiterhin auf der Abwesenheit bestimmter Einzelnheiten besteht, womit er die Schönheit der Gestaltung in bestmöglicher Weise sichern will, hat er uns so unvermerkt als unaufhaltsam zu einem Standpunkte der Betrachtung fortgezogen, wo aus jener Abwesenheit eine höhere Gegenwart hervorgehen muß. Woher mochte ihm aber in Folge jener Abwesenheit das Bewußtseyn einer höhern Gegenwart entstehen, die ja doch auch ihre eigenthümlichen Zeichen haben muß, um etwas Unterscheidbares zu bleiben? Und worin lassen sich diese Zeichen wahrnehmen? In den Grundbegriffen der Einheit und Einfachheit, sobald wir fest auf den Faden des Zusammenhanges hinblicken. Da jedoch die Einfachheit im Sinne der obigen Vermuthung nicht vorzeitig herbeygezogen werden darf, so ist der Gehalt der streitigen Erklärung unmittelbar und unabhängig aus ihr selbst zu bestimmen.

Sie will nicht auf einzelne Blüthen der Schönheit hinzeigen, auch nicht auf die Blumenkelche einzelner Arten, obwohl sie auf diese schon ernstlicher Bedacht nimmt; sie sucht umgekehrt in die tiefsten Stätten der Organisation einzudringen, um deren mannigfaltige Gestaltungen auf ein gemeinschaftliches Gesetz zurückzuführen. Jedes Wort ist zunächst und ausschließend auf das allgemeine Wesen der Schönheit berechnet; dafür spricht die be-

deutungsvolle Vergleichung am Schlusse der Erklärung, dieß beweist sogar ein urkundmäßiger Beleg mit schlagender Gewißheit. Späterhin (Tratt., Kap. 4, §. 13) wird in einer Inhaltsanzeige die absolute Schönheit der linearischen gleichgesetzt. Damit ist zuvörderst unumstößlich entschieden, worauf die bisherige Erörterung so viel als möglich bey jeder Gelegenheit aufmerksam machte, daß Winckelmann in der reinen Vollendung der Form den gleichmäßigen Ausdruck geistiger Bedeutsamkeit sah, denn widrigenfalls hätte er unmöglich die absolute und linearische Schönheit als identisch behandeln können. In seiner Betrachtungsweise war aber die eine so ganz und nothwendiger Weise das Bild der andern, daß ihm darüber jeder Gedanke an die Möglichkeit einer Trennung verschwand, weßhalb es ihm gleichfalls nicht in den Sinn kam, bey Andern eine solche vorauszusetzen und mit cautelarischer Genauigkeit vermittelst buchstäblicher Fingerzeige abzuwehren. Sodann beweist die angenommene Identität zwischen dem Absoluten und Linearischen unwidersprechlich, daß sein Versuch, die Schönheit zu erklären, ihr allgemeines Wesen aussprechen sollte, und eben nur dieses, mit Hintansetzung jeder andern untergeordneten Beziehung. Hätte er in der Bezeichnung und Ausführung seiner Theorie nicht jeden Unterschied zwischen der absoluten und linearischen Schönheit rein aufgehoben, so könnte es allerdings das Ansehen haben, als werde ihm jene allgemeine Absicht im Sinne einer heutigen philosophischen Schule untergeschoben; wie die Sachen indessen jetzt stehen, auf dem festen Fuße schwarzgewaffneter Lettern, ist es hingegen nicht zu verkennen, daß er den gleichartigen oder verwandten Bemühungen unserer Tage durch die Eigenmacht seines Geistes vorgegriffen, und dieselben sogar guten Theiles veranlaßt hat.

Selbst in dem Falle, daß man diese seine augenscheinliche Absicht unter irgend einem Vorwande nicht zugeben wollte, würde sie dennoch aus dem Thatbeweise seiner Erklärung mit siegender Gewalt hervorgehen. Es ziemt sich, diese Behauptung zu erweisen. Wenn er das Kennzeichen der Schönheit darein setzt, daß sie weder dieser oder jener bestimmten Person eigen sey, schließt er damit etwa das Anrecht des Persönlichen überhaupt aus? Er thut gerade das Gegentheil, er stellt es als die erste, nothwendigste Bedingung an die Spitze aller äußern Merkmale, er will dasselbe dem sinnenfälligen Gesammteindrucke als dauernde, unvertilgbare Grundlage eingeräumt wissen. Konnte er denn, ohne baaren Unsinn zu reden, auf die Entfernung von Zügen dringen, die eine bestimmte Persönlichkeit erkennen lassen, wenn sein Absehen darauf gerichtet war, das Wesen des Persönlichen auf irgend eine Art aufzuheben? Dieselbe Bewandtniß hat es mit

den Einschränkungen, welche er von den Bewegungen des Gemüthes und der Leidenschaft aussagt, insofern sie den Spiegel der reinen Schönheit trüben; denn eine Seele, wie die seinige, war unfähig, mit dem anatomischen Messer einer leeren Abstraktion den innersten Sitz der Empfindung anzufallen, wovor er sich bey den Anwendungen seines Grundsatzes nicht nur überall gehütet, sondern auch an vielen Stellen seines Werkes ausdrücklich verwahrt hat. Jene Einschränkungen bleiben ebenfalls nur unter der einzigen Bedingung begreiflich, daß ihnen ein Bestand des Gemüthes übrig gelassen wird, dem sie möglicher Weise unterworfen sind. Wo etwas eingeschränkt werden soll, geschehe es in einem noch so hohen Grade, da darf das Denken nicht dasjenige Princip des Daseyns beseitigen, ohne welches die Einschränkung selbst unfaßlich, vollkommen leer wird. Nachdem die bekanntern Einwendungen beleuchtet sind, ist es vielleicht nicht unnütz, noch eine andere zu berühren, die ein scheinbareres Gewicht hat. Es läßt sich nämlich die Frage aufwerfen, ob Winckelmanns Erklärung auch in Beziehung auf ein bestimmtes Individuum Stich halte, dessen Ausdruck nicht anders wahr, in sofern auch nicht anders schön seyn könne, als wenn er durch und durch individuell sey? Wie wird sich die unverfälschte Allgemeinheit des Schönen aus dieser einzelnen Schlinge herausziehen, ohne Farbe und Haltung zu verlieren? Da das Individuum den Begriff einer lebendig geschlossenen Einheit versinnlicht, so wird ihr wesentlicher Ausdruck nothwendig das Bleibende, Erschöpfende der Erscheinung darstellen, ohne ihr den vorüberfliehenden Schaum einer einzelnen Erregung, eines bestimmten Momentes beyzumischen. Demnach ist das Individuum zufolge seiner äußerlichen Erscheinung zwar durchgängig ein bestimmtes Wesen, aber als solches auch vermöge seines innern Bestandes ein Ganzes für sich, dessen vollkommene Abrundung eigens dazu dient, die Stufe und den Werth der hervorgehobenen Individualität zu bezeichnen. Das Ganze wird durch seinen stehenden Ausdruck gleichsam ein greiflicher Punkt auf der Lebenslinie aller ihm verwandten Wesen.

Der Abschluß gegenwärtiger Verhandlungen würde arg ins Stocken gerathen, wäre die hier und da geäußerte Besorgniß gegründet, daß Winckelmann Einheit und Einfachheit in die moralische und materielle geschieden habe, für welche letztere er unmittelbar darauf den Namen der linearischen braucht und damit wieder in seine gewohnte Vorstellungsweise einlenkt. Um in gerader Richtung fortzuschreiten, hätte er Einheit und Einfachheit gar nicht mit dem Materiellen in Berührung setzen sollen. Wahrscheinlich hat ihn die Anwesenheit des Moralischen zu einem augenblicklichen Absprung verleitet. Er mochte sich für dasselbe nach

einem entschiedenen Gegenbezuge umsehen; da kam ihm denn die Materie vorschnell in die Feder, deren Anmaßungen er sonst ungern erträgt, die aber nach seinem Dafürhalten jetzt mit einiger Schicklichkeit untergebracht werden kann, dem Moralischen zu Ehren. Sogleich kehrt er wieder auf den verlassenen Weg zurück, bedenkend, daß die Materie für seine Darstellung bloß insofern von Nutzen ist, als sie dazu beyträgt, die Schönheit der Form zu offenbaren, übrigens ungeachtet ihrer Beyhülfe die Gränzen der Dienstbarkeit weder überschreiten kann noch soll. Deshalb steht er vom Materiellen wieder ab, und gibt dem Linearischen seine verehrten Rechte zurück mit dem ganzen Zubehör des geistigen Ausdruckes. Dieser bildet denn auch allerdings einen angemessenen und zwar den einzig möglichen Punkt der Vergleichung, dem Moralischen gegenüber. Weil aber die geistige Bedeutung des Kunstschönen völlig von Winckelmanns Seele Besitz genommen hat, weil diese eigentlich Alles umfaßt, bedingt, einschließt, worauf es seiner Betrachtung ankommt, so geräth er mit dem Moralischen sichtbar in einige Verlegenheit, und aus dieser ist in der Folge der wiederholte Einspruch entstanden, daß er jenes von dem Materiellen getrennt habe. So übel ist die Sache jedoch keinesweges bestellt; das Gegentheil kann eben so leicht als sicher erwiesen werden, obenein handgreiflich. Zwar sagt er (Tratt., Kap. 4, §. 10), daß Einheit und Einfachheit entweder moralisch oder materiell seyen, was dem Sinne nach unfehlbar theils — theils heißen soll; da er aber in dem Umfange einer und derselben Periode das Moralische auf die Stellung und das Materielle, wofür wir der Deutlichkeit wegen lieber das Linearische beybehalten wollen, auf die Formen bezieht, so war er weit davon entfernt, zwischen dem einen und andern eine unstatthafte Spaltung anzunehmen. Ein Moralisches, das den Gesetzen der Stellung zufolge Hände und Füße nebst Kopflänge haben muß, ist trotz aller intentioneller Anstrengungen dazu bestimmt, so lange in den Fesseln des Linearischen zu verbleiben, bis die Bande der gegenseitigen Verknüpfung von der Gewalt der Zeit oder der Menschen gelöst werden. Offenbar ist unter dem Moralischen hauptsächlich die Andeutung der Willensneigungen, das Pathognomische, zu verstehen, in der Art, wie es sich eigens an der Stellung hervorthut. Dieß lag indessen außerhalb des vorgezeichneten Weges, war in den allgemeinen Bedingungen des Schönen schon mitenthalten, deshalb wurde es bloß flüchtig berührt und in der Folge nicht weiter beachtet. Ueber dem Moralischen in dieser engern Bedeutung werden (Tratt., Kap. 4., §. 28) ebenfalls Ausdruck und Handlung der absoluten oder linearischen Schönheit namentlich zugetheilt, die mithin ungeach-

tet aller dagegen erhobenen Zweifel der sinnliche Träger des geistigen Lebens ist; dazu kommt noch der Beysatz, daß die Verbindung des Ausdruckes und der Handlung für den Künstler eben so sehr das erste, zweyte, dritte Erforderniß sey als für den Redner nach einem Ausspruche des Demosthenes die Aktion.

Jenes scheinbare Bemühen Winckelmanns, das sogenannte Charakteristische bis zur Unmerklichkeit herabzusetzen, dasselbe für die Betastungen empirischer Vergleichung geflissentlich abzustumpfen, gewissermaßen fortzuschaffen, zielt im Gegentheile auf dem Wege der Ausschließung unverkennbar darauf hin, mit ihrer Hülfe, alle Züge seelenvoller Eigenthümlichkeit recht bestimmt im Großen und Ganzen hervorzuheben, das Maß ihrer Bezeichnung bis zu den äußersten Gränzen, auf die höchste Spitze des Sprachausdruckes zu treiben, wo die Wahrheit freylich dem Mißverständnisse leichter erliegt, als in den Formen gemächlicher Mittheilung. Doch seitdem Schelling in seiner Rede über das Verhältniß der bildenden Künste zur Natur der Verehrung Winckelmanns und sich selbst ein so würdiges Denkmal des Geistes gesetzt, und bey dieser Veranlassung zugleich mit gewohnter Meisterschaft die hergebrachte Beschwerde niedergeschlagen hat, als läge der Bezug des Charakteristischen außerhalb der vorgetragenen Theorie, wäre es vielleicht passender gewesen, diese zartgestimmte Saite, weil sie nun ohnehin laut genug erklingt, unberührt zu lassen, hätte nicht der Fortgang der Erörterung von selbst und nothwendig darauf hingeführt. Wenn aber Ausdruck, Handlung, Moralisches, endlich auch das bestrittene Charakteristische unauflöslich in einander verschlungen sind, wenn das letztere noch dazu in einer Fülle und Tiefe, in einer Würde und Majestät erscheint, die sich weit über die Nothdurft erfahrungsmäßiger Behelfe erhebt; so kann der Inbegriff jener zusammenstimmenden Bestandtheile, die mit einleuchtender Absichtlichkeit nach einer und derselben Mitte des Seyns und Wirkens hinstreben, nichts anders vorstellen, als die beharrliche, ungeschmälerte Macht einer ideellen Gemüthsverfassung. Weil sich Winckelmann nicht dazu bequemen wollte, wofür er statt des Tadels Lobeserhebungen verdient, die verschiedenen Erfordernisse des Schönen an den ausgestreckten Fingern fortlaufender Paragraphen nach einander stückweise abzuzählen, und aus seinen Gedanken ein Additionsexempel zu machen, wurde er unwiderstehlich nach jener Seite der Anschauung hingedrängt, wo Alles in Einem lebt und webt, gesteigert zum größtmöglichen Gehalt. So ist ihm die Unbezeichnung nebst den Folgerungen, die er daraus zieht, lediglich ein Mittel, von dem allgemeinen Wesen der Schönheit jene Ein- und Zuflüsse zu entfernen, die auf den vorüberfliehenden

Wellen einer fremdartigen, unbedeutenden flatterhaften Bewegung sich aufdrängen wollen. Sein Gefühl nahm lange voraus dasjenige für sich in Besitz, was fortwährend das Nachdenken unserer Tage beschäftigt, so zwar, daß es bis jetzt noch nicht hat gelingen wollen, über die Stelle hinauszukommen, wo er stehen blieb; denn unsere gelenkern, zuversichtlichen Wendungen sind schwerlich hinreichend, einen entschiedenen Vorsprung zu erweisen.

Sehen wir auf das Vorstehende zurück, so ist der unbewegte, rein in sich selbst abgerundete Ausdruck des Lebens, wie ihn die begriffsmäßige Forderung der Schönheit bedingt und ausspricht, nichts anders als die Tiefe der Gemüthsruhe, entfaltet im Bilde der Persönlichkeit. Das Maximum der Charakterbedeutung verlangt, um in sein entsprechendes Licht zu treten, ein Minimum von Bewegung; darauf dürfte sich Winckelmanns Meinung in der Kürze nicht uneben zurückführen lassen. Es versteht sich übrigens von selbst, daß Ruhe bloß in soweit eine gültige Bezeichnung ist, als sie die feinsten Gränzen wahrnehmbarer Bewegung andeutet. Denn da sie von dem Gehalte des Dargestellten ihr nothwendiges Maß empfängt, in ihm einzig und allein begründet ist, so eignet ihr der Sprachgebrauch bloß darum einen so scharfen, eigentlich unverhältnißmäßigen Accent zu, damit sein Übergriff desto vernehmlicher an das gelinde, kreisende Spiel des Geistes erinnere, der an und für sich in der Stetigkeit seines eigenthümlichen Bestandes etwas Unaussprechliches bleibt. Ruhe kann demnach immer und überall nur vergleichungsweise von der Unmeßbarkeit der innersten Bewegung ausgesagt werden; abgesehen von diesem Bezuge wäre sie ein Unding, das Geschöpf einer leeren Abstraktion, das in dem hellen und geraden Sinne Winckelmanns keinen Raum fand. Er ging indessen noch einen Schritt weiter, indem er den Begriff der Ruhe auch auf jenen Zustand ausdehnte, wo diese dem Zuge der Außenwelt sichtbar folgt, jedoch so, daß der Umfang ihrer Selbstmacht dabey weder Abbruch noch Herabsetzung erleidet. Gerade diese erweiterte Bestimmung der Ruhe, dieses theilweise Lüften ihrer Bande, ist, wie sich nachher zeigen wird, in der Sache des vatikanischen Apollo ein Hauptpunkt der Entscheidung.

So lange man den Begriff der Sache innerhalb der angegebenen Sphäre festhält, bleibt er unantastbar; es ist nicht der mindeste Grund, eben so wenig die entfernteste Absicht vorhanden, ihm diese seine stille Herrschaft streitig zu machen. Man wolle dagegen aber auch bedenken, daß er in der Geläufigkeit seiner aufgekommenen, breiten Bedeutung, dem Wesen der Plastik keinesweges *gesetzlich* eigen ist, daß er sein Ansehen, so weit die obige Erörterung reicht, lediglich den höchsten Forderungen

der Bedeutsamkeit und nicht den besondern Darstellungsmitteln irgend einer Kunstart verdankt. Er könnte eben so gut die Malerey zu seiner Dienerin wählen; thut er es, dann wird er von ihren Kräften mit Recht eine gleichartige Behandlungsweise zu erwarten haben. Er gehört überhaupt in die allgemeine Poetik der Kunst, und neigt sich zu keinem ihrer Zweige mit einer entschiedenen Vorliebe hin, so lange er den wässerigen Dunstschweif hinter sich herzieht, womit er gegenwärtig so viele leichtgläubige Kometensucher neckt. Daß er in der Plastik vorzugsweise bemerkt, geschätzt, am Ende aus dankbarer Freude für sie ausschließend in Beschlag genommen worden ist, rührt von dem ausnehmenden Geschick seiner Darsteller und jenem guten Willen her, der häufig solche Worte am liebsten in Umlauf bringt, die den Verstand betrügen, weil sie dem Ohre mit vielversprechenden Klängen schmeicheln. Nachgerade wird es daher Zeit, uns nach dem Befinden der plastischen Ruhe genauer zu erkundigen. Halten wir uns vorerst an den Ersatz, den uns Winckelmanns Theorie anbietet; vielleicht findet sich ein ähnlicher fur die gäng und gäbe gewordene Abgeschlossenheit.

Zu dem Ende sey es verstattet, die Frage aufzuwerfen, ob nicht im Sinne der obigen Vermuthung, nachdem die angeblichen Lücken in der Erklärung des Schönen sämmtlich ausgefüllt sind, die Einfachheit alle wesentlichen Erfordernisse desselben umfaßt, indem sie mit diesen die Einheit der Form dergestalt erfüllt, durchdringt und beseelt, daß beyde in ihrer Vollendung den unbewegten Gipfel eines begriffsmäßigen Daseyns darstellen? Aus der Einheit der Form sollen ihre mannigfaltigen Veränderungen unter dem leisen Zuge, dem bildenden Hauche eines und desselben Gesetzes hervorgehen. Was liegt demnach näher als die Annahme, daß es sich mit der Einfachheit eben so verhalten dürfte, daß dieselbe gleichfalls mit Allem, was in und an ihr ist, mit Ausdruck, Handlung, Charakter, Bedeutung, obwohl letztere, weil sie unmöglich fehlen können und dürfen, nicht eigens bezeichnet sind, in dem sanften Flusse der Schönheit, welcher sie trägt; ein stetiges, durch und durch harmonisches Ganzes bilden soll, zunächst und besonders, wenn der Gegenstand in seiner unbedingten Größe hervortritt? Denn andere Züge muß derselbe begreiflicher Weise annehmen, den Bestimmungen seiner Natur unbeschadet, sobald äußere Eindrücke auf den Frieden seines innern Daseyns eindringen. Man könnte zwar die fragliche Einfachheit auf die Darstellungsweise des Kunstschönen überhaupt beziehen, und diese Erklärung hat sogar im ersten Augenblicke etwas Leichtansprechendes; sie wird aber durch eben diesen Empfehlungsgrund auf dem umfassenden Standpunkte Winckelmanns nicht nur ver-

dächtig, sondern sie führt auch bey näherm Umfragen nach Zusammenhang und Geist des Ganzen nothwendig auf die erste Annahme zurück. Bestehen nun Einheit und Einfachheit wirklich so in und durch einander, als die bisherige Entwickelung ihr Verhältniß anzugeben suchte, dann erschöpfen beyde Grundbegriffe vermittelst ihrer Verknüpfung sämmtliche Forderungen, welche sich an die Totalität eines vollendeten Kunstwerkes machen lassen.

Der Zusammenhang der Einheit und Einfachheit muß in diesem Sinn alles dasjenige unter sich fassen, was gegenwärtig Manche unter dem schwankenden Namen der Abgeschlossenheit zu begreifen pflegen. So lange dieselbe zunächst, wohl gar ausschließend, auf den unmittelbaren Eindruck unbedingter Faßlichkeit beschränkt wird, so lange sie nicht in einem naturgemäßen Umfange auf die verschiedenen Lebensbedingungen der Erscheinung gleichmäßig eingeht, bleibt jene Formel eine bloße Spielmarke schriftlicher und mündlicher Unterhaltung. Es ist wohl nur eine leichte Variation derselben Vorstellungsweise, wenn man zum Wesen der Abgeschlossenheit unter andern auch jene Nothwendigkeit rechnen will, vermöge deren jeder Gegenstand der Kunst sich selbst vollkommen aussprechen soll. Da aber die Kunst nichts wesentlich aussprechen kann, ohne daß von außen etwas Wesentlichverwandtes antwortet und der Sinnlichkeit des Eindruckes geistig zu Hülfe kommt, so beginnt im Gefolge dieses Grundsatzes sogleich der unvermeidliche Streit über die Gränzen und Rechte seiner möglichen Anwendung. In aller Strenge ihn durchzuführen, ist nicht einmal auf dem Gebiete der antiken, geschweige der christlichen Kunst möglich, wie dieß aus den wohlgemeinten, aber vergeblichen Bemühungen Goethe's sattsam erhellt, in sofern sie die Regel allseitiger ungebundener Verständlichkeit häufig gar zu stark popularisiren wollten. Verf. freut sich, seine mildere Meinung, in Beziehung auf vorerwähntes Axiom mit der Ansicht eines gewichtigen Kunstkenners in Übereinstimmung zu sehen*).

Ehe plastische Ruhe und Abgeschlossenheit förmlich aus ihrem angemaßten Besitzthume vertrieben werden, dürfte hier der Ort seyn, das Ansehen der erstern in ihrem mißverstandenen Sinne schon jetzt durch einen kleinen Überfall zu erschüttern. Die Plastik darf für ihre kühnern Unternehmungen in sich selbst auf einen Beystand rechnen, den die Malerey in gewissem Betracht entbehrt, jedenfalls nicht mit derselben leiblichen Gewalt geltend machen kann. Jene ist zwar durch die Vollkommenheit ihrer Raumerfüllung in vielen Beziehungen empfindlicher beengt als diese, weil

*) Kritische Schriften von A. W. von Schlegel. Zweyter Theil. S. 263 — 264.

sie sich aber dem Auge ganz hingibt, dasselbe auf allen Punkten beschäftigt, fortwährend nach den offengelegten Tiefen der Organisation hinlockt; so erwächst ihr daraus ein so außerordentlicher Vortheil, daß es ihr freysteht, durch den Gebrauch der rechten Mittel, so zu sagen, das Unmögliche möglich zu machen, besonders in Absicht auf körperliche Lebendigkeit. Da nun die letztern aus dem Grunde und Wesen der Plastik als ein eigenthümlicher Vorzug hervorgeht und als solcher anerkannt ist: mit welchem Rechte läßt sich aus demselben Grunde, demselben Wesen der Plastik zugleich die entgegengesetzte Forderung ableiten, daß ihre Bildungen vorzugsweise oder wohl gar schlechthin zu ruhigen, in sich fixirten Darstellungen bestimmt seyn sollen? Liegt nicht solchergestalt das Gesetz der plastischen Ruhe, wie der Conversationston der Kunstwelt es mißbraucht, mit der Macht der plastischen Lebendigkeit, in sofern diese auf der größern Leiblichkeit der Darstellung beruht, in einem offenbaren Widerspruche? Oder können vernünftiger Weise aus einem und demselben Quell der Wahrheit, das heißt, aus dem innersten Bereiche der Plastik, zwey Ergebnisse fließen, die sich, streng genommen, aufheben, leichthin beachtet, durch und durch verwirren, unabläßig verfolgen? Sollte nicht aus diesem heimlichen Schaden das Glück zu erklären seyn, welches der Grundsatz der Ruhe, oberflächlich ergriffen und verbreitet, in der Mitte so vieler Künstler, Kunstfreunde und schönen Geister gemacht hat? nicht minder das Urtheil, womit er in seiner ausschweifenden Verkehrtheit den vatikanischen Apollo bedroht? Es ist aber nicht genug, bloß Mißtrauen gegen die Verfälschungen der plastischen Ruhe und Abgeschlossenheit erregt zu haben, sie müssen von Grund aus zerstört werden. Dabey leistet mir die Erklärung eines Mannes Hülfe, dessen Name von dem Werthe, der Fortdauer und der echtdeutschen Selbstständigkeit unserer Literatur unzertrennlich ist.

Unter den einzelnen Gedanken, die Lessing zur Fortsetzung seines Laokoon hinterlassen hat, findet sich die merkwürdige Aeußerung *): »Ich behaupte, daß nur das die Bestimmung einer Kunst seyn kann, wozu sie einzig und allein geschickt ist, und nicht das, was andere Künste eben so gut, wo nicht besser können als sie.« Im Großen und Ganzen ist der wesentliche Unterschied zwischen der Poesie und den bildenden Künsten von Lessing zu seiner Zeit, nach Goethe's Urtheil, mit überzeugender Klarheit aus einander gesetzt worden, wenn gleich manche feinere und dabey hochwichtige Untersuchungspunkte gänzlich fehlen, nicht jeder Hülfssatz die Probe hält, und einzelne Meinungen hin und

*) Lessings sämmtliche Schriften. Zehnter Theil. S. 89.

wieder zu hart beschränkt sind, zum Theil auf Kosten der Kunstrechte, namentlich der Malerey. Dessen ungeachtet bleibt der Laokoon für die Freunde geregelter und geistreicher Untersuchungen ein Buch der Erquickung, hauptsächlich in den Partien, wo der Verf. die Stärke und Frische seiner Denkkraft in ihrem gewohntern Elemente spielen läßt. Lessing konnte leichter die Zeitgenossen befriedigen als sich selbst. So scheinen denn auch die angeführten Worte auf eine Selbstverbesserung abzuzielen. Er mochte fühlen, daß er wohl waffenfest richtig gesondert habe, daß aber das Princip der Scheidung nicht überall mit der höchsten Schärfe festgehalten worden sey. Nicht ohne Ursache legt er auf dasjenige, was einzig und allein die Bestimmung einer Kunst heißen kann, ein so großes Gewicht, denn damit ist ja zugleich ihr eigenthümlichstes Wesen ausgesprochen. Durfte aber Lessing, der sonst überall mit brennender Forschbegier den letzten Gründen der Entscheidung nachging, unversehens ein ganz anderer werden, und ruhig bey der Bestimmung einer Kunstart stehen bleiben, ohne sich rückwärts nach den lebendigen Ursachen hinzuwenden, von denen nothwendiger Weise die Natur der zu ermittelnden Bestimmung abhängt? Hier ist sein Naturalismus offenbar mit sich selbst in einem Widerspruche begriffen; Lessing mußte gerade, weil er Lessing war, das Wesen des zu Unterscheidenden nicht in den unsichern Fernen der Bestimmung, sondern in der Gewißheit des Ursprungs suchen. Mag er aber immerhin in einer gewissen Richtung zu weit ausgegriffen haben, von einer andern Seite zeigt sein Beyspiel deutlich den Aufenthalt der Wahrheit an, wo im gegenwärtigen Falle über plastische Ruhe und Abgeschlossenheit die geeignete Auskunft zu erholen ist, wenn letztere nicht etwa während des Geschäfts in Rauch aufgeht.

Sollen beyde wahrhaft plastisch seyn, so müssen sie der Plastik in einer Art und Weise angehören, die derselben ausschließend zukommt, mit keiner andern Kunst etwas zu theilen hat, am wenigsten mit der allgemeinen Poetik der verschiedeuen Kunstzweige. Diese Behauptung stützt sich unmittelbar auf die Natur der Dinge, und hat außerdem Lessings ähnlich lautende Meinung für sich. Um aber den Geist der Grundsätze zu erfassen, welche das Wesen der Plastik unterscheidend bezeichnen, ist es durchaus nothwendig, auf ihren eigenthümlichen Lebensbegriff zurück zu gehen, was aus obigem mit Hülfe innerlich verwandter Vorstellungen alle weitern Bestimmungen folgerecht abzuleiten, ohne dabey rechts oder links schielende Blicke umher zu werfen. Jener abgesonderte Lebensbegriff kann aber nur aus den feststehenden Mitteln ersehen werden, welche die Form der Darstellung von allen Seiten bedingen, und ihr eben dadurch den Charakter der

Unvergleichbarkeit ausdrücken. Eine solche Betrachtungsweise kann unmöglich irgendwie in Mechanismus ausschlagen, da sie umgekehrt dazu ausersehen ist, selbst in dem technischen und materiellen Hergange überall die geistige Ursächlichkeit aufzusuchen, und dieselbe innerhalb der gesetzten Gränzen vollständig durchzuführen. Nun macht offenbar die Vollkommenheit der Raumerfüllung oder die tastbare Körperlichkeit der Dimensionen die gesetzliche Grundlage aller plastischen Darstellungsmittel aus, in sofern sie ein zusammengehöriges Kunstganzes für sich bilden, das in dieser seiner Eigenschaft jedem andern in durchgängiger Trennung gegenüber steht. Mithin muß jede Forderung, die das Ansehen eines plastischen Grundsatzes haben will, bündig auf jene gesetzliche Grundlage zurückgeführt werden können; ist dieß nicht möglich, oder will man sich die Mühe der Nachweisung ersparen, und dennoch unter dem Scheine der Sicherheit ihre Früchte pflücken, so läuft es mit dem angeblichen Grundsatze auf Spiegelfechterey hinaus. Aehnliche Bewandtniß hat es mit den Nebenarten der Plastik, z. B. mit dem Relief und dessen Verschiedenheiten; auch in diesem angränzenden Kunstgebiete muß die gesunde Betrachtung nicht auf vergleichende Belustigungen, sondern auf das naturgemäße Moment des durchherrschenden Unterschiedes gerichtet seyn.

Daraus ergibt sich die absolute Untauglichkeit der plastischen Ruhe und Abgeschlossenheit zur Bezeichnung eines höchsten, durchgängigen, unwandelbaren Gesetzes. Beynahe ist es zu viel Ehre, die plastische Ruhe und Abgeschlossenheit unter dem angegebenen Gesichtspunkte als ein Zwillingspaar zu behandeln, denn beyde scheinen in der That nur einen Kopf zu haben, in Absicht auf die Sage ihres autokratischen Daseyns, sogar einen hohlen; sie sollen jedoch absichtlich vereinzelt werden, um ihnen nach einander desto gewisser die Maske vereinter Oberherrschaft abzuziehen. Wohl ist der Plastik als solcher eine besondere Ruhe eigen, doch tritt dieselbe so wenig als unumschränkte Gebieterin auf, daß sie vielmehr selbst von der Grundform der plastischen Darstellung ihr bestimmtes Gesetz empfängt, welches nach Umständen mannigfaltigen Abänderungen unterworfen ist, in vielen Fällen sogar seinem Gegentheile weichen muß. Der Nerve des folgenden Beweises liegt in den vorausgeschickten Andeutungen. Die vollkommene Körperlichkeit der Plastik zieht ihre Werke unumgänglich von außen her in die Derbheit der Materie herab. Um sich von diesen lastenden Banden zu befreyen, bedarf sie der entschiedensten Gegenwehr; sie muß zu dem Ende ihren geistigen Gehalt bis zur möglichsten Vollendung steigern, und den Druck des Massenhaften mit den Reizen ideeller Wahrheit und Schönheit zu über-

winden trachten. Vielleicht läßt sich dies Verhältniß in einer andern Wendung noch deutlicher ausdrücken. Je stärker plastische Darstellungen ihrer Natur nach an die Wirklichkeit des Stoffhaltigen erinnern, ungleich mehr als Gemälde, die schon ursprünglich auf den Schein gegründet sind, desto kräftiger müssen sie ihrem greiflichen Uebergewicht durch ein ganz verschiedenes Element entgegen arbeiten; das ist überall ihre wesentlichste Aufgabe, der Gesammtberuf ihrer Gattung, deren Anfang und Ende. Neigt sich demnach die Beschaffenheit eines Gegenstandes von selbst zum Begriffe der Ruhe hin, so ist dieselbe in ihrer Art bis zu den letzten Gränzen der Statthaftigkeit zu treiben, damit der körperliche Ueberdrang der Erscheinung nicht in sich selbst erstarre, sondern vor der stillen Gegenwart der entfesselten Psyche verschwinde, und unter ihren Blicken sich veredle. Diese besondere Bey- und Zugabe im Begriffe der Ruhe, nothwendig bedingt von der Grundform der plastischen Darstellungsweise, macht als solche ihre Eigenthümlichkeit aus. Wie hier das erreichbare Vollmaß der Ruhe in seiner Besonderheit von dem ursprünglichen Gesetze der plastischen Entwicklung ausgeht, so verlangt eben dieselbe anderswo bey entsprechenden Veranlassungen auch wieder umgekehrt eine ungeschmälerte und nöthigenfalls die höchste Lebendigkeit, aus keiner andern Ursache, als weil die Natur der plastischen Mittel es unabänderlich mit sich bringt, den dreisten Aeußerungen der Materie überall mit dem Nachdruck einer entgegengesetzten Richtung aufs schärfste zu begegnen. So verzweigen sich Ruhe und Lebendigkeit auf einem und demselben Stamme zur verträglichen Nachbarschaft: jede ist in ihrer Art plastisch begründet, ohne die rechtmäßigen Ansprüche der andern zu verkürzen.

Werfen wir bey dieser Gelegenheit einen flüchtigen Blick auf Winckelmanns Theorie; es wird sich zeigen, daß sie mit den bisherigen Erörterungen wohl zusammengeht. Nicht bloß den Göttern, sondern auch der Heroenwelt eignete er edle Einfalt, stille Größe als wesentliche Merkmale zu, jedoch mit der überlegten Einschränkung, daß die Einsicht der Künstler sich damit begnügt habe, in den übermenschlichen Gestalten die Annäherung zu der ruhigen Hoheit der Olympier in gemessenen Schranken darzustellen, und erforderlichermaßen mehr oder weniger abzuändern. Was er über den Torso des Belvedere und den Laokoon gesagt hat, in der Absicht, an ihnen die Wahrheit seines durchgeführten Grundsatzes zu bestätigen, ist als ein wohlthätiger Same in die Furchen der Zeit gefallen; kein Staubwirbel der Meinungen wird den gesunden Früchten schaden. So weit steht seine Ansicht völlig gesichert da. Auf dem Gebiete menschlicher Darstellungen scheinen ihr hingegen die zahlreichen Beyspiele ungemeiner Leben-

digkeit, deren Nachrichten Staunen erregen, einigermaßen zu widerstreben. Dieser Schein ist Trug. Offenbar muß die Kunst dasjenige, was sie an der stillen Herrlichkeit der Charaktere einbüßt, sofern dieselben nicht im Reiche der Götter und Heroen verweilen, in der Breite des menschlichen Lebens durch die Kraft sinnenfälliger Regsamkeit wieder zu gewinnen trachten, gleichsam als einen Ersatz für das Gefühl jenes Abgangs. Dessen ungeachtet herrscht dasselbe Vorrecht geistiger Bedeutsamkeit unverändert fort, es ist bloß in dem Kreise der Wirklichkeit nach Maßgabe seines geringern Gehalts herabgestimmt worden, obschon im Wesentlichen der Grad des Unterschiedes, genau erwogen, derselbe geblieben, Verkörperung des Beseelten in der Treue vollendeter Anschauung.

Wenn der Plastik außerdem als solcher die Abgeschlossenheit irgendwie zukommen soll, so ist auch dieß nur unter der Bedingung möglich, daß sie mit der Körperlichkeit der Dimensionen in einen bestimmtern Bund tritt, weil diese das unterscheidende Wesen der Statue ausmachen. Kommt die Statue zuvörderst bloß als Einzelnheit in Betracht, so kann sie den obigen Bemerkungen zufolge eben so gut ein ruhiges, als ein bewegtes Leben ausdrücken, sobald sie in beyden Fällen die plastische Höhe der Darstellung behauptet. Herrscht in ihr die Ruhe vor, und zwar mit gebührender Uebermacht: welcher nachweisliche Antheil bleibt dann noch für die Abgeschlossenheit übrig, wenn diese im genauern Sinn etwas Anderes seyn will als jene? Nirgends ist für die Verlassene ein schickliches Unterkommen zu finden, sie muß voller Scham ihr Haupt im Schooße der Ruhe verbergen, und daselbst dem Uebermuthe ihrer leeren Forderungen für immer entsagen. Oder soll die Abgeschlossenheit der Statue etwa nur überhaupt ihre vollständige Verkörperung inmitten des Raumes bezeichnen? Dann fällt sie mit der Grundform der plastischen Darstellung augenscheinlich in Eins zusammen, und hört ebenfalls auf, etwas Eigenes zu seyn.

Noch mißlicher steht es um das Problem ihres Daseyns, wenn sie mit dem bewegten Leben der einzelnen Statue ins Gedränge kömmt. Niemand wird aus dem Grundbegriffe der plastischen Darstellungsweise mit Sicherheit darthun können — und jede andere Verfahrungsweise muß als ungehörig abgelehnt werden — daß es schlechthin unthunlich ist, in den Ausdruck der einzelnen Statue äußere Anregungen aufzunehmen, wenn es dem Künstler gelingt, dieselben mit der bewegten Gestalt vollkommen auszugleichen, und ihnen bestimmte Verständlichkeit zu geben. Da die einzelne Statue die Hülfe jener Umgebung entbehrt, welche dem Bilde des Malers der Rahmen darbietet; so dürfte die Pla-

stik, in Ermanglung eines solchen Hebels, gerade durch ihre äußere Selbstständigkeit, geeignet seyn, aus dieser jeden ersinnlichen Gewinn zu ziehen, vorausgesetzt, daß sie ihn durch die Art und insbesondere durch das Maß der Ausführung klar zu rechtfertigen weiß. Man wird bemerken, daß diese Vorstellung zunächst dem vatikanischen Apollo entnommen ist. Wie kann nun unter den angegebenen Beziehungen der todtgeborne Begriff der Abgeschlossenheit zu irgend einer Anwendung kommen? Todtgeboren heißt er schon jetzt mit gutem Grunde, denn vor dem Angesichte der Ruhe mußte er sich aus Noth mit ihr identificiren, gab also damit seine Ansprüche auf Unterscheidbarkeit auf. Sollte es ihm mit der Lebendigkeit besser ergehen? Ueber die Befugnisse des Lebens zu entscheiden steht fast nur dem Leben zu: was hat die Plastik im Reiche der Lebendigen verschuldet, daß sie bey ihren Bewegungen eine abstrakte Traumgestalt zu Rathe ziehen soll, von der bisher noch Niemand mit Bestimmtheit hat sagen können oder wollen, was sie denn eigentlich im Sinne führt? Abstraktionen machen sich in der schriftlichen Bezeichnung leicht kenntlich, und desto breiter, je trockener und verkehrter sie sind; die Abgeschlossenheit mag daher noch weniger seyn als eine Abstraktion, da ihre Jünger ein so tiefes Schweigen über sie beobachten. So scheint es denn, daß sie in ihrem geheimnißvollen Aufzuge lediglich zu den Vorspiegelungen einer verirrten Einbildungskraft gehört. Etwas Denkbares könnte sie allenfalls werden, womit freylich für ihre wesenhafte Wirklichkeit noch nicht das Mindeste gewonnen ist, wenn man ihr die muthmaßliche Absicht unterlegte, den Umfang der plastischen Bedeutsamkeit streng auf die Innerlichkeit der Erscheinung zu beschränken, und jeden Bezug nach außen abzuschneiden. Das wäre denn wenigstens eine begreifliche Annahme, die aber sogleich durch einen Blick auf die Geschichte der Plastik zu Boden geschlagen wird, und außerdem in sich selbst durch und durch nichtig ist. Denn Ruhe und Lebendigkeit sind einander zwar nicht so hart entgegengesetzt, als die Anhänger der Abgeschlossenheit es haben wollen. Beyde theilen sich in den gemeinsamen Begriff der Bewegung. Ruhe ist die Unmerklichkeit der nach innen gerichteten, in sich selbst verlaufenden Bewegung; Lebendigkeit ist die Entschiedenheit der nach außen wirkenden und zugleich auf ihren Ursprung zurückgehenden Bewegung. Die Lebendigkeit muß, wie wir gesehen haben, nicht minder als die Ruhe von der Plastik, kraft ihrer eigenthümlichen Natur, mit verstärktem Gewicht hervorgehoben werden. Mithin ist die Abgeschlossenheit, sobald sie zwischen Ruhe und Lebendigkeit als unbedingte Gränzhüterin einschreiten will, ein ausgemachtes Unwesen, dabey im schreyenden Wider-

spruch mit dem allgemeinen Gesetze der Bewegung, dem die Ruhe eben sowohl dient, als die Lebendigkeit, jede in ihrer angemessenen Weise. Nur darnach kann gefragt werden, ob die Darstellungen der plastischen Lebendigkeit, in sofern sie mehr oder weniger über sich selbst hinausgehen, diesen äußern Bezug in einem solchen Grade versichtbaren, daß er, mit den rechten Augen betrachtet, weder einem Zweifel, noch einem Mißverständniß unterliegt. So zieht sich die Entscheidung aus dem theoretischen Gezänk rein auf die Sache selbst zurück, und will einzig und allein an ihr vollzogen werden, im Wege unmittelbarer Anschauung, die an der körperlichen Beredsamkeit der Statue Hülfsmittel der Auslegung findet, wie sie in gleichem Maße keine unter den bildenden Künsten aufzuweisen hat.

Ein anderer Umstand bereitet der vermeinten Abgeschlossenheit neues Ungemach, um nicht zu sagen, neues Verderben. Die einzelne Statue kann durch Vergünstigung ihrer freyen und vollen Körperlichkeit — denn auf diese muß die Erörterung überall zurückgehen — mit dem Orte ihrer Aufstellung eine Verbindung anknüpfen, die ihr als ein eigenthümliches Vorrecht zukommt, und in solcher Eigenschaft mit der Grundform der plastischen Darstellung so unmittelbar als nothwendig zusammenhängt. Daraus entsteht für die Bedeutung und Wirksamkeit einer Statue, die in diesem natur- und kunstgemäßen Sinne ausgeführt ist, der unzuberechnende Vortheil, daß die Stelle, wo sie steht, mit der Harmonie der Umgebung lebendig zusammen klingt, und dadurch einen Wechsel der Mittheilung hervorruft, in dem die Akkorde der Räumlichkeit sich gegenseitig erhellen, stärken und verschmelzen. Dergleichen örtliche Einverständnisse, welche den Sinn der einzelnen Statue treffend begleiten, und nöthigenfalls näher bezeichnen, sind aber wegen ihrer verschiedenartigen Natur gar nicht nach einer stehenden Regel zu beurtheilen; sie fordern bey jedem Wechselfalle zur Freyheit einer eigenen Betrachtung auf, denn je glücklicher sie zusammenwirken, desto mehr gleichen sie geistreichen Ausnahmen, die unter dem Scheine des Ungefährs ihre höhere Gesetzmäßigkeit verbergen. Hier haben die Wortführer der Abgeschlossenheit zwischen zwey Uebeln zu wählen, von denen eins wie das andere ihrer Lehre den Untergang bringt. Wollen sie der einzelnen Statue als solcher die Freyheit streitig machen, sich auf die Mitwirkung ihrer Umgebung bedingter Weise stützen zu dürfen; so haben sie nicht nur die Aussagen der Kunstgeschichte gegen sich, deren Beweismittel sie schwerlich geradezu verwerfen werden; sondern sie heben auch mit ihrem Widerspruche, was doch weit mehr entscheidet, von fern die Statthaftigkeit der Gruppe auf, und sind in der Richtung ihres eingeschlagenen We-

ges Folgerungen ausgesetzt, deren Richtigkeit sie von der einen Seite nicht abläugnen und von der andern nicht zugeben können, ohne ihren Verstand in den übelsten Ruf zu bringen. Räumen sie aber der einzelnen Statue besagtes Vorrecht als ein eigenthümliches Zubehör der Plastik ein, so gerathen sie mit dem Grundsatze der Abgeschlossenheit auf ein völlig fremdes Feld, wo sie keinen Schritt thun können, der ihnen nicht das Gefühl gänzlicher Inkompetenz erregte.

Was soll endlich aus dem Begriffe der Abgeschlossenheit werden, wenn nicht länger von einer einzelnen Statue die Rede ist, sondern von einer Mehrheit, die den Gesammtbegriff der Darstellung unter sich theilt? Wo die unmittelbare Gemeinschaft der Gestalten den Sinn des Ganzen in einem Mittelpunkt der Betrachtung zusammendrängt, da stößt letztere auf keine Schwierigkeit; anders aber stellt sich die Sache, wo die Beziehungen weiter aus einander liegen, mannigfaltiger in einander greifen, und im weitern Verfolge über den Kreis der unmittelbaren Anschauung hinausgehen. Hier ist es nicht genug, die verschiedenen Eindrücke bereitwillig zu empfangen, zu sammeln, hin und her zu vergleichen; sie wollen durch die Mit- und Fortwirkung der angeregten Aufmerksamkeit aus sich selbst heraus durchgebildet, vereinigt, und, so weit es nöthig und statthaft ist, ergänzt werden. Was auch der dunkle Grundsatz der Abgeschlossenheit besagen mag, soll er seiner Wortbedeutung einigermaßen entsprechen, so wird er eine durchgängige Schranke bezeichnen sollen, die sich gleichsam wie ein Netz des Geistes über den Umfang des Kunstwerks ausbreitet, den Beschauer in dasselbe hineinzieht, und darin festhält. Je mehr die Abgeschlossenheit jene Sperre schärft, äußerlich nach allen Seiten durchführt, desto strenger, folglich auch desto besser, wird sie ihren vermeinten Beruf erfüllen. Dann ist sie aber mit den Bezügen der gedachten Gruppirung durchaus unverträglich, sie muß also entweder diese oder sich selbst aufgeben. Will sie sich zur Nachgiebigkeit bequemen, die Fesseln der sichtbaren Begränzung lösen, in ihren Bereich alle die entferntern Bestimmungen mit aufnehmen, die sich zu den sinnenfälligen Ergebnissen verhalten, wie unabweisliche Folgerungen zur Kette der Prämissen; so ist der Verhau des Grundsatzes durchbrochen, und verglichen mit dem, was er ursprünglich seyn wollte, unvermerkt ein Tummelplatz ungebundener Bewegung geworden.

Aerger konnte dem unglücklichen Grundsatze kaum mitgespielt werden, als dieß von den Ueberbleibseln der Niobidengruppe geschehen ist. Alles, was vorhin annahmsweise behauptet wurde, findet sich in ihnen thatsächlich beysammen, als wären sie von einem schadenfrohen Dämon dazu ausersehen, die Bekenner der

Abgeschlossenheit auf die verfänglichste Probe zu stellen. Hätte dieses Dogma wirklich eine leitende Kraft, wäre es gar im Stande, durch seine Dazwischenkunft die Vereinigung getrennter Meinungen zu erzwingen, so würde es gewiß dießmal, bey einer so dringenden Veranlassung, seine Dienste bewährt haben. Während aber jede Partey von sich aussagt, daß die Abgeschlossenheit an ihrer Spitze als Vorstreiterin kämpfe, kennbar an Helmbusch, Lanze und Gestalt, lacht Eris über den systematischen Hader, dessen Princip die Stelle ihres Apfels vertritt. Ob Apollo mit seiner Schwester und, der größern Abrundung wegen, auch mit seiner Mutter anwesend seyn muß, wobey freylich der Vater etwas unnatürlich übergangen wird; oder ob diese Zweige der Götterfamilie für den Anblick nicht besser wegbleiben, da sich ihnen kein angemessener Platz zuweisen läßt, ihre sichtbare Gegenwart sogar mit der Veranschaulichung ihrer naturgemäßen Wirkungen streitet, und ihr unsichtbares Einschreiten, durch die Klarheit seiner Folgen sattsam verwirklicht, in dem hervorgelockten Bilde der Phantasie ungleich mächtiger ergreift: das ist die Frage, auf welche die Abgeschlossenheit zu antworten hat. Da sie dießmal mit einer gespaltenen Zunge redet, nach Art der Orakel, nur nicht mit dem Witze ihrer Feinheit, und zwar in einer Ehrensache, die den Ruf ihres Daseyns bedroht; so ist damit hoffentlich dargethan, daß sie an und für sich zu der Hecke der Hirngespinste gehört, die einen gewissen Scheinwerth erhalten, wenn der Verstand so gefällig ist, in ihrem Namen richtige Geschäfte zu machen, hingegen in ihrer ganzen Verkehrtheit erscheinen, wenn ein falsches Vertrauen ihre Hülfe anspricht. Gelegentlich will Ref. bemerken, daß er seines Theils Apollo und Diana in der Gruppe der Niobiden für überflüssige, und selbst für lästige Personen hält. Der Niobiden-Sarkophag, auf welchem Apollo anwesend ist, kann seine Meinung nicht umstimmen, denn vom Relief bis zu freystehenden Gestalten ist ein weiter Sprung. Wenn aber die Niobiden, getroffen von den Todespfeilen des strafenden Geschwisterpaares, für sich allein nicht nur verständlich, sondern in ihrer Vereinzelung für die Vorstellung sogar einen größern Reiz gewinnen, so wird der einzelne Apollo mit demselben Rechte von seinem Bogen das Verderben aussenden können, ohne daß die Kunst nöthig hat, das Opfer seines Zorns ausdrücklich in einem Gegenbezuge kenntlich zu machen. Hat sie die Deutlichkeit des äußern Zielpunkts an der Gestalt des Gottes selbst verkörpert, so ist den Forderungen vollständiger Bestimmtheit ohne Widerrede Genüge geschehen, man müßte denn behaupten wollen, daß der Statue nach den Tagessatzungen einer unbegreiflichen Theorie jede stärkere Richtung nach

außen schlechthin verboten sey, was kein Besonnener wagen wird in der Stille einen Augenblick auch nur zu denken, geschweige laut zu sagen. So ist der Grundsatz der Abgeschlossenheit in allen Instanzen durchgefallen, namentlich zuletzt bey dem Versuche seiner Anwendung auf den vatikanischen Apollo zu Schanden geworden. Wo Irrwische der Zeit unter der Form von Grundsätzen herumflirren, da müssen sie entweder in sich selbst vernichtet, oder durch die Rechtfertigung entgegengesetzter Ansichten gestürzt werden; gegenwärtige Anzeige sucht beyde Mittel zu vereinigen, um den Erfolg desto mehr zu sichern.

Werden die vorgetragenen Einwendungen statthaft erfunden, dann sind die vier ersten Betrachtungen des Verf.'s für Ballast zu erklären, den die Kritik mit Recht über Bord werfen darf. So frisch und fröhlich die Darstellung hinfließt, so wenig trägt sie in der Sache des vatikanischen Apollo aus, so fruchtlos bleibt sie für die Ausmittlung der zur Frage gekommenen Grundsätze, um welche sich doch unstreitig die Untersuchung in ihren verschiedenen Kreisen bald näher, bald entfernter bewegen sollte. Feuerbach muß seine angekündigte Absicht völlig vergessen haben, sonst hätte er unmöglich die Hauptsache mit Stillschweigen übergehen können, als verstehe sie sich von selbst. Am Ende der ersten Betrachtung ladet er die Leser zur Entwicklung eines wahrhaften Princips ein, und in den nächstfolgenden hält er sie dafür mit einer Reihe von Histörchen schadlos, die, einige freye Reflexionen abgerechnet, auf Gerathewohl an einander geknüpft sind. Weil er sich über die Bedeutung der Ruhe und Abgeschlossenheit in dem Umfange, wie er beyde zu nehmen scheint, nirgends näher erklärt, beyde sogar in einer Weise verknüpft, die kaum an einen wesentlichen Unterschied zu denken erlaubt; so war deßhalb der Proceß gegen die letztere auch nicht in der Form eines strengen Beweises zu führen, sondern mehr im Wege der Induktion. Was den Grundsatz der plastischen Ruhe betrifft, dessen Allgemeinheit der Verf. keineswegs unbedingt anerkennt, dem er in solcher Eigenschaft vielmehr den Krieg erklärt, so braucht er dazu keine andern Waffen, als die aufgezählten Beyspiele plastischer Lebendigkeit. Jeder, der sich einigermaßen um die Kunstliteratur bekümmert hat, ist davon unterrichtet, kennt z. B. die darauf bezüglichen Lobpreisungen aus Schorns Studien griechischer Künstler, wo dieser Gegenstand mit eben so viel Vorliebe als Besonnenheit erörtert wird, erinnert sich an die sinnverwandten Aeußerungen griechischer Epigramme, die in Herders Uebersetzung schwerlich einem Freunde der deutschen Muse unbekannt geblieben sind. Kömmt daher die Beyspielsammlung des Verf.'s nicht zu spät? kann sie die Stelle wissenschaftlicher Forschung vertreten? wird für diese dadurch das

zum Frommen der plastischen Lebendigkeit in einigen Grundstrichen hätte anzeigen sollen, wollte er wirklich auf die Erörterungen bestimmter Gesetzfolgen eingehen. Nichts ist in der Kunst und ihrer Geschichte so erfreulich, so lehrreich, als die Wahrnehmung eines ordnungsmäßigen Fortganges, der selbst aus dem Scheine der Abweichungen hervorleuchtet. Unser Verf. wirft dagegen Gymnastik, Orchestik, Orgiasmus, hocheigenthümliche Bestandtheile des griechischen Lebens, und als solche von der Kunst mit möglichster Bestimmtheit in ihren naturgemäßen Gränzen aufrecht erhalten, unversehens durch einander, ohne alle Zeichen einer Absonderung. Sie konnten freylich denjenigen nicht kümmern, der im offenen Bruche mit einer längst und allgemein anerkannten Wahrheit sich bis zu der Aeußerung verirrte: »daß die Wahl des fruchtbarsten Moments ein unverbrüchliches, der Plastik wesentliches Gesetz sey, muß geläugnet werden.« Es gibt Ungereimtheiten, denen eine Widerlegung zu viel Aufmerksamkeit erweisen würde; der angeführte Trumpf gehört zu ihnen. Die Wahl des fruchtbarsten Moments ist in jeder Kunst, deren Darstellungen sich im Flusse der Zeitveränderungen bewegen, eine Hauptsache; sie wird in jedem Bezirke ihres Gesammtgebiets eigens abgeurtheilt und vollstreckt, mithin auch in der Plastik; sie erfordert hier Rücksichten, die mit den besondern Lebensbedingungen der letztern nothwendig zusammenhängen; sie kömmt dieser daher wesentlich zu als eine Bethätigung ihrer Selbstständigkeit. Es wäre eine Beleidigung für den Verstand der Leser, dergleichen Handgreiflichkeiten weiter aus einander setzen zu wollen.

Unter den historischen Behauptungen haben Flüchtigkeit und Keckheit des Urtheils mehrfachen Schaden angerichtet, vorzüglich in der folgenden Stelle (S. 37): »Eine Menge antiker Münzen zeigt noch Götterbilder, die unläugbar mit ängstlicher Treue berühmte Tempelstatuen vorstellen sollen, in der heftigsten Bewegung. Die Behandlung der Gewänder und Haare läßt es nicht bezweifeln, daß die Originale dieser Bilder der Zeit nach unmittelbar jenen ägyptisirenden Idolen mit angezogenen Armen und geschlossenen Füßen folgten. Es hatte also ein Extrem das andere berührt oder vielmehr hervorgerufen. Denn betrachten wir diese excentrischen Stellungen, den hastigen Kriegerschritt, die drohende Haltung des Hauptes, das im Luftzug flatternde Gewand, und vergleichen damit jenen amykläischen Apollo und andere seiner Art, so ist es, als habe das so lange niedergehaltene Lebensprincip sich mit einem Male Luft machen, den schwierigen Knoten nicht lösen, sondern zerreißen wollen. Der Glaube an ein wahrhaftiges Leben sollte gleichsam mit Feuer und Schwert

gepredigt werden. Nur in Griechenland erlebte und überlebte die Plastik, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist, ihre Flegeljahre. Die ägyptische blieb ewig in den Windeln der Kindheit schlummern.«

Wenn Feuerbach die Unläugbarkeit seiner Beobachtung bey Zeus beschwört, so läßt sich das Umgekehrte eben so gut beym Styx betheuern, und die Sache steht dann nach wie vor unentschieden da. Daß die bezeichneten Münzen Tempelbilder der Götter vorstellen sollen, und zwar in strenger Nachahmung, durfte nicht obenhin im Tone prophetischer Gewißheit ausgesprochen werden; so etwas will nachgewiesen seyn, verlangt wenigstens das Empfehlungsschreiben der Wahrscheinlichkeit für sich. Hochbetagten Archäologen sieht man die Sitte, sich laut oder stillschweigend auf ihre Divinationsgabe zu berufen, wegen ihrer sonstigen Verdienste als eine Altersschwäche nach. Der frische Anwuchs kömmt mit dem Lichte der Inspiration nicht durch, Zeit und Welt sind kritischer geworden. Jener jugendliche Machtspruch widerstreitet aber nicht nur schnurstraks dem natürlichen Entwicklungsgange der Kunst, wie derselbe in der gereinigten Geschichte vorgezeichnet ist, er schlägt zugleich wider Wissen und Willen des Verf.'s in einen Akt der Empörung gegen sich selbst aus, woran die ägyptisirende Partey, der er laut seiner Erklärung unbedingt ergeben ist, sich schlecht erbauen wird. Zunächst kann unmöglich Thiersch in gegenwärtiger Beziehung mit seinem Schüler zufrieden seyn. Hätte Feuerbach das oben angeführte Traumgesicht, ehe er es veröffentlichte, der Deutung seines verdienstvollen Lehrers vorgelegt, und dessen Rath befolgt, so wäre es ohne Zweifel auf der charonischen Stiege lautlos in das Reich der Schatten hinabgesunken. Nach der Behauptung des Letztern *) sind die Götterstatuen in einer um so mehr ruhigen Handlung dargestellt, je älter sie sind. Innere und äußere Gründe führen darauf hin, erheben jene Ansicht in ihrer Allgemeinheit zur Gewißheit. In Götterstatuen, die Tempelbilder sind, muß aus denselben Ursachen, die vorhin entschieden, der Ausdruck der Lebensruhe am stärksten vorwalten; je tiefer sie ins Alterthum zurückgehen, desto bestimmter werden sie nothwendiger Weise dem Sinne der Bewegung widerstreben. Kann es wohl mit natürlichen Dingen zugehen, wenn der Verf. unter dem unzureichenden Schirme antiker Münzen, ohne alle nähere Vermittlung, im Vertrauen auf sein gutes cäsarisches Glück, das Vexirbild des excentrischen Gegentheils hervorrufen will? Der Fortgang der unbegründeten Betrachtungs-

*) Ueber die Epochen der bildenden Kunst unter den Griechen. Zweyte Auflage. S. 361.

weise entspricht ihrem Anfange. Die Behandlungsart der Haare und Gewänder soll unbezweifelbar die Entstehungszeit jener tumultuarischen Tempelbilder mit dem Ablaufstermin mumienhafter Idole zusammenrücken. Verlangt aber nicht jede Schlußfolgerung, welche zwischen Münzen und Statuen, ihren angeblichen Vorbildern, den Faden ersichtlicher Uebereinstimmung knüpfen will, eine besondere Schärfe der Wahrnehmung, um die Gleichartigkeit der Behandlung aus der Ungleichartigkeit der Stoffe und Mittel treffend herauszufinden, vorzüglich im Punkte der Haare und Gewänder, an denen die Fortschritte der Kunst erst langsam, in leisen, und selbst hier und da schwankenden Uebergängen erfolgten? Und bey dem Geschäfte einer so schwierigen Vergleichung, das die feinsten Untersuchungen nöthig macht, da die Uebereinstimmung ihrer Natur nach nicht in ein völliges Gleichgewicht ausgehen kann, sich im besten Falle auf einen hohen Grad von Aehnlichkeit beschränkt, somit wieder von einer andern Seite die Erkenntniß gewisser Unterschiede oder einer bedingten Unähnlichkeit voraussetzt: da könnte uns die blanke Versicherung des Verf.'s genügen, daß in Betreff jener Münzen und Statuen an dem ausgesagten Verhältnisse der Gegenseitigkeit und Zeitfolge kein Zweifel hafte? Die Eilfertigkeit gehäufter Vorausnahmen entzieht ihm die Glaubhaftigkeit eines Zeugen; je zuversichtlicher er seinem Ziele entgegenrennt, desto entschiedener setzt ihm der Skepticismus auf der Ferse nach. Zur Reinheit einer anschaulichen Vergleichung, auf deren Sicherheit und Ergiebigkeit das obschwebende Endurtheil offenbar Ansprüche macht, und seiner Bestimmung nach machen muß, gehören schlechterdings zwey Gegenstände, die entweder an und für sich der Anschauung zufallen, oder derselben durch einen geistigen Bezug zugetheilt werden. Die einen stellen die angezeigten Münzen dar, die andern sollen die ägyptisirenden Idole vertreten, deren Ansehen trotz der angezogenen Arme und geschlossenen Füße keineswegs auf der Kraft einer bestimmten Anschauung beruht, sondern auf dem Petrefakt einer todten, bis auf unsere Tage vererbten Tradition, in sofern dieselbe nämlich auf die griechische Kunst angewendet werden soll. Eine Vergleichung, deren Glieder aus so disparaten Dingen bestehen, muß nothwendig hinken, und bey einer schärfern Untersuchung in sich selbst zusammenfallen. Endlich braust die unverträgliche Mischung der Begriffe und Verhältnisse in tobende Bewegung aus. Die angezogenen Arme, die geschlossenen Füße erwachen plötzlich aus ihrem ägyptischen Starrkrampf, sie recken und strecken sich wie nach dem Takte eines kriegerischen Tanzes, während ihr Turnmeister die Unbegreiflichkeit der sprunghaften Revolution mit dem Nothnagel eines verfehlten Gemein-

spruchs erklären will, mit der pragmatischen Bemerkung, daß ein Extrem das andere hervorgerufen habe. Sonach wäre das Aegyptenthum aus Verdruß über sein langweiliges Daseyn auf einmal wetterwendisch geworden, und hätte mit seiner Laune in einem Anfalle convulsivischer Lebendigkeit das Griechenthum angesteckt, welches bis dahin den fremden Einfluß in eine Art von Anzauberung still gehalten hatte, und sich nun von seiner Versessenheit in schwindelhaften Anstrengungen erholen will. Der Verf. hat die ägyptische Partey überägyptisirt; müßte sie von solchen Hülfsbeyträgen leben, so stände es übel um ihre Zukunft.

Ueber einige andere Punkte ließen sich nicht minder Gegenerinnerungen oder Einschränkungen beybringen, sie würden indessen zu weit von dem vatikanischen Apollo abführen, der uns unausgesetzt beschäftigen soll. Nachdem die Grundsätze, von denen gegenwärtige Beurtheilung ausgeht, in Winckelmanns Theorie nachgewiesen sind, mögen sie fortan in der Anwendung geprüft werden, um zu erfahren, ob sie gegen die neuen Meinungen vorhalten, oder unter den Fortschritten kunsttheoretischer Aufklärung so baufällig geworden sind, daß man sie verlassen muß.

Das oben erwähnte vollkommene Gleichgewicht des Schönen, welches in den verbundenen Schalen der Einheit und Einfachheit liegt, befestigt an dem Haltpunkte eines ideellen Daseyns, trug Winckelmann zuvörderst in der edelsten Bedeutung auf die Gestalten der griechischen Götter über, die ihm bey Abfassung seiner Theorie augenscheinlich vorschwebten, gleichsam wechselsweise die Hand führten. Ihre ungestörte, bleibende, mangellose Seligkeit ist als solche der gemeinsame Lebensbestand, welcher, mit Ausnahme außerordentlicher Zustände, in allen zugehörigen Individuen durchherrscht, in jedem aber anders ausgeprägt, überall mit den Zügen der tiefsten Persönlichkeit. Verknüpft mit seiner Familie durch unverkennbare Zeichen der Verwandtschaft ist der einzelne Gott im Bereiche seiner Eigenthümlichkeit dennoch rein auf sich selbst gegründet, frey von den Beschränkungen der niedern Außenwelt, erhaben über alle Formen menschlicher Annäherung, die darauf hinausgehen, ihn von der Höhe seiner Selbstgenügsamkeit herabzuziehen. Dabey gibt begreiflicher Weise nicht der Thatbestand der Mythologie, sondern der Geist der Kunst den Ausschlag. Stellt die Plastik den Gott in solcher Gestalt dar, so erscheint ihre Ruhe auf dem Punkte der größtmöglichen Vollendung, ihr Begriff, jetzt kein Schatten, sondern durch und durch Leben, geht in dem Wesen des Dargestellten schlechthin auf, ist in seiner Art so vollständig bestimmt als dieses. Er ist es aber nur so lange, als der Gott auf sich selbst beharrt. Tritt derselbe zufolge äußerer, vorübergehender Bestimmungen aus jenem

Umfange des Daseyns, Gewissens und Wirkens heraus, worin das eigentliche Erbtheil seiner himmlischen Natur befestigt ist, so muß sich letztere nothwendig in einer bestimmten Weise und Richtung entfalten, indem sie die Fülle der sonst ruhig waltenden Kräfte im Durchbruche einer besondern Erscheinung nach allen Seiten frey gibt und ausbreitet, beydes in einem so ausnehmenden Grade, daß würdige, obsiegende Fassung selbst noch in den Spuren der Erschütterung durchdringt, erinnernd an die nahen, unergründlichen Tiefen ihres Ursprungs.

So und nicht anders verhält es sich mit dem vatikanischen Apollo; in diesem näher bedingten Sinne entspricht das Maß seiner Bewegung, überstrahlt von dem Zauber göttlicher Gemüthssammlung und Freyheit, ohne Zweifel dem Geiste der Plastik im Fortgang ihrer natürlichen Entwicklung. Was dem Gesammteindrucke von der einen Seite an strenggehaltener Gleichartigkeit abgeht, das ersetzt ihm mit Hülfe des Kontrasts die Macht der lebhaftern Entwicklung. Der scheinbare Konflikt verschiedenartiger Zustände dient in seinen Andeutungen nur dazu, das Gesetz des persönlichen Lebens zu vergegenwärtigen, woran der äußere Anstoß sich bricht. Beweisen müssen jene zuvor, die das Gegentheil behaupten wollen, daß die Darstellung unserer Statue an und für sich, zufolge ihrer Lebendigkeit, die begriffsmäßigen Gränzen überschreitet, daß die Flüchtigkeit eines Moments, der den Werth und Frühling unverwelklicher Jugendfrische sonnenhaft hervorhebt, seiner Verewigung in Marmor widerstrebt, und für diese zu arm ist; daß endlich ein Gott, der sich gegen die Umgriffe einer wüsten Gewalt in Bewegung gesetzt hat, auf den Schwingen leichter Schritte, wie es scheint, geradesweges vom Olymp herabgekommen, deßwegen Gefahr läuft, der Würde und Bedeutung seiner Natur zu widersprechen, selbst dann noch, wenn er mit dem Gefühle unfehlbarer Sicherheit das erreichte Ziel mißt, es für seine Größe zu klein findet, und ganz so dasteht, als sey er bereit, seine Stelle in der Reihe der Unsterblichen wieder einzunehmen.

Je mehr es hier und da Sitte werden will, sogar in solchen Dingen an Winckelmanns Grundsätzen Ausstellungen zu machen, die zuerst und wohl für immer durch ihn aufs Reine gebracht sind; desto füglicher mag er über den ungezweifelten Punkt die Vertheidigung seiner Lieblingsstatue mit eigenen Worten übernehmen. »Da im Handeln und Wirken« — so sagt er *) — »die höchste Ruhe und Gleichgültigkeit nicht Statt findet, und die Kunst es nicht vermeiden konnte, die Gottheiten mit menschlichen Gefühlen

*) Tratt. prel. Kap. 4. §. 31.

und Empfindungen vorzustellen: so mußte sie sich mit dem Grade von Schönheit begnügen, welchen die handelnde Gottheit zeigen konnte. Daher wurde der Ausdruck, mochte er noch so groß seyn, nichts destoweniger so zugewogen, daß die Schönheit das Uebergewicht hat, und sich verhält, wie die Cymbel in einem Orchester, welche alle andern Instrumente, die jene zu übertäuben scheinen, regiert.« Daraus ergibt sich beyläufig die Statthaftigkeit der frühern Erörterungen, denen zufolge Winckelmann den Ausdruck auf keine Weise von der Schönheit trennte, ihn vielmehr bestimmt unter letzterer begriff, und in ihr die Gesammtheit, aber auch zugleich das oberste Richtmaß aller Kunstbedingungen erkannte. In solcher Bedeutung wendet er dasselbe unmittelbar nachher auf den vatikanischen Apollo an. Er fragt sich, als hätte er die Bedenklichkeiten unserer Tage im Geiste vorausgesehen, und einzelne beyspielshalber widerlegen wollen, ob der Zorn in den aufgeblähten Nüstern und die Verachtung auf den Lippen des Gottes die Schönheit stören möchten. »Keinesweges,« antwortet er im Tone der Bestimmtheit, »denn der Blick dieses Apollo ist heiter und die Stirn ganz Friede und Stille.« Sonach unterwarf er die Zeichen eines regsamern Lebens, die seinem mit der Ruhe des Ideals vertrauten Auge unmöglich entgehen konnten, dem klaren Ausspruche des vorherrschenden Eindrucks, ohne sich von den untergeordneten Abweichungen im mindesten irren zu lassen, weil er sich gestehen mußte, daß die mitwirkenden Merkmale einer leichten Aufwallung durch die Darstellung des Gottes im gegenwärtigen Falle schlechthin geboten waren, und die Hoheit nichts verlor durch die Naturgemäßheit. Seltsam, daß edle Einfalt, stille Größe, welche Winckelmann für ein Zeugniß vollendeter Schönheit erklärte, und namentlich an dem vatikanischen Apollo mit der Begeisterung eines ihm gewidmeten Sehers erhob in Worten, die auf deutschem Boden so lange leben werden, als der Name des Gottes, daß gerade jene Eigenschaften, die länger als ein halbes Jahrhundert hindurch den Grundsatz der plastischen Ruhe am meisten in Ruf gebracht haben, nun von einer und der andern Seite zum Losungszeichen dienen sollen gegen denselben Gott! Man sieht daraus deutlich, wie es mit dem Verständniß des vielgebrauchten Wortes hergegangen ist. Gewisse Begriffe werden so lange oberflächlich wiederholt, bis der Leichtsinn sie völlig ausgehöhlt hat, und zuletzt über sich selbst erstaunt, daß er mit dem überkommenen Spielzeuge je zufrieden seyn konnte.

Glücklicher Weise tritt dem vergeblichen Beginnen der plastischen Quietisten eine Autorität entgegen, die alle Gültigkeit eines historischen Gesetzes hat. Phidias und seine Schule sprechen zu

Gunsten Winckelmanns und des vatikanischen Apollo. Unter den weltberühmten Arbeiten des Parthenon, die aus der reinsten Blüthenzeit der Plastik stammen, zum Theil unmittelbar aus den Händen des Phidias hervorgingen, zum Theil unter seiner Aufsicht entstanden, durch die Bemühungen Lord Elgins, gegenwärtig im Besitze Englands, befindet sich ein Bildwerk, das, nach den übrig gebliebenen Fragmenten zu urtheilen, die Pallas vorstellt, wie sie ein Roß bändigt. Die authentische Persönlichkeit der Göttin ist durch die sorgfältigen Nachweisungen eines der vorzüglichsten jetzt lebenden Archäologen, Otfried Müllers, außer Zweifel gesetzt. Pallas nimmt, so viel sich erkennen läßt, ihre Kraft in Stellung, Ausdruck, Bewegung nicht wenig zusammen *). Wenn sie aber das Gedankenbild der Göttin nicht verwischen sollte, die geharnischt aus dem Haupte Jupiters, dem Sitze der Weisheit und Stärke, hervorsprang, so mußte ihre höhere Natur selbst in dem ungleichen, scheinbar unwürdigen Widerspiele der Anstrengungen, aus den Beymischungen des Gewaltigen und Außerordentlichen blendend durchblicken; geschähe es nicht, so könnte sie wohl eine treffliche Amazone abgeben, aber die Göttin wäre in ihr untergegangen. Man dürfte gegen die Beweiskraft der starkbewegten Pallas einwenden, daß ihre Darstellung, da sie in einem Giebelfelde vorkomme, sich einigermaßen dem reliefartigen Style nähere, und daher von ihr nicht mit vollkommener Strenge auf eine freystehende Statue geschlossen werden könne. Zugegeben, daß die Oertlichkeit der berührten Verhältnisse das Recht der Folgerung etwas schwächt; würden aber die ursprünglichen Raumbeziehungen, in welche die Kunst den vatikanischen Apollo versetzt hatte, wären sie uns bewußt, das Urtheil nicht vielleicht entschieden zum Vortheile seiner Lebendigkeit lenken, dieselbe aufs beste bedingen? Jedenfalls ist es unstatthaft, von diesem wesentlichen Umstande bey der Beurtheilung völlig abzusehen, bloß deßhalb, weil er uns unbekannt ist. War z. B. die Gruppe der Niobiden von Anbeginn, was man wohl mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen darf, einem Tempel des Apollo zugeordnet, so hatten die Erschütterungen der tragischen Familienscene schon im Schauplatze des Vorgangs ihre nähere Begründung gefunden. Warum sollen wir bey der Aufstellung des vatikanischen Apollo nicht ähnliche Gunstbezeugungen der Umgebung voraussetzen, die ihm für die Lebhaftigkeit seiner Bewegung die-

*) Auf Nointel's Zeichnung darf nicht zu viel gegeben werden; Otfried Müller macht ihm in seiner vortrefflichen Abhandlung: De Phidiae vita et operibus, den Vorwurf der negligentia und incuria.

selbe Freyheit gewährten, wie das Giebelfeld des Parthenon der Pallas?

Ein anderes Bedenken scheint der obigen Vergleichung im ersten Augenblick härter im Wege zu stehen. Die heftigere Bewegung der Pallas, so kann man sagen, ist durch die Gegenwart des zu bändigenden Rosses hinlänglich, und dabey mit der sinnlichsten Klarheit motivirt; die ungewöhnliche Regsamkeit des vatikanischen Apollo ermangelt hingegen eines anschaulichen Gegenstandes, auf den sie gerichtet ist; sie tritt isolirt hervor, oder in dieser ihrer Vereinzelung zu anspruchsvoll; sie ähnelt einer Wirkung ohne Ursache, und je mehr letztere im Dunkeln bleibt, desto schwerer wird es der Aufmerksamkeit, sich mit der Stärke der erstern rein abzufinden. Hier sind wir unvermerkt in dem verlassenen Feldlager der Abgeschlossenen angekommen; sie sind zwar früher in einem allgemeinen Angriffe nach Kräften zur Ruhe verwiesen worden, haben aber bey ihrer rückgängigen Bewegung einige Waffen liegen lassen, mit denen ihre versteckten Anhänger ein neues Feuer unterhalten, ein besseres als ihre Vorgänger, weil es eine bestimmte Richtung verfolgt. Darauf ist mit einer Demonstration zu antworten, deren Kette sich über alle Hauptpunkte der nächsten Untersuchung ausbreitet, hier also nur im Sinne ihres Zusammenhangs ausgeführt werden darf. Der Grundsatz der Einfachheit, mit dem der Einheit in Uebereinstimmung gesetzt, sichert der Beurtheilung einen Anhalt, der ihr bey verschiedenen Einwendungen zu Statten kömmt, hauptsächlich bey der so eben vorgebrachten; deßhalb ging ihm die frühere Erörterung so angelegentlich nach, in der Meinung, daß er zur Zeit die Vorbereitungen der Nachforschung durch seine guten Dienste vergelten, und namentlich dem Wortspuk der Abgeschlossenheit das Handwerk legen werde. Winckelmann dachte sich die Einfachheit, die aus seinen angeführten lakonischen Aeußerungen hervorgeht, als die Seele aller in dem Kunstwerke lebenden Verbindungen, die um so reiner und größer sind, je klarer und gewisser die Uebersicht der Theile, verschmolzen mit der Einheit der Form, auf jene sichtbare Monas hinweise. Sein Begriff umfaßt das Allgemeinste, er ist eben so anwendbar auf die Gruppe, als auf die einzelne Statue, und an dieser erstreckt er sich insbesondere auf die Mannigfaltigkeit, die Fruchtbarkeit der nähern wie der entferntern Bezüge, unter der Bedingung, daß sie mit innerer Nothwendigkeit und äußerer Bestimmtheit in der Gesammtheit des Eindrucks zusammentreffen. Ohne Reichthum der Vorstellungen wäre die Einfachheit ein trauriges Ding, das Aushängeschild der Dürftigkeit und Leere, wogegen sie ein Bild jedes Besten und Höchsten wird, wenn sie einen weiten Gehalt in einem

gediegenen Kern angemessen zusammendrängt. Und in diesem Vollwerthe der Einfachheit muß der vatikanische Apollo Winckelmanns Augen erschienen seyn: wie hätte er ihm sonst so hohe Huldigungen darbringen können? und wie mißlich würde es um den Ruhm seiner Kennerschaft stehen, wenn er sich in einer Hauptstatue, an der er mit der ganzen Stärke seiner Zuneigung hing, so gröblich geirrt hätte, als die Abgeschlossenen durch ihre trockene Blumensprache zu verstehen geben? Sobald der einzelne Gegenstand durch die Art seiner Ausführung in demjenigen, der die Bedingungen eines naturgemäßen Verständnisses in sich vereinigt, dem Gedanken an die Entfernung und Beschaffenheit eines zweyten unwiderstehlich weckt und versinnlicht; so fehlt dieser nicht, er ist lebendig da, mitgegeben, gewissermaßen enthalten in dem ersten. Die Zwiefältigkeit der Erscheinung in der unmittelbaren Wahrnehmung umgehen, und dieselbe dessen ungeachtet in der Besonderheit des einen Gegenstandes geistig herstellen, das ist entweder ein Meisterstück der Einfachheit, oder letztere kommt an ihrer Einfältigkeit um. So ist gleichfalls die Bezeichnung einer Wirkung, aus der die Ursache mit hellen Blicken herausschaut, ein hohes Werk der Erfindung, nichts Abgerissenes, Zerstückeltes, sondern ein Ganzes, welches aus sich selbst dasjenige heraus gebiert, was andern Darstellungen von außen zugezählt wird. Daß der vatikanische Apollo diesem Verhältnisse entspricht, wird der Fortgang der Anzeige gehörigen Orts nachzuweisen suchen; hier genügt es, die wesentliche Anwendbarkeit jenes Grundsatzes herausgestellt zu haben. Woher mag es übrigens kommen, daß man bey der mediceischen Venus, welche nach einer herrschenden Ansicht das Urtheil des Paris erwartet, die Abwesenheit ihres beglückten Kritikers ruhig erträgt, ohne über Mangel an Abschluß zu klagen? Es geschieht offenbar aus Artigkeit gegen die Göttin der Liebe. Weßhalb soll aber ferner ein Reh oder ein anderes Wild, dem die Diana von Versailles, nach dem Anblick ihrer Bewegung zu urtheilen, sichtbar nachstellt, obwohl dasselbe unsichtbar bleibt, mehr Gnade finden, als der pythische Drache, mit dem es Apollo, nach der Meinung des Ref., zu thun hat? Ein Drache ist für die Götter unstreitig ein Artikel ihrer höhern Jagdgerechtigkeit; der sollte daher im Gehege der Archäologie und Kunst mit weit größerer Achtung behandelt werden, als das niedere Wald- und Feldgezücht. Es schien rathsam, eine Hauptseite der Streitfrage genauer zu prüfen, ohne dabey auf den Verf. Rücksicht zu nehmen.

(Der Schluß folgt.)

Art. V. 1) Geschichte der italienisch-französischen Kriege von 1494 bis 1515, von Wilhelm Havemann, Lehrer am königlichen Pädagogio zu Ilfeld. Hannover 1833. Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung. I. Geschichte der Kämpfe Frankreichs in Italien unter Carl VIII.

2) Georg von Freundsberg, oder das deutsche Kriegshandwerk zur Zeit der Reformation, — dargestellt durch Dr. F. W. Barthold, außerordentlichen Professor der Geschichte an der Universität zu Greifswald. Mit einem Bildnisse Georgs von Freundsberg. Hamburg 1833, bey Friedr. Perthes.

3) Unternehmungen Kaiser Carls V. gegen die Raubstaaten Tunis, Algier und Mehedia. Aus den Quellen bearbeitet von Dr. Eberhard Wiens, Professor am Gymnasium zu Münster. Münster 1832. Druck und Verlag der Coppenrath'schen Buch- und Kunsthandlung.

1. Wo erst jüngst ein solches Talent vorausging, wie des geistreichen, warmen und kraftvollen Ranke (s. diese Jahrb. XXXIV. S. 1—40 von 1826), da ist die Nachfolge allerdings ungemein schwierig, und die Frage kann nicht unerwartet seyn, was in der vorliegenden Arbeit das Vorzügliche, das wahrhaft Ausgezeichnete, das Neue, der eigentliche Gewinn und die wahre Ausbeute sey, die es rechtfertige, nach einem solchen Vorgänger dieselbe merkwürdige Zeit, denselben großartigen Gegenstand zu behandeln?

Der bescheidene Verfasser fühlt dieses selbst, und gibt in seinem Vorworte gegenwärtiges Büchlein einerseits bloß als das Ergebniß einer 1829—1830 einer zahlreichen Versammlung hannöverscher Offiziere gehaltenen Vorlesung über diese Epoche der ersten Bildung eines neuen Kriegswesens. Andererseits soll diese Schrift von nicht einmal zweyhundert Seiten (der Ritterzug Carl des VIII. nach Neapel) nur als Probe einer viel umfassenderen Arbeit über den Ausgang des funfzehnten und den Eintritt des sechzehnten Jahrhunderts anzusehen seyn. — Havemann entschuldigt sich über die vielleicht zu ängstliche Anhäufung der Beweisstellen. — Wir indessen glauben, daß er davon nicht eine einzige hätte weglassen können, — daß vielmehr das speziellste Studium der Städte, der Geschlechter und der Sittengeschichte erforderlich sey, wenn überhaupt ein solches Gemälde wahre Porträtähnlichkeit gewinnen soll.

Der Styl ist einfach und ruhig, klar und würdig, weder überladen, noch gesucht, einzelne Bilder und Charakteristiken wahr und nicht ohne Lebendigkeit, z. B. S. 1—8, dann S. 140 die Umrisse des damaligen Venedigs, Neapels, Florenz, Mailands und des ihm dienstbar gewordenen Genua, — der Tod Lorenzos, des Vaters der Musen, der Säule des Friedens, der

verworfene Borgia als Alexander VI. treffend geschildert, »wenn er mit seinem Sohne Cäsar Borgia auf der einen und die allgemeine Verdorbenheit der ganzen Welt auf der andern Seite gestanden hätten, wäre der Sieg gewiß sein gewesen, vor allen hätte der Teufel unausbleiblich sich für ihn erklärt. — S. 19. Beweis der weiblichen Erbfolge in der Provence, wie denn überhaupt die größten Herzogthümer und Grafschaften des alten Frankreich durch Töchter gewonnen, und die Consolidation der Krone vorzüglich auch durch Heiraten herbeygeführt worden ist, — die Normandie mit Carl des Einfältigen Schwester an Rolo (in der Taufe Robert) überging, und die älteren und großen Kriege zwischen England und Frankreich daraus entstanden, daß die aquitanische Erbin Eleonore, Ludwig des VII. geschiedene Gemahlin, ihr reiches Erbe Heinrich dem II. (nebst der Normandie, auch König in England) zugetragen, wodurch diese auf französischer Erde mächtiger wurden, als der König von Frankreich selbst. — Auch in den schweren, von 1337 bis in die Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts dauernden, ohne einen ordentlichen Frieden geendigten, englisch-französischen Successionskriegen hatte zwar Eduard III. eingeräumt, daß seine Frau König von Frankreich seyn könne, aber um so scheinbarer behauptet, er als Schwestersohn des letzten Königs Carl IV. sey dadurch keineswegs ausgeschlossen, und sein Vorzug vor des Vaters Bruder Carl von Valois, Sohne Philipp des VI., sey unbestreitbar. — Scharfsinnig wie immer hat hierüber in seinem Heinrich V. nebst der zeitgemäßen Berufung des Erzbischofs von Canterbury auf das Buch Numeri, wo geschrieben stehe: »der Tochter sey das Erbe zugewendet, wenn der Sohn stirbt, Shakespeare denselben sagen lassen:

Auf Weiber soll nicht erben salisch Land.
Dieß sal'sche Land nun deuten die Franzosen
Als Frankreich fälschlich aus, und Pharamund
Als Stifter dieser Ausschließung der Frauen.
Doch treu bezeichnen ihre eignen Schreiben,
Daß dieses sal'sche Land in Deutschland liegt,
Zwischen der Sala und der Elbe Strömen,
Wo Carl der Große nach der Unterjochung
Der Sachsen, Franken angesiedelt ließ,
Die aus Geringschätzung der deutschen Frau'n
Dort dieß Gesetz gestiftet, daß kein Weib
Je Erbin sollte seyn im sal'schen Land,
Das, wie ich sagte, zwischen Elb und Sala
In Deutschland heut zu Tage Meißen heißt.
So zeigt sich's klar, das salische Gesetz
Ward nicht ersonnen für der Franken Reich;
Noch auch besaßen sie das sal'sche Land,

Als bis vierhundert ein und zwanzig Jahre
Nach dem Hinscheiden König Pharamunds.

Alsdann führt Shakespeare an, wie Pipin, Hugo Capet und Ludwig X. ihr Recht durchaus von Frauen hergeleitet, — Beyspiele, denen man noch viele von Erbinnen, von Burgund, von Artois, Vendome, Navarra, Beaumont 2c. zur Seite stellen kann.

S. 22. — 154. — 176 in der ganzen Christenheit gefühlte Pflicht, die Griechen wieder zu befreyen, und die Osmanen, die einen Handelsplatz des Peloponnes nach dem andern nahmen, Venedig und Apulien bedrohten, und die kleinen Inseln des östlichen Mittelmeeres nur wie durch Zufall verschont hatten, über den Hellespont heimzujagen, den Halbmond von den Zinnen Constantinopels zu stürzen, das morgenländische Kaiserthum wieder aufzurichten, und dann auch jenem von Jerusalem wieder Bedeutung zu geben, zu welchem ein Anrecht auf Provence und Neapel im Anjouischen und Lothringischen Hause beruhte.

S. 52, 72, 114, 115 gute Bemerkungen über die Militärverfassung jener Zeit und über verschiedene Waffengattungen, insonderheit die von Venedig in Albanien und um Nauplia geworbenen Stradioten, ein wildes, abgehärtetes, den hispanischen Gineten zu vergleichendes Reitervolk.

S. 159. Die seltsame Art, wie Frankreich die schnell gewonnenen festen Plätze noch schneller wieder verlor, die nämlich von ihren Befehlshabern um hohes Geld an Genua, Lucca und Pisa verschachert wurden.

Nicht Franz I. von Frankreich in seinen Rivalitätskriegen mit Carl V. war der erste Christenfürst im engen Bunde mit den Ungläubigen, sondern schon die Arragone von Sicilien und Neapel und der heilige Vater Alexander VI. selbst.

S. 77, 78 — 80. Gelungenes Abbild Zizims und der Schrekken, die Alfonso folterten, so wie der Flucht des jungen Ferdinand, und (89 — 189) »wie in Zeiten der höchsten Aufregung aller Geister, wo mit althergebrachter Sitte die Neuerungen, wo mit dem schlaffen, verweichlichten Alter die lebenskräftige Jugend den Kampf beginnt, auch ungewöhnliche Erscheinungen nicht fehlen, die durch den Hauch des Ewigen belebt, hoch über die Wirklichkeit sich erheben, und der Menge den einzigen Weg des Lebens noch einmal stark und kühn entgegenhalten, der Florentinische Predigermönch Girolamus Savonarola, sein Feuereifer, seine Volksthümlichkeit, die Volkswuth gegen ihn, die Folter auf öffentlichem Markt und der Strang sein Lohn, die Asche der verbrannten Leiche in alle vier Winde gestreut.

2. Die Edelherren von Freundsberg sind ein tyrolisches Geschlecht, wenn anders der Collectivname für so viele germanische und romanische Bestandtheile, für so manche Zugehörden Deutschlands, der eisernen Krone Italiens, seiner frühen Städte-Republiken und der hohenrhätischen freyen Communen der alten Großherzogthümer Bayern, Carentanien und (zu einem kleinen Theile) selbst Allemanien, wenn der, erst in den Tagen des ritterlichen Kaisers Max nach dem Jahre 1500 vollgültige Landesname Tyrol so weit zurückgedreht werden darf?

Noch erübrigt ein, allen Unbilden der Zeit trotzender (in seiner Umgebung manche römische Ueberreste beherbergender) Thurm von der alten Stammburg Freundsberg, hoch über der, in den Kriegen Deutscher wider Deutsche nutzlos ausgebrannten und verwüsteten Stadt Schwatz. Diese war durch anderthalb Jahrhunderte, etwa vom Falle Constantinopels bis die brittische Elisabeth die Vorrechte der Hanse durchstrich, durch den Reichthum der Silber- und Kupfergruben des nahen Falkenstein von europäischer Wichtigkeit. — Aus ihnen wurde großentheils der Schwabenkrieg Max des I. wider die Eidgenossen 1499, aus ihnen seine venetianischen Fehden, aus ihnen jene reichen Geschenke bestritten, mit denen Ferdinand die in Prag und Preßburg auf ihn gefallenen und seinen Erbanspruch verstärkenden Wahlen bestimmt oder belohnt hat. — Jene reichen Erzgruben lagen zum Theil auf Freundsbergischem Boden, und die hiebey von ihnen gegen den frühe greisen Erzherzog Sigmund und gegen den jugendlich kräftigen römischen König Max bezeigte Bereitwilligkeit bahnte, mit gleichzeitigem hohen Waffenruhme gepaart, den Freundsbergen den Weg zu mächtigem Einfluß und zur höchsten Gunst.

Es war der früh von Andechsern verwaltete Gau des untern Innthals und der Gau »zwischen Thälern« (inter valles), über die sich, wie schon früher im gesammten Eisack oder Norithal und im Ober-Pusterthale der Krummstab von Brixen (einen von Andechs und Bayern angefochtenen) Besitz zu erringen wußte. — Als unter Heinrich V. die Gauenverfassung allmälich erlosch, treten die Freundsberge bereits mit ihrem Familiennamen urkundlich auf. — Ulrich von Freundsberg unterzeichnete 1112 den Brief, worin »seine Gesippten, Herr Dietrich und Herr Gerwein von Schlitters und Herr Heinrich derselben Schwager, ein ersamer Pfaff, unter ihnen der weisist,« — der in den nördlichen Bergen ob Schwatz in dunklem Hochwald an schwindelndem Felsengiebel über einem tosenden Waldbach herhängenden Zelle S. Georgen, das Aachenthal, die Buchau und den

dortigen See schenkten. — Dort (nachmals Abtey S. Georgenberg, nun Viecht) war die Erbgruft der Freundsberge gewesen. — Dort hing ihr Schild mit dem eisenzermalmenden Strauß und den grünen Hügeln im silbernen Feld. — Dahin schenkte 1233 Konrad von Freundsberg, dessen Haus bereits an der Ciler, Alz, Mangfall und Salzach, am mittlern und untern Inn bedeutend war, vor seiner Wallfahrt an S. Jakobs Grab in Compostell, ein Gut in Langkampfen, Scheffau und im Zemmerthale, — der Bruder Berthold und Vetter Hanns aber und Konrad, Gründe zu Stans, Vomp, Weer und auf dem Weerberg, eben dahin vor ihrem Preußenzuge mit König Ottokar; kurz darauf aber gegen ihn, wo die Freundsberge manchen böhmischen Waffenbruder in den Inn sprengten oder in den Thürmen außer Mühldorf in Feuer und Rauch umkommen ließen.

Die Freundsberge erscheinen häufig in den Urkunden der Andechser, beyder Bertholde und beyder Ottonen (der erste, Markgraf in Istrien, die drey letzteren, Herzoge von Kroatien, Dalmatien und Meran; die beyden letzten, Pfalzgrafen in Burgund, der jüngere Berthold, einer der vordersten Helden der Kreuzfahrten, der deutschen Sage und des Heldenliedes), in den Urkunden der Bayerherzoge Ludwigs des Kehlheimers und Ottos des Erlauchten, der Erzbischöfe von Salzburg und der Kirchenfürsten von Freysing, die häufig mit einander über sie stritten, als über ihre Ministerialen. — Sie waren Erbtruchsesse oder Küchenmeister von Freysing. — Sie hatten von Salzburg das große Urbar von Waidring, die Schlösser Lichtenwerd und Matzen, das altrömische Masciacum auf der Hauptstraße vom rhätischen Veldidena zur norischen Hadriansstadt Juvavia (von Innsbruck, nach Salzburg), — ferners Wiesing, Allbach, Rathfelden, die Schwaig in der Floiten, der Heimath der allerletzten Steinböcke, die Vogtei Stumm und die Zehenten des Cilerthales, — von Chiemsee die Aftervogteien der Hospitäler zu Cell und auf der wilden Gerlos. — Ulrich von Freundsberg, ein treuer Dienstmann Ludwigs des Strengen und oft beim jungen Conradin auf der Landshuter Trausnitz, bezeugte im Prämonstratenserkloster Wiltau bey Innsbruck Conradins Abtretungen altwelfischen und hohenstauffischen Gutes an die Bayerherzoge Ludwig und Heinrich, Gebrüder seiner Mutter, der nun an Mainharden von Görz-Tyrol vermählten Elisabeth, Konrads IV. Wittwe. — Derselbe Ulrich stiftete in Konradins Todesjahr mit seiner Gemahlin Luikard und mit seinen Söhnen, Konrad und Friedrich das Nonnenkloster Mariathal bey Voldepp, am Eingange des Thales Brandenberg, in einer wildschönen Einöde an der reissenden Achen, eine halbe Stunde vom Städtchen Rattenberg. — Späterhin soll hier Ber-

thold von Freundsberg, der seinen Vetter Konrad im Zweykampf erschlug, als Büßer eine sichere Zufluchtsstätte gefunden haben. — Eben dieser erschlagene Konrad empfing die Schenkung Ludwigs des Strengen an Raitenhaslach 1271 zu Kitzbühel für den Schaden, welchen der Herzog den Gotteshausleuten und Gütern zu S. Johann im Leukenthale zugefügt hatte. — Kaiser Ludwig und sein Sohn, Markgraf Ludwig der Brandenburger, Margarethens der Maultasche zweyter Gemahl, versetzten den Freundsbergern »die Steuer des Klosters Seon und das Gericht Cling, Marquardstein, die Veste mit dem Grassauerthal und Clausen, — item die Burg Friedberg,« — Hanns und Jörg von Freundsberg dachten sich mehr und mehr zwischen Landshut, Freysing und München zu setzen und verkauften ihre Vesten, ihre Leute und ihr Gut im Gebirge den Bayerherzogen Stephan, Hanns und Friedrich, namentlich die halben Festen Lichtenwerd, Schnittelberg und Dürrenberg, wofür ihnen vierthalbtausend Gulden in Gold auf Schloß, Gericht und Kasten zu Wolfertshausen verschrieben worden. (Jahrb. XVI. 64 und XIX. 29.)

In den letzten Tagen König Rudolphs und seines Freundes, des kärnthnerisch-tyrolischen Meinhard, erhob sich am Inn, den Freundsbergen fast gegenüber und stets wider sie, das Haus der Rottenburger auf der Burg gleiches Namens, darunter Thurneck, Rettenberg, Friedberg, Baumkirchen, Hautzenheim, Melans. — Auch besaßen die Rottenburger reiches Gut auf dem Nons, Weingüter und ein lehenbares Schloß zu Caltern, die Burg zu Segonzan bey Zimmers im Fleimserthale, Mayerthümer und Güter an der Etsch, im Oberinnthale am Arlberg die Feste Wiesberg, wo die Waldströme Rosanna und Trosanna sich in einander münden, obriste Hofmeister des Landes, Landeshauptleute an der Etsch, Burggrafen auf Tyrol. — Zuletzt hießen sie alle Heinrich, wie die Reuß. — Einer davon ließ sich das halbe Land verschreiben. — Sein Enkel hatte neun und neunzig Burgen. — Das Volk meinte, mit genauer Noth habe es Herzog Friedrich verwehrt, daß er die hundertste nicht auch noch dazu gekauft!? — Sein Urbarbuch füllte einen dicken Folianten. — Seine Einkünfte betrugen die damals ungeheure Summe von fünf und zwanzigtausend Dukaten. — Ein zahlreicher, niederer Adel stand in seinem Dienst, erwies ihm auf der Jagd, an der Tafel, bey Festen fürstliche Ehren. — Seinen weniger mächtigen, aber talentvolleren Feind, Peter von Spauer, ihm völlig gleich an Anmaßung und gefährlichen Anschlägen, überfiel er einst an Herzog Friedrichs Seite. — Mit genauer Noth verhütete Friedrich, daß er ihn nicht erschlug. — Wechselweise trug der Rottenburger das

Land den Bayerherzogen und dem Viscomti an, und conspirirte selbst mit den Appenzellern, — obgleich er einst als einer der vier Hauptleute des hochadeligen Elephantenbundes, »die nakten Bauern alle zu erstechen oder vor den Pflug zu spannen« geschworen, und mit dem Matsch und Schlandersberg auf die Hauptfahne des Bundes geschrieben hatte: — »hunderttausend Teufel sollen unser walten, so wir die Bauernkerls nicht alle fressen!« — Eine Weissagung, die freylich, wie manche Rodomontade unserer Tage, durch eine, den Fürsten selber bloßstellende, plötzliche Flucht und wilde Auflösung beschämt worden ist.

Ein plötzlicher Entschluß des Herzogs reichte hin, dieß Riesenbild von Erz mit Füßen von Thon in den Staub zu schmettern. — Der Rottenburger wurde bald, nachdem seine Ränke wiederholte Einfälle der Bayern nach sich gezogen, überrascht und verhaftet, seine Schlösser eingezogen und er (im April 1411) durch einen unvermutheten Tod noch schwererer Rüge entrafft. — Wittwe und Tochter empfahl der Stolze der Gnade des Herzogs. — Die Tochter heirathete in die Verwandtschaft der Mutter nach Schwaben, ins Haus Rechberg vom rothen Löwen, Erbmarschälle der Hohenstauffen und des alten Herzogthums Schwaben. — Die letzte Rottenburgerin wurde die Ahnfrau der letzten Freundsberge.

Aber schon unter der Maultasche waren die Freundsberge auf Schloß Tyrol und Zenoberg und am Hofe zu Meran und Innsbruck bey der launenvollen Fürstin einflußreich gewesen. — Unter die vorzüglichsten Rathgeber der Uebergabe Tyrols an Oesterreich, nach dem Tode ihres jungen, schwachmüthigen Sohnes, Meinhard, nennt Margarethe selber Hannsen von Freundsberg, dem sie zugleich um fünfhundert Mark Berner, Schloß und Herrschaft Straßberg bey Sterzing im Eisackthal oder Wippthal überließ.

In den darauf gefolgten Fehden hielten es die Freundsberger mit ihren Landesherren von Bayern (denn bis auf Maxens I. Cölner Schiedspruch im Landshutischen Erbfolgestreit nach Georgs des Reichen Tode waren Rattenberg, Kuefstein und Kitzbühel immer noch Altbayern) wider die neue, bestrittene Herrschaft Oesterreichs und seines Bundesfreundes von Salzburg. — Man sah Freundsberger und Rottenburger mit einander, die Burg ihrer gemeinsamen Sassen, der Mayerhofer, bey Hippach im Zillerthale zerstören, weil ihr dem uralten Adel, der Velken, Schlitters, Achleiten verwandter Burgherr, Hanns von Mayerhofen, unter der salzburgischen Landfahne wider die Herzoge stand. — Hart an der Freundsbergischen Burg, Freundsheim, fiel eine starke Schaar Bayern unter den Schlachtschwer-

9*

tern und Morgensternen der aufgebotenen Oetzthaler und Oberinnthaler. — Noch heißt dieses Mordfeld und das späterhin darauf erbaute Dörfchen: »die Bayerwiese,« — in der verdorbenen Mundart: — Baarwies, Boarwies. — Seit der Schardinger Frieden Bayerns Verzicht an Tyrol aussprach, blieben die Freundsberge mehr und mehr bey Oesterreich. — Der alte Thurm Frundsberg, oberhalb des Hüttenberges bey Rapperschwyl am Zürichersee, hat außer dem Namensgleichklang nichts mit unserem Geschlechte gemein, das unter die Stifter und Hauptleute der Gesellschaft von S. Georgenschild, treuer Wächter des Landfriedens gehört, so wie des schwäbischen Bundes. — Ulrich von Freundsberg, mehrmals in den höchsten Bundeswürden Herzogs Sigmunden von Tyrol, ein getreuer Rath, hatte mit seinem Bruder Hanns ihr Stammhaus aufgegeben, um das einst altwelfische, dann hohenstauffische, sohin Brixnerische Petersberg am obern Inn und um das, ihrem Straßberg, dem altrömischen Vipiteno nah und wohlgelegene, nicht an Silber, wohl aber am schönsten Kupfer mit Schwatz gleichgesegnete Sterzing. — Ulrichs Gemahlin, Barbara von Rechberg, ein Großkind jener letzten Rottenburgerin, bewog ihren Bruder, den Freundsbergen Mindelheim zu verkaufen, das jetzt wieder in den Händen der Rechberge liegt. — Kaum war die Uebersiedlung vom Inn und Eisack an die Mindel vollbracht, als sie dort den Helden Georg gebar.

Diese urkundlichen Nachrichten über das uralte und berühmte Haus sind gewiß nicht unwillkommen dem geistreichen Verfasser und seinen fühlenden Lesern, denen er längst bekannt und achtungsvoll anerkannt ist, durch das Leben Heinrichs von Lützelburg, dem nur ein längeres Leben gefehlt, die Wünsche Dantes zu erfüllen, und durch die Darstellung des Magister equitum im dreißigjährigen Kriege, Johann von Werth, wie hier des Magister peditum, Georg von Freundsberg, in den Kriegen Max des I. und Karls des V.

Höchst bedeutend bemerkt der Eingang die am Schlusse des Mittelalters hervortretende Uebereinstimmung in den Geschicken des deutschen Kriegswesens und der deutschen Dichtkunst, den Aufschwung poetischen Gemüths und die Waffenlust, vom Adel in das freye Reichsbürgerthum hinüberleitend, nämlich die Abwandlung des adeligen Helden- und Minne-Liedes in den bürgerlichen Meistergesang, des abenteuernden Ritterthumes in das städtische Landknechts-Handwerk, wodurch das deutsche Leben zwar den Stämpel der Vornehmheit verlor, aber um so allgemeiner wurde, so daß Meistersänger und Landsknecht als ächtdeutsche, kei-

nem andern Volke gemeinsame Erscheinungen auftreten, daß man sich jeden Nürnberger »Merkur« nur als versuchten Heergesellen Georg Langmantels und die Gemeinweibel und Fürsprecher Georgs von Freundsberg, daheim nur als fleißige, andächtige Singschüler Leonhard Nunnenbecks, des Leinenwebers vorstellen kann. — Dieselben Momente haben den Fall der Ritterwehr und der adeligen Muse herbeygeführt und der ersteren Ausartung ist nur etwas später sichtbar geworden. — Der ursprüngliche, naturgemäße, nur aus nationaler Pflicht, ohne Lohn, nur um Beute dienende Heerbann endete allmählich bey der Entwickelung des Feudalsystems, welches dem alten Gesindegefolge entsprossen und auf das ganze Reichsgebiet angewendet, die adeligen Lehensinhaber zu Roß in den Streit ihrer Herren rief. — Vor dem Erblühen des dritten Standes, des Bürgerthumes, war der Kern der Nation (wie noch heute in Ungern oder überall, wo mittelalterliche Reste, wenn auch nur mumienartig und mit allerley fremdartiger Einbalsamirung fortleben) in dem niedern Adel. — Das war die mit den sächsischen, fränkischen und schwäbischen Königen über die Alpen ziehende germanische Nationalkraft. — Durch Lust nach Abenteuern aufgeregt, durch das Christenthum veredelt, durch Verehrung der Frauen gesittigt, bildete der Lehendienst sich in den Kreuzfahrten zu Ritterorden aus. — Aber die religiöse Spannung der Glaubenskämpfe überlebte sich, mitunter von den italienischen Städten und Freystaaten in ein schmutziges Rechenexempel herunter gerissen, und durch verabscheuungswürdigen Bund von Christen wider Christen mit den Erbfeinden des christlichen Namens entheiligt. — Das immer mehr aufgelockerte Vasallenband des Kaisers mit Fürsten und Adel wurde immer unbeholfener zu fernen und langandauernden Heerfahrten. — Die unendliche Zerspaltung Deutschlands, die sich aufhebenden Verpflichtungen, die widersprechenden Bündnisse einzelner Reichsglieder lähmten das ganze Lehensystem, das, wiewohl noch tauglich für innere, kleine Nachbarkriege, aufhörte Schild und Wehr der Nation zu seyn. — Aber Kriegslust und Kriegsnoth blieben.

Da wurde der dienstpflichtige Ritter ein Ritter um Sold. — Die Stände gaben bestimmte Schatzungen, zu vermindertem Nationalruhme fochten die Kaiser mit adeligen Söldnern und unterlagen meist in allen auswärtigen Unternehmungen. — In Frankreich waren neben dem durch die unerhörten englischen Siege beschimpften Ban und Arriere Ban, die Banden. — In Deutschland waren die Freyreiter. — In Italien waren die Condottieri, in Belgien und England die Brabanzonen. — Dießseits der Alpen war noch Alles

wohl geharnischt, zu Roß; daneben wurde die Armbrust wichtige Waffe; in Italien, wo nur feste Städte, Burgflecken und Kastelle sind, kamen die Gialdonieri in Brauch (Fußvolk, mit einer eigenthümlichen Art Lanze, Gialda). — Aber das Ende des funfzehnten und der Anfang des sechzehnten Jahrhunderts änderte diese wüste Gestalt des europäischen Kriegswesens, die Umwandlung mußte von Deutschland ausgehen, als des gemeinschaftlichen Lebens Mittelgetriebe.

Vorbereitende Umstände waren: Reichs- und Glaubenskriege mit freyheitseifrigen, starkmuthigen Bauern und Bürgern; im Norden mit den Dietmarschen und Stormarschen, im Osten mit den Böhmen, im Süden mit den Eidgenossen, gegen alle drey, nach Naturgebot zu Fuß, mit kurzer Handwehre zu streiten. — Zahlreiche Kreuzarmeeen, berühmte Führer, hatten vor den Dreschflegeln der böhmischen Bauern und Weiber Schmach und Niederlage gefunden. — Die Herren von der Pfauenfeder, aus ganz Oesterreich, aus Schwaben und vom Rheinstrom hatten am Morgarten, bey Tötwyl, bey Sempach, bei Näfels, am Stoß, am Hauptlisberg, an der Wolfshalte, wie bey Frastanz und Slinig (1315 — 1499) unvergeßliche Lektionen empfangen. — Der kühne Karl von Burgund meinte, der auf ihn losrennenden Eidgenossen kurzes Schlachtgebet sey ein kniefälliges Flehen um Pardon, bebte aber am ganzen Leibe, als in der nächsten Schlacht der Stier von Uri ins Schlachthorn stieß. — Bey Granson war orientalisch-reiche Beute, bey Murten (wie das volle Beinhaus bezeugte) der Kern der damaligen Kriegerkraft des europäischen Nordwest, vor Nancy die Ehre und das Leben verloren. — Grobes Stadt- und Land-Gesindel war in vielen blutigen Schlachten des übermüthigen Adels Meister geworden. — Dazu kam die neue Waffe, das die Stahlrüstungen der Ritter verhöhnende Feuergewehr, das jedoch nur langsam vom plumpen Gebrauch der ersten Kanonen auf die mörderischen Handröhre und Musketen und auf ein regelmäßiges Feuern des Fußvolkes überging.

Maximilian als Erzherzog und als römischer König im Kampfe mit Valois um den Nachlaß von Burgund sammelte zuerst vom flachen Lande und aus den Städten Landsknechte, nicht Lanzknechte, oberländische, wenn sie in Oesterreich, Bayern oder Schwaben, niederländische Knechte, wenn sie in Norddeutschland geworben waren. — Die Schwaben strömten am schnellsten und häufigsten zu. Der erste Landsknecht Maxens, Eitel Friedrich Graf von Zollern, war ein ächter Donau-Schwabe, mit ihm noch ein Schwabe, Georg von Sonnen-

berg, und zwey Tyroler, Veit und Georg von Wolkenstein. — Sie kämpften mit Maxen wider die aufrührerischen Flammänder, wider die Venediger, wider Karls VIII. hommes d'armes und im Zuge zur Wiedereroberung Wiens, nach dem Tode Mathias Corvins, bis Stuhlweissenburg, der Krönungs- und Grabes-Stadt ungrischer Könige, — somit war die Waffe gefunden, den Eidgenossen entgegenzustellen, ohne die man keinen europäischen Handel ausfechten zu können glaubte, — es war (wie Ranke sagt) das Zeitalter, wo die Truppen, mit denen Iwan Wasiljewitsch Smolensk, Severien und Nowgorod über die Polen ersiegte, welche Schweden der Union unterwarfen, welche in England wider die Sache des York auf derselben Stelle starben, wo sie die Schlacht erwartet; sowohl, welche Bretagne für die Krone Frankreichs zweifelhaft machten, als sie es eroberten; sowohl die Vertheidiger als die Besieger von Neapel, die Ueberwinder von Ungern, so lang sie wollten, und die es retteten, da sie mit der Beute nach Hause gingen, diese Kriegsführer und Entscheider in aller Welt sämmtlich Deutsche waren, — »und ihr vorzüglichster Lehrmeister und Gründer, der edle Held, Theuerdank, der im altherkömmlichen Scharfrennen seinen Meister nicht gefunden; dem kein Falkenierer gleich am Federspiel; welchen kein Gemsenjäger an Kühnheit und sicherm Auge übertraf; deß Fertigkeit mit dem Stahl und Geschick sowohl mit Feldschlangen als Hakenbüchsen jeder Kundige den Preis ließ; — der erfahrenste Schneller, Bauverständige zu Krieg und Zier, Musiker und Historienliebhaber, Poetenfreund, unergründlicher Grübeley hold, Kaiser Max, eine dem Auslande so unbegreifbare Natur, wie jeder ehrliche, deutsche Mann ihn zu loben nicht satt werden konnte; der nahm denn mit so warmer Liebe sich seiner Schöpfung an, daß die Hoheit des erwähnten römischen Kaisers nicht unter ihrer Würde hielt, dann und wann als Landsknecht mit dem Spieß das breite Schwert an den Lenden schlotternd, sich auf freyer Heerstraße zu Fuß blicken zu lassen.« — Merkwürdig ist in Wahrheit auch, daß in demselben Jahr 1487, als das deutsche Ritterthum und die ausschließende Adelswehre sich des neuen Prinzips nicht mehr erwehren konnte und an den Bürger- und Bauernstand fiel, die Ritterschaft der vier Nationen, der schwäbischen, fränkischen, bayerischen und rheinischen, in der Woche nach Bartholomäi zu Worms das sechs und dreißigste und letzte allgemeine Turnier feyerte, und als ohne die Ritterschaft die tragische Bedeutung dieser ihrer letzten Zusammenkunft, die vier Turnierkönige nebst dem Hauptsieger (Konrad von Achtelfingen aus Schwaben, von der Gesellschaft des Bracken), — und je einem Edeln aus den vier Nationen » zu

Blatt getragen,« das heißt, »ihre Wappenschilde mit feyerlichem Gepränge zur Schau herumgeführt wurden.« — »Die eigenthümliche Verfassung des Reichs und uralter Brauch gestatteten damals dem Edeln, nicht nur seine Person, sondern auch eine beliebige Zahl von ihm angeworbener Streitgesellen, dem Ausland und fremden Fürsten zu verkaufen, so lange das Reichsoberhaupt sie nicht zurückrief. — Das erste Mal als beyde (Eidgenossen und Landsknechte) ihre Kräfte an einander übten, im letzten österreichischen Schweizerkriege, im letzten Jahre des funfzehnten Jahrhunderts, mußten zwar des Kaisers Zöglinge ihren Meistern schweres Lehrgeld bezahlen. — Das Handwerk war noch zu jung, nicht durchgebildet. — In den spätern Kämpfen um Mailand, als Ludwig der XII. mit den Kantons zerfallen und deutsches Fußvolk mit des Reiches Bewilligung für Frankreich stritt, schwankte schon die Wage bis zur gewaltigen Schlacht bey Ravenna und dem Bluttage von Novara; wie aber Franz I. durch das Treffen bey Marignano sich der Welt mit so gepriesener Ritterlichkeit ankündigte, endete der Ruhm unwiderstehlicher Schweizertapferkeit; Frankreich und die Welt erkannten die Unzuverläßigkeit der theuer bezahlten Eidgenossen bey Bicocca und Pavia, und so schnell ging die triumphreiche Glanzperiode unter, daß die Söhne von Schwyz und Uri bald in der Entscheidung der Schlachten vermißt werden, und der Nationalstolz sich mit dem zweydeutigen Ruhme päbstlicher und königlicher Leibwächter und Hüter fürstlicher Schwellen zufrieden gibt!! Die Spanier imponirten durch erfindsamen Geist in der Durchbildung des Schießgewehrs, durch strenge Zucht, durch die Ritterlichkeit ihrer Erscheinung. Die Franzosen und Italiener gaben geniale Pläne, sie gaben das vornehme Relief. — Die Entscheidung dagegen legten damals immer Schweizer und Landsknechte in die Blutwage. — Frankreich floh aus Italien, seines Bayard ungeachtet, sobald keiner von jenen beyden Bundesgenossen ihm zur Seite focht.« — Treffende Bemerkung, wie oft die edelsten deutschen Kräfte, von Schärtlin von Burtenbach und dem unglücklichen Vogelsperger bis auf Bernhard von Weimar, und von Bernhard bis zu den auf die glühenden Guadarramen der pyrenäischen Halbinsel und in die russischen Schneewüsten mitgeschleppten Rheinbundscontingenten, sich an Frankreich verkauft haben!? —

Die Aufrichtung des Regiments, die Musterung, die Artikelbriefe. — Die Vordermänner der Landsknechte, Marx Sittich von Hohenems, Georg von Freundsberg von Mindelheim, Leonard Fronsperger von Augsburg, Sebastian Schertlin von

Burtenbach, Konrad von Boyneburg, der kleine Hesse, Graf Niklas Salm, Klaus Seidenstiker ꝛc. — Schwaben und insonderheit Schorndorf, so reich an tapfern Landsknechten, daß der französische König Franz II. bey einer Musterung immer wieder den Namen Schorndorf hörend, fragte: wo denn dieses deutsche Land liege? — Georg Heerdegen von Schorndorf, genannt der Faulpelz, war seinem Landsmanne Schertlin nach Ungern gefolgt, und zog eines Abends vom Trinkzelt auf die Lagerwache, so voll von Wein, daß er die Loosung vergaß. Nachts von streifenden Türken überfallen, wehrte er sich so mannhaft, daß er ihrer neun erschlug und sie müssig der Reihe nach in einen Haufen zusammenpakte. Als Licht geworden, zeigte er sein Stück Arbeit den Spießgesellen und schalt sie Verräther, daß sie ihn so großer Gefahr allein preisgegeben. Wie das Gerede von solcher That zu Karls Ohren gelangte, gedachte der ihm durch Ritterschlag zu lohnen; aber Faulpelz, der wohl nimmer ein Roß bestiegen, lehnte die Ehre ab und blieb sein Lebtage ein Landsknecht. — Anton Sixt aus Waiblingen, seines Zeichens früher ein Maler und Schnitzer von Heiligenbildern, ergriff den Spieß, als die Reformation sein Handwerk allzusehr verkümmerte, und schickte seinem Weib aus Ungern und aus Frankreich reiche Beute. — Der einzige Sebastian Schärtlin hatte zur Wiedereinsetzung des von Gustav Wasa verjagten Tyrannen Christiern 6000 Knechte am Bodensee geworben, Franz von Sickingen für den deutschen Orden wider Polen einmal 5000, einmal 8000 Gesellen von den Halbhosen mit den langen Spießen. — Wichtigkeit des Fähnrichs, deren Manche, nachdem ihnen beyde Hände abgehauen, ihr theures Zeichen mit den Zähnen festhielten und Johannes Harder in der Ravennaschlacht dem kecken Angreifer das Haupt abhieb und es in die gewaltige, hochflatternde Fahne wickelte. — Der Ring der Landsknechte, aus seiner Mitte die Aemter und Befehle ausschließend, die ihn als freyes Gemeinwesen bezeichnen.

Edle Trauer um jeden geliebten Führer, namentlich um den Fähnrich, welcher lehrte, den Igel und die Vierecke bilden, die Spieße nach allen Seiten schwenken, Hakenschützen, die Hellebarden und kurzen Bären vortheilhaft unter die Kriegsleute mischen. — Trauerflor um das Fähnlein bezeugte den Tod vielgeliebter Führer, wie die Hussiten oder Taboriten, nach des furchtbaren Zizka Hinscheiden an der Pest sich Waisen, orphanos, nannten, wie die schwarze Schaar niederländischer Knechte, die zuerst der Herzog von Geldern dem Dienste Frankreichs stellte, deren Trauerfähnlein die zusammengeketteten Glieder der Schweizer bey Marignano abtrieben, die bey Pavia unter der weißen

Rose Richard Suffolks und unter dem kecken Jörg Langenmantel von Augsburg alle mit einander den Tod fanden. — Die Fouriere, die »Bursgesellen,« die Ambosaten. — Das von Max I. herstammende Recht der Landsknechte, eine schöne Erinnerung der öffentlichen, altgermanischen Justiz, aus den Zunftverbänden der Städte sich in die geschlossenen Kriegsgesellschaften hineinrettend: ein wesentlicher Beytrag zu den deutschen Rechtsalterthümern.

Die öffentlichen Gerichte, der Schultheiß, das Umfragen. — Die Verbannung des Rechts. — Das Recht mit den langen Spießen, Dank des Profosen im »Ring gegen den hellen Haufen ehrlicher, lieber Landsknechte, edel und unedel, wie sie Gott zu einander gebracht hat.« — Die Brandbriefe, der Brandmeister und Brandschatzmeister. Die Sauvegarden.

Ausstellung und Fechtart. — Der verlorne Haufe, das Trillen oder Exerciren, — der Trommelschlag langsamer als der spanische. — Je drey Tritte bey fünf Trommelschlägen: »hüt' dich Bauer, ich komm!« — 143 Musketen-Tempos und 21 mit dem Spieße, — in der Kriegskunst des Danziger Obersten von Wallhausen. Das Schlachtgebet. — Das Erdschollenwerfen.

Vor der gevierten Ordnung der Landsknechte war der Tummelplatz für jene, an ein homerisches Weltalter erinnernden Heldenthaten, deren Ruhm, nach dem Untergange der Ritterschaft, die Edlen schaarenweise in die Reihen des Fußvolks lockte.

Nicht allein die durch Romanlesen und Maurenstreit in ein früheres Jahrhundert rückversetzten und chevaleresk erhitzten Ritter von Castilien, Aragon und Frankreich boten einzeln vor dem Beginn der Schlachten manch schönes Kampfspiel, welches die Genossen Gonsalvos und Carls VIII. mit so heiteren poetischen Farben umkleidet, auch in den nüchternen, mehr prosaischen Gemüthern der Landsknechtsobristen klang, standen sie vor ihrem Rechen von Wehren, die alte Zeit mächtig wieder, und trieb sie zu der edelsten Geberdung; ohne Manier, Uebertreibung und unverständigen Trotz gegen das neue Kriegsprinzip, sondern aus ihrer innersten Tüchtigkeit heraus. Vor dem Angesicht seiner Knechte schlug der Sonnenberg den prahlenden Italiener Sanseverino zu Boden. Ehe die Mordschlacht von Ravenna begann, in welcher das deutsche Fußvolk nicht um französischen Sold, sondern um Ehre und Dank stritt, trat Herr Fabian von Schlaberndorf, ein Sachse, der riesigste Mann von Europa, und Herr Johann Spät von Pflummeren, das Haupt mit Kränzen geschmückt, vor die Reihen, und forderte einzelne Hispanier zum Kampfe auf; der starke Fabian erlegte seinen Gegner; der Schwabe dagegen ward todtwund von einer hämischen

Kugel, ehe er mit seinem Manne zusammentraf, ins Lager getragen. — Georg von Freundsberg im vorgerückten Alter, schwer vom Leib, holte jedesmal tiefauffeufzend Athem, als fälle er den knorrigsten Stab, so oft er einen mächtigen Streich mit dem Schlachtschwert auf seinen Feind gethan. — Nach der Schlacht am Schreaderloch, wo Heini Wolleb sich aufopferte und Burkard von Randeck, der Reisigen Obrist, erschlagen lag, fragten die Schwaben getröstet: wo ist euer Wolleb? Er spielt mit dem Randek Würfel, hieß es bey den Schweizern. »Du alter Gesell, find ich dich da?« rief Arnold Winkelried, der zu Verona mit Georg von Freundsberg in Besatzung gelegen, als er im Getümmel beym Haus Bicocca den weidlichen Alten erblickte, »du mußt von meiner Hand sterben!« — »Es soll dir widerfahren, wills Gott,« antwortete ihm »der Leutfresser,« und sie stießen auf einander mit langen Spießen, Stich um Stich, bis Arnold Winkelried, des Albrechts von Stein Locotenant und dieser Schweizerobrist selbst, sein Volk all erschlagen lagen.

Noch 1544 bey Cerisoles sprang der verwegene Tyroler Hildebrand von Madruzzo, Bruder des Cardinals von Brünn, vor das erste Glied, und foderte den Kapitän la Molle, der sich in stattlicher Rüstung vor den Gascognern zeigte, zum besondern Kampfe. — Der Franzose lehnte den Antrag nicht ab, worauf beyde so hitzig in einander rennten, daß sie sich die Angesichter durchbohrten, und beyde für todt nach der Schlacht unter den Leichen gefunden wurden. — Manchmal foderte auch noch der Ehrenhold feyerlich zur Schlacht auf. — Der Ruf S. Georg und S. Ursus. — Kein Nationalkriegsgeschrey, wie bey Spaniern und Franzosen. — Auch darin die Zerrissenheit Deutschlands. — Das Costume der Landsknechte. — Ihre Lieder nach der Weise — »Franz von Sickingen, das edle Blut« — oder »die Schlacht von Pavia,« — oder »So will ich mir nicht grausen lan« — oder »im neuen Ton von Mailand.« — Auch Hormayrs historische Taschenbücher geben mehrere geschichtliche Landsknechtslieder. — Georg von Freundsberg, selbst Dichter, deßgleichen Willibald Birkheimer von Nürnberg. — Die bonne guerre und die mala guerra. — Ausartung des Instituts der Landsknechte. — Sie und Bayard. — Ihre Frevel im erstürmten Rom. — Ihr Aufrühren, wenn der Sold länger ausblieb. — Ihre Abrufung aus fremden Dienst durch Herolde. — Hinrichtung des Obersten Vogelsperger, der für den französischen König Truppen geworben (1548 am 7. Februar zu Augsburg).

Untergang der alten Ritterschaft, — Verfall der Kriegszucht unter dem Adel. — Birkheimer bezüchtigt ihn des schimpflichen Ausgangs von Maxens Schweizerkrieg. — Innocenz II.

excommunizirt die Armbrust. — Selbst Götz von Berlichingen ein Feind des Schießpulvers: »da waren aber die von Nürnberg an uns mit dem Geschütz, und ließen es dermaßen dahergehen, daß uns zum Theil die Weile nit kurz war; dann es kann nicht ein Jeglicher das Gepölder leiden.« — Die Engländer am spätesten mit dem Feuergewehr. Noch 1627 schleudern sie Pfeile auf das Fort Isle de Ré. — Die Grundbestandtheile der französischen Heere bis ans Ende des dreyßigjährigen Krieges die Lansquenets und Reistres. — Die Brabanzonen, die Armagnaken, die Schinder und Brandstifter, die schwarzen Banden. — Bewaffnung. — Abschaffung der Lanze. — Untergang der Gensdarmerie bey Pavia. — Viele deutsche Edle an der Spitze der mit Arkebusen gerüsteten Reistres (mehr Kürassiere als Lanziers) in Frankreich, die Schomberg, Mannsfeld, Ranzau, Rosen.

Alte und neue Artillerie. — Große Meisterschaft Max I., — seine Kanonen und Zeughäuser. — Unter Carl VIII. und Ludwig XII. die Schweizer Hüter des Geschützes. — Dieser Abschnitt, weniger vollständig als die anderen, würde noch großer Bereicherung fähig seyn, selbst aus diesen Jahrbüchern, welche namentlich über Max I. Reformen der Kriegskunst schätzbare Aufschlüsse gewähren.

Hederlin mit dem Fähnlein der »trotzigen Männer.« — Die Herren von Ems. — Georgs erster Reiterdienst 1492 auf dem Lechfelde, als der schwäbische Bund Albrecht den Weisen nöthigte, von Regensburg abzulassen, — dann 1504 in der Böhmerschlacht bey Regensburg — Georgs Riesenstärke. — Die trotzige Bekanntschaft Götzens von Berlichingen, — sein größter Ruhm im Kriege der Ligue von Cambray wider Venedig und Carls V. wider Franz I. — Wettstreit zwischen dem deutschen Kriegsvolk und den Franzosen. — Gaston von Foix. — Der Sturm von Brescia durch den verlornen Haufen. — 1512 die Varennaschlacht. — Gastons Tod, mit ihm das Ende der französischen Siege, — als Maximilian alle Deutschen abruft. — Freundsberg bezwingt das Raubnest Hohenkrähen. Die Schlacht zu Creazzo bey Vicenza, wo Alviano »den Rest der barbarischen Bestien unter der Schere zu haben« sich rühmte, — und Cardinäle, Damen und Ritter, nebst hohen Staatsbeamten der Republik als Zuschauer des Gemetzels und als Zeugen seines Sieges einlud, — brachte wieder feindliche Fähnlein in die Mindelheimer Pfarrkirche. — Georg focht im ersten Glied. — Die dreytägige Schlacht bey Marignano, 12.—14. Sept. 1515, gewonnen über die wuthblinden Schweizer durch die französischen Edelleute und durch die schwarzen Fähnlein der Deutschen,

unter denen ein Cramm aus dem Braunschweigischen, Luthers Freund, heldenmüthig stritt. — Maximilian mit großer Macht jenseits der Alpen, aber die geräuschvollste Unternehmung plötzlich aufgebend, aus Furcht vor einer großen Treulosigkeit der Eidgenossen, gedenkend des bittern Loses, das seinem Schwager Ludovico Moro durch sie getroffen, des blutigen Ausganges, den sein Urgroßvater bey Sempach, sein Schwiegervater bey Nancy durch sie gefunden. — Freundsberg in der Vertheidigung Veronas, — heimkehrend, Feldoberster der gefürsteten Grafschaft Tyrol, dann in der Fehde gegen den tyrannischen Ulrich von Würtemberg. — Georg hilft Götzen von Berlichingen aus der Heilbronner Haft erledigen (1521).

Georg in den Niederlanden. — Sein kluger Abzug bey Valenciennes. — Georg im Mailänderkriege. — Die Schlacht mit Lautrec bey Bicocca, — einem viscontischen Thiergarten, verhängnißvoll, wie drey Jahre später der Thiergarten von Pavia (25. April 1522). — Der Stein, der Winkelried, 22 Hauptleute, viel französischer Adel, über 3000 Schweizer lagen vor den Reihen Freundsbergs. — Welche Herzhaftigkeit aber selbst unter den besiegten Hommesd'armes athmete, fand Georg, als schon die Schlacht entschieden war, zu ehren Gelegenheit. Denn wie sein Regiment in nachläßigeren Gliedern noch so zusammenhielt, rannte plötzlich ein Gensd'arme auf verdecktem Hengst mitten in den Haufen bis ins dritte Blatt, als stürme die Compagnie mit eingelegten Lanzen hinterdrein. Wie die Landsknechte nach dem Tollkühnen stachen, und ihn umbringen wollten, schrie der Freundsberg: »laßt ihn leben,« und erfuhr auf seine Frage vom Dolmetsch, weßhalb jener vermessentlich unter sie geritten, er sey ein Franzose von Adel, und ihrer siebzehn hätten zusammen geschworen, einzufallen, und den Schaden zu rächen; er habe nicht anders gemeint, denn sie eilten ihm nach.

Solche That lobten die Hauptleute, Freundsberg und Franz von Castelalto schenkten ihm ein Pferd und etliche Kronen, und schrieben dem Könige von Frankreich, wie männlich jener sich bezeugt; »wenn er in Kaisers Dienst also gethan, müsse er sein Lebelang ehrlich gehalten werden.« — Vom Tage von Bicocca an hieß der Freundsberg »der Leutefresser.«

Angriff auf Genua 1522. — Freundsbergs Ehrengeschenk ist der silberne Zepter der Seeherrscherin, der silberne Schlüssel des Meeres, ein köstlicher Compaß und die Hauptfahne. — Stillung der ersten Meuterey der Landsknechte. — Der schwäbische Bund gegen den fränkischen Adel. — Entartung des Adels. — Ein Rosenberg raubt aus Rache den Sohn des Bundesobristen

Georg Truchseß von Waldburg, wie Kunz von Kauffungen die sächsischen Prinzen.

Der Abfall des Connetable Carl von Bourbon, der auf seiner Flucht den Freundsberg in Schwaben kennen lernte.

König Franz vor Mailand. — Belagerung von Pavia, das Leyva tapfer vertheidigte, mit ihm der junge Kaspar von Freundsberg. — Des französischen Lagers Gestalt. — Die Ueberfälle desselben durch Freundsberg und Pescara. — Johann Jakob von Medici, — Verblendung des Königs Franz. Das kaiserliche Heer, im Thiergarten fechtend, nicht über 18,000 Mann, — die Franzosen 36,000. — Der Schlachttag Carls V. fünf und zwanzigster Geburtstag. — Schönes Bild der Schlacht und ihrer Helden. — Der Vicekönig Lannoy. — Graf Niklas Salm, der seine Sporn bey Granson und Murten verdient, und vier Jahre später (1529) Wien wider den großen Suleyman behauptet; Pescara, sein Brudersohn, der Marchese del Vasto, Alarçon, Freundsberg, von seinem starken Maulesel absteigend, über Panzer und Helm die Kapuze eines Bruder Franziskaners. — Bourbon, einfach im Aeußeren, — die Hommesd'armes geschlagen, — die schwarzen Knechte erlegt. — Die Schweizer auf der Flucht und der Löwenmuth des französischen Adels verblutend. — Georg Langenmantel, Lieutenant des Herzogs von Lothringen (ein Sohn des von Max I. durch besondere Gunst, von Augsburg, der Vaterstadt, durch vierzehnmalige Uebertragung des Bürgermeisteramtes ausgezeichneten Hanns Langenmantel, — wüthender Kampf Deutscher gegen Deutsche, — Landsknechte und Schweizer, — König Franz, durch seines Adels heroische Trunkenheit nicht mehr vertheidigt, wird gefangen. Der König und Pescara, del Vasto und endlich auch der Bourbon treten vor ihn. — Auffallend ist, daß der Verfasser die von Hormayr im Archiv für Geschichte, Literatur und Kunst und in den historischen Taschenbüchern edirten, zahlreichen und wichtigen Aktenstücke nicht gekannt und benützt hat über Carl V., Franz I., dessen Gefangennehmung und Gefangenschaft, über die Helden der Schlacht von Pavia, die Heerfahrten Georgs von Freundsberg und des Helden Ausgang, den Grafen Niklas Salm, der des Königs Panzerstecher zum Andenken nahm, ein greiser Held des großen Tages, nebst seinen burgundisch-schweizerischen, den venetianischen und französischen Schlachten, den türkischen und jenen mit dem ungrischen Gegenkönig Johann Zapolya. — Unter jenen, die an Franzens Gefangennehmung unmittelbaren Theil genommen, und früher nirgend benannt worden, ist auch ein niederrheinischer Ritter, Hanns Philipp von der Forst-Gudenau, der dafür die Kaiserkrone ins Wappen und das

Gut Lambeck bey Löwen erhielt, — dann Jörg Hegnenberg aus Bayern, Herzog Wilhelms natürlicher Sohn, der ein Jahrzehend später auch den Gegenkönig von Tunis mit eigener Hand fing — und hiefür vom Kaiser den Reichsadler in seinen Schild erhielt, mit der Umschrift: Bavaria.

Das Lied von Pavia, lange verschollen, bis es 1833 Hormayrs Taschenbuch wiedergab. — Des Großschildhalters von Frankreich, Galenz von S. Severin, goldenes Schwert, welches er dem König in der Schlacht vorgeführt, ward Freundsbergen gleich nach derselben als vornehme Sieger und Ueberwinder zugestellt und zu eigen gelassen. Ferner hatten seine Trabanten im Gemach Franzens zwey Pergamentbriefe mit vielen Siegeln gefunden, beyde nahm Georg mit sich, so wie drey silberne Siegel etlicher vornehmer französischer Herren, verehrte sie dem Erzherzog Ferdinand zu Innsbruck, und zog mit den anverwandten Hauptleuten nach Schwaben heim. Obgleich dem Kriegshandwerk herzlich gram wegen drey Dingen, wegen der Unterdrückung der armen, unschuldigen Leute, wegen des unordentlichen und sträflichen Lebens des Kriegsvolks und der Undankbarkeit der Fürsten, bey denen die Ungetreuen hoch kommen und reich werden, und die Wohlverdienten unbelohnt bleiben, riß es ihn doch noch einmal verhängnißvoll mit sich und in frühen Tod, nachdem ein Gebrauch seines Feldherrnrufes und Siegerglückes in Deutschland eine Friedenspalme in seine Heldenkrone geflochten, die unverwelklicher glänzt, als die blutigen Lorbeeren von Bicocca, Pavia und der erstürmten Römerstadt. — Freundsbergen gelang es nämlich, die Gräuel des Bauernkrieges im Algau und in Salzburg durch Abwendung der Hauptleute (einst seine Genossen und Schüler im Kriegshandwerk) durch Ueberredung und Vertrag, ohne die von Truchseß und mehreren, meist geistlichen Fürsten geübten, die Menschheit empörenden Gräuel zu zerstreuen. — In dem »alle Zeit getreuen« Tyrol erhoben sich nur die (keiner Verfassung sich erfreuenden) Gotteshausleute von Trient, Brixen, Salzburg und Chur. — Auch dort stillte Georg schnell den Aufstand. — Die merkwürdigen Grundzüge dieses bald wieder vorübergegangenen Aufruhrs hat Hormayrs Tyroleralmanach auf 1805, — sein Archiv auf 1815 und die historischen Taschenbücher im Leben des von den Salzburger Bauern aufs Haupt geschlagenen und gefangenen Sigmund von Dietrichstein und seines Rächers, Grafen Niklas Salm (beydes des Freundsberg Freunde und Waffenbrüder). Im Spätjahr 1524 loderte die Flamme in Schwaben empor, und ergriff schnell Franken, die Pfalz, Elsaß und Lothringen, — die Bauern

wurden aber im May und Juny 1525 dergestalt geschlagen, daß sie sich nicht mehr erholen konnten.

Wendelin Hüpler, ehemals hohenlohischer Kanzler, schlug damals schon die Säcularisationen vor als Entschädigung der Fürsten für die ihnen entgehenden Abgaben und Leistungen. — Ein einiges und einziges Deutschland war schon damals das Feldgeschrey einer an Kraft nicht unerheblichen, an Talenten bedeutenden Partey, vorzüglich in den freyen Städten, bey denen südwärts der levantinische und indische, nördlich der Ostsee- und Nordseehandel die Geldmacht angehäuft hatte. — Die bisherige Zersplitterung solle aufhören. — Das geistliche Gut solle säcularisirt, für fromme, wohlthätige und Unterrichtsanstalten verwendet, theils aber den Erbfürsten entschädigungsweise gegeben, diese aber mediatisirt, und Carl V. (dessen Bruder Ferdinand im gleichen Augenblicke das Verderben von Mohacs die Kronen Ungerns und Böhmens beschied) absoluter Herr in ganz Deutschland werden, — durch die Hülfe des dritten und vierten Standes. Diese Vorschläge machten mehrere bedeutende Köpfe Carls Vertrautem, dem nachherigen Cardinal Merkurin Gattinara.

Franzens Gefangenschaft endete schnell durch einen treulosen Frieden. — Die heilige Ligue zu Cognac (22. May 1526) vereinigte wieder, unter dem Vortritt und durch die Lossprechung Clemens des VII. Medicis alle Gegner Carls. — Ueberfall Roms durch die Colonnas. — Freundsberg muß wieder rüsten. — Er verpfändet dafür Mindelheim, Petersberg, Stanzingen, die Gruben von Gossensaß, all sein Silber, alles Kleinod seiner Frau, der Gräfin Anna Lodron. — Selbst aus Pommern flossen auf den Schall seiner Werbetrommel die Landsknechte auf die Musterplätze von Botzen, Meran und Trident, und eine Menge versuchter Hauptleute, worunter Ludwig Lodron, Kurd von Boyneburg, der kleine Hesse, Heinrich Treusch von Buttlar, der lange Hesse, Sebastian Schärtlin von Burtenbach, der Fels (nachmals auch in Wiens Vertheidigung berühmt), der Freyberg und der Eberstein, Claus Seidensticker, der Profoß, Conradin von Glurns, der Vertheidiger Brescias, Stephan Wein und Brot, — Balthasar Kalteisen, der Fleckenstein, Spauer und Waihingen. — Schärtlins trotziges, italienisch heißes Blut bezeichnet sein Wahlspruch: »Dräuet mir Einer mit der Faust, so gebührt mir nach dem Faustkolben zu sehen; zeucht er ein Schwert, so will mir noth seyn, die Büchse zur Hand zu nehmen.«

Georgs bedenkliches Traumgesicht in Botzen. — Die meisterhafte Täuschung der Feinde und der kühne Zug über das

schnee- und eisbedeckte Gebirge. — Treulosigkeit der Wälschen. — Der zweyte Probeschuß Freundsbergs, — noch viel bedeutender, als jener vor zwölf Jahren auf Venedig hinüber, tödtet den Stolz der italienischen Kriegsleute, die Hoffnung der Ligue und des Hauses Medici, den neun und zwanzigjährigen Gianettino de' Medici, der zur Amputation selbst die Kerze hielt, und die Beichtväter mit dem Schwerte von seinem Bette jagte. — Alle Communication war inzwischen durch die Wälschen abgeschnitten, mit Bourbon, mit Ferdinand, mit dem Kaiser Carl, worüber der alte Held jammerte: »hat man mir ein Zug weiß zugesagt, find ich mit großer Mühe schwarz. Was mir bisher schriftlich und sonst allenthalben zugesagt, das glaub ich, wie S. Thomas, vermuthe entweder große Verrätherey oder daß Friede werde mit dem Papst. — Als fast ich habe sollen eilen, als fast werde ich jetzt aufgezogen, — liege also mit den Knechten schon zwey Monate in des Papstes Land, und noch nichts ausgericht, obgleich so viel auszurichten wäre, was der Feder nit zu vertrauen ist.« — Hauptmann Ulrich Wittenbach schrieb von ihm nach Innsbruck: »Herr Görg wollte durchaus nicht von den Knechten, dann er zu ihnen geschworen hat, nicht von ihnen zu weichen, bis sie bezahlt sind. — Ist man jedem einen Gulden schuldig, jetzt aber mehr. — Er ist immer (obschon mit nassen Augen) fröhlich, traut, Gott werde ihm zu Hülfe kommen! Die Knechte sind sonst wohl mit ihm zufrieden, leiden wahrlich genug. Er ritt auch unter ihnen um wie ein Held, und ist alleweg der Vörderste bey dem Haufen. Ihm ist auch noch auf dieselbe Zeit von keinem Menschen aus Deutschland ein Schreiben, noch mündlich kommen, hat ihn sehr verwundert.« — Der Zug auf Bologna. — Die Empörung der Spanier und der deutschen Landsknechte im Lager von S. Giovanni auf das Gerücht von Lannoys, des neapolitanischen Vicekönigs, Vertrag mit dem Papste. — Freundsberg im vergeblichen Bemühen, die wilde Fluth zu sänftigen, vom Schlage berührt. — Sein Unfall stäubte die Ungehorsamen in Schrecken aus einander, und gerade dieser Unfall zwang des Kaisers Heer vor Rom, das Wunder der alten wie der neuen Welt. — Dessen damalige Gestalt, der Sturm. — Bourbon, einer der Ersten, tödtlich getroffen, aber doch noch Zeuge des großen Sieges, da ihn die Mordtrunkenen im Triumph durchs Getümmel trugen, daß er in der Sixtinischen Kapelle verschied. — Zunächst durch die Pest vor Neapel die französische Macht abermals zu Schanden geworden, von Frankreichs deutschem Soldheere kein Einziger heimkehrend, — die Welt durch den Damenfrieden zu Cambray und durch jenen mit Clemens zu Barcellona (29. Juny und 25. August 1529) beruhigt,

und ein halbes Jahr darauf der siegreiche Carl durch eben den Clemens VII. gekrönt. — »Aber die muthigen Seelen, die seit einem Jahrzehend Carln in Italien verfochten, waren alle dahin. — Der letzte fiel vor Florenz, der Prinz von Oranien, Namen und Wappen auf Nassau vererbend. — Von Freundsbergs Landsknechten sahen kaum funfzehnhundert ihre Heimat wieder.«

Freundsberg krank in Mailand und Ferrara, und noch einmal den Zug der Landsknechte sehend, die Heinrich von Braunschweig und Max Sittich von Enns die tyrolischen Berge herunter geführt. — Anton von Leyva gichtbrüchig, der Held Georg vom Schlage berührt, in Armsesseln einander entgegengetragen, gleichwohl ein schlimmes Ende. — Der Welfe Heinrich eilte in unbekannter Knechtsgestalt über den Comersee nach Hause. — Georg von Freundsberg starb am achten Tage, als man ihm nach Mindelheim heimgetragen, am 20. Aug. 1528. — Der heldenmüthige Sohn Caspar folgte ihm am 31. August 1536. — Georg, der Enkel, beschloß den uralten Stamm 1586, aus seiner Frau Barbara, Gräfin von Montfort, keinen Erben gewinnend. — Wie Georg und Caspar, die sich in des Kaisers Dienst geopfert, bis ans Ende von Schuldnern bedrängt wurden, erhob sich auch ärgerlicher Zwiespalt um das zu fürstlichem Umfang angewachsene Freundsbergische Erbe. — Die Fugger und die Maxelrein in schwerem Streite darüber. Letzterer überträgt seinen Anspruch an Bayern, und der große Maximilian wußte Mindelheim zu behaupten, so gut als Donauwörd. — Nur was seinem Enkel, Max Emanuel, im spanischen Erbfolgekriege durch den Vetter aus der Pfalz widerfuhr, was dem Vetter Friedrich von der Pfalz, Böhmens Winterkönig, durch Max I. geschehen, machte Mindelheim Marlborough, den Sieger von Hochstädt und Blindheim, zum Reichsfürsten, doch nur auf die kurze Frist bis zur vollständigen Wiedereinsetzung der Churfürsten von Bayern und Cöln durch den Utrechter und Badner Frieden.

3. Nach einem so jugendlich kräftig aufstrebenden, als auf festem Grunde wuchernden Talente, wie Barthold, ist es allerdings schwer, von einem Werke, wie die in unsern Tagen doppelt anziehenden Heerfahrten Carls V. gegen die afrikanischen Raubstaaten durch Eberhard Wiens zu sprechen, der nur einen Auszug der gewöhnlichen Quellen liefert, und nicht einmal jene in des großen Orientalisten Ritter von Hammer III. Bande der osmanischen Geschichte gekannt und benützt hat. Auch vom Zauber des Styls, vom Farbenglanze

der Charakteristik und anschaulicher Darstellung keinen Gebrauch machen kann oder will.

Seit das entsetzliche Carthago (die Heimat des Undanks und der Treulosigkeit) schwand, und Numidien unmittelbar in Römerhand gefallen, der letzte Statthalter Bonifacius durch Aëtius Eifersucht rückberufen war, gründete Genserich dort ein Vandalenreich. — Belisar gab Neurom an den Ufern des Hellespont noch zweymal das alte, göttergleiche Schauspiel des Triumphes. — Der Vandalenkönig und ein Ostgothenkönig gingen in Constantinopel vor dem Siegeswagen her. — Bald waren die Araber Herren des ganzen Landes, drangen über die Meerenge nach Spanien, und von dieser ins Herz von Frankreich, bis bey Tours Carl Martell ihnen ein Ziel setzte (wie bey Chalons dem König Etzel und auf dem Augsburger Lechfelde den Ungern durch den großen Otto ward). — Nordafrikas Küste zersplitterte sich in eine große Anzahl kleiner Reiche. — Sie trieben Seeräuberey, den eigentlichen Aufschwung aber nahm diese erst mit dem Rückströmen der Mauren aus Spanien und zuletzt aus dem königlichen Granada 1492. — Die Capitulation sicherte den Mauren freyes Ueberwandern nach Afrika, — oder freye Glaubensübung und eigenthümliche Gesetze falls sie blieben. — Doch Isabella ließ sich von diesem Vertrage lossprechen, und die Mauren mußten binnen einem Vierteljahre Christen werden oder Sclaven, oder abziehen. — In Arragonien mußte freylich Ferdinand den Ständen die feyerlichste eidliche Versicherung geben, daß weder er, noch seine Nachfolger jemals etwas zur Vertreibung der Mauren unternehmen wollten. — Das hinderte gleichwohl nicht, daß allzubald das Gegentheil geschah. — Auch die von jeher dem Geschicke der Mauren eng verbundenen Juden mußten in vier Monaten Christen werden, oder das Reich meiden. — Spanien verarmte dadurch, und die Auswanderer brachten einen schweren Haß gegen den spanischen Namen mit sich. — Der große Ximenez ging mit auserlesenem Volke über das schmale Meer, eroberte Oran, Bugia und Tripoli, und ängstigte die Ungläubigen so, daß auch Algier, Tunis und Tremezend alle Christensclaven freygaben, und als Vasallen Spanien Tribut reichten.

Horuk und Hairadin Barbarossa, eines Renegaten, Töpfers auf Lemnos, Söhne, organisirten die Piraterey mit unerhörtem Glück, — gewannen den Thron von Algier, Tunis und Tremezend. — Der verjagte König des letztern, Muley, rief die Spanier, Horuk wurde geschlagen und erschlagen, und sein abgehauener Kopf nach Spanien geschickt. — Doch begleitete seinen Bruder Hairadin noch unerhörterer Erfolg. — Er gab sein Reich dem großen Suleyman zu Lehen, und schlug mehrere

spanische und italienische Geschwader, unter ihm stritt der einäugige Jude Sinan und der dicke Caramanier Heyradin, insgemein »des Teufels Jagd« genannt.

Der Thronstreit in Tunis, das dem Barbarossa in die Hände fiel, der der türkischen Seemacht unglaublichen Aufschwung gab, durch Fanatismus und Beutelust alles entflammte, alle Küsten Italiens, Portugals, Spaniens, ja sogar bis in den Canal hinauf unsicher machte, und in Tunis allein gegen 25,000 Christensclaven beysammen hatte.

Zu diesen Anlässen, wichtig genug zu bewaffneter Abhülfe, trat noch, daß Carl den aus Rhodus vertriebenen Rittern das Eiland Malta eingeräumt hatte, sie zur Huth der nordafrikanischen Küste verpflichtend. — Der vertriebene König Muley erbot sich, seine Krone von Spanien zu Lehen zu nehmen. — Große Rüstungen in den Häfen von Spanien, Neapel, Sicilien, Sardinien, den Balearen und den Niederlanden. — Die Malteser thaten das Aeußerste, der spanische Clerus gab den Zehenten. — Ein reicher Heldenkranz griff nach den Waffen. — Das Furchtbarste war Genuas Flotte unter dem ersten Seehelden der Zeit, unter Andreas Doria. — Lähmende Einwirkung von Frankreich und Venedig.

Bedeutungsvoll betritt Carl am Jahrestage des Falles von Constantinopel (29. May 1535) in Barcellona jenes Wunderwerk der »Reale« von genuesischer Baukunst, eines mit allen Zierden der Kunst geschmückten mächtigen Schiffes. Ankunft in Mahon, das jenes Unheil nicht ahnte, das des Barbarossa Rache noch in diesem Jahre über selbes verhängte. — Die prachtvolle Zusammenkunft in Cagliari, — Carl vor Goletta. — Des Barbarossa altrömische Vertheidigungskette. — Der Salzthurm und Wasserthurm. — Der bald darauf blutgedüngte Olivenwald. — Der schöne Berg, auf den jeder Nachbar am Tage der Sonnenwende einen Korb voll Erde schüttet, damit der darin verborgene Riese nicht herauskomme, und das ganze Reich der Afrer verderbe. — Die Unbekanntschaft mit der orientalischen Kriegesart und die nicht minder unglückliche Eifersucht der Italiener und Spanier. — Die Gesandtschaft Muleys und er selbst im Lager. — Die Seuchen im Lager. — Seine Schonung des Menschenlebens, — seine hülfreiche Freundlichkeit, — seine Sorgfalt für das Herr, — seine Tapferkeit, die mehrere allzukühne Streiter errettet. — Die Erstürmung Golettas, — der Zug gegen Tunis, — Durst und Hitze. Die Schlacht. — Vasto weiset als Oberbefehlshaber den allzukühnen Kaiser hinter die Fronte. — Carl gehorcht, doch mit dem verbrauchten und ungeschichtlichen Witz: »Es ist noch kein Kaiser erschossen worden,

wie Czar Peter im Sturm«: fahr zu: »der Czar kann nicht ersaufen.« Die Christensclaven, unter ihnen viele kriegserfahrne, selbst ein Johanniterheld, der Commenthur Simeoni, gewinnen im Rücken des Barbarossa die Burg, und sperren den Barbarossa aus. — Des Kaisers Einzug — über 20,000 Christensclaven befreyt. — Die schreckliche Plünderung. — Muley verabscheut und verachtet. — Tunis ein spanisches Lehen, Goletta spanischer Waffenplatz, Bona, Biserta und einige andere, noch von den Türken besetzte Küstenstädte werden spanische Handels- und Stapelorte, und Muley bezahlt für ihre Einhaltung jährlichen Tribut. — Kein Unterthan Carls oder Ferdinands darf jemals als Sclave angenommen, den aus Spanien ausgewanderten Mauren darf in Tunis keine Freystätte werden. — Der Barbarossa nach Algier, um fortan Glück und Rache auf dem Meere zu suchen. — Die Absicht, sich des seeräuberischen Platzes Mehedia auf dem Rückwege zu bemächtigen, wurde durch Stürme vereitelt. — Drey Monate nach der Abfahrt von Barcellona begrüßte der Kaiser wieder den heimatlichen Boden in Trapani.

Zwey klassische Kunstwerke verewigten diesen in einem großartigen Interesse der gesammten Christenheit unternommenen Heereszug des Kaisers, die in diesen Jahrbüchern bereits gewürdigte Tunisia Johann Ladislav Pyrkers von Felsö Eör, einst Cisterzienserabten zu Lilienfeld, dann Bischof in der Zips, sohin Patriarchen von Venedig, nunmehr Erzbischof von Erlau, und die zu Wien vorhandenen herrlichen, der Ambrasersammlung angehörigen zehn Cartons von Hanns Vermeyen, genannt Hanns mit dem Barte, von Beverwyk bey Harlem gebürtig, und Carln auf seinen Heereszügen begleitend, wie in unsern Tagen Peter Heß aus Düsseldorf und Albrecht Adam aus Nördlingen von Moskau bis Paris und in den Peloponnes mit den bayerischen Kriegern gezogen sind. — Das erste Blatt ist dem Abschiede, der Musterung, der Einschiffung; das andere der Landung auf der klassischen Stätte des alten Carthago, das dritte der Schlacht im Olivenwald, das vierte der Ausschiffung an der Landzunge, das fünfte der Gesandtschaft Muleys, das sechste und siebente der Erstürmung Golettas und der dazu gehörigen Schanzen gewidmet, das achte dem friedlichen Besitze der Landzunge, das neunte der Einnahme von Tunis, das zehnte und letzte dem Heimzuge nach erfochtenem Siege und nach gelöstem Gelübde:

Frey zu kämpfen mein Volk, zu rächen die Schmach und Mißhandlung,
Die von dem frechen Corsaren es litt an den heimischen Küsten
Und auf dem Meer, das segenspendend die Welten vereine,
Sey mir das heilige Ziel im Waffengefilde vor Tunis!

Tunisias I. 113 ff.

Der am 25. July 1827 allzufrüh verewigte Custos der Ambrasersammlung und des Wiener Münz- und Antikenkabinettes, Alois Primisser, widmete diesen Cartons eine anziehende Schilderung in seines Freundes Hormayr Archiv von 1821.

Je drohender für Ungern und selbst für Deutschland die Waffen des großen Suleyman, je bedrohter Apulien, je geängstigter die sicilischen, die neapolitanischen, die päpstlichen und südspanischen Küsten, je gründlicher Neapels Ansprüche auf den Thron Constantinopels, desto weniger verlor der große Carl die Befreyung der Griechen, die Befreyung jenes Schlüssels dreyer Welttheile, jener einzigen, wahrhaft göttlichen Welthandelsstadt, Constantinopels aus den Augen. — Perser und Moskowiter sollten den Türken zu schaffen machen. — Noch war bey den Griechen Gold und Eisen für das große Werk, und sie machten die schönsten Anerbietungen. Leider verdarb Carl wieder unendlich viel, — den Anwürfen Roms Gehör gebend und die Unterwerfung der griechischen unter die römische Kirche bald negociirend, bald zur Bedingung machend, und dadurch den griechischen religiösen Sinn aufs Empfindlichste beleidigend. — Noch vom Augsburger Reichstage am 13. Sept. 1541 äußerte er gegen Julius III. die Zuversicht: quondam *Basilium* Moscoviae ducem etc., in animo habuisse, cum hac sancta sede apostolica convenire, eique et ecclesiae occidentali sese conjungere ac submittere voluisse — et ejus filium — *Joannem* eadem voluntate esse. — — Drey Jahre nach der Eroberung von Tunis verflossen in Unterhandlungen, — endlich wurde am 8. Febr. 1538 ein förmlicher Theilungstraktat der europäischen Türkey geschlossen, pium et sanctissimum foedus ac liga tam offensiva, quam defensiva, zwischen Paul III., der Republik Venedig und den Gebrüdern Carl V. und Ferdinand I., wornach der Malteserorden das verlorne Rhodus, Ungern die von ihm abgerissenen Länder, Venedig seine neueren Verluste und die Schlüssel des Archipels und der Binnenmeere (mit den vormals genuesischen) haben, der Kirchenstaat einen angemessenen Zuwachs zur leichteren Vollendung des großen Glaubenswerkes, K. Carl aber als König beyder Sicilien Constantinopel mit den Dardanellen und den Küsten Kleinasiens haben sollte.

S. 91. Der unglückliche Zug nach Algier, sechs Jahre später, im Oktober 1541. — S. 95 wird durch den bereits vor zehn Jahren verstorbenen Freundsberg noch ein Hülfskorps zu diesem Zuge geworben. Vergebens warnen Doria und Vasto vor den gefährlichen Aequinoctialstürmen. — In dem Ueberhören aller naturgemäßen Warnung liegt weniger Größe, als vielmehr eine Car-

ricatur von Größe. — Treffliche Antwort des türkischen Befehlshabers in Algier auf die Aufforderung und auf die Ueberredungsgründe des spanischen Parlamentärs: »Ein großer, dünkelvoller Narr, der seinen Feinden guten Rath gibt; ein noch viel größerer Narr, der seines Feindes Rath befolgt.« — Georg von Freundsberg steht S. 99 vor Algier. Die unzeitige Prahlerey und die Eifersucht vieler Italiener und Spanier verursachte große Verluste. Der Sturm des 24. Oktobers vernichtet anderthalbhundert Transportschiffe und vierzehn große Galeeren. — Ueber achttausend Mann und mehr als dreyhundert Schiffskapitäne und Offiziere kamen in den Fluthen um, oder bluteten, mit genauer Noth das Land gewinnend, unter den Säbeln der Ungläubigen. — Andreas Doria's Wuth über den Eigensinn des Kaisers. — Proviant, Munition, Bekleidung, alles war hin. — Die edelsten Ritter verhungerten und verbluteten im Koth. Es war kein Mittel, ihnen zu helfen. — Der furchtbare dreytägige Marsch nach dem Vorgebirge Metaphuz, wohin Doria die Ueberreste der Flotte gerettet hatte. — Carls Standhaftigkeit war würdig des ungeheuren Unglücks, das aber noch nicht am Ende war. — Er selbst wurde auf der Heimfahrt nach dem afrikanischen Bugia zurück verschlagen, wo er ohne Mittel der Gegenwehre und der Nahrung noch durch mehrere Wochen eingeschlossen blieb, und hülfebringende Schiffe im Angesichte des Hafens an dem Felsen zerschellten, — bis endlich in des Novembers zweyter Hälfte die Stürme ruhten, und die Abfahrt nach Majorca möglich ward.

Drey Jahre darauf starb der achtzigjährige Barbarossa, nachdem er mit der französischen Toulonerflotte unter dem Herzog von Enghien Nizza verwüstet hatte. Den Barbarossa ersetzte der Anatolier Dragut Raiz oder Arroez, ein erfahrner Seemann, der Schrecken der mittelländischen Küsten, der vier Jahre in den Fesseln der Doria's schmachtete, und durch die in dieser Haft erlittenen Mißhandlungen ein wüthender Christenhasser geworden war. — Er hatte sich das auf den Trümmern des alten Aphrodisium gegründete, und nach dem Erbauer, dem schismatischen Kalifen Mahdi benannte Mehedia zum Waffenplatze gewählt, — an der Küste zwischen Tunis und Tripoli dicht am Meere gelegen. — Mehedia fiel durch Stürme in Doria's Hand. — Schon glaubte man die Christenheit von den Gräueln der Barbaresken befreyt, — aber es erfolgte vielmehr das Gegentheil, denn schon das Jahr nach dem Falle Mehedias 1551 fiel Tripoli, und 1574 Tunis und Guletta in musulmanische Hand. — Warum diesem Schriftchen keine Situationszeichnung von Tunis und Tripoli und der nordafrikanischen Küsten überhaupt beygegeben

ward, sondern nur eine sehr eng begränzte von Algier, von dem am wenigsten die Rede kömmt, ist nicht wohl abzusehen *).

*) Karls V. Reisebuch durch seinen Geheimschreiber Heinrich Vandenesse (edirt in Hormayrs Archiv 1810) enthält im Itinerar von 1535 und 1541 über die Heerfahrten nach Tunis und Algier folgende, die Angaben mehrerer gleichzeitiger Schriftsteller wesentlich berichtigende Daten:

1535 am 2. März war der Kaiser zu Alcala, vom 13. März bis auf den 18. May aber zu Saragossa, an welchem Orte die Vermählung des Pfalzgrafen Friedrich mit der Prinzessin Dorothea von Dänemark zu Stande kam.

Se. Majestät kam nach Barcellona, um den Zug nach der Barbarey vorzunehmen, und den König von Tunis wieder einzusetzen, welches Reich Barbarossa gewaltthätig an sich gerissen, und die benachbarten Seeküsten beunruhigt hatte. — Am 1. May kam Doria mit 20 Galeeren zu Barcellona an, zur nämlichen Zeit erschien Alvaro de Bassan, Kapitän der 12 spanischen Galeeren, und etwas später der Vicekönig von Granada mit 60 Schiffen, 5 Caravellen und 1 Galeere, welche der König von Portugal dem Kaiser zu Hülfe schickte. — K. Carl wollte der Musterung seiner Edelleute am 20 März persönlich beywohnen, deren 1500 waren. — Er bestieg am 3. May zu Majorca die Flotte, und kam den 3. Juny nach Mahon, einem kleinen Ort in Minorca. — Am zehnten überfiel den Kaiser ein so heftiger Sturm, daß am eilften kein Schiff vom andern einige Wissenschaft hatte. — Am zwölften landete selber mit seiner Flotte zu Cagliari in Sardinien, wo 12,000 Mann Deutsche, Italiener und Spanier neben der bereits auf der Flotte befindlichen, eine gleiche Anzahl ausmachenden Bemannung eingeschifft wurden. Hier vereinigten sich auch die übrigen Schiffe mit der Flotte in einer solchen Anzahl, daß Se. Majestät mit 300 Segeln am 6. Juny zu Carthago in Afrika anlangte. — Da die Geschichte der Eroberung von Tunis hinlänglich bekannt ist, so beschränke ich mich, hier anzuführen, daß der Kaiser am 17. August wieder auf seinem Schiffe übernachtete, und am 22sten zu Trapani in Sicilien landete, wo selber bis auf den 1. Sept. verblieb, und am obigen Tage nach Arcamonte kam. — Vom 3ten bis 12ten blieb selber zu Montreal, und sodann bis auf den 13. Okt. zu Palermo. Die hier versammelten sicilianischen Stände bewilligten dem Kaiser neben der gewöhnlichen Steuer 150,000 Dukaten, in drey Terminen zahlbar. — Hier blieb Don Fernando de Gonzaga als Vicekönig zurück. Vom 21 Okt. bis 22. Nov. verweilte der Kaiser zu Messina, passirte an diesem Tage die Meerenge von Faro, und übernachtete in Calabrien. — Vom 25. Nov bis auf den 22. März 1536 residirte selber zu Neapel, wo viele Turniere und andere Lustbarkeiten abgehalten wurden.

In Neapel kam die Nachricht vom Tode des Herzogs von Mailand und von jenem der Königin von England.

In Neapel erfolgte auch die Vermählung des Herzogs Alexander von Medicis mit der natürlichen Tochter des Kaisers Margaretha, Herzogin von Parma. Auch vermählte sich Philipp

von Lannoy, Prinz von Salmona, Sohn des Vicekönigs Miegorals, mit der Witwe des Ludwig Gonzaga, Isabella Colonna, Herzogin von Trajetto.

1541. Am 9. Sept. zu Genua beurlaubte sich der Herzog von Savoyen und der Prinz von Piemont bey dem Kaiser, und begaben sich nach Nizza. — Am Sonnabend den zehnten gegen 5 Uhr Abends bestieg der Kaiser sein Schiff, und richtete mit 17 Galeeren den Lauf gegen Lucca. Am Sonntag gegen 9 Uhr stieg selber zu Porto Venere an das Land, und wohnte im Kloster der Messe bey. Am Abend erschien der Vicekönig von Neapel mit 13 Galeeren, und machte dem Kaiser mit dem bey sich habenden zahlreichen Adel die Aufwartung. Um 1 Uhr in der Nacht stach die Flotte in das Meer, und kam am 12. Sept. bey Tagesanbruch nach Viareggio, wo die von Lucca S. M. empfingen, und einen Triumphbogen in das Meer hinein errichtet, auch 400 Pferde zur Reise nach Lucca in Bereitschaft hatten. — Hier kam dem Kaiser der Herzog von Ferrara, und auf dem halben Wege von Seite des Papstes der Cardinal von Croce rc. entgegen, bey dem Stadtthore von Lucca aber waren alle Cardinäle versammelt, welche den Kaiser in die Domkirche begleiteten, wo sich der heilige Vater im päpstlichen Ornate befand.

Nach dem Mittagsspeisen kam die Herzogin von Parma, Margarethe, natürliche Tochter des Kaisers. Den 13. Sept um vier Uhr Nachmittags verfügte sich der Kaiser mit seinem Hofstaate zum Papste. Auf dem Wege fand er die Cardinäle Farnese und Santa Flora, welche ihn in das päpstliche Zimmer einführten, wo selber bis um 7 Uhr verblieb. — Am 14ten hatte K. Carl abermals eine lange Unterredung mit Sr. Heiligkeit. Am 15ten hatte der am römischen Hofe residirende französische Gesandte mit einem am vorigen Tage auf der Post aus Frankreich angekommenen Edelmann bey dem Kaiser Vormittag Audienz. S. M. hatten sodann nach Mittag bis in den späten Abend eine Conferenz mit P. Paul III., welcher am 16ten Nachmittags um 3 Uhr in einer Sänfte mit den Cardinälen Borghese, S. Giacomo, Gambara, Farnese, Santa Croce, Santa Flora und Sambello den Kaiser, welcher ihm bis in den Saal entgegen kam, einen Besuch von 5 Stunden abstattete, den der Kaiser am 17ten erwiederte, am 18ten Nachmittags aber bey dem heiligen Vater Abschied nahm, und von den Cardinälen, welche bey dem Abschiede alle zugegen waren, bis über die Stadt hinaus begleitet wurde.

Der Kaiser nahm sein Nachtlager zu Pietra Santa, und kam am 19ten nach Porto della Spezzia, wo indessen die Malteser-Galeeren eingetroffen waren, welchen der Kaiser ein Geschenk von 6000 Thalern machte. Am 26. Sept. wohnten S. M. der Einschiffung der 6000 Deutschen auf 13 Schiffen bey, und begab sich am 28sten um 3 Uhr Nachmittags selbst auf das Meer, wo bey dem Auslaufen die sechs Galeeren des Anton Doria sich beygesellten, so von Genua kamen.

Am 29sten ankerte der Kaiser bey stürmischem Meere mit 7 Galeeren in Corsica um 7 Uhr Abends, wo er am 30. Sept. wegen des fortdauernden Sturms verblieb.

Am 1. Oktober versuchte der Kaiser gegen Ponente zu segeln,

mußte aber wegen widrigen Windes auf die vorige Stelle zurück, wo er diesen Tag ausharrte. Montags am dritten kam er nach Porto di San Bonifazio, wo er sich zu Land begab, und am sechsten auf Mittag wieder die Galeere bestieg, und nach Sardinien segelte, und bey der Insel Genere, welche nur von Hirschen und Wildschweinen bewohnt ist, zu Nachts vorbeyfuhr. Der Kaiser stieg am siebenten zu Porto del Ponte an das Land, begab sich am Morgen auf die Jagd, und verfügte sich Mittags wieder auf das Schiff, und kam in seine Stadt Cagliari, wo er einen Einzug hielt und übernachtete. Am achten kam der Kaiser nach Porto del Ponte zurück, wo die neapolitanischen Galeeren mit dem Don Garcia del Toledo angekommen waren, welche nun 43 Galeeren ausmachten. Am neunten schiffte der Kaiser auf Minorca zu, und machte 300 Meilen in 43 Stunden. Nach Mitternacht fuhr selber zu Mahon ab, und kam den dreyzehnten in der Frühe um 9 Uhr nach Majorca, wo er den Vicekönig von Sicilien mit 7 Galeeren und 8000 Spaniern antraf, welche auf 60 Schiffen aus Italien anlangten. Auch waren 6000 Italiener aus Livorno angekommen. — Am 18ten erreichte der Kaiser die unbewohnte Insel Cabrera. Am 19ten von Tagesanbruch an befuhr der Kaiser den Golfo, bekam am 26. Oktober die Barbarey zu Gesicht, und befand sich um 7 Uhr Morgens in der Entfernung von sieben Meilen von Algier — Nach einer Stunde vereinigten sich auch die spanischen Galeeren mit seiner Kette, welche die Lastschiffe auf dreyßig Meilen zurückgelassen hatten, solche aber sogleich abholen mußten.

Als beynahe die ganze Flotte versammelt war, schickte der Kaiser den Gianettino in die Nähe von Algier, und Nachmittag legte sich der Kaiser mit allen Galeeren auf einen Kanonenschuß weit von der Stadt vor Anker. Es entstand aber in der Nacht ein solches Unwetter, daß man einen Sturm auf der Rhede befürchten mußte, worauf sich die Flotte auf 15 Meilen hinter die Meerspitze Metaphuz zurückzog. Hier blieb man bis auf den 22sten, wo Leute an das Land gesetzt wurden, um frisches Wasser zu holen.

Am 23sten in aller Frühe wurden die Truppen auf das Land gebracht, und gegen neun Uhr Morgens folgte auch der Kaiser mit seinem Hofe nach, welches die Araber mit ungeheurer Anstrengung und Uebermacht, jedoch vergebens, zu verhindern trachteten, worauf das Lager auf drey Meilen an diesem Tage vorrückte, und der Kaiser sein Gezelt am Fuße eines Berges aufschlagen ließ. — Wo selber von der Hohe des Berges herab gegen Mitternacht durch ein Korps von 800 Mohren und Türken beunruhigt wurde, welche den Ort seines Aufenthaltes leicht mit Schußgewehr erreichen konnten. Am 24. Okt. rückte der Kaiser mit dem Lager bis auf eine Meile von der Stadt vor. S. M. mit dem Adel nahmen in den Weingärten auf der Ebene Posto, die Spanier wurden auf einem Berge und die Italiener an einer Brücke postirt, die Deutschen aber waren theils auf der Ebene, theils auf einem andern Berge vertheilt. Gegen 9 Uhr Abends fingen Regen und Wind an, welche gegen den Morgen immer stärker wurden, so daß ein Sturm zur See und Land entstand, worauf sich der Kaiser auf 3 Meilen gegen das Meer zurückzog, um Lebensmittel und Ge-

schütz ausschiffen lassen zu können, welches jedoch nicht möglich war. Selber zog sich sodann neuerlich auf 5 Meilen zurück, und marschirte am 28sten durch eine morastige Gegend, wo er einen beträchtlichen Fluß zu passiren hatte, auch auf den Flanken und der Arriergarde beständig von den Arabern beunruhigt wurde. An diesem Tage wurde die Ernennung des Herzogs von Alba zum Obersthofmeister bekannt gemacht. In der Folge langte man zu Metaphus an, wo die vom Sturm übrig gebliebenen Galeeren vor Anker lagen.

Am 1. Nov. (Allerheiligentag) ging die Einschiffung vor sich, und am Donnerstag 3. Nov. schenkte der Kaiser dem Doria 13 zu Barcellona ausgerüstete Galeeren, verlieh ihm auch die Bedienstung eines Porto-Notars zu Neapel, welche jährlich 3000 Dukaten erträgt, als einen Schadenersatz für seine verunglückten Schiffe. Als ein neuer Sturm sich zu erheben drohte, verließ der Kaiser diese fatale Küste, nachdem einige Lastschiffe von der Rhede von Algier hinweggebracht, und in die offene See gegangen waren. Zu Hinwegbringung der Uebrigen ließ der Kaiser 5 spanische Galeeren zurück, welche sie mit Rudern auf das hohe Meer bringen sollten. — Der Kaiser segelte unter einem fürchterlichen Sturm die ganze Nacht hindurch, und fuhr am 4. Nov. Vormittag in den Port von seiner Stadt Bugia auf dem festen Lande von Afrika, wohin auch die 5 spanischen zurückgebliebenen Galeeren am 6ten nachkamen, da sie den Lastschiffen von Algier keine Hülfe leisten konnten. Zu Bugia war die kaiserliche Flotte in größter Gefahr, durch Sturm oder Hunger zu Grunde gerichtet zu werden. Es wurden demnach am 11ten, 12ten und 13ten November öffentliche Bittgänge gehalten, um die Abwendung ferneren Unheils zu erflehen. Am 15ten befahl der Kaiser, ein Bollwerk bey diesem, von den Mohren schon ganz umgebenen Orte aufzurichten, fertigte auch den Vicekönig von Sicilien und die Galeeren von Monaco, Sinigallien und Malta nach Hause zurück, welche am 16ten absegelten. Am 17ten Nachmittag ruderte die Galeere des Kaisers aus dem Hafen hinaus, mußte aber wegen widrigen Windes zurückkehren.

Gegen Mitternacht machte der Kaiser einen zweyten Versuch, kam auch ungefähr auf 80 Meilen weit, wurde aber am 19ten wieder auf Bugia zurückgetrieben, wo er bis auf den 23sten auf der Galeere verblieb, um 10 Uhr Nachts aber endlich abfuhr, und am 26sten Abends zu Majorka an das Land stieg. Am 27sten fertigte K. Carl den Andreas Doria mit seinen, dann des Antonio Doria und des Conte d'Aquilara Galeeren nach Genua zurück.

Am 28sten bestieg der Kaiser um 4 Uhr Abends die Galeere, und kam am 29sten zu Mittag mit 15 Galeeren nach Porto di Sant Antonio auf der Insel Iviza, am 1. Dezember aber endlich nach Cartagena, wo selber bis auf den 5ten verblieb, und zu Musia das Nachtlager nahm. Am 9ten kam selber nach Seisa am 10ten nach Elin, und traf am 18ten in Accoiga ein, wo den Kaiser seine Prinzessinnen Töchter mit unaussprechlicher Freude empfingen, und auch der Infant, Don Philipp, mit dem Cardinal von Toledo angekommen war. — Am 31. Dez. befand sich K. Carl zu Toledo.

Art. VI. 1) Fürstentafel der Staatengeschichte (ein colorirtes Wandtableau, 6 Schuh hoch, 3 Schuh breit, in Kupfer gravirt), verfaßt von J. F. Damberger, Prediger an der Theatiner-Hofkirche zu München.

2) Fürstenbuch zur Fürstentafel der europäischen Staatengeschichte.

3) Sechzig genealogische, auch chronologisch-statistische Tabellen zu Fürstentafel und Fürstenbuch der europäischen Staatengeschichte. Von J. F. Damberger. — Regensburg, gedruckt und verlegt bey Friedrich Pustet, 1832.

Das Motto dieser verdienstlichen, ausgedehnten Arbeit: — »considerantes multitudinem librorum et difficultatem volentibus aggredi narrationes historiarum propter multitudinem rerum, curavimus studiosis, ut facilius possint memoriae commendare, omnibus autem legentibus utilitas conferatur. II Maccab. 2. 25—26,« unterschreibt Referent, der ein ganzes Leben der Entdeckung und Sichtung der Quellen gewidmet hat, von ganzem Herzen. — Die Tafel selbst zeigt inmitten über den Kaisergeschlechtern den Adler mit den Insignien des Kaiserthums. — Am Rande die Reihe der Päpste entlang ragt auf steilen, den wilden Strom dämmenden Felsen die Kirche empor, im Lichte der, die Trümmer der Vorzeit, die Spuren der Verwüstung zeigenden und dem Christenhelden zum Siegeskampfe gegen Heidenthum und Barbarey leuchtenden Morgensonne. — Europa oder die Kultur tritt die Mauerkrone auf dem Haupte, das Bild gezügelter Kraft, den zahmen Löwen zur Seite, aus der frischumlaubten Musenhalle, — Oelzweig und Sichel zur Hand, und alle Attribute intellektuellen, industriösen und agrarischen Fortschreitens zur Seite. — Kronen und Tiaren, Inful, Helm und Dogenmütze mahnen an die Verschiedenheit der neu aufwachsenden Staaten, und die mächtige Eiche an ihr langsames Wachsthum, an ihre Dauer durch viele Jahrhunderte. — Dieses die eine Abtheilung.

Links dem Titel zeigen sich die Embleme des Ritterthums und das Heldenlied, die Schiffahrt und Kreuzfahrt in ferne Lande. — Die Kuppeln der Sophienkirche weisen auf die Weltstadt Byzanz. — Der Byzantinerstamm läuft aus von den Wurzeln eines, die Abtheilung schließenden Oelbaumes, welcher nur in einem schwachen Äste noch fortgrünt. Den stärkern hat der Sturm abgesprengt, von dessen Heftigkeit außer den schlagenden Wellen noch Zeugniß gibt das düstere, nur so viel zerrissene Gewölke, daß die Nähe des Halbmondes ersichtlich ist.

Man hat nur die jetzt noch blühenden, unten am Rande

groß bezeichneten Dynastien nach den genugsam deutlichen Farbenstreifen aufwärts zu verfolgen. In der Mitte sind die deutschen Kaiser, carlowingischen, sächsischen, fränkisch-salischen, hohenstauffischen (oder schwäbischen), luxemburgischen, bayerischen und habsburgischen Stammes. — Den Schyren, späterhin Wittelsbachern, ist besondere Aufmerksamkeit gewidmet. — Von Byzantinern und Osmanen herüber folgen Oesterreich, Carentanien, Böhmen mit seinen Nebenlanden, Preußen, Bayern und die Rheinpfalz, — Sachsen, das Haus Billung, das Haus Askanien, das Haus Wettin oder Meißen, — das alte Braunschweig, die beyden Hessen, Schwaben und Würtemberg, der Rest des alten, großen Wendenreiches in Mecklenburg, — Italien, die Mailänder Herzoge, Mantua, Modena, Parma, Toskana, beyde Sicilien, Savoyen und Sardinien, — Ungern, — Burgund im weitesten Sinne, Ober- und Nieder-Lothringen, Flandern, — die französischen Capetingen, Valois, Bourbon, Navarra. — Die hispanischen Kronen von Leon, Alt- und Neu-Castilien, Arragon, Valencia. — In Portugal die unächten Burgunder, die Spanier vom Hause Habsburg, die Braganzas. — Die angelsächsische, die normanische, anjouische Dynastie Englands, — Tudor, — die Stuart, die Welfen aus Hannover.

Die Piasten, die Jagellonen, die Wahlkönige, die Sachsen in Polen. — Die Häuser Rurik und Romanow in Rußland, die gemischte Erbfolge.

Die scandinavischen Reiche, Dänemark, die große Margarethe, die Union von Calmar, das Haus Oldenburg, viele zwistige Wahlen, viele Thronentsetzungen und Ermordungen. — Die Mythenzeit Schwedens und Norwegens, viele Gegenkönige, — die Folkunger wahre Majordome, das Zerfallen der Union. — Kurze Vereinigung mit Polen, die Heldendynastie der Zweybrücker — das Haus Holstein auf allen nordischen Thronen, — 1809 Gustav IV. abgesetzt, ein französischer Feldherr Bernadotte Adoptiv- und Wahlkönig, — 1814 Schweden und Norwegen vereinigt.

Die sechzig genealogischen Tabellen füllen viele Lücken, zumal in französischen und italienischen Familien aus. Doch wäre ein Nachtrag derselben, der sie verdoppelte, sehr zu wünschen und leicht zu ergänzen. — Der Nachtrag zu Hübners genealogischen Tabellen durch der Königin von Dänemark Majestät, — die neuesten brittischen Werke dieser Art, Littas italienische Geschlechter, des hannöverschen Ministers von Rheden ausführliche Tabellen geben theilweise gutes Vorbild. — Mit Dank erhält man die in den meisten solchen Werken fehlende Zeitrechnung der Mahomedaner, die Hegira. — Zweifelsohne gewährt uns

ein baldiges Supplement auch den zur Benützung alter Urkunden unentbehrlichen römischen Kalender, — die Römerzinszahl, — Tabellen über die unbeweglichen und über die beweglichen Feste, vorzüglich über Ostern und über die sämmtlichen Introitus vom Pfingstsonntage bis zum Sonntage Septuagesima, über den verschiedenen Jahresanfang, den Pisaner- und Florentiner-Styl, das neue Jahr von Weihnachten, von Ostern, von Maria Verkündigung, — die Festtage der Heiligen, die Anomalien des Julianischen und des verbesserten Gregorianischen Kalenders, — nicht minder einige Nachträge zu den gleichfalls dankenswerthen, am Schlusse beygefügten, statistischen Tabellen.

Das Fürstenbuch genügt, wo es gute Quellen vor sich hat. — Der Verfasser hat nach selben redlich gestrebt. — Viel Lob verdienen der christliche und der nichtchristliche Orient. — Die Byzantiner, die Kreuzfahrer, das Califat, die Osmanen, die Araber in Afrika und auch ihre Reiche in der pyrenäischen Halbinsel. — Auf die Kaiser von der Wiederaufrichtung des Westreiches durch Carl den Großen bis auf die zertrümmernden Tage von Ulm, Austerlitz und Jena und dem Bonaparte fröhnenden Rheinbunde (800 — 1806), folgen die geistlichen Chur- und Fürsten, — auch die säcularisirten, — alsdann die geistlichen Ritterorden, die Johanniter im heiligen Lande, auf Rhodus, auf Malta, — die Templer, die deutschen Herren.

Die deutschen Bundesstaaten.

Italien, — von den letzten Römern bis auf unsere Tage. — Ungern unter den Arpaden, Anjous, Wahlkönigen, Habsburgern, Lothringern. — Burgund und das Königreich Arelat, — die Schweiz. — Lothringen, das germanische und das romanische. — Die Niederlande.

Westeuropa. — Die Bestandtheile Frankreichs. — Die Normandie, — die Revolution, das Kaiserthum, die Restauration, — die Juliustage, — überall mit den dazu gehörigen genealogischen Angaben. — Die pyrenäische Halbinsel seit der Eroberung der Alanen, Sueven, Vandalen und Westgothen bis auf die Bourbons. — Das brittische Reich mit seinen auswärtigen Besitzthümern. — Die polnischen und die russischen Dynastien, sohin die scandinavischen. — Zuletzt folgt, was derley Arbeiten, die der Intelligenz die mechanischen Flügel ansetzen, vorzüglich werth macht, eine Concordanz des Fürstenbuches und der Tabellen. — Uns ist kein Werk dieser Art bekannt, dem nicht einzelne Unrichtigkeiten nachzuweisen wären. — Sie fehlen auch dieser wackern Arbeit nicht, deren Geist gut, deren Fleiß groß, deren Unparteylichkeit nicht zu bestreiten ist. S. 147. Der Con-

stanzer Bischof Konrad war nichts weniger als ein Andechser. S. 150 fehlt unter den Hildesheimer Bischöfen der berühmte Bayer Gotthard aus Niederalteich und Tegernsee, Reformator der gesunkenen Benediktinerregel in Bayern. — Durch Trient, Brixen und Chur hatten die stets die deutschen Hauptnationen und die alten großen Herzogthümer untergrabenden und zerstückelnden Kaiser die wichtigsten Communikationen nach Italien in die ihnen unverdächtigste, in geistliche Hand, gelegt. — S. 194. Die Abstammung der Grafen von Tyrol vom Hause Scheyern ist ganz falsch, so wie jene der Andechser von Ratholo, König Arnulfs natürlichem Sohne, so auch die Abreißung Tyrols von Bayern als selbstständiges Herzogthum Meran 1180 bey der Aechtung Heinrichs des Löwen, so wie daß Berthold Innsbruck gründete, und 1192 auf dem Schlosse Tyrol starb. — In diesem ganzen und in den angränzenden Artikeln so viel Irrthümer, so viel Worte. — Der herrliche Sohn Claudias ist wohl der gutmüthige, schwache, den wälschen Günstlingen, der wälschen Gemahlin Alles (selbst seinen geistvollen und energischen Lehrer, den Kanzler und Reichshofrath Wilhelm Biener, unschuldig durchs Henkerschwert) aufopfernde, jagd- und zerstreuungssüchtige Erzherzog Ferdinand Carl?? — S. 233. Wo ist die Quelle, daß Garibald von bayerischen Edeln erwählt worden? — S. 235. Wer wäre denn der Markgraf Heinrich von Oesterreich, der 1017 — 1026 Bayern verwaltete? — Der bayerische Aufstand 1055 unter Otto II. von Scheyern ist noch sehr problematisch? — Auch wird die von Pfeffel, Zirngiebl, Gemeiner und Hormayr längst ausgemerzte Fabel von Bayerns Zersplitterung bey der Aechtung Heinrichs des Löwen mit wahrem Köhlerglauben wiedergekäut. — Es wäre leicht, dieses Erratenverzeichniß ansehnlich zu schwellen, jedoch wozu? — Der unterrichtete und redliche Verfasser strebt gewiß selber eifrig nach Fortschreiten und nach Vollendung seines, allen höher gestellten Arbeitern hoch willkommenen Unternehmens. Ein den oben angedeuteten Wünschen entgegenkommendes Supplement wird hiezu der erste und willkommenste Schritt seyn.

Art. VII. Holland in den Jahren 1831 und 1832, von Ludolf Wienberg, der Philosophie Doctor. 2 Bände. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1833.

Das Buch des Herrn Wienberg hat einiges Aufsehen gemacht, nicht allein, weil über das Land, von dem es uns Nachricht gibt, in letzter Zeit wenig geschrieben worden, sondern auch der lebendig witzigen Darstellungsweise wegen. Der Autor, ein

Novus homo in der Literatur, kann von Glück sagen, bey seinem Erstlingsversuch von allen Seiten mit anerkennender Aufmerksamkeit bewillkommt zu seyn. Er dürfte sich indeß täuschen, wenn er es allein seiner Manier zuschriebe, und, dadurch dreist geworden, ohne auf gleiche Weise vom Stoffe getragen zu seyn, in andern Feldern mit derselben witzigen Keckheit zu Werke ginge. Sein Ton ist zwar frisch, pikant, aber nicht originell; er stammt aus einer Schule, welche eben so schnell untergehen wird, als sie durch ihre überraschende Erscheinung in Deutschland Glück gemacht hat. Der Deutsche nimmt es aus Neuheit zwar auf, wenn der leichtfertige Witz sein staubig schweres Tuchkleid einmal ausklopft, er lacht auch wohl, wenn er ein Loch hineinschlägt; aber unser Klima verlangt doch schwere Tuchkleider, wir kommen nicht fort in den luftigen Zeuchen, und wenn uns kein neues Tuch von Haltbarkeit gewebt wird, greifen wir zu dem alten, und flicken es. Das paßt auf Vieles; vorläufig reden wir aber nur vom deutschen Styl, und meinen, daß unsere altehrbare Prosa zwar der Abstäubung bedarf, und eleganter und frischer auftreten kann, als hie und da geschieht, daß aber die springende kurzröckige Prosa, halb aus dem neuen Frankreich, halb aus dem praktischen England entlehnt, wie sie von den Heine, Börne u. A. neuerdings cultivirt worden, unserm Sprachstamme eben so fremd ist, als deren Treiben unserm Sinne. Zu dieser Schule, dem Sinne wie der Sprache nach, gehört Herr Wienberg. Diese kurz abgebrochene, hinwerfende Genremanier läßt sich indeß nicht füglich ohne Witz durchführen, und dieß gewährt uns vor der Manier schon den Schutz, daß nur wirklich witzige Leute sich darin versuchen können. Dieser petillirende Geist ist in dem Verfasser allerdings nicht unbedeutend, und in Art seiner Vorgänger springt er ziemlich schonungslos auf dem umher, was ihm nur consistenter Schutt und Gerüll scheint, fertig zu einer Umwandlung. Das in seinen Sitten stabile, in seinen Formen langweilige Holland bietet sich ihm wie von selbst zur Satyre dar, und indem er leichtes Spiel hat, sich ungehindert seinem Dämon überlassen kann, gewinnen wir dadurch ein lebhaftes Tableau, voll greller Farben, wo wir nur ein großes Gemälde grau in Grau erwarteten. Es läßt sich nicht läugnen, daß die Keckheit hie und da in Unart übergeht, einestheils kann man das aber der politischen Schule zu gut halten, und braucht sich nicht darum zu kümmern; andrerseits ist doch ein Fond von Wärme und echtem Gefühl für das Schöne da, der bey den Wortfechtern von daher in der Regel nicht vorkommt.

Es ist die Art dieser Genreschriftstellerey, sich in nichts zu vertiefen, das Product verlöre dadurch an Reiz. Also springt

der Darsteller auch hier ohne Ordnung von einem Punkt zum andern, was zwar ein sehr unterhaltendes Lesebuch gewährt, aber weniger Unterricht als man wünschen könnte; und Holland, dieses merkwürdige, aus Schlamm, Wasser und Windmühlen, aus Phlegma und Begeisterung, aus Häringsfischerey, Philologie und Tapferkeit hervorgewachsene oder zusammengestoppelte Land bietet in seiner Monotonie so viel Räthsel und Tiefen, daß man eine gründlichere Forschung und ernstere Auseinandersetzung neben der mehr malerischen Characteristik seines Physiognomiespieles fordern dürfte Uebrigens verrathen einige Abhandlungen, daß es dem Verfasser weder an dem Forschungsgeiste, noch an den Mitteln gefehlt hätte, sich die hierzu nöthigen Kenntnisse zu verschaffen. Aber wahrscheinlich ist der Gedanke, dies Buch zu schreiben, erst nach seinem temporären Aufenthalte in Holland entstanden, und nun kam Wollen und Können zusammen, um nicht mehr zu liefern, als geschehen — eine pikante Lectüre mit Parteynebenzwecken. Es ist, als Ganzes betrachtet, eine Brockenarbeit, man sieht, wie der Autor seine Collectaneen zusammengekratzt hat, um zwey Bände zu füllen, aber man hält es ihm zu Gute über den spirituellen Fonds und das viele gute Einzelne, was er gibt.

In Holland, wie Rec. in Erfahrung gebracht, hat das Buch noch mehr — er weiß nicht, ob er es Glück nennen soll — aber Sensation gemacht. Der Verfasser wird zufrieden seyn, denn die Holländer, aus ihrem Phlegma aufgerüttelt, haben es verschlungen, um ihrem Aerger in conversationellen und kritischen Ergüssen gegen ihn Luft zu machen. »Was sie aber am meisten kränkte,« vertraute uns ein Freund, der in den Scharminger Badecirkeln lauschte, »ist, daß alles darin wahr ist. Die Holländer können den Verfasser nicht Lügen strafen.« — Es gibt indeß eine verschiedene Wahrheit. Herr Doctor Wienberg könnte als guter Slingeland jeden Stock und Block der Gegend wahr porträtirt haben, ohne darum wie ein Ruysdael den Stempel der Wahrheit auf das ganze Bild gedrückt zu haben. In den Bildern dieses Meisters ist oft alles Einzelne unter der Gewöhnlichkeit, — bisweilen ist der Gegenstand nur eine verfahrene Wegespur zwischen Dornsträuchen — und doch belebt der Geist seiner Anschauung die dürftigen Objecte mit Schönheit. So ließe sich umgekehrt ein Bild von Holland leicht denken, wo alles Einzelne zierlich und nett, und das Ganze eine fürchterliche Carrikatur wäre. So arg ist es jedoch hier nicht. Eine solche zu liefern lag gewiß nicht in des Autors Absicht. Wenn er karikirte, geschah es nur hie und da im Detail; wo er mit Bewußtseyn auf einen Totaleindruck lossteuerte, hatte er wohl eine an-

dere Absicht. Aber diese dem politischen Geiste, oder wie er sich in den jüngsten Zeiten manifestirt hat, feindlich gesinnte Absicht hat ihn zu Ungerechtigkeiten in der Anschauung, im Urtheil, und zu Auslassungen veranlaßt. Zwar meinen wir, daß er mit Ehrlichkeit zu Werke ging, aber diese Ehrlichkeit reicht nicht aus, wo politische Glaubenswuth im Spiele ist. Das Formenfeste gewinnt wenigstens eine andere Farbe, und in Genrebildern macht die Farbe sehr viel aus. Sey sein witziges Gemälde ein treffendes und treffliches, doch genügt es nicht. Die holländische Nation und ihr erlauchtes Fürstenhaus haben sich in den letzten Katastrophen ihres alten Ruhmes und des Doppelwahlspruchs der Dynastie und des Staates: je maintiendrai, und: concordia res parvae crescunt, würdig gezeigt, ihre Standhaftigkeit hat, wenn auch nicht überall den Beyfall, doch die Bewunderung von Europa erregt; sie verdienen auch eine literarische Anerkennung, und wenn wir Herrn Wienberg's Buch als einen guten Commentar der Schattenseite mit Dank hinnehmen, dürfen wir ein anderes Werk über die Lichtseite Hollands und der Holländer noch erwarten.

Schwer dürfte dieß nicht zu schreiben seyn, nur bleibt es zweifelhaft, ob das übrige Europa es aus der Feder eines Holländers lieber empfangen würde, wie aus der eines eben so geneigten Ausländers, als Herr Wienberg abgeneigt ist.

Um deßhalb hätten wir im Sinn der Gerechtigkeit und Klugheit wünschen sollen, daß von Deutschland aus zuerst eine gerechte, umfassende Würdigung des holländischen Seyns und Wesens ausgegangen wäre. Wir hätten dem wackern Brudervolke die Hand bieten sollen zur gegenseitigen Versöhnung und Anerkennung, und es wäre keine Sünde gewesen, wenn man einmal, um die alten Anekdoten gut zu machen, mit Liebe die guten, ehrenwerthen Seiten der Holländer herausgehoben hätte. Statt dessen erscheint nun Herrn Wienberg's Buch, und setzt uns der Gefahr aus, daß der geistige Bruch immer ärger wird.

Wir hüten uns, in dieser Anzeige des Buches eine systematische Ordnung einzuführen. Es würde ein neues Buch werden, was zu schreiben wir nicht den Beruf fühlen. Somit folgen wir den Springerschritten des Herrn Verfassers, was den Lesern dieser Anzeige, bey einem solchen Werke, vielleicht eben so lieb ist, als denen des Buches selbst. Wie schon angedeutet, bleibe hier der politische Beobachter, so viel es sich thun läßt, unberücksichtigt, da uns eine Modification oder gar Widerlegung seiner Ansichten weit ab von dem führen würde, womit wir uns beschäftigen wollen, nämlich von Holland selbst.

»Wenn unser einer sich zu Tisch setzt,« sagt der hannöversche

Postillion, der den Verfasser in Holland hineinführt, »so ißt er so lange, bis er satt ist, diese Leute (die holländischen Dragoner) aber fressen so lange, bis sie wieder hungrig werden.« Also »Gefräßigkeit« ist die erste Eigenschaft, unter der uns auf der ersten Seite die Holländer präsentirt werden. Es ist zwar hier nur von ihren Dragonern die Rede (bekanntlich besteht die holländische Kavallerie im Gegensatz zur Infanterie ganz aus Landeskindern), allein es finden sich noch Winke, welche diese Qualität als allgemein verbreitet annehmen lassen. Auch hier kommen uns die Anekdoten zu Hülfe, und schildern uns den und jenen Mynheer, einen abgetakelten West- oder Ostindienfahrer, der von Morgens bis Abends, Jahraus Jahrein, hinter den grünen Jalousien seines netten Häuschens sitzt, und sich in der Gotteswelt mit nichts anderem beschäftigt, als seinen Kaffeeschälchen, wenn er aufsteht, dem Schinken- und Rauchfleischfrühstück, dem anständigen Mittagsessen, Vesper- und Abendbrot, und dazu nichts weiter, als einige Dutzend Pfeifen Varinas, eine Flasche Schiedam (Wachholderbranntwein), einige Bouteillen Burgunder und schwere Cetteweine, den Staatscourant und eine glattwangige, wohlbeleibte Aufwärterin. Er sitzt und ißt und trinkt und liest und raucht und küßt, aber alles sitzend, denn der Schiedam und der Burgunder und das Rauchfleisch und die Ruhe, die weder Napoleon noch die Belgier aufstören konnten, haben seinem Leibe einen Umfang gegeben, der ihm das Stehen und Gehen verbietet. Und der Reisende, der einer Fete beywohnt, oder auch nur in ein Amsterdamer Wirthshaus tritt, und den Kalbsschlegel und Rostbraten dampfen sieht, dürfte der Annahme von der Vielesserey der holländischen Nation eben so leicht Glauben schenken, als unsere deutschen Landsleute, die das Glück hatten, während der Franzosenzeit holländische Einquartierung bewirthen zu müssen, eine sehr böse Erinnerung. Nichts desto minder wäre es Unrecht, daraus einen allgemeinen Schluß zu ziehen. Auch der Franzos, zu Hause der frugalste Mensch, wurde als Soldat in Feindes Lande ein Vielesser und Trinker, und in jedem Volke mag es Reichgewordene geben, welche sich von den Strapatzen des Lebens im Lehnstuhl ausruhen unter Braten und Weinduft, obschon der holländische Seefahrer, in Erinnerung dessen, was er entbehrt hat, mehr als selbst ein stammfester John Bull darin leisten mag. Die holländische Küche ist, aus leicht erklärlichen Gründen, eine der nahrhaftesten und gesündesten, aber im eigentlichen stillen Familienleben herrscht daneben eine Frugalität, gegen die selbst unsere mittel- und norddeutsche nichts sagen will. Um den wackern Holländern einen in Vieler Augen so verdienstlichen Vorwurf abzunehmen, sey es hier vergönnt, specieller in

das Detail des täglichen Tischlebens einzugehen, als es vielleicht für eine, gelehrter Kritik gewidmete Zeitschrift schicklich ist. Bloß in dieser Rücksicht sey denn hiermit gesagt, daß es anständige Familien in Holland gibt, welche nur ein Mal wirklich in der Woche kochen, und von den Resten des einen Tages die sechs anderen haushalten. Der stattliche Braten, oft nur eine Scheibe eines Kalbschlegels, — bisweilen auch nur die Parcelle einer solchen Scheibe — kommt Tag um Tag, kalt oder gewärmt auf den Tisch, bis der nackte Knochen zu Tage liegt, und nur in den Zugemüsen, — immer vortrefflich in dem Gartenlande — wird mit Geschmack gewechselt. Suppe gehört nur ausnahmsweise zu einem holländischen Mittagstisch. Hiernach dürfte wohl der generelle Vorwurf modificirt werden. Dagegen will aber die Sitte, daß kein Herrenbesuch angenommen wird, ohne daß die Flasche Rothwein (gewöhnlich ein Tarell) auf dem Tische steht.

Gleich darauf wird indessen dieser selbe »vielfressende« Dragoner als ein sehr gutmüthiger Mensch geschildert, der den aufziehenden Scherz des deutschen Postillions wohlwollend aufnimmt. Der Wagen wird in dem ersten Dorfe »von kleinen, pausbäckigten Holländern umringt, im steifen, sonntäglichen Putz, nicht muthwillig und tobend, wie unsere Dorfjugend, sondern kleine, vernünftige Abdrücke ihrer Väter und Mütter.« Es erfolgt eine freundliche Einladung des Wirthes, einzutreten, und die Tochter credenzt dem Gaste mit ihrer kleinen, weißen Hand die kleine, weiße Thonpfeife: As u belieft, myn Heer, en Pijpje de smooken? und sie läßt sich die weiße Hand streicheln, und auch die Wange, »so kühl, fest und fein, wie das feine chinesische Porzellan, das auf dem Tische stand.« — Der Postillion erklärt ihm, auf die Fabrikation weißer Pfeifen und weißer Mädchen verständen sich die Mynheers, »beyde sind nur klein, aber fett, glatt, wohlthätig für die Lippen, brechen nicht leicht, nehmen nicht leicht was übel, sind dabey schlank und wohlgebacken und sehr vorsichtig ausgebrannt, über langsamem Feuer, der Holländer läßt alles sacht angehen.« — Ueber die besondern und ganz absonderlichen Sittlichkeitsgrundsätze der Holländer werden uns in einem spätern Kapitel noch wunderliche Mittheilungen gemacht, welche für mährchenhaft klingen dürften, wenn Rec. nicht zufällig selbst wenigstens von analogischen Fällen unterrichtet wäre. Daß in Amsterdam, im Haag eine widerwärtige Feilheit der Sitten herrscht, hat für eine Welthafenstadt nichts auffälliges; aber die stillen Freuden, welche im Schooße ehrbarer Familien, die sonst den religiösen Sittengesetzen gehorsamen, gepflegt werden, können die Psychologen überraschen. Man geht auch da mit einer gewissen Berechnung zu Werke, und,

weit entfernt, sich einer blinden Leidenschaftlichkeit zu überlassen, denkt man im Genusse gut wirthschaftlich an die Folgen. Ein junges hübsches Mädchen entgegnete den mütterlichen Vorwürfen mit der tiefen Bemerkung: »Einen Mann kriege ich doch, da ich reich bin.« Dieß theilt unser Verfasser nicht mit, wir suppliren aber dies Beyspiel aus eigener Kenntniß, statt des von ihm gegebenen Gemäldes, was sich hier nicht ganz füglich mittheilen läßt. Unter der scheinbaren Ruhe der wasserstoffhaltigen Natur schlummere ein Vulcan, könnte man annehmen; doch mit Unrecht. Es lodert nicht, es ist nur das Spiel- und Beywerk einer üppigen Natur. Bey jüngeren Leuten tritt es freylich als äußerste Lascivität heraus; was soll man aber zu der — ich möchte es Sittenunschuld nennen — sagen, wenn verheiratete Männer, die zum Markt u. s. w. aus der Provinz nach Amsterdam kommen, ihre Frauen in die Häuser führen, deren stiller Besuch schon von ledigen Männern unter dem Mantel des Geheimnisses geschieht! Sie führen sie in aller Ehrbarkeit hin — die Damen gehen verschleyert — und mit aller Ehrbarkeit hinaus, und es geschieht nur wie man seine Frau in Museen, Theater und Conditoreyen führt — zum Zusehen. Viele wollen aber behaupten, daß das Sittenverderben tiefere Wurzeln in der Lebensader geschlagen, als dieß bloß lascive Sinnenspiel, daß in den höhern Classen unter dem Schein der Ehrbarkeit eine moralische Zerrüttung der Grundsätze schleiche, welche nahe verwandt sey jenem Nihilismus wahrer Sittlichkeit, der in Frankreich herrscht. Wenn Rec. auch Beyspiele dafür anführen könnte, so wäre es doch höchst ungerecht, nach solchen eine Nationalität zu beurtheilen. Noch gewahren wir keine von den Symptomen, welche in Frankreichs Staats- und Lebensgebäude den Mangel an aller Glaubensbasis documentiren, und offen aussprechen, daß nur die aus dem gegenseitigen Interesse hervorgehende Gerechtigkeit das künstliche Band zusammenhält. Im Gegentheil hat die jüngste Zeit Beyspiele genug von Aufopferungen fürs Vaterland geliefert, welche nicht in der eitlen Ruhmsucht, noch allein in der Berechnung des Interesse, sondern im Glauben und ehrenfesten Vertrauen ihre Wurzel haben können. Großes Unglück, gefährliche Krisen haben von je Stählung laxer Grundsätze, wiedererweckte Sittlichkeit und neu gewonnenen Glauben zur Folge gehabt. Ein großes Beyspiel von der Rückkehr zur Sitte, der er im Glücke trotzen zu können glaubte, liefert ja die Geschichte eines erlauchten Namens, der lebhaft in jene großen Irrungen verwickelt ist.

Nach einigen Genrebildern, die die Entree in Holland schildern, und, scheinbar leicht hingeworfen, doch vollständig und gründlich einen Theil des Volkscharacters characterisiren, gibt

uns der Verfasser unter dem Kapitel »Haag« auch eine Probe von der leichtfertigen französischen Manier, die aus willkürlichen Abzeichen frischweg Schlüsse macht. Glücklicher Weise ist der Gegenstand nicht von Bedeutung. Er nennt den Haag nämlich eine grüne Stadt, wogegen Rec. nichts einzuwenden hätte, wenn der Verfasser nicht sein Urtheil auf folgende Weise motiviren zu müssen glaubte: denn Haag oder s'Gravenshage ist eine Stadt, wie andere holländische Städte, und wie London schwarz aussieht, Paris weiß (?), Berlin roth (?), so hat der Haag wegen seiner Canäle, Bäume und Häuser einen grünlichen Anstrich, und als ich bey meiner Ankunft über eine Brücke fuhr, begegneten mir Arm in Arm zwey Damen mit grünen Brillen, grünen Kleidern und grünen Regenschirmen, welche sie gegen den Nebel aufgespannt hatten. — Diesem mit Heineschem Witz abgefaßten Conclusum folgt auf der Stelle ein anderes, nicht besser motivirtes, wonach Goethe die Poesie in der Hofkutsche, Byron die Poesie zu Roß, Jean Paul die himmlische Fußboten-Poesie seyn soll. Wozu helfen solche witzige Gleichnisse, wozu das französische Bestreben, reiche Begriffe in armselige Ausdrücke einzuzwängen? — Die Fußgänger in Holland gehören zur Seltenheit. Die Landstraßen findet der Verfasser durchweg vortrefflich; es ist indeß bekannt, daß auf den schmalen Dammchausseen in nassen Winterzeiten oft großes Unglück geschehen ist; sie sind mehr zierlich als fest, und hielten die Last unserer beladenen Fuhrmannskarren nicht aus. Aller Waarentransport geht mit den Trekschuyten zu Wasser. Der Holländer reist auch selbst gern mit dieser zwar nicht allzuschnellen, aber angenehmen Gelegenheit. Von einem trottirenden Pferde gezogen, fährt man auf dem erhöhten Canale zwischen lachenden Wiesen und anmuthigen Gärten weg, die großentheils unter uns bleiben, und hat im Schiffe die Bequemlichkeit eines Zimmers.

Mit einem der glücklichen Würfe, die dem Verfasser oft gelingen, gibt er uns jetzt in ein Paar Zeilen eine vollständige Characteristik der äußern Physiognomie: »Diese Städte mit ihren stumpfen Thürmen und Glockenspielen, ihren Grachten — man sieht in eine Gracht hinein, wie in einen Guckkasten, in der Mitte einen dunkelgrünen Canal mit Torf- und Kartoffelschiffen, eine perspectivische Reihe von Brücken, Bäumen, Kirchen, Häusern, schlafenden, verschlosseuen Häusern, mit hohen, verhängten Fenstern, Winkelspiegeln, Klinkelzügen, hohen Schornsteinen, den einen noch wunderlicher gebaut wie den andern, so daß man sagen kann, die Phantasie der Holländer hat sich an ihren Schornsteinen erschöpft. — Diese Dörfer mit ihren schmalen Gassen, ihren kleinen, bunten Häusern, diese Bauer- und Milch-

wirthschaften mit ihren blanken Kesseln und Heuschobern, diese Landschaften, verhaßt der Diana, der Göttin des Wildes und Waldes, weil sie weder Wild noch Wald enthalten; verhaßt dem Apoll, weil sie sein poetisches Gefühl durch Schnupftabaksmühlen beleidigen; verhaßt selbst dem Pan und den Feldgöttern, sonst Liebhabern von Vieh, weil ihnen keine Hirtenflöte oder auch nur ein Kuhhorn entgegen schallt, aus gänzlichem Mangel an Hirten; diese Landschaften, die immer und ewig dasselbe Gesicht behalten, und unveränderlich mit Gras, Kühen, Canälen und Windmühlen abwechseln, vielleicht von allen Göttern und Göttinnen nur geliebt von der Himmelskönigin Juno, welche die Welt aus einem ökonomischen Gesichtspunkte betrachten muß, da sie nach Homer Kuhaugen hat.«

Der Verf. findet darin alles, wie er es gedacht, nur die Menschen anders. Seine Hinreise ist im Jahre 1831. Ein neuer Geist ist über die Holländer gekommen, er findet sie »aus den Angeln ihrer Gemüthsruhe gehoben.« — Das »bedächtige Volk war durch ein neues Gefühl, Ritterthum, Ehre, in ein neues Element hineingeplumpt, die Jungen erhitzten die Alten, die Zeitungsschreiber Alle.« Und das findet Herr Wienberg abgeschmackt, um deßhalb, weil ein treues, besonnenes Volk die Angelegenheit seiner Regentenfamilie zu seiner eigenen gemacht hat. Es bedarf nur dieses einen, mit dürren Worten ausgesprochenen Urtheils, um den politischen Gesichtspunkt des Verfassers zu würdigen, und in allem, was darauf Bezug hat, auf seiner Huth zu seyn. Das von selbst erwachsene, durch die Umstände gekräftigte Band der Liebe zwischen Volk und Fürst, unterstützt durch die Vernunft, geheiligt durch den Erfolg, die Bewunderung von Europa, ist ihm ein Aergerniß, und er hätte es lieber gesehen, wenn die Holländer ruhig zugeschaut, und die Hände in den Schooß gelegt, als die Belgier sich erhoben! Dieser Aerger schwillt bey jeder Gelegenheit auf, wo ein Holländer diesen ihm verhaßten Patriotismus an den Tag legt; er bemüht sich auch von ihrer Tapferkeit was möglich fortzustreichen, und den im Allgemeinen errungenen Ruhm den und jenen Wenigen zu vindiciren, nachdem noch zuvor den Umständen alles beygemessen worden, was sich, ohne lächerlich zu werden, ihnen aufpacken läßt. Und doch thäte man Unrecht, den Verfasser für ganz unempfänglich gegen echtes, großartiges Volksgefühl zu erklären. Es gibt doch Momente, wo, trotz seiner vorgefaßten Meinung, die Anerkennung unwillkürlich hervorbricht, zum Beyspiel beym Anblick des Volksjubels im Haag bey der Rückkehr des Prinzen von Oranien nach dem Löwener Siege. Hier wird doch selbst der phantastische Republicaner gerührt von der stillen königlichen

Vaterfreude, die aus dem strengen Gesichte des Oraniers strahlt. — Sonst zieht er den Schluß, die Holländer wären keine Deutsche mehr, seit sie, aus unsern Urwäldern vertrieben, in ihrem nassen Jammerthale sich niederließen. »Feuer, Wasser, Luft und Erde haben sie zu Holländern verarbeitet, ihre Sprache ist versumpft und in Gurgellaute ausgeartet, ihr Geist ist nur der feuchte Niederschlag des deutschen; beraubt des himmlischen Funkens der Begeisterung, baar und ledig des Gemüths.« Und warum alles das? — Weil die Schütter von Amersfort einen Toast gegen ein unglückliches Volk ausgebracht. Die Gesinnung der Schütter von Amersfort dürfte in diesem einen Punkte nicht von ganz Holland getheilt werden. Aber wäre es in jenem Momente der Fall gewesen, so würde der parteylose Beobachter die Stimmung, die aus ihrer Lage hervorgeht, von der innern Gesinnung zu unterscheiden wissen. Uebrigens finden sich allerdings wenig Elemente der Zusammenstimmung zwischen einem Kaufmannsvolke, wie die Holländer, und einer Aristokratie, wie die altpolnische, obschon beyde den Begriff Republik und das Losungswort Freyheit anbeteten. Welche verschiedene Begriffe werden unter einem Worte verstanden!

Im sogenannten Bosch, dem Busch oder einzigen Walde von Holland — er trennt den Haag von den Dünen, und ist ein sehr angenehmer Spaziergang — zeigt Herr Wienberg uns die public characters der Residenz, meist namenlos, denn was er liefert ist so ziemlich eine chronique scandaleuse, und dieser Theil des Buches, obgleich uns nicht ganz verständlich, möchte in Holland selbst den meisten Anstoß und die meiste Freude erregt haben. Herr Wienberg war gegen zwey Jahre als Informator im Hause des dänischen Gesandten im Haag, hatte also Gelegenheit genug, die vorstrahlenden Persönlichkeiten und ihre Schwächen kennen zu lernen. In Heine's Art und Weise berichtet er uns dann, daß die Holländerinnen entsetzlich große und schwere Füße haben, besonders aber diejenigen, welche in Java der Faulheit gesetzlich pflegen. »Sie behängen sich,« heißt es, »geschmacklos mit Perlen und Edelsteinen, liegen den ganzen lieben Tag auf dem Sopha, lassen sich die Mücken und Fliegen abwedeln, waschen sich viel und werden immer gelber, baden sich oft und werden immer welker, angeln gern nach jungen Europäern, welche sie reich und dürre machen, und sind im übrigen so geistlos und armselig in der Unterhaltung, daß man in ihrer Gesellschaft nicht ausdauern kann.« — Auf diesem Spaziergange im Busche begegnet uns auch die Sontag, welche mit den Töchtern des englischen Gesandten die Grazien und Musen hier zu repräsentiren scheint. — Zum Schluß der chronique scanda-

leuse der kostbare Umstand, daß vier Rotterdammer Damen im patriotischen Beysteuerungseifer, für den General Chassé, den Helden der Nation, beym Ministerie van Binnenlandsche zaken »eine breite, weiße, wollene Nachtmütze« niederlegen, mit den eingestrickten Worten: »Leve Chassé 1831!« und die officielle Zeitung druckt das ab, und es fällt keinem Menschen ein, darüber zu lächeln.

Van Spyks That wird einer kritischen Würdigung unterworfen, und nicht gebilligt. Rec., der einst von der Hochherzigkeit derselben eingenommen war, bekennt sich überwunden. Es war für den Jüngling noch nicht dieselbe Noth vorhanden, sich und sein Schiffsvolk in die Luft zu sprengen, wie bey dem genannten Reinier Klaassohn, der sich auf dem Meere zwey Tage lang unausgesetzt mit vier spanischen Gallionen herumschlug, und erst als sein durchlöchertes Schiff jeden Augenblick zu versinken drohte, sich mit der Mannschaft auf die Kniee warf, Gott um Verzeihung bat, und dann den lecken Kasten in die Luft sprengte. Bey Van Spyk scheint es mehr ein modernes point d'honneur gewesen zu seyn; auch wird behauptet, daß alle holländischen Seeofficiere, welche dazumal in der Schelde lagen, sich den Eid abgenommen hatten, eher mit ihren Schiffen in die Luft zu fliegen, als sich gefangen zu geben. Nichts desto weniger ist seine rasche That von moralischem Gewichte gewesen. Electrisch hat es die Holländer ermuthigt und die Belgier stutzig gemacht.

Ein dichterisches Kapitel über die Nordsee und den Character des Meeres verdient gelesen zu werden, ohne daß es was besonders Characteristisches über das geschilderte Land sagte. »Im ionischen wie im Nordmeer lebt die Seele der Menschen, und die Seele des Nordens ist, wie ihre See, wetterwendisch, ungestüm, sehnsüchtig, sich verlierend ins Unermeßliche. Die Nordsee wird nie zum Mittelmeer und der Nordmensch nie ein Grieche, trotz Winckelmann und Goethe.« — Wir gehen aber davon auf die späteren Kapitel über, welche anschauliche Blicke auf die allgemeine Beschaffenheit des Landes werfen. Er nennt es ein von der Natur zum Paradiese der Kraniche und Frösche bestimmtes. Durch die jähe und schlüpfrige Geduld eines kleinen germanischen Völkchens, das Kiemen statt der Lungen gehabt zu haben scheint, ist es erst im Laufe von Jahrhunderten in einen fruchtbaren und stark bevölkerten Wohnsitz der Menschen umgewandelt. Eingefaßt von den Armen des Rheines, verdanke es, allem Anscheine nach, sein »schlammiges Daseyn« dem Schlamme, den dieser Strom auf seiner langen Fahrt von den Alpen zur Nordsee mit sich wälzt. Die Karten des Mittelalters, voller unordentlich

durch einander zerstreuter Seen, Meere und Sümpfe, geben ein deutliches Bild, was Holland gewesen und was es geworden. Und doch sey seitdem mehr Land ertrunken, als gewachsen, und des Wassers seit jener Zeit eher mehr als weniger geworden.

Er gibt uns folgende Hauptzüge dieses Wasserreichs, die wir möglichst mit den Worten des Autors herstellen: »Der größte und beste Theil des Bodens liegt zur Fluthzeit unter dem Spiegel der See, liegt daher zwischen den beyden Extremen der durch Ebbe und Fluth alle sechs Stunden veränderten Wasserstände, würde also alle sechs Stunden unter Wasser und alle sechs Stunden wieder aufs Trockene gesetzt werden, ohne das Vorhandenseyn des natürlichen Bollwerks der Dünen und der künstlichen Dämme und Deiche, womit die Einwohner die Ufer ihrer Flüsse und der Südersee beschirmen. Und dennoch würde Holland in kurzer Zeit rettungslos versinken, und in sein altes morastiges Element zurückkehren, wüßte man nicht täglich die große Menge Wassers herauszuschaffen, welche sich täglich von neuem sammelt aus Thau, Nebel, Quellen, Durchsinterung des Bodens u. s. w. Für diesen Zweck benutzt man auf die einfachste und sicherste Weise das Phänomen der Ebbe und Fluth, als worauf der größte Theil der hydrotechnischen Anstalten dieses Landes wesentlich basirt ist. Die Polder, so nennt man die tief liegenden Wiesen, welche einer Entwässerung bedürfen, verdanken diesen Akt und ihrer Erhaltung Schleusen, welche eingerichtet sind wie Ventile in Pumpwerken. Sie öffnen sich nach der Seite des Meeres oder der großen Ströme, sobald der Wasserdruck von innen erfolgt, und das Strom- und Meerwasser diesen Druck nicht durch einen Gegendruck aufhebt, also zur Zeit der Ebbe. Das andringende Wasser der Fluth hingegen schließt die beweglichen Thore der Auswässerungsschleusen, so daß kein Seewasser in die Polder tritt, und das Binnenwasser Zeit erhält, sich während dem Verlauf der Fluth in den gezogenen Gräben und Canälen zu sammeln. Ein nicht geringer Theil der holländischen Felder hat sogar eine noch tiefere Lage, als der Wasserstand der Nordsee zur Zeit der Ebbe — — und ihr Wasser läßt sich nur durch Windmühlen in die Canäle auswässern, aus welchen es durch Auswässerungsschleusen ins Meer ausgestoßen wird.«

Vortrefflich ist die Einrichtung und Administration der sogenannten Wasserreiche, eingetheilt nach den auswässernden Landschaften. Alle Grundbesitzer sind Wasserbürger, die einen Rath wählen von sachverständigen und starkbetheiligten Männern, Hemradschapi genannt, denen die hydrotechnischen Interessen mit großer Vollmacht anvertraut sind. Die Kosten theilen sämmtliche Grundbesitzer des Wasserreiches. Bey Sachen von Bedeu-

tung wird sich aber an den Waterstaat gewandt, welcher ein besonderes Ministerium über alle Hemrathschaften bildet. Die Noth hält alle beständig in Athem, und sie gleichen, sagt der Verfasser, Matrosen auf einem lecken Schiffe, die Tag und Nacht pumpen müssen, um nicht unter zu gehen.

Die Dünen — um wieder einige spätere Kapitel zum Wasserstaat heranzuziehen, — die Dünen, die mächtige Schutzmauer gegen das nordwestliche Meer, sind kein todtes Kapital. Außer der Jagd auf Kaninchen und Hasen (nach einigen Gelehrten gehört hierher der Name der Kaninefaten), tragen sie Kartoffeln, welche mit den Kastanien wetteifern, und Wiesen, worauf die fettesten Kühe weiden. Was der Wuth der Westwinde nicht beständig ausgesetzt ist, findet man bekleidet mit mehrerley Arten Moos, und besonders mit den Halmen zweyer Sandpflanzen, welche mit dem krausen Wirrwar ihrer Wurzeln und Haarwurzeln den feinkörnigen Muschelsand so tief und dicht durchflechten, daß der Kartoffelarbeiter oft Mühe hat, diesen mit dem scharfen Spaten zu durchstoßen. Stürme der Vorzeit haben diese Dünen (von dem celtischen Worte dun, Höhe) aufgerollt und geworfen, diesen Sandpflanzen verdanken sie ihre Erhaltung, denn die Kinder jener ersten Winde würden sie ohne diesen vegetabilischen Kitt längst wieder verweht haben. Weil die römischen Schriftsteller nicht von ihnen sprechen, nimmt man in Holland an, daß die Dünen erst um Karls des Großen Zeit, wo ihrer zuerst erwähnt wird, entstanden seyen. Allein die Republik und das Land der Bataver hätte nicht ohne dieß natürliche Dünenbollwerk bestehen können, da dieses niedriger als die See liegt, und die Bataver erst von den Römern die Anfänge der Wasserbaukunst gelernt haben. Man unterscheidet drey Reihen Dünen, die Küstenreihe, die mittlere und die äußerste letzte, welche wahrscheinlich die erste und älteste ist. Außerdem kann man noch eine lange Sandbank, welche sich längs der ganzen holländischen Küste hinzieht, als vierte dazu rechnen. Sie ist die Streusandbüchse, welche mit jeder neuen Fluth frischen Sand zuführt, die Küste von Jahr zu Jahr höher legt, und die Mündungen der Flüsse versandend, eine natürliche Feindin der holländischen Schiffahrt ist. Nur die Schelde ist dagegen gesichert, und Antwerpen daher der natürliche Hafen des nordwestlichen Europa.

Nichts desto weniger nimmt auch die See zuweilen fort was sie gibt. So hat sie im Mittelalter die Hälfte des berühmten Fischerdorfes Scheveningen (der Verfasser schreibt Schevelingen) mit sich fortgerissen; freylich nur den Theil, der außerhalb den Dünen lag, also ihr von Rechtswegen gehörte. Scheveningen, so zu sagen der Hafen von Haag, bildet einen seltsa-

men Gegensatz zum Reichthum dieser diplomatischen Stadt und dem sonstigen Comfort Hollands. Aeußerst lebendig und getreu, wie Ref. aus Augenschein bezeugen kann, ist des Verfassers Schilderung der Dürftigkeit, die selten so ins Auge springt. Die wenigsten Fischer sind Eigenthümer ihrer Fahrzeuge, welche einigen reichen Leuten im Haag gehören, und die große Bevölkerung des Strandortes lebt eigentlich nur als Taglöhner dieser Wenigen, ein Verhältniß, welches bey eigentlichen Hafenörtern selten ist. Dazu sind ihre Familien sehr zahlreich, ihre Weiber ungewöhnlich fruchtbar, Alles ist schwanger oder säugt, und wenn sie des Morgens in der Frühe hoch aufgeschürzt in der See stehen, und ihre Lappen, Lumpen und Windeln waschen, so liegt ein Kinder-Bethlehem hinter ihnen im Sande, gräbt, spielt, kauert und krabbelt, streckt die Beinchen in die Luft, und saugt an dürren Fischen. Sieht man von den Dünen herab in das kleine rothe Nest hinein, das an der See im Dünenkessel liegt, so begreift man nicht, wie so viele tausend Menschen darin wohnen und unter Dach und Fach kommen mögen; will man aber wissen wie, so streiche man des Nachts, wenn der Mond scheint, durch die fischduftigen Gäßlein an den elenden Hütten dieser Leute vorüber. Da ist es nichts seltenes, einen nackten Fuß aus der Thür stecken zu sehen, der einem großen Jungen oder Mädchen angehört; wo dann sicher vier bis fünf Familien zwischen die Lehmwände einer armseligen Fischerhütte zusammengepreßt sind.« — Von jedem Fange erhalten die Fischer nur ungefähr ein Viertel; ihr Aeußeres gleicht dem der neapolitanischen Fischer, und auch sie hat die Noth schon einmal zum Aufruhr, jedoch nicht gegen die Zöllner, sondern nur gegen ihre Rheder veranlaßt. Es ist aber kein Masaniello daraus entstanden, und nicht der Vicekönig, sondern ihr Domine hat sie schon zur Ruhe gebracht. Die Weiber sind häßlich, beyde Geschlechter schmutzig, und die Knaben fahren mit Hunden, vor kleinen zweyrädrigen Wagen gespannt. Nichts destoweniger gewährt Scheveningen (ein für uns so unaussprechbarer Name, als das ciceri der sicilianischen Vesper für die Franzosen) dem Fremden einen Reiz, der sich nicht schildern läßt, kaum mit dem Pinsel malen. Ueber die Unermeßlichkeit des an die Dünen schlagenden Meeres vergißt man den Fischgeruch, der Herrn Wienberg aus allem, was da lebt und nicht lebt, anekelte. Einförmig ist das Schauspiel, und doch konnte Rec. stundenlang am Strande auf- und abgehen, und ermüdete nicht an der Monotonie. Das Badhaus liegt, weiß blendend, wie ein verlassener Feenpallast, auf der Kante der dort gerade wenig bekleideten Dünen.

Aus dem Kapitel über die holländische Naivetät ist das Be-

deutendste schon früher bey dem über die Sittlichkeit entnommen. Es enthält aber noch ganz characteristische Züge, daß es z. B. gar nichts Auffälliges ist, junge, anständige Mädchen auf der Straße junge Männer anreden, anlachen und foppen zu sehen. Die Mädchen beklagen sich oft über das steife Wesen der Herren. Die Stiefelputzer zwangen den Verfasser, indem sie ihm die Bürste in den Stiefel stecken, sich wichsen zu lassen, und eine Rotterdammer Frau fragt ihn, als er beym Bade regungslos im Wasser liegt, allen Ernstes: »Mein Herr, sind Sie todt, wenn es Ihnen gefällig ist?« — As ii believt; das französische s'il vous plait darf hinter keiner Redensart fehlen. Am ungenirtesten geht es in allen natürlichen Angelegenheiten zu, und macht darin einen vortheilhaften Gegensatz zu der äußerst sonderbaren — ich will nicht sagen Sittenstrenge, die am deutschen Niederrheine herrscht. Hier z. B. in Düsseldorf und Bonn wird es als eine Verletzung des Anstandes betrachtet, wenn ein anständig gekleideter Mann das bey hellem Tage in einem Winkel thut, was doch ganz natürlich ist, nicht gethan, häufig der Gesundheit schadet, und in aller übrigen Welt keinen Anstoß gibt, wenn man nur dem Publicum respectmäßig den Rücken kehrt. Natürliche Erben glaubten (in Düsseldorf) ein Testament wegen Blödsinn des Testators anfechten zu dürfen, und worauf gründeten sie ihre Behauptung? Daß der alte Mann sich nicht entblödet, um Mittagszeit auf der Straße stillzustehen — und Front gegen eine Wand zu machen! Seltsames Sittlichkeitsgefühl, im Süden völlig unbekannt, aber am Niederrheine nicht allein bey den höheren Klassen der Gesellschaft einheimisch. In Holland ist es so wenig bekannt, als in Frankreich. Dieß modificirt auch den Begriff von Reinlichkeit. Ref. sah in den Hauptstraßen von Amsterdam Kinder, und sehr erwachsene Kinder, ja selbst nicht unanständig gekleidete Bürgerstöchter, bey hellem Tageslichte etwas mehr thun, als sich mit dem Gesichte gegen die Wand stellen. Ein Factum, was sich nicht leugnen läßt, da der Schatten unter den Bäumen davon Zeugniß gibt.

Bey der Characteristik der Bewohner werden die Frisen streng von den Holländern geschieden, denn Herr Wienberg will ihnen gern speciell einige von den Vorzügen zuwenden, welche er den Holländern im Allgemeinen lassen muß. So haben die Frisen, die Helden der Freyheit, manchen Grafen von Holland, der sich Rechte über sie anmaßen wollte, vom Pferde gehauen. »Der Frise ist,« nach ihm, »stärker von Leib, starrer und unabhängiger von Gemüth, eigenthümlicher in seinem Wesen, erfindungsreicher und mehr zum Grübeln aufgelegt, und selbst zur Wissen-

schaft, als der Holländer.« Er hat ein größeres mechanisches Talent, doch nicht eigentliches Kunsttalent.

Die von Utrecht und Geldern stehen dem Holländer näher. Die Gelderschen sind seit alter Zeit Landbauern, während die Holländer Schiffer und Krämer. Sie zeigen sich daher! zu Lande immer muthiger und unternehmender. Die Holländer haben vom Gelderschen Adel ein altes Spottlied:

hoog van moed
klein van goed
een zward in de hand
is't wapen van Gelderland.

Aber von den unglücklichen Holländern werden nun auch noch die Seeländer abgezogen. Sie sind mehr vom frischen Seehauch »gestählt, belebt, geröthet.« Aus ihnen sind die Wassergeusen und die großen Seehelden hervorgegangen, während dem eigentlichen Holländer die See hinter den Dünen sich versteckt!! — An Körperkraft sind die Bewohner aller dieser Provinzen dem Holländer überlegen! Der Holländer verträgt keine anhaltende, beschwerliche Arbeit, er erliegt als Ackersmann, als Soldat. Daher ehedem die Tausende deutscher Landsknechte in seinem Solde, und jetzt die Tausende deutscher Mäher und Drescher, die alljährig aus Westphalen herüberkommen, für ihn die Ernte besorgen, und dann mit dem wohl bewahrten Sparpfennig in ihre Heimat wandern. Auch die rüstigern Professionisten sollen immer Deutsche seyn. Dennoch, ihres schwächeren Muskelbaues ungeachtet, sind die Holländer tüchtige Reiter, wie sie es von den Römerzeiten bis zu den Kavallerie-Attaquen von Quatrebras und Löwen bewiesen.

Im Allgemeinen faßt Herr Wienberg den Character des Holländers, nachdem er gesagt: »Jeder Zoll ein Kaufmann,« zusammen als: eine grobe, aber eben darum starke und ausdauernde moralische Kraft. Er führt Napoleons Wort an, der den Franzosen die Moralität der Holländer wünschte, und nun kommt ein Dictum des Verfassers selbst, welches mit vielem, was er sonst gesagt, in gradem Widerspruche steht: »Ein Volk, das mit der größten europäischen Macht einen siegreichen Kampf durchkämpfte, einen noch größern mit der Natur, mit Wasser, Erde und allen Elementen fortwährend anzukämpfen hat, kann nicht anders als moralisch seyn. Moralität ist die geschichtliche Grundlage seiner Freyheit, ja die nothwendige Bedingung seiner Existenz. Ihre Canäle und Wasserbauten, ihre Häuser und Gärten, ihre Sauberkeit, Oekonomie, ihr vorsichtiges, bedächtiges, ernstes und nüchternes Wesen sind nichts als sichtbare Zeichen, Beweise und Ausflüsse der na-

tionalen Moralität.« — Grob nennt er diese Moralität, weil sie mit grobem Egoismus vermischt ist, weil Noth und Bedürfniß sie erzeugt, kalter Verstand ihre Triebfeder, Geldsucht ihr Begleiter, Argwohn und grausame Parteylichkeit ihre Folgen wären. Er bezeichnet sie ferner als Moralität ohne Zartheit, Wärme, Liebe, Großmuth, als eine unliebenswürdige, egoistische Moralität. — Das Papier ist geduldig, und die Holländer sind es auch. Es wäre thörig, sich darüber in einen Streit einzulassen. Verfolgt die Geschichte, sagen wir, und das sagt Herr Wienberg auch.

Im Kapitel vom Haag gehört ein großer Theil dem antiquarischen Interesse an, was uns ferner liegt. Die Vorzüge des Wienberg'schen Buches sind die lebendige Malerey der lebendigen Gegenwart. Noch vor hundert Jahren war der Haag ein Dorf, wenn gleich, wie schon Guicciardini sagt, das schönste Dorf in Europa. Nur das Schloß der alten Grafen von Holland — ehedem nur ein Jagdschloß — ist alt, respectabel, aber nicht schön. Das Baugenie der Holländer hat zu keiner Zeit eine ästhetische Richtung genommen, sondern sich immer zum praktischen Zweck eher an Schleusen und Schiffen, als an Pallästen und Kirchen dargethan. Es ist in der That merkwürdig, welche dürftige Kirchen das reiche Holland hat, selbst unter denen, die aus der gothischen Epoche herstammen. In Rotterdam in Amsterdam sind die Kathedralen zum Theil mit Holzgebälk statt der Gewölbe, und wenn man sich diese auch, als späterhin zerstört, hinzudenkt, so kommt doch nicht viel heraus, am allerwenigsten, wenn man den Sprung über die Schelde in das benachbarte Antwerpen macht, und dessen köstlichen Dom betrachtet. Vom Dom zu Utrecht ist nur eine seltsame Ruine geblieben, und das nicht gothische Stadthaus von Amsterdam dürfte noch immer das ausgezeichnetste Gebäude in ganz Holland seyn.

Im Haager Schloß hatten die Generalstaaten ihre Sitzungen. Der Verfasser wohnte mehreren Sitzungen bey. Die Deputirten lasen größtentheils ab, die freyen Vortrag hielten, sprachen ohne Anstoß, ohne Zeichen der Verlegenheit, laut und bündig, aber in holländischem schleppenden Kanzelrednerton. »Was sie sagen, ist meistens wohlbedacht, redlich ernst gemeint, lichtvoll geordnet, und in landüblichen Phrasen ehrenfest und verständlich ausgedrückt.« — — Der holländische Deputirte hat den großen Vortheil, daß er lange sprechen kann, ohne zu langweilen, weil der Holländer die Pein der Langenweile nicht kennt; »er hat keine Phantasie, die eine laufende Beschäftigung verlangt.« Von eigentlicher Tribunenberedsamkeit ist daher nicht die Rede, seit die lebhafteren, zu politischen Intriguen neigenden bel-

gischen Deputirten ausgeschieden sind. Der Verf. führt Tacitus Wort, als auch für die holländischen Senatoren geltend, an: quid opus est longis in senatu sententiis, cum optimi cito consentiant! Nur der oft genannte Donker Curtius ist ein Redner in diesem Sinne. Sein leidenschaftlicher Haß gegen die südlichen Provinzen soll ihm manche feurige Rede eingegeben haben. Die gegenwärtigen Deputirten sind die Vertreter des aristokratischen Interesses. — In Haag wird uns auch Professor Ernst Münch vorgeführt, und gezeigt, wie der lebendige Mann sich hier nicht wohl befinden konnte, und den Ruf nach Stuttgart annehmen mußte.

Wo der Verfasser in historischen Analysen sich gehen läßt, ist ihm gar nicht zu trauen. Er nimmt als Mann von Heute, von der und der Stimme eines politischen Glaubens, die Gestalten der Vorwelt, und zerschneidet ihre Thaten, und imputirt ihnen, was ihm bequem ist ihnen zu imputiren. Er bejammert den Untergang der batavischen Republik, und protestirt dagegen, für einen Freund derselben zu gelten. Claudius Civilis, Wilhelm und Moriz von Oranien, wie wird diesen strahlenden Namen der Lustre abgekratzt, auf eine Weise, daß jeder Mann der Vorwelt, auf diese Art angegriffen, seinen Glanz verlieren muß. In dieser Manier überbietet Herr Wienberg noch die Matadoren seiner Partey, die sich doch damit begnügen, nur ihren lebenden Widersachern, das heißt allen Großen, den Schein zu rauben, obwohl doch dann und wann aus seinem besseren Selbst ein Flämmchen der Anerkennung hervorschießt, ein unwillkürliches Mitgefühl für das Echte und Große, was jenen ordinären Mißgünstigen fremd ist. Daß den Holländern geglückt, was den Brabantern mißlungen, sich frey zu machen vom spanischen Joche, schreibt er allein den beyden Umständen zu, daß Holland im Norden lag, und nicht, wie Brabant, an Frankreich gränzte, und — unter Wasser gesetzt werden konnte. Der Befreyungskrieg habe nicht das Volk, sondern nur den Adel frey gemacht, und dergl. Der große Wilhelm von Oranien wird dabey gelegentlich als Schüler des Machiavell titulirt!

Herr Wienberg räumt ein, indem er, eine Skizze der holländischen Geschichte gebend, von der Ehe der Holländer und Belgier spricht, und sie einen γαμος ἀγαμος nennt, daß Belgiens Handel und Fabriken dadurch einen neuen und bedeutenden Aufschwung genommen. Antwerpen machte Riesenschritte, »die Wellen der befreyten Schelde tanzten vor Lust, während die alte Amstel von Tag zu Tag trauriger und stiller einherschlich, und in grämlicher Eifersucht sich verzehrte.« Dagegen hätten die ungeheuern holländischen Steuern, »deren Fluth auch über das geld-

reichere Holland scheidewasserartig hinträufelt,« den kleinen Besitz und das tägliche Brot der großen Menge weggefressen, Er ermahnt die Holländer, sich nicht durch fortgesetzte Kriegsrüstungen völlig zu erschöpfen, da ihre Geldsäcke doch keine Fortunatusbeutel wären. Frankreich allein habe sie 300,000,000 Gulden baares Geld gekostet, ohne die unberechenbaren Verluste anderer Art. Ihre wieder erhaltenen Colonieen ersetzten ihnen nicht einmal den materiellen Verlust ihrer Kriegsflotte, die England zerstört und genommen. Was die Holländer moralisch gegen Belgien aufgereizt haben soll, ist ungefähr dasselbe, was den Haß der deutschen Patrioten Jahrhunderte lang gegen Frankreich nährte, daß der Holländer in aller Gewerbsthätigkeit die Ueberlegenheit des Belgiers anerkennen mußte, daß alles, was der Mode und dem Geschmacke unterworfen, aus Brüssel nach Amsterdam und dem Haag verschrieben wurde. Noch jetzt sollen die Ouvriers daselbst in dieser Gattung größtentheils geborne Belgier oder Deutsche seyn. Nur die Glasschleifer, Steinhauer und Tischler wären Holländer. Nach dem Verfasser haben nun die Holländer durch die Trennung von Belgien unbedingt gewonnen, und ihre »unerhörte Thätigkeit,« ihre unerhörten Opfer zum Kriege gegen die Abtrünnigen rührten nur von dem gründlichen Hasse gegen dieselben her, und daß ihnen ihr sonst so besonnener Verstand stille stände über den unbegreiflichen Unverstand der Belgier, die sich um nichts und wieder nichts in den Strudel einer Revolution gestürzt, und freywillig die Bande ihrer Wohlfahrt zerschnitten hätten. Dazu der Stolz, sich von einem Volke verschmäht zu sehen, welches in moralischer und intellectueller Hinsicht weit unter ihnen stand. So war die warmblütigste, hochherzigste, eigennutzloseste Allianz zwischen allen Interessen gegen die Südprovinzen von selbst fertig, die Holländer erhielten, zum ersten Male seit sie existiren, einen ritterlichen Schwung, und als characteristisch wird vom Verf. angeführt, daß kein Lied dazumal so häufig von den Bänkelsängern gesungen und so wohlgefällig angehört worden, als das Körner'sche: »Der Ritter muß zum blut'gen Kampf hinaus.« Doch prophezeyt er, nachdem er noch verschiedene zufällige Gründe des Paroxysmus angegeben, demselben ein friedliches Ende. Der Holländer werde einsehen, daß er zum Ritter nicht geboren, aber wohl zum vernünftigen Manne, der nicht für ein Phantom seinen Nachbar mit Krieg überzieht, wenn er sich ehrlich und friedlich mit ihm verständigen kann. Seine übrigen Blicke in die politische Zukunft lassen wir unerörtert, geben aber aus denselben noch diese Characterschilderung des Holländers im Auszuge. Er hat keine Sinne, die sich bezaubern lassen, wie der Italiener; er läßt sich nicht, wie der Franzose,

vom Witz bestechen, vom Ehrgeiz anspornen; er hat keine Phantasie wie der Deutsche, die ihm Luftschlösser baut, und ihn die wirkliche Welt vergessen macht, die, wenn es ihm schlecht geht, ihm Mährchen erzählt, ihn speist wenn ihn hungert, tränkt wenn ihn durstet, tröstet wenn er klagt, und zum freyesten Menschen macht, »und wäre er in Ketten geboren.« Dunkle Empfindungen sind ihm fremd, er weiß was er will und was er bedarf.

In den Porträts der königlichen Familie wird uns ein höchst wohlthuendes von der Person des väterlich gesinnten und standhaft königlichen Regenten gegeben, dessen anerkannte Bürgertugenden und ganz besondern Verdienste um Brüssel wenigstens dort einen andern Dank verdient hätten. »Man muß die Menschen und zweytens die Belgier nehmen wie sie sind,« sagt Herr Wienberg. Die Stiftung des philosophischen Collegiums hat vielleicht den Hauptmoment zum Umsturz der Verhältnisse gegeben. Auch die der neueren Aufklärung sich zuneigenden Belgier vertrugen es schlecht, daß die Holländer sie darin weiter zu bringen übernahmen; sie meinten, wenn sie vorwärts gehen wollten, es ohne Guide zu können. Sonst heißt es von den Belgiern: »Ihre Leiber sind stark und gewandt, ihre Schultern breit, ihre Stirn wie von Eisen, aber hinter dieser Stirn liegt die Verdumpfung eines Geistes, den lange Zeit hindurch kein neuer Wind der Lehre aufgerüttelt hat, und in ihrer Brust ängstigt sich ein Herz, das in eben so langer Zeit durch kein hohes Gefühl, keine frische That mit Mannesmuth und kecker Lebenslust erfüllt wurde.« Er räumt ein, daß sich der Freund der Freyheit ihrer zu schämen habe. — Die übrigen Glieder der königlichen Familie sind mit einer Billigkeit und Anerkennung porträtirt, wie man es von einem Enragé für die Republik kaum erwartet.

Kein europäisches Land ist so reich an bevölkerten Städten als Holland. In wie geringer Entfernung von einander liegen Rotterdam, Delft, der Haag, Leiden, Harlem und Amsterdam, alle bedeutend in der Vorwelt und Gegenwart. Delft ist die Stadt der großen Todten und der reichen Leute, die für den Geschäftsverkehr todt, sich hierher zurückziehen. Wilhelm von Oranien, Hugo Grotius und Maarten Tromp schlafen in den Kirchen. Die Kunst hat dafür gesorgt, daß die Erinnerung an die alten Oranier in Holland populär blieb; es cursiren die gelungensten Porträts aller ihrer großen Männer durch das Land, und jeder Schulknabe kennt sie. Bey der Gelegenheit wird Hugo Grotius dem Erasmus von Rotterdam vorgezogen, und ihm, dem in Delft Gebornen, ein Denkmal gegönnt, welches dem erzenen jenes in Rotterdam das Paroli

böte. Der Verfasser versäumt den günstigen Moment nicht, gegen die todte Gelehrsamkeit zu Felde zu ziehen; Grotius männliche Gelehrsamkeit habe sich über den Schulstaub erhoben, und er vergleicht ihn um deßhalb etwas seltsam mit Niebuhr.

Von den alten Sektirern redend, deren einer, Joris von Delft, aus jener Stadt der Todten gebürtig ist, kommt der Verf. auf eine Versicherung, die befremdet, daß nämlich Volksberedsamkeit die starke Seite der Holländer sey. Er zählt vier Töne auf, welche, in der Macht der holländischen Sprache, richtig angewandt, unfehlbar in den großen Haufen einschlügen — den beweglichen und kläglichen Ton, den pathetischen und prahlenden, den dumpfen Geister- und den spaßhaften Kasperleton. Mit diesen Tönen könne der Redner aus dem gemeinen Volke machen, was er will; daher der ungemeine Einfluß der ältern Rederijker, welche den Aufstand gegen die Spanier gepredigt. Wie er diesen allgemein aufgestellten Satz für die Gegenwart beweisen will, läßt übrigens der Verfasser unerörtert, und wir bleiben hier entweder mit bescheidenem Zweifel stehen, oder derselbe retirirt zu jener Behauptung, daß der Nationalholländer unempfindlich und kalt ist, und nicht durch Phrasen, sondern durch den Calcül über sein Interesse sich aus der Ruhe bringen läßt.

Das ungeheure Naturaliencabinett ist das letzte Residuum von Leyden's ehemaliger Größe. Die armen Professoren müssen Herrn Wienberg's Abneigung gegen die Holländer büßen: es sey kein einziger eminenter Kopf daselbst. Er macht die Bemerkung, daß die alte Philologie in Aegypten ihren Anfang nahm, und in Holland ihr Ende fand, und zieht eine witzige Parallele zwischen den Bewohnern beyder Länder, zu deren Eigenschaften auch die gehört, daß sie vortrefflich Hunger leiden können, was ihm zur Schilderung der Noth der Leydener Bürger während ihrer berühmten Belagerung Anlaß gibt. — Schill's Kopf, den man in Spiritus in der Leydener Akademie aufbewahrte, ist seit einigen Jahren verschwunden, man weiß nicht wie, durch wen und wohin.

Jede Stadt in Holland hat ihr ausschließendes Gewerbe, ihren besondern Geruch. Harlem riecht nach Blumen und Blumenzwiebeln, es ist das holländische Schiras, das Harem der Blumen. In früheren Zeiten ging der Handel damit ins Unglaubliche, eine schöne Tulpe und Hyacinthe kostete nicht viel weniger, »als eine schöne Tschirkassierin.« Die Bildnisse der reizendsten Blumen wurden in Europa an die Liebhaber umher versandt. Es ist aus den officiellen Registern beglaubigt, daß die Tulpe, genannt Admiral Liefkees, 5200 Gulden kostete, und

eine andere, der semper Augustus, 4500. In gewissen Jahren soll Harlem zehn Millionen im Blumenhandel stecken gehabt haben. Jetzt freylich steigt der höchste Preis nicht über 15 Gulden. Der Verfasser zieht den Schluß, daß eine Zeit, die solche Blumennarren in ihrem Schooße trug, unfähig gewesen, große, öffentliche Charactere zu erzeugen, und meint, daß jede Liebhaberey über kurz oder lang der wahren Liebe Abbruch thue. Die Liebhaberey kam erst mit dem westphälischen Frieden auf. — Von Thümmel's berühmter Harlemer Wirthin findet er nichts mehr, und mag nicht nach ihr fragen. Mährchen gibt es indeß genug daselbst, und der erste Theil des Buches schließt mit der Wiedererzählung und Widerlegung eines derselben, welches einen europäischen Character angenommen, und unsern Patriotismus als Deutsche aufruft. Die Holländer behaupten nämlich, daß in ihrer guten Stadt Harlem von einem gewissen oder fabelhaften Koster die Buchdruckerkunst erfunden, daß ihm aber dieselbe gottloser Weise von einem spitzbübischen Diener oder Gesellen, Faust, gestohlen worden, welcher damit bey Nacht und Nebel nach Mainz geflüchtet, und dort sich und den Deutschen den Vortheil und die Ehre angeeignet habe. So absurd die Erzählung klingt, so sehr dagegen alle historisch beglaubigten Facta sprechen, ist sie doch von Generation zu Generation in Holland übertragen und aufgewärmt, ja endlich durch eine hohe Obrigkeitsmaßregel, die eine officielle »Kosterfeyer« vorgeschrieben, constatirt worden, dergestalt, daß der loyale Holländer heut gedrungen ist, an dem Glauben von der vaterländischen Entstehung der Buchdruckerkunst fest zu halten, und die Kritik aus Respect und Vaterlandsliebe schweigen muß. Nach unserer Ansicht hat Herr Wienberg in einer umfassenden und witzigen Deduction die holländischen Ansprüche ad absurdum verwiesen. Sie ist zu sehr auf Factis begründet, um hier einen Auszug geben zu können. Unser Autor will den genannten Lorenz Koster, dem die Buchdrucker von Harlem und das Collegium Medicum daselbst Standbilder errichten lassen, den einige Gelehrte zu einem Senator, Bürgermeister und Abkömmling der alten Familie der Brederodes stempeln, die ältern Scribenten aber nur als simpeln Küster an einer Kirche — daher der Name — anführen, am Ende gar auf ein Nichts zurückführen.

Dieß wäre der Hauptinhalt des ersten Theils, und wir können mit Fug sagen, des Buches. Reich an Materie, reich an Witz, wurde er in Erwartung dessen, was noch kommen sollte, verschlungen. Aber der zweyte Theil ließ lange warten, und als er nun erschienen, vor kurzer Zeit, sah man, daß man nur eine unnöthige Erwartung gehabt. Fast steht dieser dünne zweyte,

aus Raff- und Leseholz zusammengescharrte zweyte Theil wie eine Verirung des Publicums aus. Aus aller Welt Enden sind darin Brocken aufgenommen und verarbeitet, wir erfahren etwas von den Javanesen, etwas von alten Bädern, alten Malern, Dichtern, Kataloge von Geldsorten und Schildereyen, und sind zufrieden, wenn ein Brosame von Holland selbst sich darin findet. Ist Holland wirklich so arm, daß es nicht Stoff zu zwey Bänden liefert, oder ging nur dem Verfasser Stoff und Lust aus?

Da wird uns ein Kapitel geschrieben von einem schlechten Orgelconcert zum Besten der kranken Freywilligen, worüber die Holländer selbst gelacht, wenn es nicht zum Bemitleiden gewesen wäre. In einem anderen, ungleich interessanteren, theilt der Verfasser uns Nachrichten über den großen holländischen Dichter Vandel mit, der, ein echter Dichter, die Zier seines Landes, jetzt vergöttert, und doch in Armuth, verlassen, umgekommen. Schon vor Herrn Wienberg haben geachtete Namen uns auf unsere Ungerechtigkeit aufmerksam gemacht, von diesem Dichter bisher so durchaus keine Notiz genommen zu haben. In seinen, der französisch classischen Manier sich nähernden dramatischen Werken steht er unserer Zeit freylich allzufremd, allein durch seine Poesien haucht ein Dichterfeuer, das uns, nach den wenigen durch den Autor mitgetheilten Proben in der Uebersetzung, alle Achtung für ihn einflößen kann. Wie schön der Anfang seines Rheinliedes:

O schöner Rhein, mein Jugendtraum,
Soll ich von fern dein Lob besingen,
Der ich gespielt an deinem Saum?
Du kannst aus Schweizer Alpen springen,
Du Ader von dem schönsten Weib,
Bruder der Donau, du nach Norden,
Nach Osten sie, aus Einem Leib
Entsprungen, und sich fremd geworden,
Von einer Mutter in Eis und Schnee
Und Regen geboren auf der Höh'.

Wir bedauern, es nicht ganz hersetzen zu können: doch stehe noch eine Strophe aus der Mitte:

O meines Rheines lautere Fluth,
Du bis zum Tode meine Labe,
Wie Manchem gabst du Ehr' und Gut,
Wie hohe Titel manchem Grabe,
Welch großen Namen manchem Land,
Der Helden über dich gezogen,
Aufpflanzend Ruhm an deinem Strand,
Wie oftmals theilten deine Wogen,
Wenn sie die deutschen Krieger sahn,
Ihr Heldenglühn bey ihrem Kahn.

Braucht es demnach noch gesagt zu werden, daß Vandel ein Mann von tiefem Gefühl war? Von großen Ideen erfüllt, dem Gedanken der großen germanischen Einheit unter einem römischen Kaiser, und der Einheit des Glaubens, deren Sitz auf Petri Felsen gebaut, huldigend, dabey mit freyer Zunge begabt, die was er fühlte und dachte nicht verbergen mochte, war sein Leben ein bewegtes, vielfachen Kämpfen unterworfenes. Er starb neunzig Jahre alt. Es gereicht dem Verfasser zur Beruhigung, anführen zu können, daß Vandel ein geborner Deutscher war (aus Köln), und erst durch Einwanderung seiner Aeltern Holländer wurde. Sein Trauerspiel Gysbrecht van Amstel, eine Art Ritterstück aus Amsterdams Vorzeit, läßt der Patriotismus der Amsterdamer Kaufleute noch alljährig zu Weihnachten über die Breter schreiten.

Das Kapitel »der Rhein und Ich« sey den Lesern als eine allegorische Dichtung bestens empfohlen. Belehrender ist das über die vielen Vereine, gestiftet zur Erreichung verschiedener Zwecke, aus denen er die Hinneigung der Holländer zum aristocratisch-republicanischen Geiste bewiesen sieht. Die Maatschapij (Vereine) tot nut van't algemeen ist der ausgebreitetste in Holland, und hat viel Gutes gewirkt. 1784 zu Edam errichtet, jetzt mit dem Hauptsitz in Amsterdam, zählt er in diesem Augenblick 192 Departements und 13,188 Mitglieder. Der jährliche Beytrag des Mitgliedes ist sechs Gulden (holländisch, à etwas über 45 kr. Conventionsgeld), und man mag auf die Wirksamkeit dieses Vereins im Ganzen schließen, wenn man erfährt, daß allein das Haager Departement bisher für diesen geringen Beytrag in ihrer Stadt ins Leben gerufen hat: 1) eine Lesebibliothek fürs Volk und die Jugend; 2) eine Schule mit sechs Lehrern; 3) eine Zeichenschule; 4) eine Sparbank, die von einem halben Gulden an Gelder nimmt, sie mit vier Procent verzinst, und schon 1830 einen Werth von über dreymalhunderttausend Gulden hatte; 5) den Volksunterricht durch unentgeltliche öffentliche Vorlesung etlicher Werke der Gesellschaft. Die Gesellschaft verdankt ihren Ursprung dem verdienstvollen Generallieutenant van der Bosch, der in Java durch die treffliche Oekonomie eines aus China geflüchteten Mandarinen zum überreichen Manne geworden, und von seinen Millionen verwandte, wüste Strecken seines holländischen Vaterlandes nach den chinesischen Grundsätzen urbar zu machen, und zwar zum Besten der Dürftigen, woraus die hier wohlthätigen Armencolonieen erwachsen sind.

Unter den zahllosen andern Genossenschaften ist auch die zur sittlichen Besserung der Sträflinge zu beachten, welche vor vielen anderen das voraus hat, daß sie auch für die Gefangenen nach

der Zeit ihrer Gefangenschaft Sorge trägt. Es gibt auch eine Gesellschaft zur Beförderung des Wohlstandes, welche mit den anderwärts gestifteten Bürgerrettungsvereinen denselben Zweck hat.

Nach so vielem Lobe muß, um es auszugleichen, ein gehöriger Tadel folgen. Nachdem der Verfasser uns gesagt, daß der Häringsfang und Beukelsohn's Erfindung die Hauptquelle des holländischen Reichthums gewesen, und gezeigt, wie dieser und der überseeische Handel in Schwung und darauf in Abnahme gekommen, — seltsamer Weise wird hier als ein Hauptgrund die ungeheure Aufhäufung der Kapitalien angeführt; die Kapitalisten speculirten lieber auf fremde Anleihen, als in ihrem eigenen Handel, der ihnen nur 2 bis 3 Procent abwarf — aber der Trost den Holländern gelassen, daß noch immer ein bedeutender Handel ihnen bleiben müsse, — führt er uns auf ihre Seereisen und in ihre Colonialverwaltung. Jene gewähren ein glänzendes, diese ein trauriges Bild. Er entwirft einen schlagenden Vergleich zwischen ihnen und den Spaniern, als Seefahrer und Eroberer. Die Spanier traten als Ritter auf, die Holländer als Krämer. Stumm und schweigend sind Beyde, aber der Spanier brütete, der Holländer calculirte, auf des Spaniers geschlossener Lippe saß Stolz, Verwegenheit, Verachtung, auf des Holländers Kälte. Den Spanier und Portugiesen sah der Indianer als bösen Dämon an, den Holländer als Seinesgleichen. Ohne ihn zu fürchten oder zu hassen, leistete er ihm Vorschub gegen den Portugiesen, und gestattete ihm arglos die Anlegung von Faktoreyen an seinen Küsten. Allein schon im Verlauf seiner Kämpfe mit den Portugiesen sahen die Eingebornen dem Holländer durch die Maske seiner Ehrlichkeit und Uneigennützigkeit. Der Todstreit zwischen ihnen zieht sich noch bis heute hin, bald offen, bald heimlich ausbrechend. Die Holländer halten sich nur durch die Mittel einer schlauen Politik, durch das divide et impera; »durch Gewaltstreiche, Waffen, Grausamkeiten« kämen sie einem allgemeinen Aufflammen zuvor. Unähnlich, heißt es, den Spaniern, die auf ihre Opfer losstürzten, und nicht eher rasteten, als bis ganze Königreiche ihnen zitternd zu Füßen lagen, überließen sie praktischer die völlige Erringung der Herrschaft dem schleichenden Laufe der Jahrhunderte, völlig zufrieden, die größtmöglichsten Handelsvortheile aus ihrer jährlich wachsenden Ueberlegenheit herauszuziehen. Die Eroberungen der Spanier wären mit schuldlosem Blute gedüngt, die Menschlichkeit könne schaudern; bey der Geschichte der holländischen Colonisation in Asien aber ergrimme man über »den niederträchtigsten Wuchergeist, der mit der trockensten Miene und mit dem kältesten Blute alle Blüten der Menschheit mit Füßen träte, um nur Muscatblüthen und

Kaffeebohnen dafür einzutauschen.« Nach einer solchen Lectüre könne man sich nicht der Abneigung gegen eine Nation erwehren, deren Moralkatechismus sich so wohl mit dem herzlosesten Egoismus vertragen hat. Leider stimmen alle bisher aufgestandenen Zeugen mit diesem Urtheil unsers Verfassers. Von den Javanesen berichtet er viel Interessantes, und daß sie, ein fein gebildetes asiatisches Volk von abenteuerlichem Freyheitsschwindel ergriffen, erst durch die Europäer in den Zustand der Wildheit zurückgebracht wären. Der Herrschaft der Holländer auf Java wird, wenn die Zeit gekommen, ein gewisses Ende geweissagt.

Den bedeutenden Rest des Buches nehmen Aufzählungen der holländischen Maler, und dessen, was sie geleistet, ein. Herr Wienberg kennt das Terrain, liefert uns auch manches, was wir nicht wissen, doch ist das alles nur Füllwerk, um das Buch voll zu machen. Die Gemäldesammlungen im Haag, in Amsterdam und im Hause im Busch (vom Haag, einem Jagdschloß der Oranier) werden bis auf ein historisches Familiengemälde im letztern nur so durchgegangen, daß sie füglich hätten ganz fortbleiben können. Viel interessanter wäre uns eine Entwicklung gewesen, wie die alte niederländische Schule sich im Laufe der Zeiten, und namentlich durch die französische, hindurch entwickelt oder fortgelebt habe. Statt dessen erfahren wir nicht mehr, als daß die heutigen Maler in Holland just noch dieselben Gegenstände sich zum Vorwurf wählten, wie die alten. Ref. glaubt hinzusetzen zu dürfen, daß im Haag und Amsterdam sich ganz vortreffliche Maler in dem Genre ihrer Ahnen ausbilden, nachdem der französische Uebergang abgestreift ist und mehr und mehr wird, daß aber die Alten, was Technik und kernige Naturkraft betrifft, ewig bleiben werden, und vielleicht unerreicht. Die goldene Zeit der holländischen Kupferstichkunst ist vorüber. Die lustigen Anecdoten von dem Volkscharacter, dem Maler Jan Steen müssen gelesen werden; sie gehören weder für den Auszug, noch für die Kritik, Zu diesen Kunstkapiteln gehört noch eine Beschreibung der prachtvollen, bunten Fenster der Kirche von Gouda, nicht mit der Kirche entstanden, sondern sehr alte Reste der niederländischen Glasmalerey, die in dieser neueren Kirche zusammengetragen sind. Als Anhang folgen Uebersetzungen alter Volkslieder, von denen doch nur die, auch sonst schon bekannte Ballade vom Grafen Floris echt, und allein holländischen Ursprungs seyn möchte. Die andern finden sich, wie es freylich bey allen echten Volksliedern der Fall seyn wird, unter andern Völkern wieder.

Art. VIII. Histoire de la restauration et de causes qui ont amené la chûte de la branche ainée des Bourbons. Par un homme d'état. Bruxelles, Louis Haumann et Comp., libraires. 1831 — 33. 8 volumes. 12.

Die Kunst der Geschichtschreibung, denn wir können dieselbe nur für den Erguß einer künstlerischen Natur halten, mußte, wie alles höhere intellektuelle Leben in Frankreich, durch die Revolution einen ungeheuren Stoß erhalten. Schon wo die Parteyung alle Einheit des Lebens stört, wird man vergebens große historische Erzeugnisse suchen, wenn auch Thucydides und Macchiavell unter ganz besondern Umständen das Gegentheil zu beweisen scheinen. In der Zeit, von welcher wir sprechen, kam indeß noch eine andere, höchst bedeutende Ursache hinzu, jedes wissenschaftliche Treiben zu vernichten, und dieß war der Charakter des Vandalismus, welchen die Revolution an sich trug, oder, was dasselbe ist, die Auflösung aller religiösen, moralischen und geistigen Grundlagen der Gesellschaft, die sie vorzugsweise herbeyführte. Wie dasselbe auf geschichtliche Darstellungen und den Sinn dafür einwirken mußte, wird von selbst klar, wenn man bedenkt, daß sich in dem wahren Geschichtschreiber gerade die höchste Kraft des socialen Lebens abspiegeln muß; wo dieß also gänzlich verderbt und erloschen ist, auch jenes in der Regel unmöglich wird. Die französische Revolution setzt aber durch ein einziges Factum gänzlich ins Klare, was von ihr für historische Bestrebungen zu erwarten war. Die von M. de Brequigny auf Befehl des Königs kurz vor der Revolution angefangene berühmte Redaktion der sämmtlichen geschichtlichen Urkunden Frankreichs, und eben so eine anderweite Sammlung von Urkunden aus dem Archive der Klöster, Communen und Privaten, ward im Jahre 1793 nach einer würdigen Allocution Condorcets über die Abscheulichkeit dieser Monumente, welche die Ungleichheit der Menschenrechte bezeugten und propagirten ,auf dem Platze der Piquen in dreyhundert sieben und zwanzig Volumes und 39 Kisten öffentlich verbrannt. Wie die Göttin der Gerechtigkeit nach der Fabel einst von der Erde entwichen, so mußte auch nach solcher Barbarey die Muse der Geschichte aus dem Lande des Terrorismus entfliehen. Unter dem Kaiserreich lebte mit der Wiederkehr äußerer Ordnung auch die Wissenschaft wieder auf; allein auf dem mit Blut und Mord gedüngten Boden konnte sie nur spärliche Früchte treiben. Was indeß besonders die Geschichtschreibung betrifft, so entfalteten sich allmälich zwey Hauptrichtungen, beyde begründet und hervorgehend aus dem dermaligen Zustande Frankreichs.

Schon früher hatte sich, wie bekannt, aus dem gesellschaft-

lichen Leben dieses Landes die Weise der Memoiren gebildet, und beynahe jede höhere Art der Geschichtsforschung verdrängt. Ein Resultat, welches sich überall kund gibt, wo die Societät sich ihrem Verfalle nähert, und statt der großen, allgemeinen Interessen nur diejenigen des niedern Privatlebens übrig bleiben, wie denn dieß auch die späteren Byzantiner bezeugen. Nach der Revolution gesellschaftete sich hiezu noch die mit derselben verbundene Ausgestorbenheit des geistigen Lebens und der höhern Anschauung, und hieraus ging denn das hervor, was man jetzt die école descriptive nennt. Mehr oder weniger eine detaillirte Erzählung historischer Begebnisse nach ihrer Reihenfolge und äußerer Entwicklung und Erscheinung, ohne irgend auf ihren innern Ursprung zurück zu gehen. Eine Weise der Geschichte, die neben jenen obigen Ursachen zugleich aus dem vielfältigsten Kampfe der verschiedensten Ansichten entspringt, und die, weil jedes Prinzip bestritten wird, die bloße Aufzählung der Fakten sich zur Aufgabe setzt. Die andere Richtung der französischen neueren geschichtlichen Schule ist diejenige, welche zwar einen innern Grund der Geschichte anzunehmen scheint, und daher mehr eine reflektirende als bloß erzählende Weise verfolgt; weil aber eben der gesellschaftliche Zustand kein allgemeines Prinzip der Wahrheit annimmt, so drehen sich ihre geschichtlichen Anschauungen nur um den Mechanismus des Zufalls; ein bloßer Fatalismus ist die Basis ihrer historischen Gebäude. Sie weisen allerdings mehr nach, als den bloß äußern Zusammenhang der Dinge, sie verstehen die organische Entwicklung des socialen Lebens begreiflich zu machen, indeß knüpfen sie dasselbe an kein höheres an, und so werden die großen historischen Erzeugnisse der Weltordnung ihnen weiter nichts, als Erscheinungen, die kommen, und spur- und zwecklos vorübergehen. Dieß ist die école fataliste der niedern Historie in Frankreich, die noch die besondere Eigenthümlichkeit begleitet, daß sie jede moralische Werthschätzung der historischen Individualität beseitigt, und Laster und Tugend in gleicher Maßnahme vorüber führt. Thiers und Mignet stehen an der Spitze dieser Schule.

Beyde Richtungen, sowohl die école descriptive als die école fataliste, sind, wie man sieht, die gewöhnlichen Auffassungen des menschlichen Geistes, entweder bloß dies äußere Leben und die Erscheinung verfolgend, oder nach den innern Ursachen fragend, hier allerdings bedingt durch den dermaligen gesellschaftlichen Zustand Frankreichs.

Capefigue, denn dieß ist der Verfasser der uns vorliegenden Geschichte der Restauration, gehört zu der erstern der beyden, eben geschilderten modernen Geschichtsauffassungen, zu

welcher Barante in seiner Geschichte der Herzoge von Burgund die Bahn brach. Schon früher hat Capefigue sich durch geschichtliche Leistungen ausgezeichnet, und zuerst durch seinen Versuch über die Einfälle der Normannen in Gallien, vor allen aber durch die Geschichte Philipp August's, eine von dem Institute gekrönte Preisschrift, einen Namen gemacht. Letzteres Werk besonders ist aus fleißigem Studium der Quellen und Urkunden hervorgegangen, und erhebt sich daher über die gewöhnlichen Schöpfungen der neuern Historiker Frankreichs. In sofern kann man daher sowohl Barante, wie Capefigue und Monteil, als die in der neuern Zeit den Weg oberflächlicher geschichtlicher Reflexionen verlassen, zu dem ernsteren Studium der Quellen zurückkehren, und sich mehr oder weniger an den ältern Forschungsgeist der Benediktiner-Schulen wieder anschließen, als die Anfänge einer gründlichern und auf unmittelbarer Anschauung beruhenden Geschichtskunde betrachten. Durch sie hat auch die école descriptive sich über die bloß beschreibende und erzählende Weise der Memoiren erhoben, und obgleich ihrer Natur und zeitigen Entstehung nach das Prinzip ausschließend, und sich gleichsam indifferent bewegend, dennoch eine mehr lebendige und künstlerisch historische Darstellung gewonnen. Was in der neuern Zeit in Deutschland durch v. Raumer, Ranke, Müller und Andere in dieser Hinsicht allerdings in umfassenderer und gründlicherer Weise geleistet worden, dem sind jene Bestrebungen in Frankreich zu vergleichen.

Eine Geschichte der Restauration in Frankreich zu schreiben war allerdings keine geringe Aufgabe. Wo sich der Parteyenkampf entwickelt hat, wo eine solche Menge von Erscheinungen, das Auf- und Abtreten öffentlicher und auf das sociale Leben influirender Personen sich jeden Augenblick wiederholt, wo endlich sich der Kampf zweyer großer Prinzipe, welche Europa bewegen, in einem der bewegtesten Lebenspunkte desselben darstellen, wird ein beynahe übermenschliches Studium aller dieser unzählbaren Details erfordert, da ist endlich ein einfacher, niemals sich verwirrender Ueberblick nöthig, um den stets unter den Händen sich verwandelnden Proteus fest zu halten, und das geschichtliche Drama als ein Ganzes durchzuführen. Bis jetzt haben es daher nur zwey der bedeutendsten Historiker Frankreichs unternommen, diesem Unternehmen sich hinzugeben, nämlich eben unser Verfasser und Lacretelle, von dem wir später noch sprechen werden. Schon die äußere Anlage eines solchen Werks ist höchst schwierig; eine Menge von Episoden, von Nebenvorfällen stören fortwährend den einfachen Gang der geschichtlichen Aktion, und dennoch dürfen sie nicht vergessen werden; endlich aber wird es

äußerst schwer, die große Masse der Details mit einander zu verbinden, ohne daß sie das Ganze verwirren und beschweren.

Hierin nun, glauben wir, muß man dem Verfasser Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er hält den Hauptfaden seines geschichtlichen Vorwurfs fortschreitend fest, und gruppirt an denselben die andern Zufälligkeiten in einzelnen Abschnitten, z. B. affaires étrangères, les partis, la cour, l'administration, ohne daß dadurch der Zusammenhang unterbrochen werde; im Gegentheil weiß er denselben einen so allgemeinen Anstrich zu geben, daß sie zu noch näherer Verständigung der eigentlichen historischen Fakten dienen. Die Hauptabtheilungen geben die großen Ereignisse der Restauration selbst; frühere Versuche der Bourbons für ihre Herstellung in Frankreich, die wirkliche Einsetzung der vertriebenen Familie nach dem ersten Pariser Frieden, die Rückkehr Napoleons von Elba, die Geschichte der hundert Tage. Zweyter Einzug der Alliirten in Paris und die Rückkehr der königlichen Regierung. Das Ministerium Richelieu, das Ministerium Decazes, das zweyte Ministerium Richelieu und endlich das Ministerium Villèle und der spanische Krieg.

Mit welcher Gesinnung und Tendenz übrigens der Verfasser sein Werk begonnen hat, bezeichnet er selbst am besten mit folgenden Worten der Vorrede: »Darf ich es verhehlen,« spricht er, »daß ich der Ordnung der Dinge anhing, wie sie das Königthum der Bourbons im Jahre 1814 begründete? Ich hätte gewollt, daß sich die Restauration durch die Freyheit des Landes befestigte, und daß eine Krone, die da mit unserm alten Nationalruhme zusammengewachsen war, sich in dem Glanze unserer neuen Civilisation verjüngte. Die Fehler der Regierung, der persönliche Charakter des letzten Königs der ältern Linie der Bourbons haben es anders entschieden, damit das Geschick erfüllt würde. — Ich habe meine Manuscripte noch einmal gelesen (der Verfasser hatte nämlich sein Werk schon vor der July-Revolution angefangen), und wenig verändert, meine Ansichten blieben dieselben; ich hatte den traurigen Vortheil, richtig und weit zu sehen. Was nur Conjectur war, hat sich in Thatsache verwandelt. — Ich schmeichle der neuen Gewalt nicht. Die Männer und die triumphirende Partey von heute haben sich in den verschiedenen Geschicken der Restauration Vorwürfe zu machen, ich werde sie nicht verschweigen, denn was kümmert die unbeugsame Historie die Macht? Nichts ist geschrieben, als aus authentischen Dokumenten, öffentlichen Aktenstücken, den ersten Grundlagen der Geschichte.«

Man sieht, daß der Verfasser einmal durchaus unparteyisch erscheinen will, dann daß er eben so wenig zu den äußersten Enden der beyden Hauptparteyen Frankreichs gehört, nämlich weder

zu den Ultraroyalisten, noch zu der äußersten Linken. Ihm schwebt, und dieß geht durch das ganze Werk hindurch, die Idee einer gemäßigten konstitutionellen Monarchie, und zwar nach dem neuern Begriffe der Zeit, als das höchste Ziel seines Vaterlandes vor. Hierin theilt er dieselbe Ansicht mit seinem Gefährten auf gleichem geschichtlichen Felde, Lacretelle. Nur ist dieser mehr Spiritualist, hat seine Gedanken auf dem Wege des Gedankens und der Spekulation gewonnen; daher ist ihm die konstitutionelle Freyheit des Landes ein Lebensprinzip, eine aus dem Innersten der Seele hervorgehende Anschauung, welcher er sich ganz hingibt. Hierdurch entsteht auch eine große Verschiedenheit der Darstellung in beyden Schriftstellern. Lacretelle ist feurig, seine Schilderung oft poetisch, die Weise seines Vortrags nicht sowohl erzählend, als nur die Hauptmasse seines Vorwurfs in großen Bildern gruppirend, um sie so dem Leser in aller Stärke seines eigenen Gefühls wieder zu geben. In unserm Verfasser hingegen stellt sich mehr die kältere und besonnenere Anschauung des Staatsmannes dar, welcher in der Administration selbst die Anwendung der neuen politischen Ideen beobachtete.

Ehe wir nun weiter gehen, und von den speziellen Daten des vorliegenden Buches sprechen, müssen wir zuvor im Allgemeinen dieser politischen Ansicht des Verfassers näher gedenken, da sich hierauf besonders die Ursachen begründen, welche den Sturz der ältern Linie, nach ihm, herbeygeführt haben (les causes qui ont amené la chûte de la race ainée des Bourbons). Der Verfasser und mit ihm ein großer Theil des lebenden Geschlechts in Frankreich will nämlich die Monarchie, indeß in Verbindung mit den, wie man glaubt, in der neuern Zeit unabweisbar gewonnenen gesellschaftlichen Entwicklungen; Befreyung von jeder individuellen Beschränkung, möglichste gleiche Concurrenz und Theilnahme an der Verwaltung und Verfassung des Staats, Gemeinschaft aller und jeder Interessen, endlich die Monarchie dieß alles verbindend und fördernd, ohne es in seiner Entwicklung zu stören. Durchaus entgegen stand diesem System die ältere feudalistisch-monarchische Verfassung des Staates. Die Privilegien der Geistlichkeit, des Adels mit Inbegriff der vielfältigen lokalen Berechtigungen der Städte, Korporationen und Privaten schienen der neuern Theorie gerade das Verderblichste, und ein Rückschritt der Gesellschaft, die jene Zustände eben mit Anstrengung aller Kräfte und gleichsam nach einem ungeheuern Naturprozeß gewonnen hatte.

Das Kaiserreich hielt jene neue Kraft und Macht der Gesellschaft gleichsam gefangen, seine soldatische Despotie und seine Siege hatten sie unterdrückt oder eben so vergessen gemacht. Die

Restauration nun sollte sie von Neuem erwecken, und im Fortgange der Zeit naturgemäß entwickeln.

Diese Ansicht wollte sogar eine geschichtliche Begründung für sich ansprechen, wie man am besten in Lourdoueix, einem ausgezeichneten royalistischen Schriftsteller der Zeit, folies du siècle ersieht, und die in den verschiedenen Schulen Frankreichs sehr verbreitet ist.

Nach ihm hat sich, seit erobernde Völker die primitiven und eingebornen überzogen, überall ein Zustand der faktischen Gewalt hinter jener, und des natürlichen Rechts hinter dieser gebildet. Diese beyden Interessen (le fait et le droit) reagiren seitdem beständig gegen einander, und bildeten namentlich in Frankreich während des Mittelalters die verschiedenen Richtungen des Feudaladels, des Priesterthums und der Communen. Beyde letztere gingen aus dem unterdrückten Volke hervor, und erzeugten fortwährend die Opposition oder ein Streben, über die Gewalt ihrer Eroberer wieder Herr zu werden. Die Könige leiteten diese Bewegung, und unterstützten die Freymachung von den vielfältig bindenden Interessen jener Zustände, oder sie begünstigten die Civilisation, deren Hauptstreben Einheit der Interessen aller ist. Die Revolution vollendete, obgleich gewaltsamer Weise, was so früherhin eingeleitet war, und durch die königliche Gewalt in ruhiger und gesetzlicher Weise sich entwickelt hätte. Priesterthum, Adel und Communalwesen, lokalisirt und durch Gutsbesitz verkörpert, war verschwunden, die Gleichheit aller vor dem Recht und zu öffentlichen Lasten und Verpflichtungen festgestellt. Das Kaiserthum hatte diesen Zustand im Wesentlichen nicht geändert, und die Restauration überkam also die Gesellschaft mit den Fortschritten, welche in der Natur der Dinge begründet waren, und die sie nicht hindern durfte, ohne sich selbst mit der Zeit und dem ganzen Volke in Widerspruch zu setzen. Ganz diesem entgegengesetzt galt es den Bourbons nur, die vorzugsweise Begünstigung und Wiederherstellung des alten Adels, seine möglichste Stabilisirung durch Besitz und Hofstellen, die Ausbildung des Clerus im frühern Sinne und die gewaltsame Zurückdrängung aller neueren politischen Elemente, endlich übermäßige Ausdehnung der königlichen Prärogativen (une restauration fondée sur l'idée du droit divin et de la légimité absolue). Daher heißt es p. 14 des ersten Theils:

Dans toutes les phases de la fortune la maison des Bourbons est demeurée avec ses grandeurs, ses préjugés et ses chimaires. Faut-il donc s'étonner si elle s'est brisée contre les faits et si la vieille couronne de saint Louis a disparu dans la tempête? Ce que les courtisans ont appelé la *perpé-*

tuite monarchique est le plus invincible obstacle à toute conciliation. Qu'est-ce donc qu'une famille, qui veut rester avec le caractère de huit siècles en présence d'une jeune et forte civilisation?

Das oben aufgestellte geschichtliche Theorem ist indeß rein aus einer einseitigen und befangenen Ansicht entsprungen. Denn die geringste Kenntniß der früheren Geschichte Frankreichs zeigt, daß jener angebliche Zustand von Eroberern und Unterdrückern nie Statt gefunden hat, sondern wie bey den meisten bleibenden germanischen Besitznahmen eine mehr friedliche und vertragsweise Vermischung und Verschmelzung beyder Völker, der Franken und Provinzialen, erfolgte, wo sogar zuerst gegenseitige Gesetze, Rechte und Gewohnheiten jedem Volke verblieben. Guizot und seine Schule hat jenen Irrthum vorzugsweise begründet, der aber neuerdings auch in Frankreich widerlegt ward. Wir verweisen deßhalb auf das Werk: De la restauration de la société française, und besonders auf die so eben erschienene Histoire parlementaire de la révolution française, par Buchez et Roux. Die Gazette de France sagt hierüber in einem ihrer wissenschaftlichen Artikel: »Seit kaum zehn Jahren sind zwey Hauptirrthümer allgemein geglaubt, nämlich daß die französische Revolution ein Fortschritt sey, und daß dieser Fortschritt den revolutionären Grundsätzen der neuern Zeit verdankt werden müsse.« Alles dieß rührt aber von der falschen historischen Schule der Zeit her, die kühn und dreist lehrte, daß die Gallier von den Franken im eigentlichsten Sinne des Wortes erobert worden, daß der Adel die Nachfolger jener erobernden Franken gewesen, und so die Revolution Frankreich von einer nur zu langen Sklaverey befreyt habe. Das oben erwähnte Werk von Lourdoueix drückt diese Ansicht wirklich auf eine höchst naive Weise aus: D'abord les conquérans dirent aux indigènes: Nous sommes la nation, *vous n'êtes rien*; vous cultiverez nos terres, vous forgerez nos armes, vous nous donnerez une partie de vos revenus; quant à nous *qui sommes tout*, nous nous battrons pour conserver *notre proie*, nous occuperons *seuls les emplois de l'état*, nous ne payerons point d'impots, et nous aurons *seuls part aux assemblées délibérantes*. — Kann man sich etwas Unwahreres denken? und sollte man nicht eher glauben, der Verfasser habe irgend ein beliebiges Traumbild für Geschichte versehen? und doch, wie auch die Gazette versichert, wird mit diesen Ansichten schon seit 15 Jahren die französische Jugend auf allen Liceen corrumpirt.

Was nun aber das Prinzip einer konstitutionellen Monarchie selbst anbetrifft, so werden wir darüber später ein Urtheil fällen. Hier nur müssen wir bemerken, daß die ganze Anlage des vorlie-

genden geschichtlichen Werkes von vorn herein durch die oben entwickelten Ansichten eine falsche Richtung erhält. Die Meinung nämlich, daß sich durch die Revolution und den Gang der neuern Zeit überhaupt ein wirklicher, gesetzlicher und vollkommener Zustand der Gesellschaft entwickelt habe, der lediglich festzuhalten sey, führt den Verfasser zu dem Irrthume, in der neuern Geschichte Frankreichs einen bloßen Parteyenkampf zu sehen, und eben dadurch, daß sich die Bourbons an die Spitze einer dieser Parteyen stellten, nicht gleichsam über beyden standen, und dieselben mit einander zu versöhnen suchten, will er, wie oben gesagt, den Sturz derselben herbeygeführt sehen. Ihm scheint der dermalige Zustand Frankreichs wohl dem der frühern Zeiten, z. B. der Fronde oder dem in England zur Zeit der Stuarts ähnlich. Partey und Parteyung findet indeß nur da Statt, wo es sich mehr oder weniger um äußerliche, etwa rein individuelle und persönliche Interessen handelt. Hier kann allerdings gegenseitig nachgelassen, und so der Zwiespalt aufgehoben werden. Ein ganz anderes jedoch ist es, wo wirkliche Lebensfragen der Gesellschaft zum Vorschein kommen, wo eine politische Wahrheit oder ein politischer Irrthum in Rede steht, und wo endlich je nach dem Siege des Einen oder des Andern die Gesellschaft besteht oder zu Grunde geht. Dann sind die Parteyen, oder besser die Gegensätze, welche zum Vorschein kommen, bloß Ausdrücke der wahren oder falschen Idee, und eine Conciliation, eine Versöhnung zwischen ihnen, ist eben so wenig möglich, als eine Versöhnung des Irrthums und der Wahrheit selbst. Nur einerseits eine erweiterte Anwendung, und andererseits eine Bekehrung ist denkbar, d. h. das falsche Prinzip muß in das wahre verwandelt werden, und bloß die Art und Weise jener Anwendung und dieser Bekehrung mag einem Urtheil anheim gestellt bleiben, und Tadel oder Lob verdienen. Wenden wir dieß auf Frankreich an, so ist es keinem Zweifel unterworfen, daß die Restauration es eben mit keiner Partey zu thun hatte, sondern daß es darauf ankam, die Grundlagen der Gesellschaft selbst wieder herzustellen. Die Revolution, welche nur die verblendetste Ansicht einen Schritt der Civilisation nennen kann, hatte eben, weil sie aus den tiefsten politischen und religiösen Irrthümern entsprang, den ganzen Organismus der Gesellschaft zerstört. Das Kaiserreich hatte das hieraus entstandene Chaos bloß äußerlich geordnet, und die Restauration überkam gleichsam eine tabula rasa, worin alle positiven moralischen Institutionen mangelten, die antisocialsten Gesinnungen massenweise und in den verschiedenartigsten Nuancirungen sich um die neue Ordnung der Dinge umherlagerten, und jeden Augenblick den Ausbruch drohten. Der Verfasser sagt

hierüber selbst: Après les grandes révolutions les opinions se changent en partis, leurs desseins en conspirations. L'opposition calme et régulière n'appartient pas aux époques d'orages; on agit alors pour *renverser*, und von den Bonapartisten und Liberalen: comment s'appuyer sur des hommes ennemis de la dynastie et qui procédaient par des révoltes et des complots? Lacretelle, der überhaupt tiefer sieht, als unser Verfasser, sagt eben so: Deux siècles avaient développé en France l'esprit démocratique, *la révolution* avait été son ouvrage et son funeste triomphe. Hier war also nicht mit einer bloßen Passivität geholfen, es galt nicht, diese verschiedenen feindseligen Elemente bloß zu beschwichtigen, sondern wenn ein bleibender Zustand und ein Zustand des Friedens errungen werden sollte, kam es auf ein wirkliches positives Handeln an; eine neue Begründung des socialen Lebens mußte versucht werden, und wenn dieß, wie natürlich, in den anarchischen Elementen der Gegenwart Widerstand traf, konnte auch der Kampf nicht ausbleiben. Man sieht, welche große, ja ungeheure Aufgabe die Restauration hatte. Das Kaiserreich schuf ein Heerlager aus Frankreich, und umzog die ganze Generation mit den Banden des militärischen Gehorsams; denn am Ende war es immer das Martialgesetz, welches in letzter Instanz angerufen ward, und die Gemüther im Zaume hielt. Die Restauration hingegen sollte diese bloß äußere Zucht wieder von innen her begründen, und die Gesetzlichkeit durch die veränderten Gesinnungen selbst gewähren.

Gelang es hierin also den Bourbons nicht, so konnte dieß eben so in der Schwierigkeit und in der Größe der Uebel, die man zu bekämpfen hatte, seinen Grund haben. Die Behandlung der gegenseitigen Parteyen, worauf der Verfasser alles Gewicht legt, war nur ein äußeres Moment, und sie bloß gegen einander zu balanciren, war eben so fruchtlos, als am Ende verderblich. Der Verfasser führt nun freylich im Laufe seines Werkes für seine Meinung die Geschichte selbst an, wie nämlich durch die Persönlichkeit Ludwig's XVIII. und durch die conciliirenden Ministerien Richelieu und Decazes der Zustand der Dinge wirklich aufrecht erhalten worden, und späterhin durch das entgegengesetzte Verfahren die unglückliche Katastrophe der Vertreibung der Bourbons herbeygeführt sey. Es läßt sich indeß noch eine weit begründetere Ursache von diesem Zerwürfnisse zwischen Regierung und Volk in der spätern Epoche der Restauration denken, als jene bloß ganz äußerliche. Wie oben gesagt, überkam die Restauration das Land ohne alle innere und wahre Befriedigung der Geister, im Gegentheil trat diese geistige Zerrissenheit, nach-

dem die despotische Hand Napoleons, die alles Divergirende zusammenzwang, verschwunden, um so schneidender hervor. Indeß der Zustand der allgemeinen Ermattung nach so ungeheurer Anstrengung, die daraus entspringende Sehnsucht nach einem dauernden Frieden, das eben so allgemeine Gefühl, daß die Bourbons in diesem Augenblicke das einzige Mittel seyen, um die Ordnung der Dinge an einen festen Punkt anzuknüpfen, endlich das Gefühl der Abneigung, welches die despotische Regierung Napoleons gegen diesen sonstigen Abgott der Nation selbst bey der liberalen Partey hervorbrachte: alles dieß trug im Anfange dazu bey, die Bourbons populär, ja beliebt, und vor allen die Parteyen schweigen zu machen (il faut se hâter de le dire, les Bourbons ne furent pas reçus avec répugnance, ils furent par le plus grand nombre considérés comme un gage de paix et de liberté). Es war mehr eine Passivität der Gesinnungen und geistigen Hauptrichtung der Gesellschaft, welche eben aus jenen obigen Ursachen gewähren ließ oder gleichsam noch nicht zum Selbstbewußtseyn gekommen war. Nachdem indeß wiederum der Zustand der Ruhe eintrat, sogar ein äußeres, nationelles Wohlbehagen sich kund gab, und diejenigen Doktrinen, welche ursprünglich und allgemein die Geister bewegten, ihre ganze Stärke wieder gewannen, da trat die ganz isolirte Kraft der Regierung, durch keine äußerliche Mittel getragen und unterstützt, immer mehr in den Hintergrund, und ward endlich ganz über den Haufen geworfen.

So bitter übrigens der Verfasser oft im Laufe der Geschichte dies Verfahren der Bourbons tadelt, so hat er doch späterhin, wie es scheint, durch die Erfahrungen der Regierung der July-Revolution eine gerechtere Ansicht der Dinge aussprechen lassen. In der Vorrede zum dritten Theile sagt er: »Die Scham steigt mir ins Gesicht, wenn ich Leute von einem gewissen Geiste höre, die sich ein Wörterbuch von Injurien gegen diese Restauration bilden, welche bey ihren strafbaren Irrthümern und Fehlern ein unermeßliches Resultat unerhörten Wohlstandes und einer bewunderungswürdigen Verwaltung hervorbrachte oder fortsetzte. Noch jetzt ist es diese Verwaltung, welche das Julyreich beschützt und hindert, daß es unter unfähigen Händen zusammenstürzt. Wenn Frankreich nach dem glorreichen Despotism des Kaiserthums Rechte und Garantien besitzt, wem schuldet sie dieselben? Dieses öffentliche Glück, das herrliche Schauspiel der Wohlthaten, des Friedens und der Freyheit, können sie unserm Gedächtnisse entschwinden? Ich wiederhole es, es gab damals Willkür, aber eine Willkür von den Communen genehmigt, Ausnahmsgesetze,

indeß durch die Staatsverwaltung votirt, und vorzüglich eine Verschwörung zu unterdrücken bestimmt, die sich seitdem wie die Glorie der triumphirenden Partey angekündigt hat.« Nach solchen Geständnissen fragen wir, ob nicht der Verfasser mit sich selbst in Widerspruch geräth, und ob nicht weit mehr die überhand nehmende geistige Verderbniß, als die administrativen Fehler ihrer Regierung die Bourbons gestürzt haben dürften?

Wir haben schon früher erörtert, daß der Verfasser sein Werk mit einer Einleitung über die Versuche der Bourbons beginnt, noch unter der Republik und dem Kaiserreiche in ihr Vaterland und zu der angestammten Krone zurückzukehren. Die theils persönlichen, theils in der Sache liegenden Gründe, warum die Versuche der Emigration zur Wiederherstellung des Königthums in Frankreich scheitern mußten, sind bekannt. Der erste Theil des Werks wird hiermit größtentheils ausgefüllt.

Nur eine wahrhafte Volksbewegung, worin die Vendée und der royalistische Süden in Uebereinstimmung und nach einem großen Plane, die Prinzen selbst an ihrer Spitze, die Republik bekämpft hätten, würde vielleicht zum Ziele geführt haben. Der Verfasser setzt die Hauptursache des Mißlingens jener Pläne in die geringen Concessionen, welche man royalistischer Seits den Constitutionellen zugestehen wollte. Indeß, wenn man bedenkt, daß damals die konstitutionelle Gesinnung am wenigsten ein bleibendes Prinzip oder eine Wahrheit repräsentirte, und die alte Monarchie hieran wieder anknüpfen, von vorn herein ein mißlungener Versuch gewesen wäre, so scheint dieser Vorwurf durchaus nicht begründet. Ueberhaupt muß man bey so großen Weltbegebenheiten, wie die französische Revolution es war, wo sich eine vollständige Krise in der ganzen moralischen Welt kund gibt, nicht von einzelnen menschlichen Maßregeln Hülfe erwarten, oder den und jenen untergeordneten Umstand zu sehr als den Gang der Dinge aufhaltend oder befördernd bezeichnen, sondern solche riesenartige Dramen der Menschheit, wie man sie nennen kann, bieten, wie schwere Krankheiten in der physischen Welt, einen von höherer Hand geleiteten Krankheits- und Gesundungsprozeß dar. Die französische Revolution war eine solche allgemeine Erkrankung der Nation, wozu die Grundstoffe sich schon seit vielleicht zwey Jahrhunderten vorfanden. Der Convent bezeichnete ihr höchstes Stadium; das Direktorium, das Consulat und das Kaiserthum oder die Rückkehr der Ordnung durch das militärische und bloß äußerliche Gesetz waren nothwendige Heilkrisen, ohne welche sich Stillung und Gesittigung der Gemüther gar nicht denken ließ. Die

Versuche der Bourbons in damaliger Zeit überhaupt, die alte Monarchie für sich wieder herzustellen, waren daher sehr natürlich, aber sie mußten von selbst zwecklos bleiben, und dürfen am wenigsten als entscheidend oder nicht entscheidend für den Gang der Begebenheiten angesehen werden. Der Verfasser erkennt dieß auch, indem er p. 147, Theil I sagt: Supposons que la restauration eût éclaté au milieu de ces faits nouveaux, que d'obstacles n'eût-elle pas rencontrés! — und weiterhin: Elever la restauration sur les ruines de la république était chose impossible. Il fallait un Gouvernement intermédiaire, qui de sa main de fer ramenât la société dans les proportions monarchiques.

Interessanter bleiben daher die persönlichen Schicksale der vertriebenen Königsfamilie während ihres Exils. Ludwig XVIII., anfänglich als Regent, nach dem Tode des Dauphins im Temple mit dem Königstitel, schlug seinen kleinen Hof zuerst in Verona auf. Der Herzog von Vauguyon, der Baron von Flachslanden und der Marquis von Fauconet formirten sein Conseil. Der Graf von Artois, nachmaliger Karl X., suchte zuerst von Coblenz, sodann von Petersburg aus in besondern Missionen der royalistischen Sache bey den fremden Höfen Interesse zu erwecken. Beyde Brüder lebten indeß schon damals in einer Art von Disharmonie, denn von jeher hatte sich in dem letztern eine verschiedene Ansicht der Zeitverhältnisse ausgebildet, die sich schon in den Anfängen der Revolution noch am Hofe Ludwig XVI. in Gegensätzen äußerte, indem der Graf Artois bey weitem entschiedener den neuen Doktrinen der Revolution entgegentrat. Gestützt auf seinen mehr chevaleresken, dem Phantastischen sich nähernden Charakter, suchte er sogar überall die alten Erinnerungen der Monarchie mit einer gewissen Schroffheit und ohne irgend eine Berücksichtigung der Zeit wieder zurück zu führen. Der Hof zu Verona, sagt der Verfasser, war einfach. Ludwig XVIII. nannte sich Graf von Lille; sein Leben war geregelt, er stand früh auf, und nach alter Etiquette erschien er schon am Morgen mit Kreuzen und Orden. Der größte Theil des Morgens verging mit Schreiben, und er war dann nur für seinen Kanzler M. de Flachslanden sichtbar; sein Tisch war frugal. Er ging nie aus, um Besuche zu machen. Ludwig XVIII. las aufmerksam alle französischen Journale, und vorzüglich den Moniteur; er hatte keine andern festen Revenüen, als monatlich 36,000 Fr., welche ihm Spanien anwies. Davon nahm der König 12,000, die Königin erhielt 8000 Fr., eben so viel die Comtesse d'Artois; die Herzoge von Berry und Angoulême jeder 4000 Fr. Die Siege des Direktoriums gaben dem

Verlangen desselben an den Senat zu Venedig, den lästigen Prätendenten aus der Nähe Frankreichs zu entfernen, Nachdruck. Ludwig mußte Verona verlassen, und begab sich zuerst zur Condé'schen Armee, sodann nach Blankenburg. Auf die Aufforderung, das venetianische Gebiet ohne Aufschub zu räumen, antwortete der König: Ich werde gehen, aber unter zwey Bedingungen; die erste, daß man mir das goldene Buch überreiche, worin meine Familie eingeschrieben steht, um mit meiner Hand ihre Namen auszutilgen; die zweyte, daß man mir die Rüstung zurückgebe, womit die Freundschaft meines Ahnen Heinrichs IV. der Republik ein Geschenk machte. Der Verfasser erwähnt gleichfalls den Mordversuch, der gegen den König zu Dillingen (in Bayern) unternommen ward, wo eine Flintenkugel ihn am Kopfe streifte, und der König eine große Unerschrockenheit bewies.

Der König ging von Blankenburg nach Mitau, wo er eine Unterstützung vom Kaiser Paul von 200,000 Rubeln erhielt. Diese und die Unterstützung von Spanien reichten zum Unterhalte des ganzen Hofes hin. Ein jeder der Herren des Hofes erhielt Logis, Heizung, Kost und 100 Louisd'or das Jahr für die übrigen Ausgaben. Zu Mitau langte die Niece des Königs, die unglückliche Tochter Ludwigs XVI., an, welche gegen andere gefangene Repräsentanten der neuen Frankenrepublik ausgewechselt ward, und hier war es, wo sie dem Herzog von Angoulême in der katholischen Kapelle zu Mitau vermählt ward. »La fille de Louis XVI.,« sagt der Verfasser, »fut reçue à Mitau avec tendresse. Jeune et infortunée elle inspirait ce respect mélancolique attaché au malheur.« Pauls veränderlicher Charakter gab der unglücklichen Königsfamilie nicht lange den erstgewährten Schutz. Ein strenger Befehl vom 21. Jänner 1801 verlangte »die sofortige Räumung des russischen Reichs.« Mitten in dem rauhen Klima Rußlands begannen der König und die Herzogin von Angoulême die Reise nach Memel durch die Schnee- und Eisgefilde von Kurland und Liefland. Bald übernachtete der kleine Hof in einem gewöhnlichen und schmutzigen Wirthshause, bald in den Schlössern einiger alten Edelleute, welche das strenge Verbot des Kaisers nicht achteten, um nur die Ehre zu haben, einen König bey sich zu beherbergen« (p. 134). In Memel mußte Ludwig alle seine Diener verabschieden, und konnte nur unter dem Titel eines Grafen von Lille in Preußen verbleiben. Der König begab sich nach Warschau, welches dem Verfasser unbekannt zu seyn scheint. In dieser traurigen Lage, wo die ganze Last seines herben Schicksals den König erdrückte, empfing er zum Uebermaß seines Unglücks

jene berüchtigte Proposition Bonaparte's, dem französischen Throne förmlich zu entsagen. Nichts stellt den Charakter des Königs und auch der übrigen Prinzen in ein glänzenderes Licht, als die Antwort auf dieses Anerbieten. Er verweigerte jede Unterhandlung über diesen Gegenstand, und in seinem Schreiben, welches nachher dem ersten Consul zu Händen kam, heißt es: »Ich kenne nicht die Absicht Gottes mit mir und meinem Stamme, aber ich kenne die Pflichten, welche er mir durch die Stelle, worin es ihm gefiel, mich geboren werden zu lassen, auferlegte. Ein Christ, werde ich diese Pflichten bis zum letzten Augenblicke erfüllen. Sohn des h. Ludwig, soll man mich nach seinem Beyspiele selbst in Fesseln achten; Nachfolger Franz I. will ich wenigstens wie er sagen können, alles ist verloren, nur die Ehre nicht.« Tom. I. p. 135. Eben so unterzeichneten sämmtliche Prinzen eine Deklaration, worin sie der obigen Erklärung des Königs auf das bestimmteste anhingen, und die mit den Worten endigte: Nous suivrions avec autant de confiance que de fidélité la voix de l'honneur, qui nous prescrit d'en appeler jusqu'à notre dernier soupir, à Dieu, aux Français et à notre épée.

In einer Zeit, wo demokratische Machthaber jede höhere Gesinnung verachteten, und wo überhaupt das Geschlecht Adel und Königthum und jeder auf die Idee gegründeten Institution den Krieg erklärte, ward durch solche Handlungen, die sich an das standhafte und großartige Benehmen der Päpste Pius VI. und VII. gegen den gleichen Usurpator anschlossen, die Meinung der Zeit am besten beschämt, und ihre Theorien Lügen gestraft.

Nach dem Frieden von Tilsit mußte Ludwig nach England gehen, und erwählte Hartwell, unweit London, zu seiner kleinen Residenz. Hier war es, wo er auf die Nachricht von der Vermählung Napoleons mit Marie Louise die letzte Hoffnung der Rückkehr in sein Vaterland aufzugeben schien. Der König empfing während mehrerer Tage Niemand. Endlich ließ er seinen kleinen Hof versammeln, und bot jedem, der es wünschte, Pässe an, um nach Frankreich zurückzukehren; so sehr schien nunmehr der Triumph der Bourbons unmöglich. — Dennoch entsprach die wahre Lage des Kaiserreichs der Voraussicht Ludwigs XVIII. »Die Zeit wird kommen!« sagte dieser Prinz unaufhörlich. Und wirklich, dieser ungeheure Koloß, so bewunderungswürdig zusammengesetzt, konnte durch das geringste Hinderniß zerschlagen werden. »In jedem Staate, wo die Freyheit mangelt, die Herrschaft despotisch ist, berühren die Tage des Glanzes die Zeit des Sturzes. Denn der Despotismus ist eine jener starken Maschinen, welche ein Sandkorn aufhält und zerbricht.« Pag. 179.

Die Campagne in Rußland, die Schlacht von Leipzig, die Kämpfe auf französischem Boden selbst und unter den Mauern von Paris, erfüllten das Geschick Napoleons, und realisirten die heißesten Wünsche Ludwigs XVIII. Die konstitutionelle Akte des Senats vom 7. April 1814 berief Franz Ludwig Stanislaus Xavier, Bruder des letzten Königs, auf den Thron der Franzosen. Der Verfasser beschreibt den Einzug des Grafen Artois als Generallieutenant in Paris, die Verhandlung der Alliirten mit der provisorischen Regierung, so wie früher die Begebenheiten in Bordeaux und Marseille, wo zuerst die Volksstimmung sich mit Enthusiasmus für die alte Königsfamilie aussprach. Wie immer, wenn ein großer Kampf für die Wiederherstellung einer sittlich-sozialen Ordnung siegreich geendet ist, die höchsten Schwierigkeiten erst eintreten, wenn der neue Zustand befestigt werden soll, so auch hier war durch den Sturz Napoleons und die Rückkehr der Bourbons ein außer aller menschlicher Berechnung liegendes Resultat gewonnen, indeß die Festigung und Sicherung der neuen Regierung war eben so eine Aufgabe, welche alle Kräfte zu übersteigen schien. Sollte man die alten Institutionen der Monarchie wieder zurückführen? aber worauf? alle Grundlagen derselben waren vollkommen zerstört, eine andere Generation, kaum noch in der Erinnerung der früheren Einrichtungen; endlich eine ganz neue Gesetzgebung, welche alles Privat- und öffentliche Recht gänzlich gewandelt hatte. Sollte man auf der andern Seite den Vorstellungen und Ideen der Gegenwart anheimfallen, den politischen Systemen, welche die Revolution aufgestellt hatte, und denen die Gemüther der meisten Franzosen huldigten? Aber sie trugen in sich ein antimonarchisches Prinzip, und mußten früher oder später den Herrscher nach christlich legitimer Ansicht mit den Beherrschten in vollkommensten Widerspruch setzen. Die Konstitution, welche der Senat entwerfen und dem König überreichen ließ, war ganz nach diesen letztern Ansichten verfaßt. Zwey politische Systeme nämlich sind nur denkbar, das eine, welches die Gesellschaft und den Staat an eine, auf göttlichen Gesetzen und wahrer Naturbestimmung begründete Ordnung, und eben so an den historischen Bestand der Dinge knüpft, eine Stabilität der bürgerlichen Ordnung, durch übernatürliche Weihe und geschichtliche Organisation aller einzelnen Staatseinrichtungen anerkennt; das andere System, welches keine höhere Garantie der Societät zuläßt, und zugleich die augenblickliche und gegenwärtige Generation als die höchste alleinige Instanz ihrer bürgerlichen Institutionen aufstellt. Alle frühern Staaten, sogar die heidnischen, hatten sich den Staat nie anders, als nach der ersteren

Ansicht gedacht; die christlichen Reiche des Mittelalters und der neuern Zeit waren aber ganz besonders auf dieser Grundlage erbaut worden. Als in Frankreich durch die Revolution die Religion völlig zerstört ward, und eine bloß materielle Philosophie ihre Stelle einnahm, geschah es zum ersten Male, daß die zweyte durchaus irreligiöse und unhistorische Staatsansicht sich geltend machte, und in der sogenannten Repräsentativ-Verfassung bloß den augenblicklichen Willen der jedesmaligen Generation oder des Volkes zur höchsten und alleinigen Autorität erhob. Als jetzt Ludwig XVIII. zurückkehrte, und an seine Person und seinen Stamm gleichsam die göttliche und historische Institution des Staates unauflöslich verknüpfte, traten beyde Systeme in Conflict. Ihm, dem König, den Alliirten, der provisorischen Regierung ward daher bey Entwerfung der Grundakte der neuen Monarchie dieses Dilemma die Ursache der wichtigsten Contestationen. Das neue Staatsschiff mußte gleich anfangs wie zwischen Felsen und Untiefen mit der höchsten Geschicklichkeit durchgesteuert werden. So entstand die berühmte Deklaration von St. Ouen, welche dem Einzuge des Königs in Paris vorherging, und alle Grundzüge enthielt, die nächstdem in der Charte von 1814 vollständig und ausführlich niedergelegt wurden. Man vereinigte das Neue mit dem Alten, die von Gott unmittelbar ausgehende königliche Gewalt mit der neuen Idee der Repräsentativ-Verfassung oder einer aus der Souveränität des Volks hervorgehenden Controlle des Königthums. Man knüpfte an die königliche Würde und ihre Interessen eine erbliche Pairskammer, aus altem und neuem Adel zusammengesetzt, und stellte ihr gegenüber eine ganz unhistorische, aus den Elementen des Augenblicks gebildete Repräsentativ-Kammer des dritten Standes. Man erkannte die Heiligkeit und Unverletzlichkeit der Person des Königs, und setzte ihr die Verantwortlichkeit der Minister durch die Anklage der Volksrepräsentanten entgegen. Man constituirte endlich den einen Willen des Herrschers, und stellte eben so gegenüber eine Masse unbestimmter individueller Willen, welche jeden Augenblick mit dem königlichen Willen in Widerspruch kommen konnten.

So ward gleich anfangs der Keim zu allen Mißverständnissen gelegt, welche in harten und schwierigen Kämpfen eigentlich den Gang der Geschichte der Restauration bezeichnen. Aber was war zu thun? könnte man fragen, in einem solchen Chaos der entgegenstehendsten Verhältnisse und Interessen blieb es beynahe unmöglich, den rechten Weg zu finden, und man warf sich gleichsam der Zukunft in die Arme, und gab der Geschichte anheim, was vielleicht menschliche Klugheit schwer oder gar nicht zu errei-

chen vermochte. Der Graf Montlosier sagt in seinem geistreichen Werke: De la monarchie française, mit Recht über die damalige Crise: le présent a envahi d'abord toute la pensée. On s'est souvenu ensuite du passé et on s'est demandé comment on disposait l'avenir. De ces soins sont sortis un premier embarras dans les choses, un second embarras dans les personnes et bientôt un troisième embarras dans les *principes*. De tous côtés les mots liberté et constitution se sont fait entendre. Die Umstände, die Ideen der Zeit, trotzten die Charte gleichsam mit Gewalt ab. Noch mehrere Jahre nachher sagte Chateaubriand in seinem Werke: De la monarchie selon la charte: »Der legitime König von Frankreich ist nur auf drey Arten denkbar: 1) mit dem alten Regime, 2) mit dem Despotismus Napoleons, 3) mit der Charte. Die beyden ersteren Weisen sind unmöglich, die Regierung mit der Charte bleibt also allein als die einzige gute, die einzige mögliche übrig.« Auch der König drückt in der Vorrede zu dieser letztern sich über die Nothwendigkeit derselben so aus: Nous avons dû à l'exemple des rois nos prédécesseurs apprécier les effets des progrès toujours croissans des lumières, les rapports nouveaux que ces progrès ont introduits dans la société, la direction imprimée aux esprits depuis un demi-siècle, et les graves altérations qui en sont résultées: nous avons reconnu que le vœu de nos sujets pour une charte constitutionelle était l'expression d'un *besoin réel*. Daß übrigens Ludwig selbst den konstitutionellen Ideen nicht abgeneigt war, ist bekannt. Schon beym Ausbruche der Revolution, noch unter der Regierung Ludwigs XVI., hatte er sich den neuern politischen Prinzipien nicht ungünstig erklärt. Bey der zweyten Versammlung der Notabeln stimmte er für Neckers Meinung, daß der Bürgerstand eine doppelte Anzahl von Abgeordneten ernennen müsse. Eine Schrift aus jener Zeit sagt: Monsieur se couvrit de gloire a l'assemblée des notables de 1787. Il y développa des vertus vraiment patriotiques. — Ses soins à discuter les matières les plus sérieuses, à défendre les intérets et la cause du peuple inspirèrent même une sorte de jalousie au roi. Der Aufenthalt Ludwigs in England hatte diese seine politische Ansicht noch verstärkt. Lacretelle bemerkt hierüber bey Gelegenheit der Charte und der in Frankreich vorhandenen demokratischen Elemente: Il fallait que le monarque législateur se servit de cet esprit démocratique en le maîtrisant. Louis XVIII pouvait bien trouver des motifs d'effroi dans ses souvenirs, mais il n'avait ni *dans le coeur*, ni *dans*

ses principes rien qui le détournait d'une politique suivie depuis près de huit siècles par ses ancêtres.

Auf der andern Seite war Ludwig auch eben so strenge auf die Erhaltung der königlichen Prärogativen und der Krone bedacht; daher dieses unglückliche Schwanken während seiner ganzen Regierung, bald hinüber zu den Verfechtern der konstitutionellen Ideen, bald, wenn ein monarchisches Interesse Gefahr lief, zu der royalistischen Partey.

Der Verfasser drückt diese Lage der Regierung bey dem Einzuge des Königs folgendermaßen aus: »Dieses große Fest war so prächtig als populär; dessen ungeachtet erweckte es nicht jenen reinen Erguß, den man beym Einzuge Monsieurs bemerkte. Der Anblick der alten Garde, welche schweigend und düster den Wagen Ludwig XVIII. begleitete, und niedergeschlagen und stolz ihre Blicke auf die Denkmäler ihres Ruhmes warf, alles dieses machte, ich weiß nicht welcher traurigen Empfindung Raum. Das Volk, bald den königlichen Zug vergessend, um diese Trauer seiner Tapfern zu trösten, erdrückte das Geschrey: »Es lebe der König!« durch das: »Es lebe die alte Garde!« Eben so bemerkte die Spötterey der Pariser jene Fremdartigkeit des Costumes und der Physiognomien, welche die nächste Umgebung des Königs bildete. Der Ausdruck der Güte in Ludwig XVIII. Gesicht konnte nicht seine englische Corpulenz und die Schwerfälligkeit seiner Bewegung vergeben machen. Man lachte über das Kleid und den geschmacklosen Hut von Mad. Angoulême, die eckige Haltung des Herzogs von Berry und selbst über die Taubenflügel des Enkels des großen Condé. Diese Emigranten im alten Costüme machten in der Vorstellung des Volkes einen wunderbaren Kontrast mit der Erinnerung an jenen glänzenden Generalstab, sonst die Begleitung des großen Feldherrn der Erinnerungen von Austerlitz und Wagram!«

»So nach drey und zwanzigjährigem Exil kehrte Ludwig XVIII. in die Tuilerien zurück. Alles war in seinem Vaterlande verändert, Sitten, Institutionen, religiöse Gesinnung; eine neue Generation war geboren, und wuchs unter dem Schatten der Meinungen und Ideen der französischen Revolution. Die Regierung der Restauration sah sich zwischen schwierige Verhältnisse gestellt, sie mußte ihren Ursprung vergessen machen, welchen sie, wenn nicht den Fremden, wenigstens dem Umstande einer Invasion und dem Unglücke Frankreichs schuldete. Sie durfte weder der Erkenntlichkeit für die Dienste einer getreuen Emigration ermangeln, noch gegen die neuen, eben so legitimen Interessen kalt erscheinen. Ein Hof der Vergangenheit und das neue Frank-

reich, die Emigration und die Revolution stellten sich zusammen dar. Nie hatte sich eine Regierung in so verwickelten Umständen befunden. Die Staatsmänner und die fremden Herrscher selbst verhehlten dieß nicht.« Pag. 351. — Das Ministerium Talleyrands, der alle Transaktionen der Restauration geleitet hatte, schien den einstweiligen Bedürfnissen am meisten zu entsprechen. Der Herzog von Blacas, Minister des königlichen Hauses, genoß indeß vorzugsweise des königlichen Vertrauens, und vertrat durch seinen Einfluß die royalistischen Interessen. Die Redaktion und Bekanntmachung der Charte nach den schon früher berührten Grundsätzen war die erste Haupthandlung der neuen Regierung. Schon hier zeigten sich im Kampf wörtlicher Diskussion und der Presse gleich anfangs die feindseligen Prinzipe und Doktrinen, welche man in dem neuen Grundgesetze zusammengeflochten hatte. Die Einen fanden in der sogenannten Gleichheit der Rechte, in der Freyheit der Culte, in der Errichtung von zwey Kammern, in der Freyheit der Presse Widersprüche gegen die Idee der wahren Souveränität; die andern fochten alle Artikel der Charte an, welche die Prärogative der königlichen Gewalt mit Beschränkung der sogenannten Volksfreyheiten festsetzte. Genug, die Revolution oder die modernen politischen und religiösen Doktrinen traten gegen die Prinzipe, welche das frühere Europa als allein gültig und das sociale Leben begründend erkannt hatte, und die jetzt auch in Frankreich wieder Anerkennung finden sollten, auf den Kampfplatz. Mehr als zweyhundert Broschuren wurden über diesen Gegenstand in kurzer Zeit publicirt. Sehr richtig bezeichnet diesen Zustand Lacretelle mit den Worten: Mais la charte pouvait encore être considérée comme un cadre que l'esprit aristocratique ou l'esprit démocratique remplirait à leur gré et détournerait vers leur but. Obgleich er natürlich aus seinem Standpunkte den Prinzipienkampf, den es hier galt, nicht einsieht. Die größte Verlegenheit der Regierung aber entstand schon damals, weit mehr aber späterhin aus den zwey Nüancen oder Parteyen, welche eben die modernen politischen Doktrinen darboten: die eine der sogenannten Constitutionellen, welche dem Systeme des Verfassers, wie es schon oben auseinander gesetzt ist, huldigten, und welche die Charte wirklich für eine Wahrheit hielten, das heißt, die Verknüpfung des Königthums mit den neuern Ideen der Volksvertretung und Volksfreyheit möglich und ausführbar glaubten. Diesen gesellten sich in den spätern Zeiten der Restauration die sogenannten Doctrinärs zu, eine wissenschaftliche Schule, welche durch geschichtliche Ansicht und Theorie die konstitutionelle Monarchie auch von einer geisti-

gen Seite her zu begründen suchte, wie wir dieß oben schon erwähnten. Von beyden muß man diejenigen Royalisten unterscheiden, welche, wie etwa Chateaubriand und mehrere andere, z. B. der von uns oben erwähnte Lourdoueix, die aus göttlicher Autorität entsprungene Legitimität des Monarchen zugleich mit der neuern Art der Volksvertretung annahmen. La légitimité est la royauté adoptée par le ciel et toute royauté est sortie du peuple. Die andere Partey der modernen Doktrinen war diejenige, welche das durch die Revolution erzeugte Staatsprinzip in seiner ganzen Strenge und Consequenz erfaßte. Bey ihnen hatte sich die irreligiöse und unhistorische Ansicht der Gesellschaft bis zur vollständigen Gleichheit aller Menschen auch in den äußern Verhältnissen ausgebildet; denn wo weder eine göttliche Ordnung, noch ein historischer Organismus anerkannt wird, bleibt natürlich nichts weiter, als die nackte Gleichheit Aller übrig. Hierin wurden sie den Nivellianern unter Cromwell ähnlich, nur daß diese jene Gleichheit mehr aus den religiösen Prinzipien jener Zeit herleiteten. Sie waren offenbar die Nachfolger der Revolutionärs aus den Zeiten des Convents, mit denen sie sogar geschichtlich zusammenhingen, und deren Fanatismus, der nothwendig auf die Vernichtung alles Bestehenden ging, sie theilten. Man nannte sie, und sie sich selbst, falscher Weise Republikaner, obgleich durchaus nie in der Geschichte eine Republik der Art bestanden hat, noch bestehen kann.

Was nun die Constitutionellen anbetrifft, so wollten sie sich zwar immer von der eben erwähnten Partey unterschieden wissen, und sahen sich gleichsam als die richtige Mitte (juste milieu) an, welche Freyheit und Ordnung mit einander vereinten. Wie wir aber schon oben von unserm Verfasser bemerkten, auch sie nahmen keine höhere Institution des Staates an. Die Geschichte war ihnen gleichsam nur eine Lehrmeisterin, die man nicht zu übergehen habe, das lebende Geschlecht und seine augenblickliche Ansicht die höchste Instanz der öffentlichen Einrichtung. Zwischen ihnen und den Männern der Revolution fand also, obgleich sie, wie wir früher zeigten, das Königthum wollten, keine eigentliche wahre Verschiedenheit Statt, nur daß jene konsequenter waren, und diese in allen Handlungen in einer gewissen Halbheit stehen blieben. Als Opposition gegen die Regierung waren daher auch beyde immer in Vereinigung, und ein Sieg der Constitutionellen war zugleich ein Sieg für die Revolutionären, brachte diese ihrem Ziele der völligen Auflösung der Gesellschaft um eben so viel näher. Zu diesen Constitutionellen der Zeit gehörten selbst auch Lainé, Royer-Collard, Gallois, Durbach, Raynouard; mehrere, wie

die beyden ersten, zugleich eifrige Anhänger der königlichen Familie und des Königs selbst. Lafayette aber bildete diese Idee eines konstitutionellen Königthums, une monarchie avec des institutions républicaines, vielleicht bis zur wunderbarsten politischen Träumerey aus, und zeigte, wie weit das wahre sociale Prinzip in Frankreich alterirt worden, da dieser Mann Sympathien fand. So gerieth die Regierung gleich anfangs in die mißlichste Stellung. Den Männern der Revolution konnte sie allerdings mit beynahe allgemeiner Zustimmung entgegentreten, denn gegen sie war die Antipathie im Volke aus der Erinnerung des Convents zu groß; die constitutionelle Gesinnung aber war gleichsam die der Mehrzahl der Franzosen, die politische Doctrin des Landes; sie bekämpfen, hieß gegen das ganze Land und die Zeit-Idee in Opposition treten; auf der andern Seite aber nachzugeben und dadurch nicht weniger die Revolution zu bestärken, stellte den Bestand aller Ordnung in Gefahr. Unter diesen Umständen ward bald klar, daß die Regierung, wollte sie das Königthum und den Staat überhaupt aufrecht erhalten, im Hintergrunde der constitutionellen Gesinnung und selbst der Charte entgegentreten mußte. Sie war in die traurige Nothwendigkeit gesetzt, ein doppeltes Spiel zu spielen, öffentlich den neuen Ideen zu huldigen, im Geheimen sie zu bekämpfen. Dieß ist es nun, was der Verfasser im Laufe seines ganzen Werkes mißversteht, indem er die Beschränkung und Behinderung der neuen Doctrinen dem Vorurtheile der Bourbons, und vor allen dem Einflusse des Grafen Artois, des Bruders des Königs, und der ihm ergebenen Partey der Ultraroyalisten zuschreibt. Daher sagt er späterhin Th. IV. p. 67: Il y eut alors deux nuances essentiellement distinctes dans le parti libéral; l'une qui se serait tôt ou tard rattachée aux Bourbons, marchant dans les voies de la charte, l'autre alors très nombreuse, avait de telles répugnance pour la famille royale, que ses expressions de respect pour la constitution et la dynastie, n'étaient que des hypocrisies La grande faute de la restauration fut de confondre sans cesse ces deux nuances l'une avec l'autre, de ne pas chercher à attirer à son gouvernement les constitutionnels de bonne foi, et de laisser à son isolement le parti conspirateur sans avenir politique. Qu'arriva-t-il? C'est que les constitutionnels repoussés devinrent une force pour les conspirateurs; et, au jour où les folies royalistes éclatèrent, il ne s'agit plus d'un changement de ministère et de système, mais d'un renversement de dynastie!

Jener Gang der Regierung bekundete sich übrigens sofort, da dem sonst wohl populären Ministerium Talleyrands der Abbé Montesquiou und M. Beugnot für die wichtigsten Ministerien des Innern und der Polizey beygegeben wurden, beyde ganz der ältern monarchischen Ansicht zugethan. Vor allem wurden die unter dem Kaiserreiche vorhandenen strengen Verfügungen gegen die Presse wieder in Gang gesetzt, und durch außerordentliche Commissäre der Geist in den Provinzen zu Gunsten der Monarchie bearbeitet, die früheren Beamten durch neue, lenkbarere ersetzt.

Daß die Regierung damals, abgesehen von diesem nothwendigen Widerstreben, in welches sie die Maßlosigkeit der neuen Doctrinen versetzte, den angerufenen Volksfreyheiten genug gethan, gesteht übrigens der Verfasser selbst. »Der gesetzgebende Körper,« heißt es p. 42 (dessen Stelle eben die Deputirtenkammer einnahm), »ward durch die Handlungen der Restauration mehr begünstigt, als der Senat (nunmehr die Pairskammer). Durch die neue Charte wurden seine Vorrechte selbst erweitert. Unter dem Kaiserreiche besaß in der Wirklichkeit, nach der Constitution, der Senat alle constitutionelle Gewalt. Der gesetzgebende Körper übte als eine secundäre Macht nur das Recht aus, die finanziellen Gesetze und was zu bürgerlicher Ordnung gehört, zu sanctioniren. Alle politische Berathschlagung gehörte dem Senate. Nach der Charte von 1814 trat der gesetzgebende Körper in die Theilnahme an aller öffentlichen Gewalt ein. Er ward, wie die Kammer der Gemeinen in England, berufen, eine thätige und Hauptrolle zu spielen. Die Kammer der Pairs, obgleich in die erste Linie gestellt, war nicht mehr jener Senat, der über eine beynahe ausschließliche Gewalt verfügte; man gelangte zu dem englischen Systeme, in welchem die Stärke und Thatkraft des Gouvernements aus den Gemeinen kommen.

»Von einer andern Seite hatte man rücksichtlich des gesetzgebenden Körpers nicht wie bey dem Senate Ausscheidungen vorgenommen. Die Restauration entfernte nicht willkürlich die Namen, welche ihr mißfallen konnten, nur ein einziger Deputirter ward nicht einberufen; er hatte seine Dimission gegeben, auf Früheres gegründet, welches er mit der Restauration unverträglich hielt.«

»Die Mehrheit des gesetzgebenden Körpers empfing die constitutionelle Charte mit den Gefühlen einer lebhaften Erkenntlichkeit; denn sie gründete eine wahrhaftige repräsentative Regierung, die sich auf die Freyheit der Presse und auf die Oeffentlichkeit der Debatten stützte.« Tom. II. p. 42 u. 43.

Hierdurch, und daß der Verfasser das Beyspiel Englands

anzieht, tritt noch klarer hervor, wie das, was wir oben über das Verfahren der Regierung bemerkten, die richtige Ansicht ist. Dem Verfasser hätte nämlich nicht entgehen sollen, daß die Communen in England eine durch Jahrhunderte ausgebildete historische Institution sind, daß sie durch die nachgebornen Söhne der Pairs, welche darin größtentheils sitzen, durch die übrigen in ihr befindlichen reichen Grundbesitzer Englands, durch die loyalen und genau bestimmten politischen Gesinnungen, welche sie traditionell überkommen hat und fortwährend conservirt, einen abgeschlossenen Körper bildet, welcher die hergebrachten Freyheiten genau aufrecht hält, und gewissermaßen mit der Regierung und der Kammer der Lords ein Ganzes bildet. Die neue französische Deputirtenkammer hingegen war überall nicht aus historischen und localen stabilen Interessen hervorgegangen, sondern aus den zufälligen des bloßen Wahlcensus. Das geistige Fundament, worauf sie ruhten, waren daher auch nicht bestimmte Staats-Institutionen und ein darauf begründetes Staatsrecht, wie eben in der englischen, sondern vage und unbestimmte Doctrinen der Zeit, welche überall eine fortwährende Opposition gegen alles das bildeten, was dieser Zeitansicht nicht huldigte. Nach dem Früheren enthielten diese Doctrinen sogar ihrer Natur nach eine Negation gegen alles Bestehende in sich, die bessern oder schlechtern politischen Gesinnungen dieser Kammer blieben daher die einzige Bürgschaft für die Wohlfahrt und Sicherheit des Staates. Nahm jene Negation darin überhand, wurden die Grundsätze des Revolutionirens die gemeinsamen, so war es um denselben und um das Königthum eben so geschehen, als etwa zur Zeit Cromwells in dem sogenannten Rumpfparlament.

Wodurch unterschied sich aber gleich anfänglich die Meinung des constitutionellen Deputirten Durbach bey den Debatten über die Dankadresse der Kammer für das vom König emanirte Grundgesetz von dem revolutionären Prinzip, wenn er mit großem Bedauern erkannte, daß die Charte von dem Könige seinen Unterthanen bloß durch seine Autorität zugestanden sey (concédée), anstatt sie als eine wahrhaft liberale Constitution zu empfangen und anzunehmen (adopter ou accepter) Er drückte ohne Umschweif den Grundsatz der Volkssouveränität aus; der nicht von oben, sondern von unten her aufgestellten Autorität.

Ludwigs Persönlichkeit und äußere Erscheinung war nicht ungeeignet, ihm die Liebe und Zuneigung seiner neuen Unterthanen zu verschaffen.

»In allem, was zur Repräsentation gehörte,« sagt der Verfasser, »war Ludwig XVIII. bewunderungswürdig; nie wußte sich eine königliche Miene besser allen Anforderuissen der Umstände

zu fügen: Güte, Unwillen, Muth, Würde. Seine Antworten gegen Deputirte, bey Vorstellungen, waren vom feinsten Geschmack bezeichnet. Er verstand um so besser zu sprechen, als er alle seine Worte wie Empfindungen berechnete, und anscheinend nicht bewegt, doch niemals gleichgültig war.«

»Als Staatsmann besaß Ludwig einen großen Scharfsinn (une sagacité sévère). Er liebte weder die Arbeiten des Portefeuille, noch das Detail der Administration; lieber hatte er einen Premierminister, dem er sein Vertrauen schenkte, und allgemeine Auffassung der Politik, welche alles unter einen einzigen Gesichtspunkt begriffen.«

»Seine persönlichen Neigungen waren einfach. So stand er jede Jahreszeit um 7 Uhr auf. Einmal angekleidet, ging er sofort in sein Kabinet, und las die Journale des Morgens. Um 9 Uhr erschien der erste dienende Edelmann, der Minister des Hauses und die meisten Kammerherren, um seine Befehle zu empfangen. Dort wurden die nächtlichen Vorfallenheiten vorgetragen und die Bülletins der Polizey gelesen. — Um 11 Uhr begab sich die königliche Familie in sein Kabinet, und ging mit ihm in den Saal zum Frühstück. Der König nahm nie mehr, als ein frisches Ey und Thee. Zweymal die Woche, Mittwoch und Sonnabend, war Conseil; jeder Minister hatte seinen bestimmten Arbeitstag. Nachmittags fuhr der König, so oft es das Wetter erlaubte, in offener Calesche aus. Seine Fahrten dauerten gewöhnlich zwey Stunden, aber stets mit einer außerordentlichen Schnelligkeit, und selten, daß nicht bittere Vorwürfe die Thätigkeit seines Kutschers beflügelten. Strenge, manchmal im Uebermaß, die Etiquette beobachtend, war einer der hervorstechenden Züge seines Charakters, niemals in seiner Gegenwart zu erlauben, daß man den König vergesse.« Vom Grafen Artois heißt es: »Er nahm wenig Theil an den Geschäften;« und weiterhin: »Monsieur trouvait, qu'on l'avait un peu trop écarté du gouvernement, il boudait aussi contre la charte;« sodann: »Monsieur avait un royalisme d'effusion sans aucun mélange d'idées constitutionnelles.« Tom. II. p. 66. Auch den übrigen Mitgliedern der königlichen Familie, dem Herzoge von Angoulême, der Herzogin, seiner Gemahlin, dem Herzoge von Berry, will der Verfasser keine große Popularität zugestehen; alle, meint er, stießen durch die alten Erinnerungen an, mit welchen die Gegenwart entweder nicht sympathisirte, oder die sie gar verletzten. So der Prinz Condé, »vieillard vénérable, était l'homme immobile au milieu d'une société où tout était changé.«

Was noch den König selbst betrifft, so ist gewiß, daß man ihm Gaben des Verstandes nicht absprechen kann, jedoch man-

gelte ihm der tiefere Blick, um die Verhältnisse, die er beherrschen sollte, und die so verwickelt und mannigfaltig waren, ganz zu durchschauen. Vorzüglich entbehrte er richtiger Würdigung der geistigen Elemente, welche die Societät bewegten, und hatte nicht persönliche Thatkraft genug, auf dieselben wahrhaft zu influiren; wie Lacretelle sagt: ainsi qu'il arrive aux esprits fins, la volonté de Louis XVIII avait plus de constance et de suite que d'énergie. So stand er eigentlich mehr oder weniger außerhalb der Regierungssphäre selbst, und Ministerium und Büreaucratie im gewöhnlichen Sinne sollte das schwere Werk der Wiederschöpfung einer großen Nation beginnen, wo nichts nothwendiger war, als das Talent und Genie einer großen Persönlichkeit selbst, welche unmittelbar das Staatsleben leitete. Wunderbar genug hat sich übrigens in Niemand das Prinzip des Königthums und der alten Monarchie für seine Person selbst so lebendig und unveränderlich dargestellt, als in Ludwig XVIII, und doch kontrastirte das Regierungssystem, das er befolgte, und durch seine Minister befolgen ließ, hiermit auf das vollständigste.

Ein Gesetz über die Presse oder die Einsetzung der Censur, die Rückgabe der noch unverkauften Güter der Emigrirten, die Feststellung des Budget waren die ersten Arbeiten der gesetzgebenden Gewalt. Natürlich war nichts geeigneter, den Geist der Opposition zu erwecken, als eben das Gesetz über die Presse. Die Freyheit der Presse in dem Sinne, als sie von der liberalen und revolutionären Partey angerufen wird, ist ihren Grundprinzipien gemäß weiter nichts, als eben eine ungezügelte, individuelle Freyheit, welche auch auf dem Felde des Gedankens und des Wortes keine Autorität anerkennt. Wie wir schon oben bemerkten, war also das Censurgesetz nur Folge jener unglücklichen Lage der Regierung, welche, um sich zu erhalten, gegen die in der Charte angesprochenen modernen Volks- und individuellen Freyheiten überall den Schild erheben mußte. Daher sagt der Verfasser: Was die Resultate der gesetzlichen Arbeiten in dieser ersten Sitzung der Kammern anbetraf, so erregte sie mehr Unruhe im Lande, als sie die Furcht zu beschwichtigen vermochte; in dem Gesetz über die Presse sah man den ersten Angriff gegen die Charte. Tom. II. p. 115.

Daß übrigens das Censurgesetz, nachdem in der Charte selbst die Freyheit der Presse als Regel ausgesprochen war, den Uebelständen, welchen die Regierung begegnen wollte, gar nicht oder nur wenig abhalf, verstand sich von selbst. Denn wo einmal Prinzipe als richtig und wahr in der Gesellschaft öffentlich anerkannt werden, wie hier Freyheit des Wortes und des Gedankens,

da ist es allerdings inconsequent, sie zu beschränken; und eben dadurch diese Beschränkung undurchführbar. Es handelt sich nämlich dann um Unterdrückung einer angenommenen gesellschaftlichen Wahrheit. Der Verfasser gibt hievon in der Darstellung der Parteyen und der von ihnen geleiteten Journale das treffendste Bild: der Censeur Européen, der Nain jaune, das Journal de Paris verbreiteten mit großer Rapidität und Erfolg die revolutionären und bonapartistischen Meinungen. Vorzüglich der Nain jaune war ohne alle Rücksicht; Bonapartisten und Patrioten hatten sich darin vereinigt, um durch alle Mittel, welche die Censur zuließ, die Regierung der Bourbons anzugreifen. Es war dieß ein Krieg gegen das, was existirte, unbeschadet der Scheidung und Trennung nach erhaltenem Siege.

Außer dieser Tages- und periodischen Presse hielten lebendige und witzige Pamphlets das Publikum in beständigem Alarm. So sagte Lepelletier de Saint Fargeau in einer sehr verbreiteten Schrift: »Nach der Wiederherstellung der Feudalität wird ipso facto diejenige des Königthums nach göttlichem Rechte erfolgen, d. h. diejenige durch Erbschaft und leidenden Gehorsam. Endlich sehe ich den Tag kommen, wo das französische Volk nichts weiter ist, als eine unter den alten Despotismus wieder eingebrachte Heerde.« Eine ähnliche Schrift gab Mehée Latouche heraus.

»Immer war es die Vertheidigung der Königsmörder, Prüfung der Handlungen der Restauration; sie enthielt eine Bitterkeit und merkwürdige Kühnheit des Ausdrucks, aber eine wahrhaftige Uebertreibung.« Pag. 123.

Der Wiener Kongreß und Napoleons Invasion und gänzliche Vernichtung beenden den zweyten Band unsers Werkes. Es ist eben nichts Neues über diese vielbekannten Begebenheiten beygebracht. Nur wird eine bestimmte und weit verbreitete Verschwörung für die Wiederkehr Napoleons geläugnet. Auch Lacretelle will dieß nicht zugeben, sondern sieht in dem schnellen Succeß Napoleons mehr die noch immer allgemeine Zuneigung des Volks und vorzüglich der Armee. Diese Begebenheit selbst stellt übrigens der Verfasser mit Recht als das unglücklichste Ereigniß für Frankreich dar; cette improvisation bizarre, mélange bâtard de la république sans énergie et de l'empire sans ses victoires et ses grandeurs, nennt er sie. Auch die große moralische Schlechtigkeit vieler Heerführer und Truppentheile, welche dem Usurpator sofort mit Hintansetzung der feyerlichsten Eide wieder zufielen, wird nicht unbemerkt gelassen. Jedenfalls zeigt dieses große Drama, wie wenig noch die Bourbons festen Fuß in Frankreich gefaßt hatten, wie groß in der Masse die Gesetzlosigkeit, und die militärische Gewalt und der Mechanismus einer ganz

ausgebildeten Büreaucratie und Administration die einzigen Institutionen des Landes waren. Denn wer sich dieser bemächtigte, war zugleich Herr aller übrigen Verhältnisse. Daß übrigens auch Napoleon die Meinung der Menge nicht mehr für sich hatte, und namentlich die Konstitutionellen und Republikaner sich in der Folge der Zeit ihm feindselig gegenüber gestellt haben würden, zeigt der Verfasser, und Lacretelle stimmt ihm darin bey. Jedenfalls wird aber die Haltungslosigkeit und geringe moralische Kraft dieser sogenannten constitutionellen Doctrinen durch die leichte Unterwerfung unter den Usurpator in ein helles Licht gesetzt. Was Napoleon selbst über die Constitutionellen und ihre Theorien dachte, ist bekannt. Nähern Aufschluß gibt der Verfasser in der Unterredung Napoleons mit Benjamin Constant, als während der hundert Tage die neue Constitution für das wieder auflebende Kaiserthum discutirt werden sollte. »Die Nation,« sagte Napoleon, »hat sich zwölf Jahre von jeder politischen Bewegung ausgeruht, und seit einem Jahre ruht sie auch vom Kriege. Diese doppelte Ruhe macht ihr Thätigkeit zum Bedürfniß, sie will oder glaubt eine Tribune und gesetzgebende Versammlung zu wollen; sie hat sie nicht immer gewollt, sie warf sich zu meinen Füßen, als ich zur Herrschaft gelangte. — Heut hat sich alles geändert. Eine schwache Regierung, dem Nationalinteresse zuwider, hat die Manie veranlaßt, die Autorität überall zu behindern (de chicaner l'autorité), der Geschmack an Constitutionen scheint wiedergekehrt zu seyn.« Tom. II. p. 317. Man sieht, Napoleon unterschied sehr richtig eine auf bloß vager und noch dazu falscher Doctrine ruhende Constitution von wirklichen historischen Institutionen, und hielt eine Regierung mit der erstern unmöglich. — Große Reactionen traten nach der Rückkehr des Königs ein, sowohl Seitens der Regierung selbst, als noch mehr in den mittäglichen Provinzen in den Ausbrüchen der Massen. Der Verfasser sagt: »La cour, l'émigration, le parti royaliste, étaient revenus à Paris avec tout l'orgueil de leur récente victoire sur la révolution abattue.«

»On ne parlait que de réactions, de punitions, de vengeances.« Die Proscription von 59 Namen, die theils vor ein Kriegsgericht gestellt wurden, theils verbannt werden sollten, sieht der Verfasser von seinem Standpunkte aus als hart und unpolitisch an; indeß bezeugt er selbst die Gelindigkeit bey der Ausführung dieser Maßregeln. Den meisten Compromittirten gab man Pässe in das Ausland, und nur nachdem sie, wie Ney, Labedoyere und la Valette, ihre Verfolgung selbst provocirt, wurden sie vor Gericht gestellt und verurtheilt.

Der dritte Theil des Werkes umfaßt die Verhandlungen mit

den Alliirten, die Geschichte der Aufstände in Nismes, Montpellier und Marseille, die Veränderung des Ministeriums oder den Eintritt Richelieus in dasselbe, die Schilderung der Kammern von 1815, und den Prozeß Ney's.

Die Aufstände im Süden Frankreichs gaben ein trauriges Bild von der großen Zerrissenheit des innern Lebens der Nation, und beweisen recht, was wir früherhin sagten, wie wenig noch im Ganzen jenes wogende Meer, welches die Revolution aufgewühlt hatte, gestillt worden war. Politische und religiöse Elemente agirten hier zugleich auf die Geister, und die Heftigkeit der Gemüther in südlicher Zone steigerte dieß bis zu Mordscenen, welche denen in früherer Zeit bey Gelegenheit der Religionskriege gleichen.

Der Verfasser, ein um so glaubwürdigerer Zeuge, als ein Capefigue Opfer jener Aufstände ward, lehnt die Theilnahme der Royalisten oder der Regierung an denselben durchaus ab. Er sagt: Les meneurs du parti royaliste furent implacables dans les *poursuites judiciaires*, ils les provoquèrent; mais les royalistes ne commandèrent pas de massacres; le cœur se refuse même à croire qu'ils y applaudirent. Zu Nismes hatten in den hundert Tagen die Protestanten eine unverhohlene Hinneigung zu Napoleons Interessen ganz im Gegensatze gegen die Katholiken gezeigt; de là une funeste scission entre ces deux partis, sagt Lacretelle. Die traurige Katastrophe der hundert Tage hatte der Regierung, so wie den Alliirten, welche durch Frankreich die Ruhe Europas fortwährend gefährdet sahen, die Nothwendigkeit eines entschiedenern Systems einleuchtend gemacht. Daher ward das Ministerium und das Wahlgesetz geändert, beydes um die monarchischen Doctrinen im Gegensatz gegen die modernen zu stabiliren. Talleyrand und Fouché, als welcher letztere durch die jüngsten Ereignisse wieder in das Ministerium gekommen, waren wohl geeignet, der Schlechtigkeit der Zeit eine gleiche Schlechtigkeit entgegen zu setzen, und als Instrumente in der Hand eines Usurpators zu dienen. Die Restauration hingegen, wenn sie zugleich die Gesinnungen regeneriren sollte, bedurfte anderer Persönlichkeiten. Der Herzog von Richelieu schien allen Eigenschaften eines Premierministers unter diesen Umständen zu entsprechen. Durch seinen hohen Rang, seine Anhänglichkeit an die königliche Familie, durch seine persönliche Gesinnung, stand er durchaus innerhalb des monarchischen Prinzips; seine besondere Relation zum Kaiser Alexander gaben diesem noch eine große Gewähr. »M. de Richelieu,« sagt der Verfasser, »hatte keinen großen Umfang des Geistes, aber eine große Leichtigkeit der Arbeit, Aufrichtigkeit, Selbstverläugnung und eine Redlichkeit, die jede

Probe bestand. Loyal und stets in nobler Gesinnung, war das Wohl des Landes seine Leidenschaft.« Dessen ungeachtet hat vielleicht das Ministerium Richelieu, wie man späterhin sehen wird, den monarchischen Ideen am meisten geschadet. Der Herzog von Angoulême ward in die südlichen Provinzen gesandt, um die Gemüther noch mehr für die königliche Sache zu gewinnen; die Präfekten wurden in demselben Sinne verändert. Hiermit hing die Veränderung des Wahlgesetzes zusammen, man ließ eine Verringerung des Alters der Wählenden so wie der Gewählten zu, die Zahl der Deputirten ward vermehrt, und durch die veränderte Einrichtung der Wahlkollegien erhielten die Präfekten bedeutenden Einfluß auf die Wahlen. So entstand die Kammer von 1815, von welcher der Verfasser sagt: »Die Kammer von 1815 war die traurige und beweinenswürdige Frucht dieser Epoche, der Zeit der Reactionen und öffentlichen Aufregung. Die Mehrheit war überaus unwissend, eingeimpft ich weiß nicht mit welchem Geiste des Adelthums und der Provinz; mit den alten Ideen des früheren Regims vermischte sie Sonderbarkeiten von Unabhängigkeit, durchaus nicht groß und philosophisch erzeugt, wie der Fortschritt des Jahrhunderts sie den neuen Generationen vorzeichnete, sondern jene Familien-Unabhängigkeit, von der schlechten religiösen und feudalistischen Farbe, welche die Societät um zwey Jahrhunderte rückgängig machte. Daher wollte sie einen Clerus mit Gutsbesitz, die bürgerlichen Zustände und die öffentliche Erziehung beherrschend, weil sie darauf bestand, das Nationalgebäude auf dem religiösen Prinzip zu begründen; die äußerste Verwirrung des Parteygeistes, der das Jahrhundert mit seiner Indifferenz verkannte.« Hier spricht der Verfasser, wie wir sehen, seine vollständige Ueberzeugung aus, er erkennt die Nothwendigkeit einer höheren Weihe der Gesellschaft durch das religiöse Leben nicht an, obgleich er, wenn sie vorhanden ist, nicht dagegen zu seyn scheint. Daher nun auch sein obiges Urtheil über die Kammer von 1815. Wunderbar genug widerspricht seine gleichfolgende Schilderung der einzelnen royalistischen Deputirten und ihrer Stimmführer der etwaigen Unfähigkeit und Inhabilität dieser Kammer. Indem er von den drey Nuancen der Royalisten spricht, nennt er die erste celle des royalistes gens d'esprit et d'ambition. Den Fähigkeiten und Talenten Vitrolle's, Laborie, Bonald, Villelle, de Corbieres, Grosbois kann er seine Anerkennung nicht versagen; selbst die Anführer der Ultraroyalisten, die Partey des pavillon Marsan (Wohnung des Grafen Artois in den Tuillerien) in der Kammer, wie der Verfasser sich ausdrückt, besaßen nach ihm zwey bedeutende Männer, wie den Marquis Maisonfort und Alexander Boisgelin.

Man sieht, es ist nur Meinungsverschiedenheit über politische Ansicht, nicht sowohl wahrhafte Unfähigkeit oder Schlechtigkeit ihrer Mitglieder, welche den Verfasser zu jenem Urtheile über die Kammer von 1815 führte. Hier ist indeß der Ort, um überhaupt über die Royalisten der damaligen Zeit unsere Meinung zu sagen; eines Theils nämlich in wiefern sie wirklich das Prinzip der Rekonstruktion des Staates aussprachen und das der Revolution bekämpften, andern Theils als sie eine aus bloß individuellen Ansichten und Interessen entspringende Opposition bildeten. Denn aus diesen letztern kamen jene bizarren Erscheinungen hervor, welche dem unbefangenen Beobachter höchst unangenehm entgegentraten, und offenbar die Gegenparten noch mehr erbitterten. Dem wahren Prinzip aber selbst ward durch solche Entstellung und oft höchst lächerliche Nuancirung nur zu sehr geschadet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Art. IX. Directorium diplomaticum, oder chronologisch geordnete Auszüge von sämmtlichen über die Geschichte Obersachsens vorhandenen Urkunden. Bearbeitet von Ludwig August Schultes, herzoglich sächsischem Amtsadjunctus in Altenburg. I. und II. Band, jeder von 2 Heften, das erste von 66 Urkunden, von 704 bis 1125 zum Tode Heinrichs V., das zwente nur von Nr. 67 bis 119, von 1125 bis 1137, vom Erlöschen der fränkisch-salischen Kaiserdynastie bis zum Antritt der Hohenstauffen, das dritte von Nr 120 bis 567, von 1138 bis 1199, Conrad III. der Barbarossa und Heinrich VI., das vierte von Nr. 1 bis 355 von 1200 bis 1229. — 1832.

»Nicht das Inventar des Ererbten, die Benutzung macht seinen Werth,« sprach der große Johannes Müller. Die seit dem Befreyungskriege gleich einem gefesselten Riesen erwachte Begeisterung für Vaterlandsgeschichte, für Entdeckung, kritische Sichtung und scharfsinnigen Gebrauch der Quellen, gab diesem einfachen Worte erhöhte und veredelte Bedeutung. — Das Scheiden und Durchdringen großer Massen geschieht immer am besten durch den allereinfachsten Mechanismus, — durch streng alphabetische und chronologische Ordnung. Je mehr deutsche Urkunden verloren, durch zeitliche Gemeinschaftlichkeit oder Nutz- und Todtheilungen der Herrscher, durch Kriegsereignisse, durch Erbe oder Auswanderung aus dem Süden nach dem Norden und von Ost nach Westen verpflanzt sind, desto größere Wohlthat ist es für die Geschichtswissenschaft (auch ohne kritische und paläographische Zugaben), den Inhalt der Ar-

chive durch getreuen Abdruck der Repertorien kennen zu lernen, und alles bisher Gedruckte in treuer Uebersicht damit zu verbinden.

Bayern hat dießfalls durch die, nach den Einsendungen der Archive von München, Nürnberg, Würzburg, Bamberg, Dillingen, Kempten, Ansbach und Bayreuth und aller der zahlreichen säcularisirten Hochstifter und Abteyen von dem trefflichen Kritiker Karl Heinrich Ritter von Lang abgekürzten oder vermehrten, erläuterten oder in Zweifel gezogenen Regesta, sive rerum boicarum autographa rühmlich begonnen. — Das Archiv der Frankfurter Gesellschaft hat wahrhaft Großes zum allgemeinen Zwecke beygetragen. — Diese Jahrbücher ließen sich (VIII, IX, XII, XIV, XV, XIX, XXIV, XXIX, LII und LXII) darüber in ausführliche Erörterungen ein; denn wäre seit einem Vierteljahrhundert in allen deutschen Gauen dem Bedürfnisse vollständiger Umfassung des ungeheuren Materials zuvorkommend die Hand geboten worden, würde man sich bey weitem nicht mehr so arg in bloßen Kritiken, Monographien und Streitfragen umhertreiben. — Das Ziel einzelner Landesgeschichten und einer allgemeinen Historie des germanischen Bodens und des darauf hausenden, lange weltherrschenden Volkes würde seiner Verwirklichung ungleich näher gerückt seyn.

Eben darum sind die Auf- und Ab- und Zugänge archivalischer Schätze hochwichtige Prämissen, und nur dieselben Ansichten und Absichten werden darin wohlthätige und großartige Ergebnisse herbeyführen, die, wie in Zoll- und Handelssachen, dem Niederbrechen lästiger Schranken und Scheidewände, der unbeirrten Entfaltung aller Kräfte, endlichem Austausch und aufrichtiger Verkehrsfreyheit zwischen allen Deutschen förderlich sind.

Das vorliegende Repertorium aller Obersachsens Geschichte berührenden, größtentheils in verschiedenen Dissertationen, Geschichtswerken und großen Sammlungen bereits abgedruckten, aber auch mehrerer ungedruckter Urkunden, ist strenge chronologisch, und durch zwey fleißig gearbeitete Register, — eines der Personen, das andere der vorkommenden Gauen, Gegenden und Flüsse, — um so brauchbarer. — Für Register (den Scheitelpunkt des frommen und biedern Fleißes unserer Väter) — für Register, wie sie etwa Zwingers Theatrum vitae humanae, wie noch die S. Blasische Germania sacra sie (sowohl für den unvergleichlichen Prodromus, als für die, von Ussermann, Neugart und Eichhorn bearbeiteten Bisthümer Bamberg, Würzburg, Chur und Constanz) aufweisen, wie der unermüdete Fleiß des Münchner Akademikers Moritz sie zu den

Monumenten von Castel und Emsdorf, zu Rieds Regensburger Urkunden und zu mehreren Abschnitten der (großentheils durch ihn bearbeiteten) Freybergischen Sammlungen gab, sind dem vornehmen Dünkel unserer, sich selbst enteilenden Zeit leider entwachsen, und hier um so mehr eine dankenswerthe Erscheinung. — Die Diplome sind richtig und vollständig excerpirt, durchgehends in deutscher Sprache, am Schlusse überall die Werke, in denen das fragliche Stück bereits edirt ist, genau citirt, und die alten Ortsnamen und auch andere, staatsrechtliche Andeutungen durch Noten erläutert. — Die Schenkungsurkunden des Frankenherzogs Heden und seiner Gemahlin Theodrada, und die Schenkung der Stadt Merwigsburg (Erfurt) durch König Dagobert an das Peterskloster von 704—706 und 716 gehören noch in die merowingische Epoche. Die dagobertische Urkunde ist höchst verdächtig durch das Datum der Jahreszahl nach Christi Geburt, durch die Zeugen und deren Stellung, worunter der Bischof Regibert von Mainz und Pipin, der bald Majordomus, bald Pfalzgraf heißt. — Merkwürdig ist die Erwähnung der in dem Walde Hirschbreil von den Slaven erbauten Dörfer. — Die Urkunden unter den Ottonen erwähnen häufig der slavischen Gauen, Dalaminza (der größte Theil des Meißnerlandes), den Gau der Siusler (an der Mulde bey Eulenburg), den pagus Chutizi oder Scitici (östlich von der Chemnitz bis zur Elbe, westlich von der Mündung der Mulde bis an die Elster), den Gau Plisni (an der Pleisse um Altenburg), der Gau Milsa (über der Elbe, nach der Oberlausitz zu), Lusici, Selpeli, Nisici ꝛc., — der Schwabengau, pagus Suevorum, kömmt noch 985 unter Otto III. mehrmals vor. — Entschiedenes Uebergewicht der slavischen Bevölkerung. — Auch geographisch unschätzbar die Diplome Heinrichs des Heiligen, selten ohne direkte oder indirekte Beziehung auf seine Lieblingsstiftung Bamberg. — Seine Schenkung des zwischen der Elster, Pleisse und Parthe gelegenen Leipzig, dessen slawischer Name Lipsk von lipa, d. i. die Lindenstadt, an Merseburg 1021. — Die apokryphe Urkunde Heinrichs III. von 1042, die Bürger Zwickau's wegen ihrer trefflichen, gegen den Böhmerherzog Brzetislav geleisteten Dienste, von allen Zuzügen nach Italien oder Rom loszählend, und ihnen zugleich ausgezeichnete Rechte ertheilend. — Sie möchten jährlich zwey Bürgermeister wählen, die Gold- und Ritterzierde tragen, auch diese Ritterzierde andern würdigen Bürgern verleihen dürften. Diese rittermäßigen Bürger sollten Haar und Bart scheeren dürfen, und zum Unterschiede von wirklichen Rittern nur den Bart am Obertheile des Mundes stehen lassen. — Zwickau erhält ferners Markt-, Stapel-,

Meilen- und Jagdrecht. — Der Inhalt der Urkunde widerstrebt dem ganzen Zeitgeiste. Heinrich nennt sich Kaiser vier Jahre vor seiner Krönung. Der Zeugen zu gedenken, gibt es gar keinen Herzog Bernard von Bayern, gab es 1042 kein Herzogthum und keinen Herzog Heinrich von Oesterreich, keine Landgrafschaft und keinen Landgrafen Herbod von Thüringen, keinen Dedo von Meissen, keinen Leopold, Markgrafen von Mähren. — Der sächsische Pfalzgraf Friedrich von Puttlendorf, dessen Tochter Adelheid einen Theil des schweinfurtischen Erbes an den Wittelsbachischen Seitenzweig von Dachau (nachmals Herzoge von Kroatien, Dalmatien und Meran), und von diesem an das Haus Andechs brachte, in welchem noch ein Theil des schweinfurtischen Erbes durch Gisela, Markgrafen Otto's Tochter, Arnolds von Diessen Gemahlin, zusammenfiel. — Auch eine andere Tochter Otto's, Bertha oder Alberata, Stifterin von Banz, Gemahlin des nordgauischen Markgrafen Hermann von Vohburg, häufig in diesen obersächsischen Urkunden 1058—1064. — Der Würzburger Bischof Adalbero, Stifter von Lambach, der letzte Sprosse der Grafen von Wels und Pütten, karentanischer Markgraf auf Steyer, bestätigt ihre und Hermanns Stiftung Banz 1069, und erhebt 1075 die Kirche zu Coburg zu einer Hauptkirche, dem Kloster Saalfeld die Ausübung der geistlichen Rechte einräumend in mehreren der polnischen Königin Richza, Gemahlin König Micislavs und Tochter des Pfalzgrafen Ehrenfried von Lothringen, zugehörigen Ortschaften. — Der Herzog Otto von Swinuuite beruht wohl auf einem Schreibfehler der Ur- oder Abschrift, Swinuurte (Schweinfurt), und ist eben so wenig eine gültige Induction gegen die Aechtheit der Urkunde selbst, als der Graf von Suuineshud gegen jene des Fridericianums von 1156 für Oesterreich. — Wir stimmen Gensler und Schultes in ihrer Vertheidigung gegen den angreifenden Münchner Akademiker Pfeffel bey. — Von obigem Pfalzgrafen Friedrich von Puttlendorf finden wir hier 1063 bey der Stiftung des Klosters Sulza im weimarischen Amt Roßla auch seine Gemahlin Hedwig. — Sein Sohn Friedrich erscheint in Urkunden K. Lothars von 1134 und 1137 als Vogt von Quedlinburg, und 1129 mit seiner Gemahlin Agnes, Herzog Heinrichs von Limburg Tochter, und seinen Söhnen Heinrich und Friedrich, welcher letztere geistlich wurde, und den Namen der Pfalzgrafen von Goseck und Puttlendorf beschloß, nachdem wir 1147 in einer Bestätigung Conrads III. für Nienburg lesen, Rottonersleben im Gau Nordthüringen und in der Grafschaft des Pfalzgrafen Friedrich. — 1071 die Schenkung des freyen Slaven Bor an das Stift Meissen in Gegenwart der daselbst von Heinrich IV. zur

Aussöhnung versammelten Herzoge Wratislav von Böhmen und Boleslav von Polen, des Bayerherzogs Otto von Nordheim, Magnus von Sachsen und eben jenes Pfalzgrafen Friedrich.

Die von Heinrich IV. mit der untern carentanischen Mark belehnten Wilhelm von Weimar. Die Wichmanne vom billungischen Stamme und unter ihnen der Erzbischof Wichmann von Magdeburg. — 1110 in Heinrichs V. Bestätigung des Klosters Gottesau, ohnfern Durlach, Bisthums Speyer, der Ausdruck: »in der Provinz, welche das deutsche Franken heißt.« — 1121 gibt Heinrich V. dem Bischof Otto von Bamberg die Abtey Witzenburg an der Unstrut, unter Zeugschaft des Bayerherzogs Heinrichs des Schwarzen und des österreichischen Markgrafen Leopolds des Heiligen. — Man müßte diese Regesten noch einmal regestiren, um alles für das mittlere und auch für das südliche Deutschland Erhebliche auszuziehen. — Fleiß und Brauchbarkeit der Leistungen treten sogleich hervor, wenn man dieses obersächsische Diplomatar mit ältern Arbeiten dieser Art vergleicht, z. B. mit eines Sammlers von verdientem Rufe, mit des Mainzer Weihbischofs und Wormser Suffraganen Würdtwein, mainzerischem Diplomatar (1788), was meist so junge Urkunden enthält, daß man sich kaum genug wundern kann, auf dem Titel angezeigt zu finden, daß sie die Gauen des Rheins, des Mains, der Nahe, der Wetterau, Hessens, Thüringens, des Eichsfeldes und Sachsens beleuchten sollen.

Bereits im LXII. Bande, S. 85 bis 103 dieser Jahrbücher wurde des verdienstvollen Propsten Georg Fejér, Oberbibliothekars der Pesther Hochschule: Codex diplomaticus Hungariae ecclesiasticus ac civilis (1825 u. 1831), erwähnt. Eine neue Zierde der edlen ungrischen Nation, hat er die Stellen der Scriptoren, die Reihenfolge der Urkunden und die Denkmale trefflich zusammengestellt, ganz Europa ein Muster. — Wenn statt des voluminösen Werkes nichts geliefert worden wäre, als die im ersten Theile gegebene chronologische Series diplomatum ac litterarum, statum Hungariae respicientium, mit den Urkunden der Arpaden von 1001 bis 1300, und der in unsern Tagen seines Gleichen nicht zählende Index, so würde der unvergleichliche, aber auch von vielen Patrioten edelmüthig unterstützte gelehrte Propst eine der ersten Ehrenstellen unter den neueren Herausgebern behaupten.

Eine kurze Zeit wird die Wahrheit des vom Fejér seinem Vorgänger Péterffi abgeborgten Motto bewähren: Sic existiment, oro, sapientissimi, velut frondem et in primaevam comam porrecta brachia, tempestates, bella, Barbarorum incursus, incendia, ac fati iniquitas decoxerint; *medullam* nihi-

lominus temporum contagio *non invasit*; sunt, me judice, plurima in caligine, quae si ad lucem, superato quaerendi taedio, cogantur, exangues rerum nostrarum vultus, deterso omni morbo, in vividum colorem jubeant redire.

Des Frankfurter Bibliothekars Dr. Joh. Friedr. Böhmer Regesten der Urkunden römischer Könige und Kaiser vom Erlöschen der Carolinger mit Ludwig dem Kinde bis auf Ludwig den Bayern von 911 bis 1313 (1831), und die ihnen vorangehenden Urkunden-Regesten der Carolinger (im ungetheilten Frankreich, der lothringischen, der deutschen, der italienischen, der französischen und aquitanischen Carolinger, dann der Könige von Burgund) von 752, der Verstoßung des letzten Merowingen Childerich und Pipins Königsweihe bis 1032 zur Vereinigung Burgunds mit Deutschland unter Konrad dem Salier wurden bereits im LXII. Bande besprochen. — Seine neueste Reise (July, August und September 1833) an die Archive von Fulda, Würzburg, Bamberg, Nürnberg, München, Wien, in das österreichische St. Blasien, das Chorherrnstift St. Florian bey Linz (dessen Chorherr Chmel einen wichtigen Theil der Kaiserregesten zu excerpiren unternahm) hat, wie die Reise im Spätsommer 1832 an die preußischen Archive, jenem großartigen Werke einen Reichthum vollwichtiger Nachträge gebracht.

Es sey vergönnt, hier an einige, theils gleichzeitige, theils viel ältere parallele Bemühungen auf deutschem Boden zu erinnern, ohne Rymer und Sanderson, ohne die Mauriner, ohne das Vollendetste, ohne le Long (1768) und Brequigny (1769 — 1783) hiebey zu nennen.

Georg Christoph Kreysigs in mehreren Auflagen (1732 — 1749) edirte historische Bibliothek von Obersachsen könnte in Hinsicht ihres innern Organismus musterhaft genannt werden. Er hatte wohl vor Augen, was Schöttgens diplomatischem Inventarium abgegangen, — was Küster über die brandenburgischen Marken, Baring über Braunschweig, Albin und Knauth über Meissen, Strube über Sachsen versucht. Sein Vorwort umfaßt die ältesten sächsischen Geschichtsquellen, — seine alten Gauen, Charten und Plane von Sachsen, Meissen, Thüringen, Anhalt und Henneberg, dann folgen die naturhistorischen Schriftsteller Sachsens, seiner Flüsse, Bergwerke, Salinen 2c., selbst seiner Museen, — II. die Regierungsgeschichte einzelner Fürsten und einzelner Begegnisse, wie des Kauffungischen Prinzenraubes, der Packischen Händel, der schmalkaldischen Fehde, des Schwedeneinfalls, des Verbandes zwischen Sachsen und Oesterreich, Sachsen und Brandenburg — Titel,

Wappen und Siegel, — Ansprüche, Erbvereine, Anwartschaften, das Reichsvikariat, die sächsische Pfalzgrafschaft, das Burggrafenthum Magdeburg, — III. die Geschichten des alten Thüringen, der Reusse, der Schwarzburge, der Mannsfelde, der Lausitzer und Sorben. — IV. Das Haus Askanien, die Lauenburge, Quedlinburg und Halle, — V. die Kirchengeschichte, die Liturgie, Klostergeschichten, Tetzels Ablaßwesen, die Reformation, die Concordienformel, der Crypto-Calvinismus; — die Hospitäler und Besserungsanstalten. — VI. Das gelehrte Sachsen, Leipzig und Wittenberg, Jena und Halle, Erfurt, die gelehrten Gesellschaften, — die Schriftsteller über das Sachsenrecht, über das Münzwesen, Maß und Gewicht, über Hohlmünzen (Brakteaten) und moderne Münzen, genealogische Schriftsteller über die (alphabetisch aufgezeichneten) Adelsgeschlechter.

In der vermehrten und verbesserten Auflage geht er wo möglich noch mehr ins Detail, nach den Geschichten der ältesten Herzoge, nach den Schriftstellern der älteren, durch Carl V. von der Chur vertriebenen Ernestinischen und der jüngern Albertinischen Linie.

Des Lauenburger Rechtsgelehrten Polycarp Gottlieb Hempel 1785 erschienenes Inventarium diplomaticum oder Urkundenverzeichniß der Historie Niedersachsens, die Länder beyder Linien der Welfen in Windsor und Braunschweig, auch die ehemaligen limitrophen Hochstifter, wie Hildesheim, Gandersheim, die Hanse- und ehemaligen freyen Reichsstädte, Hamburg, Bremen, Mühlhausen, Nordhausen, aber auch Lauenburg, Magdeburg und Halberstadt, Mecklenburg und Holstein in sich begreifend, hat eine sehr einfache Anlage in seinen zwey starken Bänden, den Zeitraum von 786 bis 1778 in sich fassend. — Ohne alle Real- oder Materien-Unterabtheilung ist das Werk streng chronologisch, und bemerkt bey jedem Documente die Werke, in denen selbes abgedruckt oder seinem wesentlichen Inhalte nach regestirt wird. — Doch ist nicht zu läugnen, daß, um belehrend zu seyn, um nicht in jedem einzelnen Falle zu den Werken selbst recurriren zu müssen, die Urkundenauszüge weniger summarisch und oberflächlich gefaßt seyn müßten. — Im dritten und vierten Bande läuft das Werk bis ganz ans Ende des siebzehnten Jahrhunderts. Ein Register fehlt völlig, was die Brauchbarkeit nicht wenig vermindert. Indessen war jedes so reichhaltige Werk ein wichtiger Vorschritt zum Bessern.

Der schon 1805 dem Urkundenschatze des damals noch französischen Rhein- und Mosel-Departements in Coblenz vorgesetzte

Archivar Wilhelm Günther hat in seiner Urkundensammlung der eben gedachten Rhein- und Mosellande, der Nahe- und Ahrgegend und des Hundsrückens, des Meinfeldes und der Eifel, von dem Todesjahre des Frankenkönigs Pipin 758 bis zum Todesjahre des heiligen römischen Reiches deutscher Nation 1800 eine höchst schätzbare Sammlung herausgegeben. An selber ist übrigens zu tadeln, daß jeder Band mit einer eigenen Urkunden-nummer zu laufen anhebt, und daß der Verfasser das engherzige Geständniß ablegt, keine Urkunde mitgetheilt zu haben, welche »veraltete Rechtsstreite hervorrufen, dem Staate, Gemeinden oder Privaten nachtheilig werden könnte!! Aengstlicher, kleinlicher Probabilismus ist in einer solchen Linsen- und Erbsenzählerey unvermeidlich. — Auch die Ueberschriften der Urkunden sind viel zu summarisch, und weder zu privatrechtlichen, noch publicistischem Gebrauche genügend, die Daten nicht genau genug angegeben, noch auf unsern heutigen Kalender gebührend reducirt. — Das mehreren Bänden voranstehende, theils geographische und publicistische, theils genealogische Vorwort ist allerdings lehrreich, genügt aber doch nicht dem Inhalte einer so bedeutenden Sammlung von beynahe 2400 Stücken. — Eine willkommene Gabe sind die nicht sparsam beygefügten Siegel und Wappen. — Größeren Maßstabes aber und genauerer, größerer Ausfüllung bedürfte die dem zweyten Bande beygefügte Charte, den Avel-, Engeris-, Are-, Eifel-, Meien-, Mosel-, Trechir und Nachgau vom achten bis ins eilfte Jahrhundert darstellend.

Wie im Süden der vor einem Jahrhundert in Carl VI. erloschene habsburgische Kaiserstamm die Geschichten seiner eigenen Vorzeit hegte und pflegte, that es im deutschen Norden das welfische Geschlecht. Ihm haben in seiner italienischen und deutschen Linie Ariost und Tasso (gewissermaßen auch Petrarch), Leibnitz, Lessing und Spittler angehört. — Muratoris grandioser Fleiß, Canisius, Sagittarius, Lindenbrog, Freher, Schaten, Meibom, Pistor, Menken, Hahn, Schard, Scheid, Eckard, Gruber und Mader, Gerard Heß und Eichhorn haben für selbes rastlos gesammelt und scharfsinnig geforscht. — In der vorliegenden Beziehung, Ueberblicke, Theiler der über das letztere Geschlecht und die ihm auf deutscher Erde übrig gebliebenen Lande vorhandenen Dokumente zu finden, ist unstreitig lobender Anerkennung wohl werth. Des Bibliothekars Anton Ulrich Erath conspectus historiae Brunswico-Luneburgicae universalis in tabulas chronologicas et genealogicas divisus et historicorum cujusvis aevi, perpetuis testimoniis munitus. — Vorangeschickt hat er eine bibliotheca Brunswico-Lu-

neburgensis und eine kleine Abhandlung über die Anlage seines Unternehmens. — Die erste Abtheilung umfaßt die geschichtlichen Sammlungen und die sogenannten scriptores *generales*, den ältern und jüngern Meibom, den unermeßlichen Leibnitz, die Geographen, die Genealogen, Staats- und Privatrechts-Schriftsteller und Panegyriker. — II. Die speciellen Werke, öffentliche und Privatakten. — Da finden sich, nach Materien, alle Quellen über das churbraunschweigische Erzamt, über die welfischen Verschwägerungen, über den berühmten, von Herzog Carl auf seiner schmählichen Flucht (September 1830) mitgenommenen Onyx, über Elbe und Weser, über die große Wasserfluth von 1717, über die große Brunst zu Celle 1724 und den Einbecker Donnerschlag 1602, — über die ehemaligen Abteyen S. Egid und S. Blasien von Braunschweig, über Bremen und Hamburg, über die Grafen von Eberstein, Ringelheim, Winzenburg, über alle alten Adelsgeschlechter, z. B. Alvensleben, Cramm, Kalm, Schulenburg, Dransfeld, Steinberg, Grone, Münchhausen rc., die Ausgrabungen an der Leine, am Herrenhäuserkanal, die Urnen und Grabsteine im Bremischen, — die Salinen, die schmalkaldische, die hildesheimische Fehde rc. Ein gutes Register beschließt. Darauf folgen chronologische Tabellen über die braunschweigische Geschichte von 801, dem Frieden Carls des Großen mit den Sachsen, bis zum polnischen Wahlkriege von 1734 und dem gleichzeitigen Beginn der Göttinger Hochschule Georgia Augusta, — sohin genealogische Tabellen über das alte sächsische Herzogs- und Königshaus der Ottonen, — über die Nordheimer und Supplinburger (aus denen Lothar das Diadem getragen, seine Tochter Gertrud aber dieser Häuser Nachlaß ihrem Gemahl Heinrich dem Stolzen und ihrem Sohne Heinrich dem Löwen, Bayerns und Sachsens gewaltigen Herzogen, zugebracht), die Billungen (deren letzte, Wulfhild, das lüneburgische Erbe an Heinrich den Schwarzen, Vater Heinrichs des Stolzen, gebracht), — das alte, 1055 mit dem Kärntnerherzog Welf erloschene oberschwäbische Welfenhaus von Altdorf und Weingarten und die aus Welfs Schwester Cuniza (Cunigunde) und ihrem Gemahl Azo von Este hervorgegangenen neueren Welfen, — die Enkel Heinrichs des Löwen bis zur ersten Theilung, welcher leider allzuviele Variationen dieser germanischen Erbsünde nachfolgten, das ältere, das mittlere, das jüngere Haus Braunschweig, — die Zweige von Göttingen, Grubenhagen, Calenberg, Lüneburg, Wolfenbüttel, Harburg, Celle, Gifhorn, Dannenberg, Bevern, endlich das Haus Este und Ferrara und Modena. — Die nachfolgenden Beweisstellen zeugen

von der ausgebreitetsten Erudition, und sind jetzt noch, da seit dem Erscheinen des Erathschen Conspectus beynahe ein Jahrhundert verflossen ist (1745), von vielseitigem Nutzen.

Der Dresdener Oberbibliothekar Adelung, dessen Name schon ein Lob, weil gelehrter Ruhm in diesem Namen so gut wie anderer Hausrath erblich ist, gab 1802 ein Directorium oder chronologisches Verzeichniß der südsächsischen Geschichtsquellen, worunter aber dieser Theil gar keine Urkunden, sondern die Denkmäler und die Geschichtschreiber aller Art in sich begreift. — Im Vorworte verbreitet sich der Herausgeber über die Mangelhaftigkeit und öftere Unrichtigkeit der Schöttgenschen Urkunden-Excerpta, dagegen schöpft er aus Annalen, Chroniken, Gesetzen, Statuten, Heiligen-Legenden, Kirchen- und Klosterstiftungen, Briefen, Concilien, Synoden, Grabmälern, Inschriften und andern Denkmälern, aber nur einiger besonders merkwürdiger Münzen. — Wie vortrefflich und körnig Adelungs Auszüge sind, davon gibt das Jahr 1312 das lehrreichste Beyspiel, an dem bereits von Gerken einigermaßen erläuterten unglücklichen Kriege des Landgrafen Friedrich mit Brandenburg und des mit dem gefangenen Landgrafen geschlossenen Friedens.

Die Einleitung enthält gründliche Worte über die Hermundurer und Thüringer und ihre Gränzen. Er hält jene für bloß dem Namen nach verschieden, jenen für den ältern, diesen für den jüngern Namen des nämlichen Volkes, — die Slaven, — das nördliche oder sächsische, das südliche oder fränkische Thüringen. — Ducatus Thuringiae cum Marchis suis et regnum Saxoniae cum Marchis suis, wie die Ludwigische Theilungsurkunde von 839 sagt. — Die nordöstliche Mark Thüringens scheint von Carl dem Großen herzurühren, die südöstliche aber älter, und schon von den Herzogen Gozbert und Heden gegründet. — Beyde Marken zusammen heißen der Limes Sorabicus, — die marchiae orientales, — letzterer Name wird allmälich auf die nordöstliche Mark eingeschränkt, besonders nachdem diese Mark sich bis in die heutige Niederlausitz ausdehnte. — Bloß geographisch ist der Name Osterland, terra australis, plaga orientalis, oriens, ja sogar Austria und Osterriche, wie die Mark an der Donau und Enns. — Als in der Folge das deutsche Schwert über Mulda und Elbe hinaus bis an die Elster und Pulsnitz fortschritt, ward eine neue Mark nöthig. — Sie hieß von ihrer Hauptburg die Mark Meissen, so wie die obere carentanische Mark die Mark Steyer, die untere aber die Cilleyer oder Pettauer Mark

hieß. — Die Besitzer der Mark Meissen gewannen nach und nach auch die beyden ältern Marken, das Osterland und die nordthüringische Mark Landsberg, und vereinigten alle drey in einen Staatskörper rc. Es waren für selbe drey eigene Bisthümer erstanden, Meissen, Merseburg und Zeitz (nachher Naumburg), trotz des Widerspruches von Mainz und Halberstadt, welche dieser beträchtlichen Schmälerung der eigenen Sprengel nicht gleichgültig zusehen konnten.

Die Verfassung in den Marken, die Theilung des Landes, geschlossenes Gebiet, Landsässigkeit, Burgwarten, Amtsfassen und Schriftsassen, — Landstände und Landtage, — die Leibeigenschaft des gesammten Landvolkes, — der Bergbau, zusammengehalten mit dem böhmischen von Iglau und Kuttenberg, beleuchtet von Körner und Klogsch, Peithner und Voigt. Der Stammvater des wettinischen und heutigen sächsischen Hauses, Theodoricus Buzic (Abkürzung von Bucco oder Burkhard). Erläuterung der auffallenden Stelle in der Vorrede des Sachsenspiegels: »die von Anhalt uud der von Brandenburg und der von Orlamünde und der Markgraf von Meissen und der Graf von Bremen, — »diese Fürsten alle sind Schwaben,« — wobey aber nicht an die heutigen Donauschwaben zu denken ist. — Die Sueven, ein von der Elbe nach der Ostsee hinauf wohnender Völkerbund des ganzen deutschen Hauptstammes höherer Mundart, wanderte zum Theil an die obere Donau, wo ihr Name noch fortlebt, — die Zurückgebliebenen heißen nun Nordsueven, Nordschwaben. — 534 prahlt der fränkische Theodebert gegen den Kaiser Justinian, unter einer Menge besiegter Völkerschaften auch die Thuringos und Nordsuavos seiner Botmäßigkeit unterworfen zu haben. — Als anderthalb Jahrzehende nach dem Falle des Ostgothenreiches 20,000 Sachsen sich Alboins Longobarden anschlossen (568), rückten, mit Erlaubniß der Merowingen, Nordsueven, Hessen und Friesen in das verlassene Land, wovon der Suavengau, Hassegau und Friesenfeld. — Die mit den Longobarden unzufriedenen und deßhalb aus Welschland heimkehrenden Sachsen kriegten um das von ihnen verlassene Land mit den neuen Ankömmlingen. — Es wurde auf gemeinsamen Besitz verglichen. — Diese von der Ostsee her nachgerückten Sueven sind im Schwabenspiegel gemeint. Unter ihnen sind auch die Ahnen, die Väter des Theodoricus Buzici als Heeresfürsten entsprossen.

404 erwähnt zuerst Vegetius in seiner ars veterinaria sive mulomedicina Thüringens und seiner 100 Jahre später vom ostgothischen Theodorich gegen den seiner Nichte verlobten

König Hermannfried gepriesenen ausgezeichneten Pferde, — Thüringer im Heere Attilas, — Heruler, Guarner und Thüringer von Theodorich zum Frieden mit den Franken ermahnt. — Der Thüringer häufige Einfälle in das Ufer-Noricum in der Legende des österreichischen Apostels S. Severin. — Venantii Fortunati poema de excidio Thuringiae, im Namen der Gefangenen und hernach mit König Chlotar vermählten Thüringer Prinzessin Radegund an ihren Neffen Artarchis gerichtet. — Quomodo Saxones primo venerunt in terram Saxoniae. — Erwähnung der Thüringer und ihrer Lage beym byzantinischen Rhetor Prokopius und bey dem Gothen Jornandes oder Jordanes. — Krieg des Dagobert mit dem Slavenkönig Samo (diese Jahrb. LVII. 231 bis 239 und LVIII. 68, vorzüglich 122 — 126).

687 der Irländer S. Kilian, erster Bischof zu Würzburg, auf Anstiften der Heidenfürstin Geilana, Gemahlin Herzogs Gozbert, ermordet. — 718 — 754, chronologische Feststellung der Briefe, Satzungen und Synoden des 680 gebornen, in Thüringen und Sachsen predigenden, 739 die bayerischen Bisthümer, 741 jene von Eichstädt, Würzburg, Erfurt und Buraburg, 744 die Abtey Fulda stiftenden, 746 zum Mainzer Metropolitan erhobenen, — 754 von den heidnischen Friesen ermordeten Bonifazius. — 786 — 788 Aufstand der Thüringer, gleichzeitig mit dem Aufruhr Thassilos an die Hunnivaren. — Trennung des heutigen Franken von Thüringen. — 807 der große Carl bestimmt, wie viel Mannschaft die Sachsen gegen die Sorben und Böhmen zu stellen hätten. — Die Daleminci, Hromiti, Colodici, Suisli, s. das Verzeichniß der Slavenstämme auf der Nordseite der Donau (aus einer berühmten Münchner Handschrift edirt von Hormayr in seinem Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst, April 1827, erläutert von seinem Freunde, dem großen Slavisten Abbé Joseph Dobrowsky S. 24 — 26 der akademischen Rede: Herzog Luitpold, Jahrb. LVII. 237). — Der Würzburger Bischof Arn im Osterlande von den Wenden erschlagen (Schneiders Nachricht von dem Bischof Arno im Dresdner gel. Anz. 1756. S. 681, und daraus in Weinarts Handbibliothek, Thl. I. S. 183; Ad. Dan. Richters Vermuthung, daß er bey Chemnitz auf der Klaffenbacher Höhe geblieben in den Curios. Saxon. 1756. S. 308. Eckards Francia orient. Thl. II. S. 728. Kreysigs Beytr. Thl. VI. S. 69, und Dobner ad Hagec. Thl. III. S. 263. — Von dem Herzog Poppo, der an dessen Tode schuld war, s. Eckards hist. gen. Saxon. S. 237, und Schultes Henneberg. Geschichte, Thl. I. S. 14.

Von dessen Nachfolger Conrad, — Bünau Leben Friedrichs I. S. 339 und die acta Theod. Palat. Thl. VI. S. 152). Leider ist der hier den ältern Abhandlungen der Münchner Akademie gemachte Vorwurf nicht ganz grundlos, daß sie wegen allzu philisterhaftem Provinzialpatriotismus weniger brauchbar seyn. — Die erdichteten und in allen deutschen Genealogien übergangenen Turniere, und namentlich das älteste 942 zu Rothenburg an der Tauber.

Schon der unvergleichliche Gilg Tschudi von Glarus sprach 1541 von diesen Turnierbüchern, »daß darin kaum die letzsten zehen Thurnier beweislich, so die übrigen allein ein erdichte Stampony und Fabel, den Menschen die lange Wyl zu vertreiben, sind. Deßhalb ihr uf die Namen desselben Buches nit binden wellend, dann der so solichs Buch erdicht hat, us vielgelesenen Historien, uß den Annalibus alleweg Namen und Geschlecht usgesucht und dann dero Meldung, als obs in Turnieren gewesen, gethan. Damit ihr aber merkind siner Erdichtung, so trifft er sich selbs fin am Ingang des Turniers, Fol. X. Da er schribt, wie er us einem alten Buch von Alter kum leslich wäre und als er den, so im das Buch gelichen, gebetten, solichs Buch niemands witer vergunnen abzuschriben, habe derselb (Johan Kirchberger genannt) ime angenz gewäret und das alte Buch, in sinem Bisin verbrennt!! — Dieser Dichter des Buchs hat auch sich selbs übel an die Nasen troffen. — Man findt wol viel ehrlicher, trefflicher Geschichten von Adel, ze schreiben, Bedarf nit Fabeln.«

Darin aber hat der gute Alte unrecht. — Die meisten Adelsgeschlechter würden es sehr übel aufnehmen, wenn man ihnen diesen vom Vater auf den Sohn fortgepflanzten Turnierflitter bezweifeln, wenn man z. B. den Arkos die auf eine bloße leere Assonanz, ohne den allergeringsten Beweis, ohne alle Wahrscheinlichkeit, ja selbst gegen die publicistische Möglichkeit arrogirte Abstammung von den alten Grafen Bogen, den Lichtensteinen vom Hause Este, den Traun von Babo von Abensberg rc. anstreiten wollte?! — Ueber den in Oesterreich saßhaften Zweig der Billungen, des Seitenstetter Benediktiners Schaukegel Ager Billunganus und Spicilegium, dann das Corveyer Saalbuch, Senkenbergs lebhafter Gebrauch des deutschen Staatsrechts 189, Gerkens vermischte Abhandlung III. 297, Hannöv. Anzeigen 157 von 1750, so wie über Lothars II. querfurtische und schwäbische Abstammung, Häberlins Auszug VII. Vorr. 7 und Gebhardi Braunschweiger gel. Anz. 1745. S. 921. — Das Leben des, Ungerns erstem christlichen Könige Stephan verwandten, vorneh-

men Thüringers Günther, Mönchs in Niederalteich. — Sein goldener Steig von der Donau an die Moldau und durch diese in die Elbe, durch den düstern Nordwald, zwischen Böhmen und Bayern. — 1036 der Graf Wilhelm von dem mit Böhmen wider den Kaiser verschwornen nnd deßhalb abgesetzten Kärnthnerherzog Adalbero ermordet. — Die carentanische Mark an Weimar (Gebhardi, Abth. IV. 122), des Mönchs von Brunnweiler Ueberlieferung von den Pfalzgrafen bey Rhein Ezo und Mathilde und deren Tochter Richeza, einer in der Geschichte vieler deutscher Häuser merkwürdigen Person (Acta Theod. palatin. III. 64. Würdtwein subsid. dipl. V. 268. Gelenii vindiciae Richezae, Horn expositio ulterior de Richeza, Stemler pagus Orla, Dobner zu Hayek V. ad ann. 1031. 1036. Leibnitz scriptt. I. Vorber. 27. — 313. 323). 1060 des Eichstädter Bischofs Gundakar Verzeichniß der während seiner Lebenszeit verstorbenen Bischöfe. — Immer noch sehr zweifelhaft, ob das Heer von mercatoribus, mit welchem Heinrich IV. den Sachsen entgegen trat, gedungene Söldner, mercenarii waren, oder Städtebürger, Kaufleute, Krämer, welche vorzugsweise die Partey des Kaisers ausmachten.

Die für die Geschichte des Voigtlandes und des deutschen Communalwesens überhaupt erheblichen Statuten des Vogtes Heinrich für seine Stadt Weida gehören zuverlässig in den Anfang des funfzehnten Jahrhunderts. — 1086 Schreiben des Gegenpapstes Clemens an den Böhmenherzog Wratislaw für den an des abgesetzten Benno Stelle auf den Meißner Sitz beförderten Felix. — Der wüthend päpstliche Meißnerbischof Benno ist mit dem Cardinal Benno und mit dem Osnabrücker Bischof Benno als Zeitgenosse nicht zu verwechseln. — Der Markgraf Diepold von Vohburg, seine Gemahlin Adelheid und seine Mutter Leukard (Chron. Bohem. in Ludewigs reliqq. manuscript. scriptt. bohem. ed. Pelzel et Dobrowsky I. Onsorgs Chronik bey Oefele I. 306. Chron. monast. Reichenbach 402. Gundlings Otia II. 160. Gebhardi Abh. IV. 149. Grundig und Klatzsch II. 22). — Des Priesters Tangmar Leben des Hildesheimer Bischofs Bernward, gebornen Grafen des (nunmehr Gneisenauischen) Sommersenburg und seines Nachfolgers Gotehard Leben durch den Priester Wolfher. — Bernward und Gotehard waren aus der berühmten bayerischen Klosterschule von Niederalteich, die mit jener Bischof Meinwerts von Paderborn rühmlich wetteiferte. — Beyde waren Freunde des obgedachten fürstlichen Einsiedlers Günther von Käfernburg, — Gotehard insbesondere das Werkzeug des Bayerherzogs und Kai-

sers Heinrichs des Heiligen zur Reformation in Bayerns Klöstern und selbst Abt in Niederalteich und in dem romantischen Tegernsee, von wo ihn aber die seiner strengen Zucht verdrossenen Mönche vertrieben. — Aus dieser Alteicher Klosterschule ging wenige Zeit später ein junger Graf von Megling hervor, Thiemo, Abt zu S. Peter und dann Erzbischof zu Salzburg, ein heftiger Anhänger Roms in Glück und Unglück, zuletzt Märtyrer auf der Kreuzfahrt des alten Bayerherzogs Welf. Von ihm meldet sein Biograph, er habe non modo *artes liberales*, sed et *mechanicas* universas glücklich geübt, artem pictoriam, fusoriam, sculptoriam, carpentariam in modis omnibus et formis, instar mollis cerae. Es ist überhaupt merkwürdig, eben so wie den Spuren der Wechselwirkung zwischen dem süddeutschen Städtebund und der norddeutschen Hanse zu folgen, so auch den viel ältern Spuren der Verbindung und Wechselwirkung Ostfrankens und seiner südlichen Thüringermark und der von derselben Familie der Babenberger (Bamberger) beschirmten Mark Oesterreich, und eben so Bayerns und Niedersachsens nachzugehen, die gegen anderthalb Jahrhunderte gemeinsame Herrscher hatten. — Nämlich von der Verdrängung der einzelnen Schyren 958 bis zum Tode Heinrichs des Heiligen, Begründers von Bamberg, 945 — 1024, herrschte über Bayern ein Seitenzweig der ottonischen Kaiserdynastie der Sachsen, von 1061 bis 1070 Otto von Nordheim und Hannöverisch-Münden. — Aus den neueren Welfen der dritte, Heinrich der Schwarze, war der billungischen Erbtochter Wulfhilde, sein Sohn Heinrich der Stolze war Gertruden, der Erbtochter Kaiser Lothars von Querfurth-Supplinberg, vermählt. — Heinrich der Löwe gründete Braunschweig wie München fast im nämlichen Jahre, als sein Stiefvater, Heinrich Jasomirgott, Wien, als sein Gegner, Albrecht der Bär, Berlin erhob. — Jener Alteicher Zögling, Bischof Bernward, der Stadt Hildesheim eigentlicher Erbauer, Stifter von S. Michael und heil. Kreuz, überhaupt Epoche machend in der deutschen Kirchenbaukunst, hinterließ mehrere unschätzbare Werke, ein prächtig gebundenes, mit Edelsteinen und getriebener Goldarbeit ausgeschmücktes Missal und eine gleiche Anleitung zur Algebra für seinen kaiserlichen Schüler Otto III., — mehrere herrlich gearbeitete Kelche, die ihn als technisch vortrefflich gewandten plastischen Goldschmied bewähren. Sie zeigen zwischen jeder neutestamentlichen Vorstellung, seltsam genug, die schönsten Gemmen und Cameen (Geschenke seines kaiserlichen Zöglings aus Italien, Aegypten und Griechenland), so daß man Venus Aphrodite, die drey Grazien

und eine Victoria zwischen der Kreuzigung, Grablegung und Auferstehung erblickt, — eine auf dem Hildesheimer Domplatze stehende Säule von Bronce, — einen vom Bischof Hezilo erneuerten und vollendeten, in der Mitte des Kirchenschiffes schwebenden, kranzförmigen Candelaber mit 24 Capellchen für 72 große Lichter, endlich eine majestätische Pforte, aus zwey Broncеflügeln, jeder 16 Fuß 2 Zoll hoch, 7 Fuß 8½ Zoll breit, jeder mit acht bildlichen Darstellungen vom alten und neuen Adam, vom Sündenfall und der Erlösung, vom Siege des Todes und vom Siege des Lebens geschmückt. — Die Mitte dieser Bilder durchzieht die wohl aus den Tagen des Erneuerers Hezilo, Stifters von S. Moriz, herstammende Inschrift: der ehrwürdige Bischof Bernward habe diese erzene Thorflügel im Jahre 1015 hier im Angesichte des Engelstempels (der Hauptkirche) zu seinem Gedächtnisse aufrichten lassen. — Die Hildesheimer Thürme scheinen mit den Magazinen die ältesten aus den 36, die man in Italien, 2 in Frankreich, 6 in Rußland, 5 in Spanien, 5 in Deutschland zählt. — Die von dem im Okt. 1829 verstorbenen Münchner Akademiker Placidus Braun, ehemals Benediktiner zu S. Ulrich und Afra, beschriebene Broncethüre des Augsburger Domes, wird insgemein der Kaiserin Adelheid zugeschrieben, der zweyten Gemahlin Ottos des Großen, Witwe König Lothars von Italien, Tochter König Rudolphs von Burgund. — Nach der Tradition haben südliche, bayerische Werkleute unter Heinrich dem Heiligen und Bernward auch auf den niedersächsischen Bergbau des Harzes thätig eingewirkt.

Es ist eine allerdings sinnvolle Wahrnehmung für die ehemalige Einheit des deutschen Volkes, für den äußerst lebendigen Wechselverkehr des deutschen Nordens und Südens, daß die Hildesheimer Erzthüren, die Erzsäule, die Leuchter, die Arbeiten in Gold und an edeln Steinen aus Bayern abstammen: dagegen die durch Adelung berühmt gewordenen Korssunischen Thüren der Nowgoroder Sophienkirche (Jahrb. XXV von 1824, S. 295—330) aus Niedersachsen und aus den Gußwerken des Harzes. — Das beweisen die darauffstehenden Namen der Künstler Waismuth, Richwin und Abraham, und des unter dem Barbarossa höchst einflußreichen Magdeburger Erzbischofs Wichmann Ebenbild. — Der Nebenzweig der in Herzog Magnus Tochter von den Welfen aufgeerbten Billungen, die Wichmanne und Eckberte, war am Inn, an der Enns und Traun und unter der Enns an der Ybs und Url bereits bemerktermaßen reich begütert. — So wurden diese Sachsen zweyte Stifter der niederösterreichischen Abtey Seitenstetten. — Der jetzige hochverdiente Abt

Columban Zehntner hat ihr Andenken erneuert. — Handel und Bergbau brachten die Werke deutscher Kunst bis Nowgorod und Kiew. — Dort hatten niedersächsische, Regensburger und Ennser Faktoreyen ihren Sitz, mehr als einmal (so wie von Wien bis Belgrad und in Bulgarien) vom Regensburger Hannsgrafen visitirt. — Bernward war in Alteich Mathematiker, Chemiker, Metallgießer, Goldschmied, Architekt und Bearbeiter der Edelsteine geworden. — An seinem Grabe bey S. Michael (dem jetzt unter Bergmanns scharfsinniger und menschenfreundlicher Leitung stehenden Hildesheimer Irrenhause) ist eine unterirdische Quelle von immer frischem, immer klaren Wasser neben seinem Grabe, eine ihm angeblich gleichfalls vom jungen Kaiser Otto verehrte, aus Aegypten stammende Säule. — Sie ist derselben Farbe und ganz gleicher Form mit der im Dome neben jenem Kranze Bernwards stehenden sogenannten Irmensäule, an welcher (wenigstens buchstäblich) des germanischen Namens größte Erinnerungen hängen, die von Hermann und die von Carl dem Großen. — Diese sogenannte Irmensäule, eine Säule von kastanienbrauner Farbe (spadicei coloris), ist in einen hohen Leuchter verwandelt, mit Ringen umzogen, und oben ein kleines Standbild der heiligen Jungfrau daraufgesetzt. — Die Steinart ist ein schöner, in Unteritalien und Aegypten einheimischer Kalksinter, von Einigen auch irrig alabastro antico genannt. — Der erste Blick deutet auf eine Verwechslung, auf einen im Mittelalter so oft vorkommenden »frommen Betrug.« — Die Quellen geben die alte Irmensäule als ein hölzernes Standbild. — Einige dachten sich unter der Irmensäule ein Hünengrab, einen ungeheuern Steinhaufen, weil Carl des Großen sieghaftes Heer drey Tage gebraucht habe, sie zu zerstören. — Allein aufmerksam gelesen, sagen die Quellen dieses nicht, sondern nur: Carl des Großen Heer habe bey Eresburg (Stadt Bergen) an der vierfachen Gränze von Waldeck, Churhessen, Paderborn und Cöln, drey Tage verweilt, und hiebey zugleich die Irmensäule zerstört. — Die älteste Quelle, Rudolph von Fulda, sagt: truncum ligni quoque non parvae magnitudinis in altum erectum sub divo colebant, patria eum lingua »Irmensul« appellantes, quod latine dicitur, universalis columna, quasi sustinens omnia. — Obgleich die annales petaviani, tiliani, laurissens; loisell., Aimoin, Dietmar von Merseburg, Lambert von Aschaffenburg, Adam von Bremen, Albert von Stade, Conrad von Arsberg, Hermannus contractus, Sigebert von Gemblours, Wittikind von Corwey, jeder mit wenigen Worten der Ersiegung der Eresburg und der Zertrümmerung und

Wegführung der Irmensäule erwähnen, kömmt man doch über ihr eigentliches Wesen auch nicht einen Schritt weiter, obgleich eine ganze Literatur darüber existirt von Meibom, Wasserbach und Grupen bis auf Vertots französisch-albernes: »Du Dieu Irmensul adoré chez les anciens Saxons,« — in der Histoire de l'Académie des Inscriptions, und Behrens Vindiciae Irmensulae Saxonicae in den Actis Erud. Germ. — Nicht einen Götzen bloß, ein großes Andenken alten Glaubens, alter Freyheit und siegbekrönter Nationalität wollte Carl verschwinden machen. — Höchst anziehend sind die Sagen, wie die Ueberreste heimlich (fast wie König Etzels Leichnam) bey Corvey vergraben, als Ludwig der Fromme dort ein Stift erhoben, eben so heimlich wieder ausgegraben, und bey Nacht und Nebel nach Hildesheim geschickt worden seyen, — wo der tausendjährige, noch in jedem May frisch erblühende Rosenbusch die Stätte bezeichnet, wo Ludwig sein auf der Jagd verlornes Reliquiar wieder gefunden. — Die Sachsen hätten das Ganze gleichwohl erkundschaftet, den Resten der geliebten Irmensäule eifrig nachgesetzt, und die Bedeckung hitzig angegriffen — Das Dörfchen, wo ihr Angriff blutig abgeschlagen worden, heißt noch zur Stunde Irmensaul. — Noch in der Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts war auf den Domplätzen in Hildesheim und Halberstadt am Samstag vor Oculi und am Sonntag Lätare zum Andenken des Sturzes der Irmensäule eine Art öffentlichen Spiels oder Volksfestes, hier von den Gassenjungen, dort von den Domkapitularen.

Identisch sind die Iringsstraße und die Milchstraße am Himmel, wie Haagen und Grimm richtig bemerkten. — Aus der mythischen Naturbedeutung wurde eine geschichtliche und politische, und Hermann mußte wohl das Lieblingsandenken im Verzweiflungskampfe der Völker an der Weser und Elbe seyn? — Die Irmensäule war eine allgemeine Vereinigungs- und Bundessäule, wenigstens der Sachsen. — Irming ist der allgemeine Herrscher und Erhalter.

Ganz neue Forschungen des wackern Pastor Primarius Kappe zu Eschershausen glauben sogar (was in solchen Dingen selten möglich ist) das Jahr beyläufig andeuten zu können, wann die Steinsäule des Hildesheimer Doms als Irmensäule zu passiren angefangen habe? — Diese Neuerung sey nämlich nicht älter als das Jahr 1590 und besonders 1602. — Kappe bekriegt auch die Angabe des Chronicon picturatum, Conrad Bothos Chronik der Sassen und Albert Cranzens Saxonia. — Die alte Beschreibung der Zierden des von (dem nicht minder, als Bernward berühmten) Bischof Hezilo 1061 erneuerten und neugeweihten Hil-

desheimer Domes weiß von keiner Irmensäule. — Der berühmte Georg Agricola zu Chemnitz gedenkt 1546 der Marmorsäule bey S. Michael und anderer Steinbilder des Domes, berichtet aber eben so wenig von der Irmensäule, als 1573 der Erfurter Professor Anton Möcker über seine Vaterstadt Hildesia Saxoniae. — Der erste Erwähnende ist der wunderliebende Chronist Johann Letzner 1590 in seiner Corveyischen Chronica im 18. Abschnitt, eine weitläufige Geschichte der wiederentdeckten Irmensäule.

(Der Schluß folgt.)

Anzeige=Blatt
für
Wissenschaft und Kunst.

Nro. LXVIII.

Tagebuch der Reise der k. k. Gesandtschaft in das Hoflager des Sultans von Marokko nach Mequinez, im Jahre 1830.

Von Wilhelm Freyherrn von Pflügl, k. k. Hofrath.

(Fortsetzung.)

Handel in Tanger. — Zollmanipulation. — Ochsenausfuhr aus Tanger und Tetuan nach Gibraltar.

22. September. Um 9 Uhr früh im Schatten 17°, um 12 Uhr 19¾°. — Wir benützten den heutigen Tag, um die Notizen, welche wir über das in Tanger übliche zollämtliche Verfahren [1]) gesammelt hatten, zu ordnen. Voraus mag die Bemerkung gehen, daß hier jeder Marokkaner Kaufmann werden, selbst ein Ausländer sich niederlassen, und Handel treiben kann; keine Abgabe wird für dieses Befuguiß gefordert. Kommt ein europäisches, mit Waaren beladenes Schiff auf der Rhede an, so meldet sich der Kapitän bey dem Consulate seiner Nation, und dieses erwirkt ihm beym Gouverneur die Erlaubniß, auszuladen, worauf die Waaren im Zollhause niedergelegt werden. Das Ausladen kann täglich und zu jeder Stunde, am Freytage jedoch erst nach geendigtem Gottesdienste geschehen; nur an einigen großen Festtagen dürfen keine Waaren ans Land gebracht werden. Der Hafenkapitän benachrichtigt den Mauthdirector von der Ankunft des fremden Schiffes und von der erfolgten Ausladung. Hierauf begibt sich dieser ins Zollhaus in Begleitung zweyer Adul's (öffentliche Notare), welche ihm als Gehülfen und Controle dienen. Sie nehmen ein genaues Verzeichniß der eingebrachten Waaren auf, schätzen sie gemeinschaftlich mit dem Director nach dem Marktpreise jeder Gattung in Fez, als dem Haupthandelsplatze des Landes, und bestimmen sohin den Einfuhrszoll [2]), nach dessen Berichtigung der Verkauf der Waaren freygegeben ist, und selbe aus dem Zollhause genommen werden dürfen. Ganz gleichmäßig ist das Verfahren bey der Ausfuhr. Waaren, von welchen einmal in irgend einem Hafen der Einfuhrszoll erhoben worden, können frey durch denselben oder einen andern wieder ausgeführt werden. Der Einfuhrszoll wird von den aus Europa kommenden Waaren nur an der Küste, nie im Innern des Landes abgenommen. — England hat tractatenmäßig das Recht, aus Marokko jährlich 2000 Ochsen zum Bedarf der Garnison von Gibraltar gegen

1) Der Anhang zum Tagebuche gibt eine Darstellung des marokkanischen Handels.

2) Ueber die Zollsätze siehe den Anhang.

einen Ausfuhrszoll von 5 Piastern für das Stück zu beziehen, während er sonst 14—16 Piaster beträgt. Diese Ochsen werden in Tanger und Tetuan von englischen Commissären aufgekauft, und kosten 13—15 Piaster pr. Stück. Nach Gibraltar überschifft, werden sie dort in geräumigen Ställen einige Zeit gemästet, und dann der Garnison überliefert. Die übrigen Bewohner der Festung beziehen ihren Bedarf an Ochsen aus Oran, wo der Ausfuhrszoll viel geringer ist.

23. September. Unsere Erkundigungen über das Mauthwesen gaben uns Gelegenheit, die Aufmerksamkeit auch im Allgemeinen auf die Gerichtsverfassung, die Gesetze und die Bildung der Beamten zu wenden. Marokko hat eigentlich keine bürgerlichen Gesetze, also auch keine Sammlung derselben; ihre Stelle vertritt der geistliche Codex des gesammten Islamismus — der Koran. Daher besteht auch die Rechtsgelehrsamkeit hier bloß in der Kenntniß und Anwenduug der im Koran und seinen Commentaren vorkommenden Rechtsgrundsätze und der in identischen oder analogen Fällen ergangenen Urtheile. Bey dem Mangel an bestimmten und passenden Anordnungen muß oft die sehr ausgedehnte, und während des Aufenthalts der Kinder im Hause der Aeltern ohne Einschränkung fortdauernde väterliche Gewalt aushelfend und Ersatz leistend eintreten. — In jeder Provinz, so wie auch in jeder Stadt, verwaltet ein Kadi die Gerechtigkeit. Er wird unmittelbar vom Sultan auf Vorschlag des Gouverneurs ernannt, oder wenigstens bestätigt, und ist der Civil- und Kriminalrichter erster Instanz. Der Amin und sein Aduls entscheiden die Verhandlungen über Zoll- und Steuergegenstände; der Emhabdeb bestimmt die Preise der Lebensmittel. Verbrechen werden von dem Kadi mittels einer ziemlich summarischen Verhandlung gerichtet. Ein Marokkaner kann eines Verbrechens überwiesen werden durch Geständniß oder durch Zeugniß zweyer Talben oder zwölf anderer Zeugen, wobey zwey Weiber nur für einen Zeugen gelten. Das Urtheil wird nicht geschrieben, sondern mündlich dem Gouverneur hinterbracht, der es gewöhnlich gleich vollziehen läßt, weßhalb Appellationen selten eintreten. Nur Urtheile auf Todesstrafe werden dem Sultan vorgelegt, der zwar einigen Gouverneuren als Zeichen besondern Vertrauens das Recht des Verhängens der Todesstrafe verleiht, von welchem sie jedoch selten Gebrauch machen, um nicht in ihrer Provinz verhaßt zu werden. Uebrigens sind Hinrichtungen unter dem jetzigen Sultan nicht häufig, aber Verstümmlungen treten als Strafe größerer Verbrechen ein, und zu dem traurigen Dienste des Scharfrichters sind in den Städten die Fleischhauer verbunden Da sich aber ungeachtet des eben nicht sehr zarten Gefühles der Marokkaner manche Kunden etwas scheuen dürften, ihr Hammelfleisch zum Cuscusu bey einem Manne zu holen, der vielleicht eben sein blutiges Geschäft an einem Räuber oder Mörder ausgeübt hatte; so miethen die Fleischer gewöhnlich einen Neger zu diesem Endzwecke, der aber seines Dienstes wegen verachtet und verhaßt ist, und nicht in der Stadt zu wohnen wagt. Bey Vornehmeren besteht die Strafe häufig in Verweisung und in Einziehung der Güter. Streitigkeiten über Eigenthumsrechte aller Art werden bey dem Kadi mündlich eingeklagt, der sogleich die Gegenpartey vorruft. Er vernimmt beyde Theile und die Zeugen, untersucht die etwa vorhandenen schriftlichen Belege, zieht dann den Koran zu Rathe, und fällt nach dessen Grundsätzen das Urtheil. Ist eine Partey nicht mit dem Ausspruche zufrieden, so appellirt sie an den Kadi einer andern Provinz oder Stadt. Stimmt dessen Urtheil nicht mit jenem seines Collegen überein, so werden noch andere Kadi zu Rathe

gezogen, und in letzter Instanz die Berufung an den Sultan geleitet, welcher dann die an seinem Hofe befindlichen Talbe entscheiden läßt. Besonders gegen Urtheile der Kadi in den Duar, welche weniger Ansehen als jene in den Städten genießen, wird oft an letztere appellirt. Die Talbe haben großen Einfluß auf die bürgerlichen Verhältnisse, und können ihrer Wirksamkeit nach mit Advocaten europäischer Länder verglichen werden, während die Adul mehr den Character öffentlicher Beamten und Notare bekleiden, und sich beyde von ähnlichen Stellen bey andern Nationen durch ihre halb geistliche Bestimmung unterscheiden. Der Talb setzt die Testamente, Heirats-, Kaufs- und andere Verträge auf, und intervenirt als Zeuge bey den meisten Privatgeschäften, da die Aussage oder Unterschrift zweyer Talbe Beweiseskraft hat. Daher sitzen sie auch paarweise in kleinen, hie und da in den Städten zerstreuten Buden, besonders in der Nähe der Moscheen, und bieten dem Publicum ihre Dienste an. Junge Leute, welche sich zu diesem Stande bilden wollen, besuchen die Schulen, welche man nicht nur in den Städten, sondern sogar in den größern Duar findet, und wo der Unterricht im Lesen und Schreiben, dann das Auswendiglernen des religiösen Theils des Korans den gesammten Lehrplan ausmacht. Acht bis zehn Jahre bringen sie in diesen Schulen zu, und beginnen dann ihr weiteres Studium an irgend einer großen Moschee. Bey diesen ist stets eine der Bevölkerung der Stadt entsprechende Anzahl älterer Talbe angestellt, deren jeder eine bestimmte Anzahl von Schülern in Gebetsformeln, dem kirchlichen Ritus, in der Ausfertigung von Verträgen und ähnlichen Urkunden, dann in dem auf bürgerliche Verhältnisse bezüglichen Theile des Korans unterrichtet. Halten diese Lehrer einen Studierenden für hinreichend befähigt, so geben sie ihm ein Zeugniß, mit dem er die Schule verläßt, und seine Talbpraxis antritt. Er wird bey dieser Gelegenheit in einem feyerlichen Aufzuge durch die Stadt geführt; seine Mitschüler begleiten ihn, sein Lob singend, und das Fest endet mit einem Schmause. Der Kadi besucht öfters die Vorlesungen, um die fähigsten Schüler kennen zu lernen, was in den 7 bis 9 Jahren, als dieser Cours dauert, wohl möglich ist, und ernennt sie nach dessen Vollendung zu Adul. Sie dürfen aber ihr Amt nur in der Stadt, wo sie ihre Studien zurückgelegt haben, ausüben, denn wollen sie sich anderswo ansiedeln, so müssen sie sich vorerst einer zweyten Prüfung unterziehen, damit auch der dortige Kadi ihre Fähigkeit kennen lerne und erprobe. Die an der großen Moschee Charubin zu Fez angestellten Lehrer sind als die geschicktesten im Lande bekannt, daher genießen auch die jungen Leute, die dort studiert haben, den Ruf besonderer Gelehrtheit. Die Quellen der Studien und deren Hülfsmittel bestehen in einigen wenigen Büchern, deren Abschreibung und Vervielfältigung durch Copien einen Erwerbszweig der Talbe bilden; Buchdruckereyen haben in Marokko nie bestanden. Die Lehrer an den Moscheen erhalten einen Monatgehalt von 17 — 20 Piastern, welcher von den zur Moschee gehörigen, aus Vermächtnissen, Geschenken u. s. w. entstandenen Capitalien, Grundstücken u. s. f. bezahlt werden. Eben so sind die bey der Mauth angestellten Adul besoldet. Die Adul und Talbe können in der Folge Kadi werden. — Auffallend und das argwöhnische Volk im hohen Grade bezeichnend ist die große Anzahl von Zeugen, deren auch die einfachste Privaturkunde zur Rechtsgültigkeit bedarf, nämlich zwölf männliche oder vier und zwanzig weibliche. — In der natürlichen Ordnung der Gesetze stoßen wir zuerst auf jene, welche die Familienverhältnisse betreffen. Das Gesetz erlaubt dem Marokkaner vier Weiber zu

heiraten. Der Mann kann sich von dem Weibe nach Belieben trennen, wobey er ihr das Heiratsgut zurückgeben muß. Unmündige Kinder folgen in diesem Falle der Mutter, welche vom Manne den Unterhalt derselben und ein Geschenk für ihre Erziehung bekommt, die von ihr bis in das dreyzehnte Jahr geführt werden muß. Nur wenn die getrennte Frau zu einer zweyten Ehe schreitet, werden die Kinder der ersten schon früher dem Vater zurückgestellt. Die Frau darf den Mann nur mit dessen Einwilligung verlassen. Hat sie eine Beschwerde gegen ihn, so darf ihn der Kadi zwar bestrafen, aber nicht zur Trennung zwingen. Erzeugt ein Marokkaner ein Kind mit einer Negersclavin, die er als Beyschläferin bey sich hält, so wird sie frey, ohne jedoch dadurch für sich ein Erbrecht auf die Verlassenschaft des Mannes zu begründen. — Letztwillige Anordnungen verfassen die Talbe, und fertigen sie für den Aussteller und als Zeugen aus. Fühlt sich ein Marokkaner schwer krank, so läßt er zwey Talbe rufen, und gibt das Verzeichniß seiner Forderungen und Schulden, so wie seinen letzten Willen an. Nur wenn keine Talbe vorhanden sind, werden statt ihrer zwölf andere Zeugen gerufen. Nach dem Tode des Testanten sind die einen und die andern verbunden, jedem Erben den ihm zufallenden Theil anzuzeigen. Jeder Erbe kann eine Abschrift des Testaments fordern, die Urschrift aber bleibt in den Händen des ältesten Sohnes des Erblassers oder des vorzüglich bedachten Erben. Ausnahmsweise und bey zu besorgenden Streitigkeiten oder wegen Abwesenheit der Haupterben wird das Originaltestament von den Talben aufbewahrt. Da der Testator nicht selbst unterschreibt, so ist leicht denkbar, wie betrügerisch oft in Erbschaftsangelegenheiten vorgegangen wird. Mehr als der dritte Theil des Vermögens kann zum Nachtheil der Pflichterben nicht legirt werden, da diese im Gegenfalle das Testament bestreiten, und dessen Annullirung erwirken würden. Im Allgemeinen gelten rücksichtlich des Erbrechtes folgende Grundsätze. Die Witwe erhält den achten Theil des Nachlasses, und überdieß ihr Heiratsgut. Diese Bestimmung gilt auch, wenn mehrere rechtmäßige Frauen vorhanden sind, welche dann zusammen diesen achten Theil erhalten. Der Rest fällt den Kindern zu, und zwar dem Sohne doppelt so viel als der Tochter. Verheiratete Töchter, welche ihre Mitgabe schon erhalten haben, bleiben von der väterlichen Erbschaft ausgeschlossen; natürliche Kinder haben mit den rechtmäßigen gleichen Anspruch. Sind keine Kinder vorhanden, so wird die Erbschaft, nach Abzug des achten Theiles für die Witwe oder Witwen, unter die Geschwister des Verstorbenen vertheilt, jedoch so, daß die Brüder einen doppelten, die Schwestern einen einfachen Antheil erhalten. Hinterläßt er Aeltern, Weib und Kinder, so wird, nach Abzug des erwähnten achten Theiles, ein Sechstheil der Erbschaft dem Vater, ein gleicher Antheil der Mutter und der Rest den Kindern zugesprochen. Enkel des Verstorbenen gehen den Brüdern desselben im Erbrechte vor. Sind außer einem Bruder noch Söhne eines andern verstorbenen Bruders vorhanden, so erhalten sie den Antheil, der auf ihrem Vater, wenn er beym Tode des Erblassers gelebt hätte, gefallen wäre. Stirbt ein öffentlicher Beamter (Gouverneur, Mauthdirector u. s. f.), und entsteht der Verdacht einer unredlichen Gebahrung des Verstorbenen, so bemächtigt sich der Sultan des Vermögens, und wirft im Gnadenwege den Verwandten desselben einen Unterhaltsbeytrag aus. Die einträglichen Folgen eines solchen Verdachts für den Schatz des Sultans begünstigen das leichte Entstehen des Mißtrauens in die Amtsführung des Verstorbenen, und wie wenig in solchen Fällen die Gerechtigkeit zu Rathe

gezogen wird, zeigt schon der Umstand, daß zur Vermögenseinziehung der Verdacht genügt. Mancher Beamte verbirgt daher seine Schätze, und eröffnet das Geheimniß erst auf dem Sterbebette seinen nächsten Verwandten, wofern ihn nicht der Tod überrascht, und mehr als ein durch langjährige Erpressungen und schmutzigen Geiz, oder auch auf rechtlichem Wege gesammeltes Vermögen mag in Marokko unter Trümmern, Bäumen oder Cisternen vergraben liegen Auch wenn ein anderer, nicht im Staatsdienste stehender Marokkaner ohne Hinterlassung von jenen Verwandten stirbt, die im Koran als Erben aufgeführt erscheinen, fällt der Nachlaß dem Sultan zu, und nur der achte Theil für die etwa vorhandene Witwe wird abgezogen. Besteht eine Erbschaft aus liegenden Gründen, so ernennen die Erben gewöhnlich einen gemeinschaftlichen Verwalter, der dem Kadi Rechenschaft legen muß, oder übergeben sie nach vorausgegangener Schätzung einem der Miterben gegen Herauszahlung der den übrigen Erben zukommenden Antheile, oder versteigern selbe endlich unter sich. Gewöhnlich tritt nach dem Tode eines Marokkaners eine Art gerichtlicher Sperre ein, indem das Vermögen in Gegenwart der Talbe und der nächsten Verwandten verschlossen, und einem als rechtlich bekannten Manne zur Vertheilung übergeben wird. Wenn die Erben minderjährig sind, ordnet der Kadi diese Depositirung an, und ist verpflichtet, über die Verwaltung des Vermögens bis zur Großjährigkeit zu wachen. Um großjährig erklärt, und zur Verwaltung des Vermögens zugelassen zu werden, ist für beyde Geschlechter das vierzehnjährige Alter und das Zeugniß rechtlicher Männer über die Fähigkeit zu jener Verwaltung erforderlich. — Der Marokkaner kann nur einen Verwandten an Kindesstatt annehmen, und dieser tritt sogleich in alle Rechte eines wirklichen Kindes, sobald die von zwey Talben aufgesetzte Adoptionsurkunde vom Kadi bestätigt ist. — Beym Verkaufe liegender Güter begeben sich die Parteyen zu den Talben; der Verkäufer weiset seine Besitzurkunde vor, und zeigt die Kaufsumme an, welche gewöhnlich gleich gezahlt wird. Die Talbe setzen der vorgezeigten Urkunde die Clausel bey, daß der Gegenstand derselben (ein Haus, Feld u. dgl.) an N. N. um die Summe von .... am ... Tage ... des Monats ..... und Jahres ..... verkauft worden sey, und unterfertigen selbe. Gleichzeitig stellen sie dem Käufer eine Urkunde aus, welche dieselben Umstände enthält. Beyde Documente werden zum Kadi gebracht, der die Unterschriften der intervenirenden Talbe legalisirt. Oeffentliche Bücher zum Schutze des unbeweglichen Eigenthums sind unbekannt. — Eide werden in einer Moschee in Gegenwart der Talbe abgelegt, und von diesen zu Papier gebracht; Eidbrüche werden schwer bestraft, sind aber nichts desto weniger sehr häufig.

Eine marokkanische Hochzeit. — Ankunft der Maulthiere. — Hadsch Embarik. — Habsucht der Marokkaner und ihr Nationalcharakter.

24. September. Heute Abends sahen wir eine marokkanische Hochzeitsfeyerlichkeit. Man wählt zu derselben gewöhnlich einen Markttag, um zahlreichere Gäste (Verwandte und Freunde vom Lande herein) zusammen zu bringen. Schon gestern Abends war der Bräutigam, ein Maurermeister, von seinen Freunden wie im Triumphe in der Stadt herumgeführt worden. Voran schritten fünf Musikanten mit Trommeln und kreischenden Hoboen, und spielten mit großer Anstrengung und aufgeblasenen Backen eintönige geschmacklose Stücke. Ihnen folgten sechs

Fackelträger, in ihrer Mitte ein Mann, der einen belaubten, mit brennenden Lichtern gezierten Ast trug. Den Bräutigam selbst umgaben seine Freunde, und ein Troß gemeinen Volkes schloß sich an den Zug, der bey seinem Hause hielt, wo dann seine Gäste des Nachts hindurch sangen und tanzten. Heute um 8 Uhr Abends holte der Bräutigam, von zahlreichen Freunden umgeben, deren Pflicht es ist, ihn an diesem Tage anzukleiden, die Braut ab, um sie in seine Wohnung zu führen, und wir begegneten ihm auf dem Wege zur Braut. Er saß ganz steif auf einem stattlichen Schimmel, den ihm der Gouverneur geliehen hatte *), war durch die über den Kopf gezogene Kapuze des Sulham's beynahe ganz verhüllt, und hatte ein Schwert enge um die Hüften gegürtet. Zwey neben dem Pferde schreitende Marokkaner führten dasselbe am Zügel, zwey andere wehrten mit Sacktüchern die Fliegen ab, und fächelten dem Bräutigam Kühlung zu, so daß er sich gleich dem Sultane bedient sah. An der Thüre der Wohnung der Braut hielt der Zug still, und während sie erwartet wurde, führten die Begleiter wilde Tänze auf, warfen die Flinten in die Luft, und fingen sie wieder auf, feuerten auch bisweilen ohne Vorsicht unter die Füße der Umstehenden. Endlich war die Braut bereit, hatte von ihren Aeltern und Hausgenossen Abschied genommen, und wurde in einem runden Korbe mit einem conischen, aus Geflechte gebildeten Deckel, der überdieß mit einem weißen Haik umhüllt war, völlig unsichtbar aus dem Hause gebracht. Man hob den Korb auf ein Maulthier, und vier daneben gehende Männer hielten ihn im Gleichgewichte. Der Zug setzte sich, den Bräutigam an der Spitze, in Bewegung, und schlug, um längere Zeit zu verwenden, einen Umweg ein, überall schon in der Ferne durch die Flintenschüsse und den Lärm der Tänzer verkündet, und zusehends durch herbeyströmende Neugierige vergrößert. Am Hause des Bräutigams wurde endlich angehalten: er stieg ab, und trat hinein. Die vier Männer, welche neben dem Maulthiere gingen, hoben den Korb herab, und setzten ihn neben der Hausthüre auf den Boden. Da der Eingang zu schmal war, als daß der Korb ins Haus getragen werden konnte, so entschlüpfte die Braut, sorgfältig verhüllt, ihrem engen Gefängnisse, während einige Negerinnen, um sie den Blicken der Umstehenden ganz gewiß zu entziehen, einen Haik vor der Thüre aufgehangen hatten: hinter diesem Vorhange erwartete sie der Bräutigam. Sie trat gebückt unter seinem ausgestreckten Arme, und somit des Mannes Oberherrschaft anerkennend, in ihr neues Wohnhaus, wo während der Brautnacht außer den Neuvermählten nur ihre nächsten weiblichen Verwandten bleiben durften. Die Freunde aber, die den Zug begleitet hatten, verweilten noch kurze Zeit vor dem Hause, und trennten sich dann. Der Korb, in welchem die Braut gebracht worden war, blieb acht Tage lang auf dem Dache aufgestellt — Wir benützten diese Gelegenheit, um weitere Nachrichten über die bey Heiraten üblichen Förmlichkeiten einzuholen, und mit dem zu vergleichen, wovon wir bereits Augenzeugen gewesen waren. Nach dem funfzehnten Lebensjahre kann der Marokkaner heiraten, eben so das Mädchen. Selten aber schreitet ein Maure aus eigenem Willen zur Verehlichung, sondern wartet gewöhnlich ab, bis die Aeltern dieses Geschäft (denn einen höhern Namen verdient die Ehe nach hiesiger Landessitte wohl kaum) abschließen. Die eigentliche Einleitung trifft seine Mutter, welche gewöhnlich zuerst

*) Sogar Festkleider leiht manchmal der Gouverneur, außer dem Pferde, einem armen Bräutigam.

jene des Mädchens, auf welches die Wahl fällt, befragt, ob ihrem Sohne die Tochter zu Theil werden könne. Die Mutter der Gewählten holt die Einwilligung ihres Gatten ein; um die Zustimmung des Mädchens selbst wird nie gefragt. Die Mutter des Heiratslustigen oder von seinem Vater zum Heiraten Angewiesenen erkundigt sich nunmehr um das der Tochter bestimmte Heiratsgut, und erfährt dagegen von dem Vater des Mädchens, welche Widergabe er von dem Schwiegersohne verlange. Geld, Musselin und Kleider sind die gewöhnlichen Heiratsgüter. Wird das vom Schwiegersohne Angesprochene von diesem verweigert, so versucht man Unterhandlungen; zerschlagen sich diese, so geht auch die Heirat zurück. Im Gegenfalle verfügt sich der Vater des Bräutigams zu jenem der Braut, und läßt in dem Hause des Letztern von zwey Talben die Ehepacten zu Papier bringen, wobey zugleich der Hochzeittag bestimmt wird. Dieß geschieht immer an einem Freytage, und an diesem Tage schickt der Bräutigam seiner Vermählten ein Geschenk: Mehl, Butter, eine Kuh, ein Kalb u. dgl. Die übersendeten Lebensmittel werden bey einem durch drey Tage vor der Hochzeit dauernden Feste von den Weibern und Mägden im Hause der Braut verzehrt. Am Tage der Verabredung muß auch der Bräutigam der Braut wenigstens die Hälfte der Widergabe übersenden, welche gewöhnlich in Begleitung einer Musikbande gebracht wird. Zwischen diesem Tage und jenem der Hochzeit, den der Bräutigam seinem Schwiegervater vorschlägt, vergehen manchmal nur einige Tage, bisweilen aber auch ein Monat. Die Hochzeitgäste werden vom Bräutigam zwey, von der Braut drey Tage früher geladen, und während dieser Zeit schon in den Häusern der Verlobten mit Schmause bis zur Hochzeit bewirthet, die immer Abends Statt findet. Noch vor derselben, und zwar Nachmittags, begeben sich zwey Talbe in das Haus des Bräutigams, und nehmen ein Verzeichniß von allem auf, was die Braut sowohl an Heiratsgut, als auch an Ausstattung mitbringt; dieses Verzeichniß wird in doppelter Abschrift, und zwar für den Bräutigam und den Vater der Braut ausgefertigt. Dem Letztern werden auch die Ehepacten zugestellt. — Ein Jahr lang nach der Hochzeit darf die Neuvermählte nicht ausgehen, um jedem Argwohn einer Untreue um so gewisser vorzubeugen, als sie ihr Mann, wenn sie während dieser Zeit unfruchtbar bleibt, ohne weiters ihren Aeltern unter Herausgabe des empfangenen Heiratsgutes zurücksenden kann. Im entgegengesetzten Falle darf sie vor Ablauf des Jahres, kurze Zeit vor der Entbindung, ihre Mutter besuchen. Weniger Förmlichkeit erfordert die Verheiratung mit einer Witwe, denn sind die Ehepacten festgesetzt, so läßt ihr der Bräutigam den Tag sagen, an welchem sie in sein Haus ziehen soll. Hingegen finden bey der zweyten oder auch öfter wiederholten Verheiratung eines Mannes mit Mädchen dieselben Ceremonien wie bey der ersten Statt. Die Landbewohner so wie die Städter holen sich ihre Weiber aus einem beliebigen Orte; nur die Scheichs wählen ihre Gattinnen stets in ihrem eigenen Bezirke. Streitigkeiten in der Ehe werden gewöhnlich von den Aeltern beyder Theile geschlichtet. Der Gatte, welcher seine Frau im Ehebruche ertappt, kann den bey ihr Betretenen ungestraft tödten; die Frau jagt er mit einer Tracht Prügel aus dem Hause.

25. September. Endlich kamen die lange ersehnten Maulthiere an, welche der Sultan zu unserer Reise aus seinem Stalle gesendet hatte: zweyhundert schöne Thiere, geleitet von einem Neger, Namens Hadsch Embarik, und seinen dreyßig Gehülfen. Die Maulthiere, welche das Gepäck und die Geschenke tragen sollten, hatten Packsättel und Gurten;

jene, welche wir und unsere Leute besteigen würden, neue, landesübliche Sättel, und reinliche, meist gleichfalls neue Zäume. Hadsch Embarik, dessen nähere Bekanntschaft wir bald machen sollten, gegenwärtig Aufseher sämmtlicher Maulthiere des Sultans, war früher schon dessen Sclave, als er noch Prinz war; er besitzt im hohen Grade die Gunst seines Herrn, und nicht unwürdig. — Wir gingen auf das Feld hinaus, wo sich unsere künftigen Reisegefährten niedergelassen hatten. Die Führer waren in zwey Zelten gelagert; rings um dieselben war ein Seil im Kreise gespannt, an welchem die Maulthiere mit den Vorderfüßen angebunden standen.

26. September. Nichts gleicht der erfinderischen Habsucht der Marokkaner, und unter tausend Vorwänden wissen sie von den Consuln Geschenke zu erpressen. So z. B. wird die Antwort eines Ministers, welchem ein Consul ein Schreiben durch einen gewöhnlichen Fußboten zusendete, nicht durch denselben Boten zurückgeschickt, sondern hiezu, wenn der Inhalt des Briefes erfreulich ist, ein Offizier oder vornehmer Maure gewählt, der nicht mit einem geringen Geschenke abgefertigt werden kann. Täglich erhalten wir neue Belege zu dem wahrhaft merkwürdigen und scharf markirten Charakter dieses barbarischen Volkes. Wenn man den Druck der despotischen Regierung erwägt, unter welcher es schmachtet; die schwere Last tiefer Unwissenheit, des gesunkenen Erwerbfleißes, des beynahe zerstörten Handels; wenn man alle diese ungünstigen Verhältnisse betrachtet, welche die Bewohner dieses Landes hindern, von dem herrlichen Klima, der Ertragsfähigkeit des Bodens, und selbst von seinen eigenen natürlichen Anlagen irgend einen Vortheil zu ziehen; so wird das innigste Mitleid gegen das arme Volk aufgeregt. Schnell verschwindet jedoch dieses Gefühl, wenn der Beobachter bey jeder Berührung mit dem Marokkaner die deutlichsten Spuren eines beynahe allgemein und gleichförmig niedrigen Charakters entdeckt. Schöne Regungen sind seinem Gemüthe fremd; Neid, Mißtrauen, Lügenhaftigkeit wahrhafte Nationalfehler. Wilde Leidenschaften, welche Zank und Hader in die Familien und Unruhen in die bürgerliche Gesellschaft bringen, herrschen vor; der Marokkaner ist schlechter Vater, Gatte und Bürger; er kennt keine Freundschaft, als jene scheinbare, welche das Interesse knüpft, aber auch schnell löst. Die vorleuchtende Habsucht der Marokkaner, welche selbst dem Vater gebietet, dem Sohne seinen Reichthum zu verhehlen, erscheint um so niedriger, als sie in der steten Furcht, durch Höhere oder selbst durch den Sultan beraubt zu werden, ihr Vermögen nicht genießen können, und so nur einen todten Mammon besitzen. Fanatischer Haß gegen Christen bezeichnet das gemeine Volk, welches auch gewandte, wenn gleich muthlose Diebe in großer Anzahl hat, die besonders in finstern Nächten den Getreidevorräthen in den Duar nachstellen. Bey den wenigen Bedürfnissen des Eingebornen ist auch der Trieb zur Thätigkeit geringer; die Gewerbe werden mit mehr Bequemlichkeit und weniger Werkzeugen betrieben, als in Europa; der Ackerbau lohnt die weit geringere Mühe reichlich. Diese Gründe, verbunden mit dem gewöhnlichen Hange der Bewohner heißer Länder zur Unthätigkeit, erzeugen Trägheit, welche sich auf alle Stände ausdehnt. Der zum Taleb bestimmte Marokkaner z. B. hat einen ungemein langen Lehrcursus, und im schneidendsten Mißverhältnisse höchst einfache Studien zu machen; der Beamte hat bey den so beschränkten Verwaltungsformen sehr wenig zu thun. Selbst die Belustigungen, welche den Geist im geringsten anstrengen, sind verbannt. In den Seestädten hat sich das Kartenspiel eingeschlichen; selten

sieht man Schach- und Damenbreter; am meisten unterhält den müßigen Marokkaner eine Erzählung, Politisiren und stumpfes Dahinbrüten. Unter die wenigen körperlichen Vergnügungen gehören vorzugsweise das bereits beschriebene Pulverspiel, welches nicht nur der Krieger, sondern auch manch anderer Pferdebesitzer treibt, und bey dem Städter die oberflächliche Pflege eines Gärtchens, welche allein seinen trägen Wandel unterbricht.

Die Escorte. — Musterung. — Besuche. — Flüchtlinge aus Algier.

27. September. Der Gouverneur hat Befehl erhalten, uns durch eine Escorte von 300 Mann Cavallerie, vom Commandanten der Garnison, Kaid Ben Abu Abdulmelik, und fünf andern Offizieren befehligt, ins Hoflager begleiten zu lassen. Zudem war an jeden Pascha oder Gouverneur der Provinzen, durch welche wir reisen werden, der Auftrag ergangen, uns durch sein ganzes Gebiet bis zu den Gränzen des nächsten in Person zu begleiten: eine fürwahr seltene Gunst des Sultans. Da beym Ausmarsche der Truppen aus ihren gewöhnlichen Standquartieren immer Geldvertheilungen an Soldrückständen oder Geschenken Statt finden; so bewies er sich auch in dieser Beziehung ungemein großmüthig, und soll jedem Soldaten der Escorte vier Piaster angewiesen haben, während bey ähnlichen Anlässen nur zehn Unzen (1 fl. 24 kr. C. M.) pr. Mann bisher entfallen sind.

28. September. Heute hielt der Gouverneur mit dem Offiziercorps Musterung über die zu unserer Begleitung bestimmte Mannschaft. Er saß auf der Erde, und hielt einige Papiere in der Hand, während die Offiziere neben ihm auf die Knie gestützt schrieben. Die Mannschaft war beritten und vollständig bewaffnet. Jeder Mann ritt einzeln vor, begrüßte den Gouverneur mit einer Neigung des Kopfes und einem Spruche aus dem Koran, und sprengte, nachdem er seine Waffen vorgezeigt hatte, zur Truppe zurück. Wahrscheinlich wurden die Namen der Einzelnen in ein Verzeichniß eingetragen, und die Revue diente dazu, den Zustand der Pferde und Waffen zu überschauen, damit unsere Escorte in geziemender Haltung uns begleite, und vor dem Sultan erscheine.

29. September. Der Kaid del Emhala (Chef der Escorte) und Hadsch Embarik besuchten uns heute, um Rücksprache wegen der Vorbereitungen zur Reise zu treffen.

30. September. Aus Algier kommen zur See über Mahon viele Flüchtlinge an, welche vor den Franzosen entwichen. Ihrer Kleidung nach schienen es Leute von Stand, und wir hören, daß sie sich dem Sultan in der Absicht, um Schutz und Hülfe zu flehen, vorstellen wollen. Hier in Tanger werden ihnen von ihren Glaubensgenossen Wohnung und Unterhalt angewiesen Algiers Fall hat auf die Marokkaner einen überraschenden, tiefen Eindruck gemacht, und in dieser für die Menschheit wohlthätigen Furcht vor Frankreich dürften sie sich leicht näher an die übrigen Mächte Europas anschließen. Auch hat der Sultan gegen die Anerkennung Louis Philippe's nicht die entfernteste Einwendung erhoben, und den Befehl ertheilt, die dreyfarbige Flagge, sobald selbe auf dem Hause des französischen Consulats aufgezogen würde, zu salutiren: eine Verfügung, welche in anderen Zeiten nur durch zeitraubende Verhandlungen und reiche Geschenke erkauft worden wäre.

Vorbereitungen zur Reise nach Mequinez. — Eintheilung des Landes.

1. October. Unsere Abreise ist auf morgen festgesetzt, und wir beschäftigen uns thätig mit den wirklich beschwerlichen Vorbereitungen. Ein weiter, schwieriger Zug durch ein unbekanntes, unkultivirtes Land liegt vor uns, von manchen Gefahren bedroht. Eine ausführliche Schilderung der getroffenen Voranstalten dürfte um so mehr Anspruch finden, als selbe von den zu einer Reise in Europa erforderlichen so sehr verschieden sind. Die zum Transporte bestimmten Gegenstände waren die für den Sultan und für andere Marokkaner vorbereiteten Geschenke, dann jene Lebensmittel, welche wir im Innern des Landes zu finden nicht hoffen durften; die Feldbetten und andern Effecten des Missionspersonals, das Küchengeschirr und endlich die Zelte. Da unsere Marinesoldaten kaum je ein Zelt gesehen, viel weniger aufgeschlagen hatten, so ließen wir heute ein Probe- oder Exercierlager errichten. Es bestand, so wie während der Reise das wirkliche Lager, aus einem großen Zelte, in welchem wir speisen werden, zwey Offizierszelten mit Marquisen für die beyden Delegaten, neun Doppelzelten für die Offiziere, deren in jedem zwey schlafen, zehn einfachen conischen Soldatenzelten (jedes für 6—8 Mann), endlich einem Zelte für den Koch. Hiezu werden während der Reise noch die Zelte der uns begleitenden Herren Peter und Friedrich Schousboe, Söhne des königl. dänischen General-Consuls, und jene des uns gleichfalls begleitenden Talbs und Dolmetschs kommen, so daß unser Lager im Ganzen aus 27 Zelten bestehen wird. Die Mannschaft übte sich im Auf- und Abschlagen unserer luftigen Wohnungen; wir theilten unter sie die dabey nöthigen Verrichtungen, so wie auch die Anordnungen zum Packen der Zelte aus, wobey selbe einzeln in einen, die zu jedem gehörigen Pflöcke und Stricke in einen zweyten Sack, die Zeltstangen endlich in Bündel gebracht wurden. Hätten wir die uns nöthigen Zelte anschaffen oder auch nur miethen müssen, so hätte dieß eine bedeutende Auslage verursacht. Diese Kosten ersparte uns die zuvorkommende Gefälligkeit des Gouverneurs von Gibraltar, der uns aus den Magazinen der Garnison mit allem Nöthigen versehen ließ, bloß unter der Bedingung, daß wir nach der Zurückkunft aus Mequinez und einer vorhergegangenen Untersuchung die stattgefundene Abnützung zu ersetzen hätten. Der Zimmermann, der uns begleitet, führt außer seinem Handwerksgeräthe noch einen Vorrath von Nägeln und Stricken mit sich, um das etwa verlorne oder zerbrochene Holzwerk der Zelte zu ersetzen, und um die mit den Geschenken und unsern Effecten gefüllten Kisten zu öffnen und wieder zu schließen. Von Lebensmitteln wird ein ansehnlicher Vorrath Schinken, Salami, Oel, Essig, Thee, Kaffee, Zucker, Wein für das Offizierkorps und die Mannschaft, Suppentafeln, Rhum, Branntwein, eingemachte Früchte u. s. f. eingepackt. Die Casse wird einem Cadetten anvertraut; ein Offizier soll das Aufschlagen und Abbrechen des Lagers leiten. Unser Arzt hat sich mit den unentbehrlichsten Heilmitteln und chirurgischen Instrumenten versehen. Die mitzunehmenden Effecten hatten wir sorgfältig gewählt, und nur jene dazu bestimmt, die von guter Qualität und möglichst kleinem Umfange waren; jeder von uns packte sein Reisegeräth sammt dem Bette in einen großen ledernen Bettsack, und somit wurde die verwirrende Menge von Gepäckstücken vermieden. — Unsere Bettgestelle und Feldstühle waren in der Mitte zum Zusammenschlagen eingerichtet; die Speisetische zerlegbar; für jedes

Offizierszelt war eine Lampe bestimmt; auch mit Glasglocken, um das Licht in den offenen Zelten brennend zu erhalten, hatten wir uns versehen. Da man auf dem Wege nur schlammiges, ungesundes Wasser findet, und durch Hitze und Durst zum häufigen Genusse des Obstes gereizt wird; so hatte sich jeder mit einer Feldflasche voll Branntwein versorgt. Gute Teppiche sollen uns gegen die auf dem feuchten Boden oft empfindliche Kälte, und Musselinvorhänge gegen Mücken und Fliegen schützen. Der Koch war mit dem nöthigen Küchengeräthe versehen. Wir haben zwölf inländische Lastträger (Hammal) aufgenommen, die unsern Leuten beym Auf- und Abschlagen der Zelte helfen, Wasser holen, Holz herbeyschaffen, und ähnliche Verrichtungen leisten sollen. Ein Cadett wird die vom Lande gelieferten Lebensmittel übernehmen, und mit Zuziehung des Koches für die Tafel der Offiziere und die Küche der Mannschaft vertheilen. — Nach diesen Vorbereitungen *) sahen wir der nahen Stunde des Aufbruchs mit dem Drange der wechselnden Gefühle entgegen, welchen unser langes Harren in Tanger, die Wichtigkeit unserer Bestimmung, die Erwartung der auf der Reise drohenden Beschwerden und Gefahren, die Hoffnung endlich auf den interessanten Eintritt in das Innere des wenig gekannten Landes in unserer Brust nothwendig erzeugen mußten. — Unter allen Hülfsmitteln zur Reise fehlten uns, als der empfindlichste Abgang, gute Karten, verläßliche Beschreibungen des Landes. Die Resultate unserer eigenen Erkundigungen über die geographische und politische Eintheilung von Marokko sind folgende. Das Land besteht aus den Königreichen Fez und Marokko, deren ersteres in folgende 6 Provinzen eingetheilt wird:

1) Temsna (auch Schauwija), mit den Städten Fez (فس, Fahs), Mequinez (مكناس, Meknas), welches 80 Meilen nördlich von Marokko und 20 Meilen westlich von Salé liegt; dann Fedala (فداله).

2) Beni Haschem, mit den Städten Rabat (رباط, Rbat) und Salé (سلا, Sla), welche nur durch den zwischen ihnen liegenden Fluß Buragrag getrennt sind; und dem Castelle Mamora (مهديه Mehedia), am Einflusse des Sbu (سبو) in das Meer.

3) Garb (غرب), wo die Städte Alcaßar (قصار, Ksar) am Lucos (القوس) und drey Meilen davon entfernt Larasch (العريش el Araisch) liegen.

4) Habat, auch Garbia (غربيه), mit den Städten Tanger (طنجيه, Taudshia) und Azila (آزيله, Azaila), letztere 5 Meilen von Tanger und 12 Meilen von Larasch.

5) Rif ريف), wo die Städte Tetuan (طتوان, Tetauen),

*) Im Anhange folgen allgemeine Andeutungen für Reisende in Marokko, welche wir zum Wohle und zur Bequemlichkeit einer künftigen Mission in das Innere des Landes auf dem Wege der Selbsterfahrung gesammelt haben.

7 Meilen von Tanger und 5 von Ceuta entfernt, dann Anshara (آنجرا) zu bemerken sind; endlich

6) Garet (غارت), welche Provinz die den Spaniern gehörende Festung Melila umschließt.

Das Königreich Marokko zerfällt in folgende 8 Provinzen:

1) Sus (سوس), mit den Städten Tarudant (طرودانت) und Santa-Cruz (اغادير, Agadir), welch letztere 35 Meilen südlich von Mogodor liegt.

2) Haha (حاحا), deren Hauptstadt Suira (سويرا) von den Europäern Mogodor genannt wird.

3) Erhamna (ارحمنا), mit der Stadt Marokko (مراكش Marakesch).

4) Abda (عبدا), mit der Stadt Asfi (اصفى), von den Europäern Safy genannt.

5) Ducala (دوقالة), mit der Stadt Mazagan, vier Meilen südlich von Azamor.

6) Tadla, in welcher Teza (تزا, Tasa) liegt.

7) Zerara (زرارة), deren Hauptstadt das am Flusse Ummurebbia erbaute Azamor (آزامور) ist.

8) Schiadma, mit der Stadt Darbeida (داربيدا, Darulbeida).

Zu den Provinzen Marokko's wird noch Tafilet (طفيلت, Tafilalt) mit einer gleichnamigen Stadt, und das Königreich Drah (درا) angeblich ohne Städte gezählt, über welche beyde Länder der Sultan eine schwankende Herrschaft ausübt. Seine Macht ist dort, so wie in der Provinz Sus, sehr unsicher durch häufige Empörungen, welche man theils wegen der Entfernung dieser Provinzen vom Mittelpuncte des Reiches, theils wegen der Tapferkeit ihrer Bewohner nicht offen zu bekämpfen wagt, sondern die Rebellen durch Ueberredung und sanfte Mittel, besonders die Stimme einiger beliebten Santons, zum Gehorsam zurückzuführen vorzieht. — Im Allgemeinen werden als Gränzen des marokkanischen Reiches angenommen: nördlich die Meerenge von Gibraltar und das mittelländische Meer, östlich die algierische Provinz Tremesen, von der es durch den Fluß Mulria getrennt ist; südlich der Landstrich Bilad-Nun; westlich das atlantische Meer. In politischer Beziehung macht jede Provinz ein oder mehrere Gouvernements aus, an deren Spitze ein Gouverneur (Kaid el bled) oder Pascha steht. Jedes Gouvernement zerfällt in Bezirke (Kabila), deren Vorsteher Scheich heißen. Die Gouverneure werden vom Sultan ernannt, und legen ihm Rechenschaft. Die Scheiche ernennt ebenfalls der Sultan, und zwar direct, oder auf Vorschlag des Gouverneurs; diese Würde wird oft in einer Familie fortgeerbt; von der Verwaltung der Bezirke nimmt der Sultan

gewöhnlich keine Kenntniß. Die Zahl der einem Gouverneur untergeordneten Bezirke, und folglich auch die Größe und Bevölkerung der einzelnen Gouvernements ist sehr ungleich und veränderlich. Bald wird ein Bezirk von einem Gouvernement getrennt, und zu einem andern geschlagen; bald werden die Einwohner eines Bezirkes in einen andern versetzt. Auf diese Weise ist die Unzuverläßigkeit und Unstätigkeit einer politischen Eintheilung Marokko's erklärlich. Nicht alle Gouvernements haben Städte, daher manche Gouverneure unter Zelten wohnen. Der Duar, in welchem der Scheich des Bezirkes sich aufhält, kann als dessen Hauptort angesehen werden. Künstliche Gränzbezeichnungen zwischen den Provinzen, Gouvernements und Bezirken (durch Pfeiler, Marksteine u. dgl.) findet man in Marokko nicht; meistens bilden Gebirgszüge, Flüsse oder Bäche die schwankenden, oft veränderten Gränzscheiden. — Uebrigens dürfte die Bemerkung hier nicht überflüssig seyn, daß bey der Schwierigkeit, über das Innere des Landes und seine statistischen Verhältnisse von den Eingebornen etwas zu erfahren, und bey dem consequent befolgten Grundsatze, unsere Notizen nicht auf Autorität früherer Werke zu gründen, die angegebenen geographischen Bestimmungen weder apodictisch sicher, noch vollständig seyn können.

Aufbruch von Tanger. — Personale der Reisegesellschaft. — Die erste Tagreise. — Das Lager. — Geschenkvertheilung.

2. October. Seit fünf Uhr früh wurden die Maulthiere gepackt. Hadsch Embarik bemächtigte sich der Kisten und der Aufladung derselben, stieß unsere Leute weg, und ließ alles durch seine Gehülfen besorgen. Die geladenen Maulthiere wurden einzeln nach dem allgemeinen Sammelplatze vor dem Stadtthore gebracht. Da wir besorgten, daß uns das anhaltende Reiten auf den breiten marokkanischen Sätteln zu beschwerlich fallen würde, hatten wir beym Gouverneur um acht Reitpferde gegen Bezahlung eines Miethpreises nachgesucht, die wir mit englischen Sätteln und Zäumen versahen. Nach einem bey Herrn Schousboe eingenommenen glänzenden Frühstücke brachen wir um zwölf Uhr Mittags bey herrlichem Wetter auf. Eine Stunde verging noch, ehe wir uns alle auf dem Sammelplatze einfinden konnten. Dort erwarteten uns der Gouverneur, einen stattlichen Braunen reitend, und in einen schönen, feinen Haik gehüllt, Ben Abul Abdulmelik, und die Escorte; endlich kam auch der Mauthdirector Sidy Bias, der zwar keinen Auftrag hatte uns zu begleiten, den aber seine eigenen Geschäfte ins Hoflager riefen, und der sich somit an unsern Zug dahin anschloß. Die Escorte war in einer Reihe aufgestellt, während einzelne Reiter aus derselben ihr gewöhnliches Rennen versuchten. Auch die Herren Consuln hatten sich in Uniform eingefunden, um uns eine Strecke zu begleiten, und somit wurde unser Auszug aus Tanger wahrhaft glänzend und imposant. Als alles zum Aufbruche bereit war, gab der Gouverneur das Zeichen, und der Zug setzte sich in folgender Ordnung in Bewegung. Voraus eine Abtheilung Reiterey, dann der Gouverneur, neben dessen Pferde zwey Stalldiener schritten, und der Mauthdirector; hinter ihnen fünf Fahnenträger mit weißen, rothen, grünen, blauen und orangegelben Standarten. Eine zweyte, stärkere Reiterabtheilung kam nach den Fahnen, dann wir mit unsern Leuten, endlich der Rest der Escorte. Kaid Abdulmelik, beschäftigt, den Zug in Ordnung zu halten, sprengte bald denselben entlang hin und wieder, bald schloß er sich an uns oder den Gouverneur an.

Die k. k. Mission, welche an den Hof des Sultans abging, bestand aus folgenden Personen:

Franz Bandiera, k. k. Corvetten-Capitän, } Delegaten Sr. k. k. Majestät.
Wilhelm von Pflügl, k. k. Legationsrath, }
Ignaz von Liehmann, stellvertretender Legationssecretär.
Anton Basilisco, } k. k. Schiffsfähnriche.
Julius Schmidt, }
Johann Crzegovics, Unterlieutenant in der k. k. Marine-Infanterie.
Franz Rossi, Oberchirurg in der Marine-Division.
Florian Zurovsky, }
Joseph Rubelli, } k. k. Marine-Cadetten.
Ferdinand Campana, }
Sechs Musiker, zwey Corporale, ein Gefreyter, ein Tambour und vierzehn Gemeine der k. k. Marine-Infanterie; sechzehn Matrosen, ein Koch und ein Zimmermann.

An diese vom allerhöchsten Hofe bestimmten Glieder der Mission hatten sich freywillig und auf eigene Kosten, aber mit Zustimmung Sr. k. k. Majestät, als Gesandtschaftscavaliere angeschlossen:

Joseph Fürst von Lobkowitz, Rittmeister im Husarenregimente Kaiser Franz.
Victor Graf von Zichy-Ferrari, Oberlieutenant im Cheveauxlegers-Regimente Prinz Hohenzollern.
Franz Graf von Montecuccoli, Oberlieutenant im Kürassierregimente Großfürst Constantin.
Ferdinand Freyherr von Augustin, Grenadier-Oberlieutenant vom Regimente Erzherzog Ludwig.
Carl Freyherr von Hacke, Oberlieutenant im Husarenregimente König von Würtemberg.
Gustav Graf von Neipperg, Unterlieutenant im Geniecorps.

Endlich hatten sich auch der Fürst Johann Soresina Vidoni, k. k. Kämmerer, Brigadier der mailändischen Nobelgarde, den wir zufällig auf seiner Reise in Andalusien zu Cadix getroffen hatten, an die Mission geschlossen. Der Caplan unserer Marine-Division war gleichfalls bestimmt, uns zu begleiten, mußte aber wegen Kränklichkeit zurückbleiben. Noch gehörten zur Mission der Dolmetsch des königlich dänischen Consulats, Serulla, welcher uns in gleicher Eigenschaft diente; Ben Jahia, ein Taleb, den wir von Tanger mitnahmen, um die arabischen Briefe, welche wir erhalten könnten, übersetzen und beantworten zu lassen. Der Antrag der Herren Peter und Friedrich Schousboe, die Reise mit uns zu machen, war uns um so angenehmer, als sie, der marokkanischen Sprache kundig, bereits schon im Innern des Landes gewesen waren. Im Ganzen bestand daher die Mission aus 65 Europäern, mit Inbegriff der Dienerschaft, und 15 Marokkanern, worunter die oben erwähnten Lastträger. — Da das Land nur ausgetretene Fußpfade, aber gar keine eigentlichen Straßen hat, so ritten wir über Felder und Weidegrund. Wir kamen nur langsam vorwärts, denn die Hitze war drückend, und überdieß wurde auf Befehl des Gouverneurs bisweilen Halt gemacht, um uns das bereits wiederholt genossene Schauspiel des Pulverrennens noch öfter zu gewähren. Hie und da fanden wir bewaffnetes Landvolk in einer Reihe aufgestellt, welches uns mit einem heftigen, unregelmäßigen Gewehrfeuer begrüßte, während die in der Mitte der Linie befindliche

Musikbande (aus einigen Trommeln und Oboen zusammengesetzt) spielte. Der Anführer eines solchen Haufens trat oder ritt bey unserer Annäherung vor, und begrüßte den Gouverneur, indem er dessen Hand oder Kleid küßte. Die Gegend war ohne Interesse, flachhügelig, wenig bebaut, ohne Wald und Schatten. Wir kamen an zwey schlechten Dörfern, Metlak el diab und Baharain, vorüber; unser Nachtlager war die Ebene von Aintalia, welche auch die Fläche des Sidy el Garbi, nach dem Namen eines hier begrabenen Heiligen heißt, dessen Grab (einen Haufen roth übertünchter Steine) man noch erhalten findet. Wir mochten drey Meilen von Tanger entfernt seyn. Die Nachtlager von großen Caravanen, wie die unsrige, werden immer in der Nähe von Flüssen oder Bächen aufgeschlagen. Als wir dem unsrigen näher kamen, wehte uns die österreichische Flagge freundlich entgegen: ein wahrhaft wohlthuender, mit den Umgebungen erhebend contrastirender Anblick! Unsere mit dem größten Theile der Zelte vorausgegangene Mannschaft und Escorte hatte nämlich die meisten derselben bereits aufgeschlagen, und die Flagge gepflanzt, welche auf unserer Reise stets als Mittelpunkt der sie umschließenden Zelte dient. Die Gestalt unsers Lagers war von heute an gleichförmig folgende. In der Mitte standen die zwey Zelte der Delegaten neben der Flagge; ihnen gegenüber das große Speisezelt; in einem Kreise ringsum die Offizierszelte, in einem zweyten, den ersten umgürtend, jene der Mannschaft. Neben unserm Lager schlugen der uns begleitende Pascha, der Escorte-Commandant und der Mauthdirector ihre Zelte auf; vor jenen der zwey ersteren wurden die Standarten der Cavallerie in die Erde gepflanzt. Um sämmtliche Zelte wurde in einem Kreise die Escorte aufgestellt, die unter freyem Himmel blieb, und ihre Pferde an den Vorderfüßen anpflöckte. Beym Untergang der Sonne versammelten sich die marokkanischen Offiziere vor dem Zelte des Commandanten; ein Talb verrichtete gegen Osten gewendet das Gebet, welches die Offiziere, auf den Knieen liegend, bald mit Worten, bald schweigend, mit Verbeugungen begleiteten. Später fand eine Art Wachparade Statt. Aus seinem Zelte tretend begrüßte der Commandant die Soldaten mit den Worten: »Gott helfe Euch!« worauf sie erwiederten: »Gott segne Euer Leben!« Hierauf vertheilte er die Wache, denn die ganze Nacht hindurch ritten Cavalleriepikete um das Lager, der räuberischen Landleute wegen, die sich gerne heranschleichen, um zu stehlen. — Schon heute, wie auch später fast immer, schlossen sich die unsers Durchzugs wegen aus der Umgegend herbeygekommenen und bewaffnet am Wege aufgestellten Landleute an die Caravane an, und begleiteten uns zum Lagerplatz. — Der Gewohnheit gemäß schickten wir im ersten Nachtlager unsern marokkanischen Begleitern durch den Dolmetsch folgende Geschenke unter dem Titel einer Reiseprovision: dem Mauthdirector 20 Piaster, 3 Zuckerhüte und 3 Büchsen Thee; dem Escortecommandanten eben so viel; jedem seiner Offiziere 2 Zuckerhüte und 2 Theebüchsen; das gleiche Quantum dem Hadsch Embarik; dem Talb endlich einen Hut Zucker und eine Büchse Thee; jedes dieser Geschenke in ein seidenes Tuch gewickelt.

Die zweyte Tagreise. — Hadsch Embarik's Thätigkeit. — Das Landvolk aus der Umgegend von Azila.

3. October. Um acht Uhr früh brachen wir auf, nachdem wir das Frühstück eingenommen hatten, welches der Beschwerden des Marsches wegen ausgiebig seyn muß. Mit der Zubereitung desselben gehen gewöhnlich, das Aus- und Einpacken des Geschirres mitgerechnet, ein

Paar Stunden verloren. Das Hauptcorps der Mission kann, um die Escorte nicht durch zu große Vertheilung zu schwächen, nicht eher aufbrechen, als bis alles in Marschordnung, und das Speisezelt abgebrochen und gepackt ist. Ehe sich die Escorte in Bewegung setzt, stellt sie sich in einer Reihe auf; wir zählten sie heute bey dieser Gelegenheit, und fanden statt der verheißenen 300 Mann, in allem nur 190, wie denn dem Marokkaner beynahe unmöglich ist, nicht bey jedem Anlasse zu betrügen oder zu übertreiben. Die Escorte reitet dann vor das Zelt des Commandanten, empfängt seinen Morgengruß, erwiedert ihn mit Worten und Verbeugungen, jedermann steigt zu Pferd, und der Marsch beginnt. Heute hatten wir wieder Gelegenheit, die Thätigkeit Hadsch Embarik's zu bemerken. Er war der Erste auf den Beinen, ordnete alles an, verschmähte keine Arbeit, und griff überall mit eigener Hand wacker zu. Dabey sahen wir ihn stets fröhlich, nie aber besserer Laune, als wenn er einen seiner Leute oder einen Landmann derb durchgeprügelt hatte. Damit begann gewöhnlich sein Tagewerk, und er führte einen tüchtigen Stock als Commandostab stets im nervigen Arm. Alles gehorchte ihm; selbst die Gouverneure, der Gunst eingedenk, in welcher er beym Sultan steht, beriethen sich mit ihm, und fügten sich in seine Anordnungen. Unsere Leute wenden sich stets an ihn: dem einen verschafft er ein gutes Maulthier, dem andern hilft er sein Gepäck zu laden, den dritten hebt er auf sein unruhiges Pferd. — Wie gestern schien auch heute die Gegend fruchtbar, aber unbebaut. Rechts ließen wir auf einer Anhöhe das Dorf Aintalia zurück, und ritten dann durch den gleichnamigen Fluß oder vielmehr Bach. Wie alle Gewässer in Marokko, hat er ein schmutziges Bett, und war fast ausgetrocknet. Eine Meile davon setzten wir über das etwas bedeutendere Flüßchen Mehaher; eine halbe Meile weiter zogen wir an dem Grabe eines Heiligen vorüber, und dann über den Berg Daraklan. Zum ersten Male seit Tanger sahen wir wieder felsigen Grund, und der Anblick der auf dem Berge, wenn gleich nur sparsam und verkrüppelt wachsenden Eichen erfreute uns, da er schon lange zur Seltenheit geworden war. Von der Höhe sahen wir das nahe Meer, in welches sich hier der Mehaher ergießt. In die Fläche hinabreitend, gewahrten wir einen Scheich, der uns an der Spitze von ungefähr 500 Mann bewaffneten Landvolkes zu Fuß und 70 Berittenen erwartete. Der Gouverneur ließ Halt machen, worauf uns die Bauern mit drey Salven und einem durchdringenden Geschrey begrüßten, und die gewöhnlichen Reiterübungen und kriegerischen Tänze begannen. Der Escorte-Commandant rieth uns, diesem Gesindel nicht in die Nähe zu treten, denn es war aus der Umgegend der Stadt Azila, welche unsere Kriegsschiffe im August des vorigen Jahres mit Erfolg beschossen hatten. Es war daher nicht unwahrscheinlich, daß diese Horde, unter welcher vielleicht mancher einen Verwandten verloren, oder Schaden an seiner Habe erlitten hatte, die günstige Gelegenheit ergreifen würde, sich durch einige Schüsse auf uns zu rächen. Doch fiel nichts Besorgliches vor, und wir setzten nach dieser Unterbrechung unsern Marsch ruhig fort, ritten durch das Flüßchen Misral el heschef, und erreichten um 3 Uhr Nachmittag die Anhöhe Ail Esha, auf welcher unsere Zelte aufgeschlagen waren. Links gegen Osten hatten wir ein freundliches Thal und die Ansicht der Gebirge Uasan (وازان) und Tshibel habib (جبل حبيب). Wir dürften heute im Ganzen 4½ Meilen zurückgelegt haben, und von Tanger 7½, von Azila 4½ Meilen entfernt seyn.

Der Pascha von Larasch. — Feyer des Namensfestes Seiner Majestät des Kaisers.

4. October. Eine Viertelstunde früher als gestern begann heute unser Marsch; die Gegend war sandig und unfruchtbar; stellenweise nahten wir uns dem Meere. Eine Meile vom gestrigen Lagerplatze erblickten wir seitwärts von unserm Wege das Dorf Amar, auf dem Abhange eines Hügels, von Getreidefeldern umgeben. Bald darauf ritten wir durch das Flüßchen Ayascha, und kamen über die Ebene Fahs el rehem, wo viele Myrten wachsen. Der ganze Landstrich, den wir bisher durchwandert hatten, steht unter den Befehlen des Gouverneurs von Tanger; aber in der genannten Ebene trafen wir den Pascha von Larasch, Mohammed Ben Laguad, der uns mit 200 Mann Cavallerie, 100 Mann Infanterie und 600 Bauern entgegen gekommen war, um uns an der Gränze seines Gebietes, zwischen den Dörfern Emsora und Fahs el rehem, zu empfangen. Der Gouverneur von Tanger nahm Abschied von uns, übergab uns unter vielen Höflichkeitsbezeugungen dem Pascha, und ritt mit seinem Gefolge zurück. Mohammed Ben Laguad eröffnete uns, daß er vom Sultan den Befehl erhalten habe, uns auf das Glänzendste, und als die Repräsentanten des besten und mächtigsten Freundes Sr. Hoheit zu empfangen und zu verehren. Er befiehlt über die Stadt Larasch und die Bezirke Tlig (طليغ), Cholud (خلود) und Sahel (ساحل), auch die Stadt Alcassar steht unter ihm. Der ganze Landstrich gehört zur Provinz Garb; zwey Meilen hinter Alcassar fängt die Provinz Beni Haschem an. Unter Sidy Mohammeds Leitung setzten wir den Weg über die Ebene el Dlata de Raizana (der Dienstag von Raizana) fort, die ihren Namen, wie manche Gegend in Marokko, von dem Tage der Woche hat, an welchem dort Markt gehalten wird. Um drey Uhr langten wir im Lager an, begleitet von dem Gefolge des Pascha und den Landleuten, welche auf den Anhöhen längs des Weges aufgestellt, uns mit Gewehrsalven begrüßt hatten, und immer nach einigen Dechargen, unter kriegerischen Spielen, Geschrey und einzelnen Flintenschüssen der Caravane nachstürzten, bis sie an der Gränze des Lagerplatzes von der Escorte, die sich dort enger an uns anschloß, mit Schlägen zurückgetrieben wurden. Unter der von Sidy Mohammed geführten Cavallerie bemerkten wir einige schöne Pferde. — Ein wahrhaft ergreifendes Fest schloß den heutigen Tag: die Feyer des Namensfestes Seiner Majestät, unsers allverehrten, geliebten Kaisers. Während des Abendmahles ertönte, von unserer Musikbande gespielt, und innige Gefühle in der Brust jedes Oesterreichers aufregend, das gute alte Lied: »Gott erhalte Franz den Kaiser.« Wie in unsern Herzen, so hallte es auch von unsern Lippen wieder, und lösete sich endlich in ein donnerndes Lebehoch! Der Abend verging schnell unter herzlichen, bewegten Gesprächen, zu welchen der denkwürdige Tag, die fremdartige Umgebung, der interessante Gegensatz unserer Stimmung zur Oertlichkeit reichlichen Stoff boten. Durch Länder und Meere vom Vaterlande getrennt, von einer Horde Barbaren umgeben, die mit dem Gedanken an ihren Herrscher nur Furcht zu verbinden gewohnt, kindliche Unterthanenliebe kaum zu ahnen vermögen, von Beschwerden und Gefahren umringt, feyerte hier, — in einem nur selten von Europäern betretenen Winkel Nordafrikas, — ein Häuflein treuer Oesterreicher das schönste Fest mit so warmen Gefühlen der unverbrüchlichsten Ergebenheit, als es nur immer in Oester-

reichs Hauptstadt, in der unmittelbaren Nähe des geliebtesten aller Fürsten, gefeyert werden konnte.

Die Schlacht von Emhassen. — Reisebeschwerden. — Lebensweise in den Lagerplätzen.

6. October. Der frühe Morgen fand unser Lager in Bewegung. Die Hitze war drückend: schon um 6 Uhr früh hatten wir 16°, um 5 Uhr Abends im Schatten 27°, um 9 Uhr noch 19°. Vor dem Aufbruche machten wir dem Pascha unsern Besuch; seine Zelte waren in einiger Entfernung von den unsrigen aufgeschlagen. Kaid Abdulmelik begleitete uns dahin, und ließ uns durch einen Hausoffizier melden. Zwey Reihen Soldaten waren vor des Pascha Zelte aufgestellt; zwischen ihnen standen zwey reichgezäumte Leibpferde. Sidy Mohammed ist ein stattlicher Mulatte von ungefähr 40 Jahren, mit feurigen Augen, sprechenden Zügen und edlem Anstande. Er gehört zu den Vornehmsten des Reiches, und ist ein Liebling des Sultans, der ihm einen seiner Söhne nach Larasch zur Erziehung geschickt hat. Die Spanier nennen ihn rühmend einen Verdadero Caballero. Beym Empfange unseres Besuchs saß er in dem geräumigen, zierlichen Zelte auf einer mit Bettlaken überdeckten Matratze. Unser Dolmetsch legte beym Eintritte gleichsam verstohlen die Geschenke zu seinen Füßen, die wir mitgebracht hatten, und die in einem Abschnitte feinen Scharlachtuches, einem Abschnitte blauen Tuches, vier Ellen gemeinen weißen Tuches zu einem Sulham, einem Stücke feinen und zwey Stücken ordinären Musselin, zwey Hüten Zucker, jeder zu 8 Pfund, dann zwey Büchsen Thee zu $^1/_2$ Pf. bestanden, und in seidene Tücher gewickelt waren. Sidy Mohammed schien sie nicht zu bemerken; unsere dankbaren Complimente über den Empfang an der Gränze seines Gebietes lehnte er mit der uns schon bekannten Redensart, »daß er nur des Sultans Befehle erfülle,« ab, und ließ uns durch einen seiner Offiziere, die auf Teppichen um ihn saßen, Thee und Milch in ziemlich wohl erhaltenem Porzellangeschirre reichen. Als Sitze dienten uns des Pascha Reisekoffer mit darüber geworfenen Teppichen. Später trug man in einem hölzernen tiefen Tamburin eine irdene Schüssel voll trefflicher Nudeln auf. Da keine Löffel oder Gabeln zum Vorschein kamen, fügten wir uns in die Landessitte, und griffen mit den Fingern nach der schmackhaften Speise. Bald darauf, ungefähr um 8 Uhr, bey drückender Hitze brachen wir auf; der Pascha stellte sich in stolzer Haltung an die Spitze der Caravane. Voraus schritt seine Musikbande, dann kamen einige Fahnenträger, diesen folgte eine Abtheilung Cavallerie, zwey gesattelte Reitpferde, mehrere paarweise einherschreitende Diener des Pascha, dann er selbst auf einem stattlichen Schimmel, und, durch einen Zwischenraum, vom Vor- und Nachtrabe geschieden; hinter ihm einige Offiziere; zum Schlusse eine zweyte Reiterabtheilung. Wir folgten dem Zuge mit unserer Escorte in gewöhnlicher Ordnung. Die Gegend ist flachhügelig, fruchtbar, hin und wieder mit Gesträuchen besetzt. In einiger Entfernung sahen wir Heiligengräber. In einer halben Stunde erreichten wir den Wald von Raizana, dessen Eichen einen sehr angenehmen, obwohl nur spärlichen Schatten gewährten. Bald darauf kam uns ein Trupp Weiber aus den nahen Dörfern entgegen: braungelbe Gestalten, das Gesicht von Armuth und Elend gefurcht. Sie näherten sich unter kreischendem Geschrey mit einer weißen Fahne, und boten dem Escorte-Commandanten eine Schale Milch. Er berührte sie mit den Fingern, und schenkte den Weibern für ihre, als Bewillkommung der Reisenden gewöhnliche Auf-

merksamkeit ein Silberstück. Eine Meile später setzten wir über das Flüßchen el Meit, wörtlich Fluß der Todten, und gelangten in die Ebene (Lota) Emhassen. Wir standen auf einem classischen Boden, wo Anklänge aus einer romantischen Zeit, für welche unsere Mitwelt den Maßstab künstlich wieder erfinden muß, auch das kälteste Gemüth ergreifen. An dieser Stelle, zwischen den Gewässern des Uad el Meit und den weiter östlich strömenden Uad Emhassee, ist das Schlachtfeld, wo König Sebastian von Portugal im Jahre 1578 verschwand. Es war am 3. August jenes Jahres, als an dieser Stelle der drey und zwanzigjährige König, der mit tausend Segeln in Azila gelandet hatte, ein Heer von 15,000 Christen (worunter 3000 Deutsche) der Uebermacht von 100,000 Mauren entgegenführte, trotz dem flehenden Bitten seiner Treuen, die Schlacht am hellen Mittag (des Abends im Nothfall schützendes Dunkel verschmähend) begann, und den sandigen Boden mit dem Blute seiner Tapfern düngte, von denen keiner das Vaterland wieder sah. Noch ist das Loos zweifelhaft, das in jener Schlacht den König Sebastian traf; noch ist es ungewiß, ob ihn, wie beyde Führer des maurischen Heeres, der Tod auf dem Kampfplatze erreichte; aber immerhin hat bey diesem Unternehmen Portugal seinen Staatsschatz eingebüßt, seinen König und seine Unabhängigkeit verloren: ohne Thronerben erlag es der spanischen Macht, und so erwarb Philipp II Portugals Thron auf der Ebene von Emhassen. Ueber den gleichnamigen Fluß führte einst eine steinerne Brücke, deren Reste noch vorhanden sind. Unfern von dem Schlachtfelde, auf welches wir oft zurückblickten, ritten wir durch den Bach Uaharur. In einiger Entfernung erwartete uns ein Haufe Landvolkes, um uns mit den üblichen Salven zu begrüßen. Wir bemerkten unter ihnen mehrere österreichische Infanteriegewehre, welche seit der Landung bey Larasch (am 3. Juny 1829) in den Händen der Marokkaner geblieben waren. Wenn schon alle Landleute, die uns während der Reise mit ihren Salven begrüßten, sehr unvorsichtig, ja bisweilen sogar scharf feuerten, und wir manche Kugel über unsern Köpfen pfeifen hörten, so bemerkten wir doch heute, daß die Schüsse auffallend gegen uns gerichtet waren. Wahrscheinlich kamen sie von Leuten, welche bey jener Landung Verluste erlitten hatten, und nun ihre rachgierige Erbitterung nicht zu bergen vermochten. Auch der Escorte-Commandant vermehrte seine Sorgfalt, und umwickelte uns dichter und geschlossener mit seiner Cavallerie. Doch war uns dieser Schutz, wenn gleich nothwendig, höchst lästig; denn nur langsam konnten wir im Gedränge der Reiter vorwärts kommen; die brennende Sonnenhitze, die dichten Staubwolken, welche unter den Hufen so vieler Pferde emporwirbelten, drohten uns zu ersticken. Dazu kam noch Mangel an Trinkwasser, denn das wenige, welches uns gebracht wurde, war aus schlammigen Bächen geschöpft, in stinkenden Schläuchen herbeygeschafft: ein ekelhaftes, trübes und laues Getränk. Auch unser Branntwein war durch das Schütteln in den Feldflaschen und durch die Tageshitze warm geworden, und einige Weintrauben, deren wir jedoch aus Gesundheitsrücksichten nur wenige genießen durften, waren unsere einzige Labung. Der Hauptgrund der Beschwerlichkeit unserer Reise war die zur Feyer unsers Durchzuges erlassene Anordnung, daß auf der ganzen Strecke von Tanger bis Mequinez das Landvolk mit Flinten bewaffnet uns erwarten, und sich in der Richtung unsers Weges aufstellen sollte: ein Befehl, der wahrscheinlich auch dem Wunsche des Sultans entsprach, der Mission übertriebene Begriffe von der Bevölkerung und den Streitkräften des Landes zu geben, der

aber diesen Zweck nicht erreichte, denn wir fanden diese Haufen an und für sich schwach, und wußten, daß sie aus großen Entfernungen zusammen getrieben waren. Diese Horden schlossen sich, wie bereits erwähnt, unserm Zuge an, und so wuchs auch dieser heute wie eine Lawine. Ein Theil der Einwohner von Alcassar kam uns gleichfalls entgegen; selbst die Juden sendeten eine Deputation mit vier Fähnchen. Unsere Caravane vermochte sich zwischen der ungeregelten, wogenden Masse nur langsam vorwärts zu bewegen; zudem wurde sie öfters durch das Wettrennen und die kriegerischen Tänze der Landleute und der Bedeckungsmannschaft zum Stillhalten gezwungen. Die unbehülflichen, rohen Soldaten stießen und drängten uns von allen Seiten; — wir glaubten vor Hitze, Durst und Staub verschmachten zu müssen. Endlich erblickten wir die Minarets von Alcassar (auch Alcassar-Kebir), die sich nebst einigen Palmwipfeln aus dem die Stadt umgebenden und verbergenden Schilfe erheben. Links von unserm Wege, einige hundert Schritte von der Stadt, welche wir rechts ließen, liegt ein zierliches Heiligengrab. Die Ringmauern von Alcassar, an denen wir von außen hinritten, waren mit neugierigen Weibern bedeckt. Südlich, hinter der Stadt, setzten wir durch den von Osten kommenden Lucosfluß, der, obwohl in einer tiefen Schlucht strömend, doch bey heftigen Regengüssen Alcassar überschwemmt. Er entspringt im Gebirge Uasan, und fällt bey Larasch ins Meer. Um drey Uhr endlich erreichten wir ganz erschöpft den Lagerplatz in der Ebene des Lucos, die auch Kudia (Thal) Muley Ismael, nach dem Namen eines vor der Stadt begrabenen Heiligen heißt. Die Gegend schien fruchtbar, aber trocken, denn die Bäche und Quellen versiegen im Sommer oder befruchten höchstens ihre Ufer; künstliche Bewässerungen sind in Marokko äußerst selten. — Unsere Lebensweise in den Lagerplätzen war ziemlich gleichförmig. Beym Einrücken in selbe brachte man aus der Umgegend die schon früher ausgeschriebenen Vorräthe von Lebensmitteln, als Ochsen, Schafe, Eyer, Milch u. s. w, für uns und die Escorte. Man kann leicht ermessen, wie drückend den armen Landleuten ein solcher Durchzug fallen muß, der wie eine verheerende Heuschreckenwolke oder wie der glühende Wind der Wüste alles verzehrt, was auf der Bahn vegetirt. Doch soll angeblich der Sultan bey der Steuerbemessung auf diese Landplage einige Rücksicht nehmen. Jeder von uns hatte einen Marokkaner in Dienst genommen, dem er das Pferd zur Wartung übergab. Gewöhnlich sehr ermüdet, warfen wir uns bey der Ankunft im Lager auf das Bett, und ruhten, bis die Musik zur Tafel nach dem Speisezelt rief. Der Gang dahin und zurück erforderte Sorgfalt und Vorsicht, um im Nachtdunkel den Pflöcken und Stricken auszuweichen. Kommen wir früh im Lager an, so wird noch dem Pascha oder Escorte-Commandanten ein Besuch abgestattet, jedenfalls aber die Ruhezeit vor oder nach Tische benützt, um unsere Tagebücher zu bereichern. Wir rufen zu diesem Endzwecke einen Soldaten der Escorte, suchen sein Zutrauen durch ein kleines Geschenk, z. B. ein Pulverhorn, etwas Geld u. s. w., zu gewinnen, und dann die uns erwünschten Nachrichten zu erhalten. Dazu gehört aber Eifer und Geduld, denn ermüdet und voll Verdruß über die häufigen Störungen beginnen wir die Arbeit, die uns doch nur eine unbestimmte, wenig verläßliche Ausbeute liefert. Selbst während der Tafel stören uns die Geschenke von Cuscusu, Schöpsenfleisch, Eyern und Weintrauben, welche uns die Gouverneure oder Scheiche aus der Nachbarschaft senden, und die wir durch Höflichkeitsbezeugungen und Geld erwiedern müssen. Der Cuscusu ist gewöhnlich mit ranziger Butter bereitet und ungenießbar,

und wird in irdenen großen Schüsseln oder in Körben mit conischen Deckeln aus Schilf geflochten herbeygebracht.

Rasttag. — Die Stadt Alcassar.

6. October. Wir beschließen heute Rasttag zu machen. Noch ermüdet von der gestrigen beschwerlichen Reise, wollen wir die drückende Hitze (21° um 7 Uhr Morgens, 30° um Mittag im Schatten) vermeiden, das uns als merkwürdig geschilderte Alcassar besehen, und unser Reisejournal ordnen. Ungemein erquickt uns die Ruhe und der Genuß frischer Milch. Wir besuchten den Mauthdirector in seinem Zelte, wo wir Musikanten aus der Stadt trafen. Einer spielte die Mandoline, ein zweyter klatschte dazu taktmäßig in die Hände, während ein anderer das Tamburin schlug, und der vierte ein geigenartiges Instrument strich. Es hatte einen hohlen, mit Perlmutter ausgelegten Hals, und zwey dicke Saiten; der Resonanzboden war durch ein ausgespanntes Pergament ersetzt. Der Geiger stützte den Untertheil des Instrumentes auf das Knie, und spielte darauf mit einem kurzen, gekrümmten und mit starken Roßhaaren bespannten Bogen. Ueberraschend war die Melodie, welche uns die Musiker vorspielten, nämlich das bekannte Lied: »Marlborough s'en va en guerre;« abwechselnd sangen sie auch arabische Lieder. — Die Stadt besahen wir in Abdulmelik's Begleitung, der einen Theil der Escorte mitnahm. Wir ritten die steilen Ufer des Lucos hinab, durch den Fluß, und den jenseitigen schroffen Erdabhang wieder hinauf. Die Deputation der Juden kam uns abermals entgegen. Unter den zuströmenden Marokkanern bemerkten wir einen Mann, der mit vollen Backen in ein langes Horn blasend uns begrüßte. Dieses unscheinbare Instrument war ein geheiligter Gegenstand, nämlich jenes Horn, das während des Rhamadan's um Mitternacht geblasen wird, um die Gläubigen an die Pflicht des Fastens zu erinnern. Alcassar ist sonderbar gebaut. Die von Ziegeln und Lehm aufgeführten Häuser haben Dächer statt der Terrassen, und meistens ein Stockwerk, in welches bey Ueberschwemmungen die Einwohner aus dem Erdgeschoß übersiedeln. Da die Stadt in mehrere, durch Mauern, Plätze und Gärten gesonderte Quartiere getheilt ist, erscheint selbe größer als Tanger, während die Häuserzahl weit geringer ist. Wir ritten durch mehrere Thore, an ausgezeichnet schönen Moscheen vorüber, und durch eine doppelte Reihe von Kaufläden, die durch Baumäste und Laubwerk vor den Sonnenstrahlen gesichert waren. Die Straßen sind ziemlich reinlich. Einen widrigen, ja empörenden Eindruck ließ in uns die Besichtigung des Quartiers oder vielmehr Gefängnisses der Juden zurück. Durch ein schmales, niederes Thor traten wir gebückt in finstere Gänge und enge Gemächer, in denen das verstoßene Volk seine armselige Existenz verlebt. Aufgehäufter Unrath hemmte unsere Schritte: ekelhafter Geruch wehte aus den engen Wohnstätten, gegen welche der berüchtigte Ghetto in Rom pallastähnlich erscheint. Das Judenquartier bleibt von Sonnenuntergang bis zum Sonnenaufgang geschlossen; ein marokkanischer Soldat bewacht den Eingang. Alcassar mag vier- bis fünftausend Einwohner haben; die Umgegend ist fruchtbar; und da sich hier die Handelsstraßen von Tanger und Rabat nach Mequinez und Fez durchschneiden, so ist die Stadt belebt und wohlhabend. Alcassar hat einen Gouverneur und einen Kadi, die dem Pascha von Larasch untergeordnet sind. Beyden mußten wir Geschenke machen: der Erstere erhielt einen Abschnitt feinen Tuches zu einem Caftan, zwey Stück ordinären Musselin, einen Hut Zucker zu 8 Pfund und eine Büchse

Thee; der Kadi einen Abschnitt weißen Tuches zu einem Sulham, ein Stück Musselin, einen Hut Zucker 5 Pfund schwer, und eine kleine Büchse Thee. Sämmtliche Geschenke waren, der Landessitte gemäß, in seidene Tücher gewickelt, und unser Dolmetsch besorgte, wie gewöhnlich, die Zustellung. Wir ritten erst im Abenddunkel zurück. Das rohe Landvolk hatte sich im Gebüsche längs des Ufers versteckt, und feuerte zwar blind, aber in kleinen Distanzen, und unvorsichtig oder boshaft gerade gegen uns, ungeachtet des vom Gouverneur von Alcassar und vom Escorte-Commandanten ergangenen Verbotes. Als nun einer unserer Soldaten verwundet wurde, sprengte die Cavallerie dem Gesindel nach, prügelte die Ertappten derb durch, und nahm ihnen ihre Flinten weg.

Eintritt in die Provinz Beni Haschem. — Die Stadt Uasan. — Nachtquartier Fuarats.

7. October. Die genossene Ruhe hat uns gestärkt, und der Beschwerden vergessend, welche der Beginn der Reise gebracht, setzten wir sie frohen Muthes um 7 Uhr früh fort. Wir ließen den Lucos links, und gelangten an einen, von mehreren in der Fläche stockenden Bächen gebildeten Sumpf, Ma el barid (das kalte Wasser) genannt. Die Umgegend wurde abwechselnder und bergig. Aus der Provinz Garb traten wir in die Provinz Beni Haschem, die reich an Getreide und Vieh ist, und an deren Gränze uns der Pascha von Larasch dem Kaid der neuen Provinz, Mohammed Ben Larby, übergab, und dann umkehrte. Dabey entstand große Unordnung, denn während sich die beyden Beamten wechselseitig empfahlen, stürzte das herbeygeeilte Landvolk in unsere Reihen, und lief, die Gewehre abfeuernd, zwischen uns herum. Zwar schufen Hadsch Embarik's Donnerstimme und sein gewichtiger Stock schnell Ruhe und Ordnung in dem chaotischen Treiben; aber damit nicht zufrieden, rief er den Kaid Mohammed herbey, und schrie ihm erzürnt zu: des Sultans Wille sey, daß wir als Könige behandelt, nicht aber mit Staub erstickt werden sollten. Vergebens entschuldigte sich der Kaid demüthig; vergebens verwendete sich der Pascha von Larasch und der Escorte-Commandant für ihn: Hadsch Embarik zeigte sich ungemein erboßt über die vorgefallene Unordnung. Der Unfall kann dem Kaid, wo nicht seine Stelle, doch viel Geld kosten, denn um eine Klage beym Sultan zu vermeiden, muß er wenigstens dem gefürchteten schwarzen Günstlinge ein bedeutendes Geschenk machen. Ein schlimmer Umstand für ihn ist, daß er für den reichsten Mann der Provinz gilt, und vieles Vieh und Getreide besitzt, welches er nach Tanger zum Verkaufe bringen läßt. — Von der Gränze der Provinz bis zu unserm Lagerplatze auf der Anhöhe von Fuarats hatten wir noch eine halbe Meile. Im Ganzen mögen wir heute $2^1/_2$, vorgestern $3^1/_2$ und den Tag früher $3^3/_4$ Meilen zurückgelegt haben. Genaue Bestimmungen in dieser Beziehung sind bey dem oftmaligen Anhalten, den Krümmungen des Weges und der Unkenntniß der Marokkaner in allen Distanzmaßen unmöglich. Die Eingebornen rechnen nach Tag-, Halbetag- und Morgenreisen. — Unser Lager dürfte von Rabat 8, von Mamora 5 Meilen entfernt seyn. — An Gewehrsalven, Reiterübungen und Kriegstänzen fehlte es auch heute nicht. Letztere, welche immer von einzelnen Flintenschüssen begleitet werden, heißen: el melab dial rami, Spiel der Werfer. Der Kaid und der Kadi der Provinz residiren im Dorfe Felayen el Ksab (der Schilfbrunnen). Links, östlich von uns, liegt im Gebirge die wenig bekannte Stadt Uasan, drey Meilen entfernt. Sie soll ausschließlich von

Scherifen *) bewohnt, allen Europäern, nicht aber den Juden verschlossen, durchaus von Stein erbaut, und größer als Alcassar seyn. Das Landvolk verehrt die dort begrabenen Heiligen vorzugsweise, und pilgert häufig dahin. In gleicher Richtung, aber unserm Lager näher, fließt der Emda, auch Moset Lelushi genannt, nach dem Namen eines tapfern Arabers, der in einer Schlacht an seinen Ufern fiel.

Bemerkungen über Marokko's Naturprdducte. — Kampfspiele.

8. October. Um 11 Uhr brachen wir auf, und zogen durch eine von Hügeln durchschnittene Gegend mit vielen bebauten Strichen. Aber kein Dorf, keine Hütte vermochten wir ringsum und in der weitesten Ferne zu entdecken; auch waren einige Schafe und Rindviehherden die einzigen lebenden Wesen, denen wir in langen Strecken begegneten. Eben so wenig Wechsel bot die Vegetation: keine zierliche Blume, kein fremdartiger Strauch erregte unsere Aufmerksamkeit. So viel wir überhaupt vom Lande bisher gesehen hatten, scheint es dem Naturforscher wenig Ausbeute zu versprechen. Da dieser Theil Afrikas fast unter derselben nördlichen Breite liegt, als Spaniens südliche Provinzen, so sind auch die Naturprodukte beynahe dieselben, und erst unterm 32° n. Br. bemerkt man in dieser Beziehung bedeutenden Abstand. Die Hausthiere sind dieselben wie in Europa, mit Ausnahme des Kamehls; an wilden Thieren hat das Land Löwen, Hyänen, Panther und Gazellen. Diese Thiere, so wie die Strauße, sind jedoch eigentlich nur in dem südlichern Theile Marokko's zu Hause, obschon die Höhen und Schluchten des Atlas viel Wild bergen mögen, und auch in den waldigen Sümpfen von Mamora manchmal Löwen gejagt werden. Die Classe der Reptilien zählt mehrere in Europa unbekannte Gattungen, z. B. die von Jakson beschriebene Busca. Dem Botaniker werden Desfontaine's Flora atlantica, die Werke Wahl's, des Abbé Poiret und besonders des Consuls Schousboe Flora Tangitana wichtige Winke geben. Marokko erzeugt die meisten europäischen Getreidearten und andere Nutzgewächse und Obstarten. Ueberdieß baut man hier häufig die Aldora (holius sorghum, Linn.), eine zum Brotbacken, in den nördlicheren Gegenden auch stark zum Hühnerfutter verwendete Maisart. Das Land hat viele Datteln, welche sich durch Farbe und Geschmack unterscheiden. Die wohlschmeckendsten sind die grünen, und wachsen unter dem heißen Klima des Königreichs Tafilet; die größten sind jene von brauner Farbe. Ein dem Lande eigenthümlicher, nur zwischen Sus und dem Flusse Tansif fortkommender Baum ist der Argan (Elodendron Argan); sein hartes, immer grünes Holz, das einer schönen Politur fähig ist, so wie das sehr geschätzte Oel seiner Nüsse geben ihm hohen Werth. Ebenfalls im Süden des Landes findet man die Gummigewächse und Bäume, z. B. jene, welche das in bedeutender Menge alljährlich nach Europa gehende arabische Gummi (Mimosa hilatica) liefern, den Ammoniac-Gummistrauch; die Thaja articulata, welche den Sandarak gibt; die Euphorbia officinalis u. a. m. Hier wächst auch die Alhenna (Lawsonia inermis, Linn.), deren sich die maurischen Weiber zum Gelbfärben der Hände

*) Scherif bedeutet überhaupt im Arabischen: Edel, »durch Würde oder Geburt erhaben,« ist aber besonders ein Titel, den die vom Propheten Mohammed durch seine Tochter Fatime und seinen Schwiegersohn Aly Abstammenden, und daher auch die Abkömmlinge der Sultane von Marokko aus der jetzigen Dynastie, führen.

und Füße bedienen; der Rhomnus lotus, der eine kleine, süßliche, bey den Marokkanern unter dem Namen Nebak als Speise beliebte Frucht gibt; endlich eine, von jener des Libanon etwas verschiedene Ceder, die treffliches Bauholz liefert. Im hohen Atlasgebirge findet man den Arar (Juniperus phoenicea), einen hochstämmigen Baum mit unverwešlichem, hartem und ungemein schönem Holze, welches zu Bauwerken aller Art, eben so als zu kleineren Geräthen taugt, aber des schwierigen und kostspieligen Transportes wegen selten im Handel erscheint. Tabak kommt hier sehr gut fort; da aber sein Gebrauch den marokkanischen Religionsbegriffen zuwider läuft, ist die Cultur desselben verboten; das geringe Quantum, welches man erzeugt, wird meistens zu Schnupftabak verrieben. Der Atlas und seine zahlreichen Ausläufer haben wahrscheinlich einen großen Reichthum an Mineralien, und dürften nicht nur Marmor und ähnliche werthvolle Steinarten, sondern selbst edle Metalle liefern. Aber der Argwohn der Regierung, die Indolenz des Nationalcharacters und der gänzliche Mangel montanistischer Kenntnisse hindern den Staat und die Privaten, diese Schätze zu benützen; selbst die sonst reichen Kupfergruben von S. Cruz sind aufgelassen. Nur eine sehr gute, fette Töpfererde wird an manchen Stellen gegraben, und nach Tunis und Livorno ausgeführt. Perlen hat das Meer an Marokko's Küste nicht; dagegen findet man Corallen an den Ufern der Provinz Rif nächst Tetuan. Vor einigen Jahren bildete sich in Gibraltar eine Gesellschaft zur Corallenfischerey, aber die lästigen Bedingungen, welche ihr die marokkanische Regierung aufdringen wollte, erstickten das Unternehmen im Keime. — Dreymal setzten wir über den Emda, welcher sich schlangenförmig durch die Ebene windet, und, so wie der Uarga (وارغة), in den Sbu (سبو) mündet. Alle drey vereint ergießen sich dann unter dem Namen Mehedia bey Mamora (arabisch Mehedia) in den Ocean. Um drey Uhr erreichten wir den Lagerplatz links von dem nahen Emda im Bezirke Sfian (سفيان), und auf einer Fläche, welche den Namen Larba (Mittwoch) de Sid Aischa Ben Haschem von einem hier begrabenen Heiligen trägt. Hier kreuzen sich drey Wege, deren einer nach Mequinez, die beyden andern in verschiedenen Richtungen nach Fez führen. Die Hitze war erträglich: 22° im Schatten; ringsum scheint die Gegend bebaut. Die Marokkaner haben hier, wie überall im Innern des Landes, keine bleibenden Wohnplätze, sondern ziehen im Winter mit ihren Zelten, Herden und Getreidevorräthen ins Gebirge, um die durch Regengüsse austretenden Flüsse zu meiden. Dort erwarten sie den Frühling, mit dessen Anbruche sie wieder in die vom Schlamme und der Feuchtigkeit befruchteten Ebenen hinabsteigen. — Die Gegend wird immer menschenleerer, und weit seltener störten uns die Bauernaufgebote. Doch erheiterte uns ein neues Schauspiel. Einige hundert Araber stellten sich in geringer Entfernung vom Lager im Kreise auf. Paarweise traten aus demselben Fechter mit Stöcken und Säbeln bewaffnet; jeder suchte seinem Gegner einen Hieb beyzubringen, und ihn zu entwaffnen, ohne ihn jedoch zu verwunden. Vor dem Kampfe zeigten sie den Zuschauern die flachen Hände, und hielten eine kurze Rede, um Nachsicht bittend, und die Kühnheit entschuldigend, sich öffentlich zu zeigen. Diese Landleute haben ein wildes, kräftiges Aussehen, dunkle Hautfarbe, dunkelbraunes, kurzes Haar, feurige Augen und schöne Zähne. Selten tragen sie ein Hemd; meistens ist ein leinenes Unterbeinkleid und ein Haik, den sie

bald nachläßig überwerfen, bald um den Leib hüllen, ihre ganze Kleidung. Jeder trägt an einem Riemen eine lederne Tasche, um das Messer, Geld und andere Kleinigkeiten zu bewahren.

Der Fluß Sbu. — Die marokkanischen Dörfer (Duar). — Krankheiten des Landvolkes.

9. October. Auch heute brachen wir erst um 11 Uhr auf. Die Gegend war anfangs flacher als die gestern zurückgelegte, und ohne alle Abwechslung. Wir kamen an den Sümpfen el Mrar und Bohara vorüber, die jetzt ausgetrocknet sind, und passirten den im Bezirke Beni Serual (بنى سروال) entspringenden Sbu, dessen Ufer freundlich und mit Gesträuchen besetzt sind. Er ist der größte Fluß, den wir bisher sahen; sein Wasser, in welchem viele Schildkröten leben, hat auch bedeutenden Fall, wodurch das Uebersetzen oft sehr gefährlich wird. Im Winter schwillt er so an, daß alle Furthen ungangbar werden; dann schickt man Fähren aus Mehedia oder Rabat, für deren Gebrauch der Reisende zahlt, während die Boten der Regierung unentgeldlich zu jeder Stunde des Tages und der Nacht überschifft werden müssen. Manche Reisende schwimmen auf Schläuchen, die mit Luft gefüllt sind, über den Fluß: eine im Oriente uralte, weitverbreitete Sitte. — Um 2½ Uhr langten wir nach einem Marsche von ungefähr 1¾ Meilen im Lager, am linken Ufer des Flusses, an. Wir waren noch im Bezirke Sfian, 2½ Meile östlich von dem Vereinigungspuncte des Emda mit dem Sbu, und etwas weniger von dem Einflusse des Uarga in den Letztern entfernt. Dem Lagerplatze gegenüber, am rechten Ufer des Sbu, liegt das Grab des Heiligen Kassem Mula Harosch. Nach Tische besuchten einige von uns die umliegenden Duar, in welche man nur schwer und mit großer Vorsicht dringen kann. Nicht mehr als drey bis vier Europäer, von einem maurischen Soldaten begleitet, mit Jagdflinten versehen, dürfen einen solchen Zug mit Hoffnung auf Befriedigung ihrer Wißbegierde machen. Man beginnt zu jagen, gibt sich den Anschein, den Weg zu verlieren, und zufällig in die Nähe eines Duar's zu gerathen. Dort setzt man sich nieder, ohne auch nur durch einen Blick Neugierde zu verrathen. Auf diese Weise gewinnen einzelne Bewohner des Dorfes Muth, sich zu nähern; man knüpft ein Gespräch an, fragt um den Weg, gibt sich für einen Tibib (Arzt) aus, und schenkt dem Befragten Geld, Pulver, Glasperlen u. dgl. Der längere Aufenthalt des ersten Landmannes bey den Fremdlingen lockt die übrigen, und endlich auch die Weiber herbey. Unter ähnlicher Vorsicht wagten auch wir den Eintritt in einen Duar, deren viele neben unserem Lagerplatze standen, da sie gewöhnlich in der Nähe der Flüsse aufgeschlagen werden, wo die Vegetation üppiger, und Wasser zum Trinken und häuslichem Gebrauche nahe ist. Jedes Dorf bestand aus einer Anzahl in zwey gleichlaufenden Reihen oder in einem stark gekrümmten Halbmond aufgestellter Zelte und einigen umzäunten Plätzen für das Vieh, welches nach der Weide dort eingesperrt wird. Die Zelte, ungefähr 25 Fuß lang und in der Mitte 8 — 10 Fuß hoch, haben die Gestalt eines umgekehrten, mit dem Kiele aufwärts stehenden Bootes, und sind aus Blättern von wilden Palmen oder aus Ziegenfellen verfertigt, welche mit Stricken von Kamehl- oder Ziegenhaaren verbunden werden. Sie sind zweckmäßig, da sie wider den Regen vollkommen schützen, sehen aber ihrer dunklen Farbe wegen häßlich aus. Stromabwärts gehend, hielten wir uns in einiger Entfernung von dem ersten Duar, weil dort

die Grabstätte (Kuba) eines Heiligen ist, welcher sich ein Europäer nicht ohne Aergerniß zu geben, Argwohn zu erregen, und selbst nicht ohne Gefahr nähern darf. Die in demselben befindlichen Weiber und Kinder sahen mit neugierigen, furchtsamen Blicken nach uns. Der zweyte Duar hatte zwanzig, in zwey Reihen gestellte, niedere Zelte, deren Dächer, vom Rauche geschwärzt, von Ziegenfellen zu seyn schienen. Nachdem wir lange herumgestrichen waren, schlich endlich ein einzelner Mann herbey, in einen Haik gehüllt, und das Gesicht verbergend, welches, wie wir später bemerken konnten, durch eine scheußliche Krankheit auf das furchtbarste entstellt war. Ihm folgten einige andere Männer und mehrere ganz nackte Kinder mit geschwollenen Bäuchen, triefenden Augen, am Leibe mit Ausschlag bedeckt. Diese armseligen Geschöpfe schienen ganz verwildert; mit blöde starrenden Blicken begafften sie unsere Waffen und Kleider; einer frug, ob wir einen so eben geschossenen Vogel, welchen jemand aus der Gesellschaft trug, mit oder ohne Federn verzehren würden; alle griffen gierig nach dem Schießpulver, welches wir unter sie vertheilten. Die Kinder hielten immer die Hände vor ihre entzündeten Augen, um das für sie so schmerzliche Sonnenlicht zu vermeiden — Trotz des kraftvollen Körperbaues der Marokkaner sind Krankheiten unter dem Landvolke nicht selten. Chronische Fieber kommen nach der Versicherung mehrerer europäischer Aerzte häufig vor, was von dem Aufenthalte an sumpfigen Flüssen herrühren mag. Die schon in der frühesten Jugend eintretenden Augenkrankheiten entspringen von dem feinen Sandstaube in den Ebenen, dem blendenden Sonnenlichte, von der oft plötzlich durch den Wechsel der brennenden Hitze mit der feuchten Kühle der Zelte unterdrückten Ausdünstung und durch Unreinlichkeit. Letztere ist eine Hauptursache vieler Krankheiten unter dem Landvolke, welches, die kurze Zeit der in diesem fruchtbaren Boden geringen Feldarbeit ausgenommen, unthätig auf dem feuchten Lager seiner Hütten liegt, das bey Regengüssen zur Pfütze wird. Der Landmann entbehrt überdieß der reinen Bäder, und so findet man die ekelhaftesten Hautkrankheiten (besonders die eigentliche Krätze) häufig. An den Wänden der Zelte waren von außen Getreidegarben aufgestellt, theils um den eindringenden Wind abzuhalten, theils um den Getreidevorrath leichter vor Dieben zu schützen; doch bemerkten wir auch einige Gruben zu letzterem Behufe. Ein Hirt weidete vor dem Duar eine Herde großer Schafe mit schöner Wolle. Zahlreiche Hunde bewachten den Zugang zum Dorfe; mit furchtbarem Gebell begrüßen sie den Fremden. Bisweilen werden die Eingänge mit Dorngebüschen geschlossen. Wir äußerten den Wunsch, das Innere eines Zeltes zu sehen; die Männer lehnten aber diesen Besuch ab, unter dem Vorwande, ihre Weiber befänden sich dort, und könnten nicht in den nächsten Duar geschickt werden, weil zwischen den Bewohnerinnen der beyden Dörfer Zank und Hader herrsche. Einige Weiber wagten inzwischen näher zu treten, und zwar mit unbedecktem Antlitze, obwohl sie übrigens wie die Männer in Haiks gewickelt waren, deren Enden sie mit Metallschließen über der Brust befestigt hatten, während ein Gürtel den weiten Mantel am Leibe schloß. Sie hatten Halsschnüre von Ambrakügelchen und Glasflüssen, einige auch plumpe silberne Ohrringe, zum Theil ähnliche Ringe an Händen und Füßen, beyde Geschlechter aber Amulete, welche wir bereits beschrieben haben. Wir boten einem Kinde einen Ring: zögernd streckte es die Hand darnach aus, ergriff schnell das Geschenk, und lief damit davon. So herrscht auch hier in der ärmsten Hütte, im zartesten Alter, Mißtrauen und Argwohn, weil die früheste

Jugend, der entlegenste Wohnsitz die Willkür des Herrschers, die Gewalt des Stärkeren, die List des Schwachen fürchten lernt. Jeder Duar hat einen Vorsteher (Scheich); größere überdieß einen Kadi und eine Mirschid (Kapelle). Auch findet man in der Mitte bedeutenderer Dörfer ein abgesondertes Zelt, in welchem ein Talb den Gottesdienst begeht, und welches deßhalb Dschiame (Kirche) heißt. Dieses dient auch zur Unterkunft der Reisenden, welche dort ihr Nachtlager, und von den Einwohnern des Duars Nahrung erhalten. Ein Marokkaner, der auf der Reise die Gastfreundschaft anzusprechen genöthiget ist, meldet sich dem Scheich des Dorfes als ein Gast Gottes (Deif Allah), und findet von diesem Augenblicke an unentgeldlich Lager, Nahrung und Schutz bey dem rohen Landvolke. So verbindet sich auch unter diesen Barbaren mit der Religion die unverbrüchliche Pflicht der Gastfreundschaft und der wechselseitigen Hülfe aller Gläubigen. — Der Besuch im Duar hat einen widrigen Eindruck in uns zurückgelassen; wir fanden dort den Menschen im traurigsten Zustande: roh, von körperlichen Leiden niedergedrückt, beynahe blödsinnig. Den Weibern, wie Sclavinnen behandelt, werden die härtesten Arbeiten aufgebürdet, während die Männer regungslos auf dem schlammigen Boden der finstern Zelte liegen, bis nagendes Ungeziefer oder peinigender Hunger sie ins Freye zur Thätigkeit und zur Veränderung des Wohnsitzes zwingt. — Von Salven, Wettrennen und all den unbequemen Begegnungen war übrigens unser heutiger Marsch durchaus frey geblieben, und wir benützten den Abend und den noch lebhaften Eindruck des Gesehenen, um unser Tagebuch mit weitern Nachrichten über das Landvolk zu bereichern. So erfuhren wir, daß die Wanderungen desselben nicht willkürlich, sondern nur innerhalb der Gränzen des Bezirks, zu welchem ein Duar gehört, Statt finden. Auch in der schönen Jahreszeit, während welcher sie in der Ebene wohnen, wechseln die Landleute öfters die Lagerplätze, um die vom Lagerstroh und dem Viehpferch gedüngten Stellen zum Feldbau zu benützen, oder wenn sie, wie wir bereits erwähnt, das durch Unreinlichkeit zunehmende Ungeziefer vertreibt. Bey diesen Wanderungen schleppen sie ihre Weiber, Kinder, Zelte und das wenige Geräth auf Kamehlen oder Rindern mit sich.

Einförmiges Reiseleben. — Vermehrung der Caravane durch zwey Gouverneurs und ihr Gefolge.

10. October. Die Luft, welche bey unserm Aufbruche um 7 Uhr früh angenehm kühl war, wurde später drückend heiß, und als wir um 3½ im Lager einrückten, zeigte das Thermometer 20° bey schwachem Regen. Das Land ist fruchtbar; unser Weg führte bald längs des Sbu, bald entfernt von dessen Ufern. Dörfer bemerkten wir nicht; aber südöstlich vor uns die Gebirge von Mequinez in grauer Ferne. Noch immer waren wir im Bezirke Sfian, in welchem der Sultan große Ländereyen besitzt. Bald kamen wir in die herrliche Ebene Jöra, die längs den beyden Ufern des Sbu unübersehbar ausgedehnt, gleichweit von Rabat und Mequinez entfernt ist. Nach einem Marsche von drey Meilen in der Ebene erreichten wir den Bezirk Halats. An der Gränze schied der Gouverneur von Beni Haschem, und übergab uns dem Kaid des nächsten Gouvernements, Namens Beschir. Jener erhielt, als gewöhnliches Geschenk für seine Begleitung, Tuch, Musselin, Zucker und Thee in seidenen Tüchern. Kaid Beschir übergab uns, nachdem wir mit ihm, den District Duimná links lassend, 2½ Meile gezogen waren, dem Kaid Bubker, dessen Gebiet ebenfalls in der Provinz Beni Haschem liegt,

verließ uns aber nicht, weil er, wie auch Kaid Bubker, den Befehl hatte, bis Mequinez bey uns zu bleiben, und unsern Einzug zu verherrlichen. Wir lagerten ungefähr 60 Klafter vom Flusse Erdum in der Fläche Sidy Githar, welche im Bezirke Dachisa (دخيضه) liegt, und ihren Namen wahrscheinlich von einem Santon hat. Der Erdum kommt aus den Gebirgen hinter Sarhon, und fällt in den Buragrag, der bey Rabat ins Meer ausmündet. Die Ebene Jsra war harter, mit Gesträuchen bedeckter Weidegrund; der District Halats hingegen ist bebaut. Kaid Beschir hatte keine Infanterie, dagegen 200 Mann Cavallerie mitgebracht; Kaid Bubker war mit 200 Infanteristen und 100 Reitern gekommen, welche, nachdem sie uns salutirt hatten, sich dem Zuge anschlossen. Während des Marsches kamen uns zehn Knaben mit einem weißen Fähnchen entgegen: eine Deputation der Schuljugend aus einigen der nahen größeren Duar, welche den Escorte-Commandanten begrüßten, und von ihm beschenkt wurden. Die Gegend, welche wir auf dem Zuge sahen, war ohne Interesse, ja selbst ohne Leben; weder Viehherden oder Wild, noch selbst ein Vogel war zu sehen; nur Heuschrecken schwirrten durch die Luft, und einige Schnecken klebten an dem niedrigen Gesträuche, das in der baum- und schattenleeren Ebene wächst. Wir mochten heute 6 starke Meilen zurückgelegt haben, und bedurften der Ruhe. — Dem Kaid Beschir unterstehen die Bezirke Dachisa, Ulad Ensir, Duimná und Halats; seine Residenz ist ein Zelt in einem Dorfe auf dem Abhange des Silfatgebirges, östlich von unserm Wege. Kaid Bubker residirt gleichfalls in einem Zelte im Dorfe Semuria.

Die Breber. — Sarhon. — Die Ruinen von Kassar Pharaon.

11. October. Heute rückten wir nach einem Marsche von ungefähr 5 Meilen, und nachdem wir um 8 Uhr früh aufgebrochen waren, um $3^1/_2$ im Lager ein. Eine halbe Stunde nach dem Ausmarsche näherten wir uns dem rechts vom Wege fließenden Erdum, und kamen aus der Ebene Sidy Githar in die Fläche Cedra Emhara im Bezirke Ulad Ensir (اولاد انصر). Bald erreichten wir den Engpaß von Babiuka im Bezirke Geruan (كروان). Die Gegend wird von Brebern (wahrscheinlich Reste der ersten Bewohner dieses Theiles von Africa) bewohnt, welche eine von der Arabischen verschiedene Sprache reden, und sich in steinernen Häuschen aufhalten. Sie hatten sich seit einem Monate gegen den Sultan empört, und noch vor vierzehn Tagen alle Herden des Beherrschers, die in der Umgegend weideten, geraubt. Ein gegen sie gesendetes Detaschment der schwarzen Garde hatte sie aus ihren Wohnsitzen vertrieben, und in die Gebirge versprengt. Doch war die Gegend noch keineswegs vollständig gereinigt und sicher; man sprach sogar von einem Anfalle, welchen sie auf unsern Zug, besonders auf die mitgeführten Geschenke, beabsichtigten. Unsere Escorte war daher in dem Engpasse sehr wachsam und dicht geschlossen; auch suchten unsere Führer durch einen Umweg die gefährlichsten Stellen zu vermeiden. — Den Zug erheiterten die Gesänge unserer Bedeckungsmannschaft. Sechs bis acht Soldaten vereinigten sich hinter der Fahne, und sangen Kriegs- und Liebeslieder, während einer aus ihnen mit einem Messer auf der Klinge seines Säbels den Tact schlug. Wir ritten durch die Flüßchen Miserassa und Sherham, welche

beyde den zur Provinz Temsna gehörenden District Geruan durchströmen.

In der Ebene von Sarhon (صارحون), in welcher wir lagerten, waren zu unserm Empfange der Pascha von Fez und 600 Mann der Ludaja (weißen Garde), von zwey Kaid befehligt, aufgestellt. Wir zählten in der Mitte dieser gut berittenen Cavallerie 26 Fahnen von allen Farben, mit Ausnahme der schwarzen. Außer der Garde hatte der Pascha noch andere Truppen mit sich gebracht, und das ganze Corps lagerte eine halbe Stunde weit von unsern Zelten. Die Ebene scheint durch anhaltende Dürre ausgetrocknet, und der Boden hatte tiefe Risse und Sprünge. Nachdem uns der Pascha und seine Offiziere mit großen Ehrenbezeugungen empfangen hatten, begann das wohlbekannte kriegerische Rennen der Reiterey, bey welcher wir treffliche Pferde (meistens Füchse, Roth- und Eisenschimmel) selbst unter jenen der Gemeinen bemerkten. Eine Meile vom Lager südöstlich liegt auf zwey steilen, durch eine schroff abwallende Schlucht getrennten Hügeln die Stadt Sarhon ungemein malerisch hingebaut. Ihre grauen verfallenen Mauern und einige Minarets erheben sich abstechend aus dem dichten Laubteppich, mit welchem Oliven- und Orangenwäldchen den Abhang der Hügel umziehen, und den Hintergrund des schönen Bildes schließt das Sarhon-Gebirg. Vergebens sprachen wir den Wunsch aus, die Stadt zu besuchen, oder uns derselben zu nähern, da ihr Anblick einen Reichthum von landschaftlichen und Gebäude-Partien versprach; unter gesuchten Vorwänden schlug uns der marokkanische Argwohn die Bewilligung ab, gleichsam eifersüchtig auf die wenigen Naturschönheiten, die das Land bietet. Sarhon liegt im Bezirke gleiches Namens, welcher zur Provinz Temsna gehört, und ist von Arabern bewohnt, welche etwas Handel und Ackerbau treiben. Das Grabmal des heiligen Idriß, des ersten Verbreiters des Islams in dieser Gegend, berühmt bey allen Gläubigen, und selbst vom Sultan oft besucht, der dort gerne sein Gebet verrichtet, macht die Stadt zu einem Asyl für Verbrecher. Nördlich von Sarhon (östlich von unserm Lager) liegt eine Hügelreihe, auf welcher wir in der Entfernung einer Viertelmeile altes verfallenes Gemäuer bemerkten. Wir hielten es anfangs für arabische Gräber, die Marokkaner selbst aber erzählten uns, es seyen Reste einer von den Römern erbauten Stadt, welche sie Ksar Pharaon (das Schloß des Pharao) nannten. Diese Ueberbleibsel einer grauen Vorzeit zu besuchen, ertheilte der Escorte-Commandant bereitwillig die Erlaubniß, und um 6 Uhr Abends machten wir uns in Begleitung einiger Soldaten auf den Weg. Am Fusse des Hügels zieht sich der Fluß oder vielmehr Bach Human hin. Dann ging es einen Abhang hinauf, der mit sorgfältig behauenen Quadern besäet war. Bald entdeckten wir eine Reihe von Grundfesten, welche einer in einem Kreise laufenden Umfassungsmauer der Stadt gehört haben dürften. Weiter aber fanden wir ziemlich wohlerhaltene Reste eines schönen Bogens, der als Stadtthor oder als Triumphbogen erbaut worden seyn mag, welche letztere Vermuthung seine Lage wahrscheinlicher macht, denn er ist von den Stadtmauern entfernt. Er bildet ein Parallelogramm von 8 — 10 Klaftern Frontlänge und 2½ Klaftern Tiefe, durchaus von eingemörtelten Quadern, ohne Spur von Ziegeln, aufgeführt. Geschmackvolle Verzierungen sind in den Friesen ober dem elliptischen Hauptbogen und in der Decke desselben eingehauen. Der Raum unter demselben und den beyden Nebendurchgängen ist von den herabgestürzten Steinen verschüttet; denn nicht nur der leise nagende Zahn der Zeit, sondern auch gewaltsame An-

griffe haben an der Zertrümmerung dieses schönen Baudenkmals gearbeitet. Sultan Sidy Ismael hat nämlich viele Steine von hier zu seinen Bauten nach Mequinez führen lassen. — Unter dem Schutte des Haupteinganges entdeckten wir zwey große Steine mit leicht leserlichen, aber verstümmelten römischen Inschriften, welche vielleicht hier am Gesimse eingemauert waren. Oeffnungen in den Seitenmauern gaben den Nebendurchgängen Luft. In einiger Entfernung stehen zwey andere, weniger erhaltene Bogen, gleichfalls in der Richtung von Süden nach Osten. Drohend hängen die aus den Fugen gelösten Quadern über ihren Pfeilern. Sorgfältige Erforschung der unter dem Schutte liegenden Grundfesten führte uns auf die Vermuthung, daß diese beyden mit Friesen verzierten Gewölbe Eingänge eines ziemlich großen Tempels waren, dessen zwey Hauptfronten nach Osten und Westen liefen, und in welchen drey Thore angebracht waren. Seine Länge betrug bey 38 Schritte; die Säulen an den Seitenpfeilern scheinen römischer Ordnung mit Knäufen von Aloeblättern. Westlich vom Tempel stand noch ein viereckiger Thurm, der, so wie ein nahe liegender Keller und einige zertrümmerte Säulen, neueren Ursprunges seyn dürfte. Alle diese Monumente lagen einst, nach den Spuren der Ringmauern und der Richtung der zahlreichen Schutthaufen zu urtheilen, im Mittelpuncte der Stadt. Ihr Materiale ist durchaus rothkörniger, harter Granit, der in großen Blöcken gebrochen scheint; die Verbindung war einst durch Mörtel und eiserne Klammern hergestellt, deren Fugen überall sichtbar wurden, da das Eisen von den Mauern ausgebrochen und verschleppt worden ist. Die Aussicht von diesen Ruinen gegen Sarhon und auf die durch die Ankunft der Mission reichbelebte Fläche war ungemein reizend. Schwerlich hat vor uns ein Europäer Gelegenheit gefunden, diese Ruinen so nahe und so lange zu beschauen. Unsere Aufmerksamkeit aber und die Forschungen, welche wir so gerne ins Einzelne ausgedehnt hätten, wurden nur zu oft gestört durch den unverschämten Pöbel, der sich an uns drängte, uns begaffte, belastete, mit Schimpfen überhäufte, und fortwährend mit den sinnlosesten Fragen betäubte. Kaum hatte einer von uns einen Stein ergriffen, um ihn näher zu betrachten, und dann weggeworfen, so stürzten diese Wilden darüber her, und untersuchten ihn neugierig. Selbst die merkwürdigen Ruinen mit Ruhe und Bequemlichkeit zu zeichnen war unmöglich, so ungestüm drangen sie auf jeden ein, der Papier und Bleystift hervorzog, und äußerten laut Besorgnisse wegen Verrätherey. — Schon Leo Africanus erwähnt der Ruinen bey Sarhon, und auch zu seiner Zeit trugen sie ihren heutigen Namen: das Schloß Pharao's. Er zweifelt nicht, daß sie römischen Ursprungs seyen. Nach der Architectur der Gebäude zu urtheilen, deren Ueberreste vor uns lagen, dürften sie im dritten Jahrhundert nach Christi Geburt aufgeführt worden seyn.

Letzter Marsch. — Unsägliche Beschwerden desselben. — Einzug in Mequinez.

12. October. Das Ende unserer beschwerlichen Reise naht. Kaum waren wir um 7 Uhr früh aufgebrochen, und hatten die erste Anhöhe erstiegen, so erblickten wir in geringer Entfernung die Umrisse von Mequinez. Aber der kurze Weg dahin, nur zwey Meilen, sollte uns recht sauer werden. Viele Ehren wurden uns auf dieser letzten Station erwiesen; wir sahen darin nur neue Qualen; — die reinste Sonne, meinten die Marokkaner, begünstige dieß festliche Schauspiel; wir wünschten den trübsten, wenn nur kühlen Wolkenhimmel herbey, oder die

Nacht, um nicht vor Hitze zu verschmachten. In einem weiten Umwege, damit die Fremden recht lange die herrliche Feyer schauen, führte man uns in die Stadt, die wir gerne auf dem kürzesten Pfade im gestreckten Trabe erreicht hätten; und so mußten wir durch acht Stunden alle Lasten der unbequemen Empfangsceremonien ausstehen. Aus unserm Lagerplatze in der Ebene Sarhon kamen wir bald auf die Anhöhe Alba Larabia, dann in die Ebene Sheshere, von dem gleichnamigen Flüßchen durchschlängelt, und nachdem wir diesen übersetzt hatten, auf den Hügel Hardan, wo wir links von uns das gleichnamige Schloß, ein altes verfallenes Gebäude, sahen. Von hier an zieht sich eine Ebene bis an die nächste Umgebung von Mequinez. Aus dem Districte Sarhon waren wir wieder in jenen von Geruan und dann in jenen der angesiedelten Boaharen (schwarzen Garde) gekommen, welche sämmtlich unter dem Pascha von Mequinez stehen, während die südlich von der Hauptstadt zunächst liegenden Bezirke Meshat (von Brebern bewohnt) und Beni Imter ihren eigenen Gouverneur haben. Unsere schon beym Aufbruche zahlreiche Caravane vermehrte sich mit jedem Schritte. Die Landleute aus den Bezirken Geruan und Boahar (erstere stehen unter einem Scheich, während die angesiedelten Boaharen militärisch von Kaiden befehligt werden) waren mit ihren Musikbanden längs des Weges aufgestellt, grüßten uns mit Salven, und schlossen sich dann dem Zuge an. Oft mußten wir daher in der brennendsten Hitze, vom Durste gequält, und vom Staube beynahe erstickt, anhalten, leere Höflichkeitsformeln anhören und erwiedern, oder den einförmigen Reiterübungen zusehen. Der Zug bewegte sich, wie bey einem feyerlichen Begräbnisse, im langsamsten Schritte: an der Spitze waren wir mit unserer Escorte, dann kam Kaid Beshir, hinter welchem die Landleute aus dem Districte von Sarhon lärmend, und in der größten Unordnung herliefen; weiter folgten die 600 Ludaja, die Bauern aus Geruan und Boahar, endlich Kaid Bubker mit einer Abtheilung berittener Landleute aus Beni Haschem. Von Zeit zu Zeit sendete der Sultan einen Offizier an uns ab, um sich um unser Befinden zu erkundigen, welcher mit einem Gegencomplimente und Geschenk zurückgeschickt wurde. Eine halbe Meile von der Stadt, welche, je näher wir kamen, desto dichtere Staubwolken unsern Blicken entzogen, erwartete uns Kaid Human Sridi, Pascha von Mequinez, und Oberhaupt der schwarzen Garde: ein alter Mulatte mit weißem Barte, der uns, von einem zahlreichen Stabe umgeben, mit einer Abtheilung seiner Boaharen und vielen Fahnen entgegen gekommen war. Im Namen des Sultans versicherte er uns, daß Se. Hoheit der Beherrscher von Marokko die Oesterreicher weit höher als alle andern Völker schätze, und eben so liebe, wie dieß bey seinem Großonkel Sidy Mohammed (der den ersten Freundschaftsvertrag mit Oesterreich schloß) der Fall gewesen war. Unser Zug, den wir im Ganzen nun schon auf acht- bis zehntausend Soldaten und Landleute zu Fuß und zweytausend Reiter berechneten, hatte sich durch die herbeygeeilte männliche Bevölkerung von Mequinez vermehrt, während die Weiber die Terrassen der Häuser und die Stadtmauern erfüllten. Wenn bisweilen die Staubwolken sich hoben, entzückte uns der Anblick der von den Flüßchen Bufkran und Amaer durchschnittenen Fläche am Fusse der Hügelreihe, welche die Stadt trägt, und deren Abhänge schattige Gruppen von Orangen- und andern Bäumen und zerstreute Gärten mit dem schönsten wechselnden Grün bekleiden. Um drey Uhr endlich erreichten wir Mequinez. Längs einer hohen und breiten Mauer, welche Muley Ismael, wahrscheinlich um seine unruhigen

Unterthanen zu beschäftigen, und zugleich im Zaume zu halten, erbaut hatte, am Judenquartiere vorüber, und das Grab eines Heiligen unter einer malerischen Palmgruppe links lassend, eilten wir durch das mächtige Stadtthor, an welches sich die hohen Ringmauern anschließen, nach dem unfern davon gelegenen, zu unserm Aufenthalte angewiesenen Pallaste. Mit uns zog der Commandant der Escorte und ein Theil derselben ein. Das Gefühl der überstandenen Beschwerden und erreichten Bestimmung, die Aussicht auf Erholung, die Hoffnung auf zahlreiche, merkwürdige und neue Gegenstände, selbst die Erquickung des so lange entbehrten frischen Wassers versetzten uns in die behaglichste Stimmung.

Der für die Gesandtschaft angewiesene Pallast.

13. October. Der Pallast, den wir bewohnen, ist ein Eigenthum des Pascha von Fez, Sidy Tibi Ludini, und wurde erst vor kurzem vollendet. Ohne prunkendes Aeußere ist er geräumig, reinlich, und dürfte selbst in Europa für ein schönes Gebäude gelten. Durch ein ziemlich enges Hausthor gelangt man in einen offenen Gang, und aus diesem links durch eine Thüre in einen großen, mit hohen Mauern umfangenen Hof, an dessen Wänden in entgegengesetzter Richtung zwey große, leere Gebäude stehen: wahrscheinlich für Dienstleute und zur Unterbringung von Pferden ursprünglich bestimmt. Wir aber ließen in einem derselben die dem Sultan zugedachten Geschenke, die Zelte und das übrige, für den Augenblick entbehrliche Reisegeräth verwahren; in das zweyte quartierten wir unsere Mannschaft ein. Durch einen schmalen Gang in einer Ecke dieses Hofes kommt man in einen zweyten, kleineren, welcher ebenfalls Ställe enthält. Gegenüber von der erwähnten Thüre öffnet sich eine andere zum Garten und zum eigentlichen Pallaste. Der Garten bildet ein regelmäßiges Viereck, in Beete abgetheilt, welche mit Küchengewächsen bepflanzt, von Blumen und Obstbäumen umgränzt sind. Dem Eingange zum Garten gegenüber führen einige Stufen zu einem getrennten Wohngebäude. Dieß besteht aus einem kleinen Hofe, dessen Boden mit Steingutplatten belegt war, und welchen vier in den Mauern wie Nischen angebrachte Kämmerchen umgaben. Diese Wohnung bezogen die k. k. Gesandtschaftscavaliere und der Commandant der Escorte; sie war außer Verbindung mit dem Hauptgebäude des Pallastes, zu welchem man aus dem Garten durch einen winkligen Gang über mehrere Stufen auf- und abwärts gelangt. Aus diesem finstern Labyrinthe tritt man plötzlich in einen schönen, hellen und großen Hof, im reinen Viereck gebaut. Der Boden ist mit Steingutplatten zierlich ausgelegt, und in der Mitte sprudelt aus einer Bleyröhre ein frischer, reiner Quell in ein Marmorbecken; sein Wasser verliert sich, so wie auch das Regenwasser, unter dem gegen die Mitte abhängigen und mit Löchern versehenen Boden. Um den Hof läuft eine etwas erhöhte Gallerie, die auf Pfeilern ruht; die Wohngemächer sind auch hier in den vier Seitenwänden angebracht: lange, schmale Säle ohne Fenster, — Licht und Luft nur durch die großen Flügelthüren erhaltend. Diese sind aus gutem Holze fleißig und zierlich gearbeitet, mit eisernen Angeln und Riegeln versehen, und öffnen sich gegen die Gallerie und den Hof. Den größten Saal bestimmten wir zum Speisezimmer; die drey übrigen und einige Nebengemächer, welche leider feucht und dunkel waren, bezogen die Delegaten, Hr. von Liehmann, Fürst Vidoni, die Herren Schoutboe, die Marine-Offiziere und Cadetten, der Talb und der Dolmetsch. Da gar keine Einrichtung im Pallaste vorhanden war, so ließen wir die mitgebrachten Feldbetten,

Tische und Stühle aufschlagen. Aus dem Hofe führt ein Gang in die geräumige Küche. Ueberraschend war für uns das Vorhandenseyn und die Reinlichkeit zweyer hinter derselben angebrachter heimlicher Gemächer, deren Boden stets frisches Wasser überquillt. Auch ein Badezimmer ist hier mit zwey großen, von unten geheizten Kesseln. Der aufsteigende Dampf erfüllt das Zimmer mit feuchter Wärme; in dieser badet man eigentlich, und begibt sich nach einiger Zeit, von Schweiße triefend, in ein Nebengemach, um dort in gemäßigter Wärme und einem bereit stehenden Bette zu ruhen. — Vor dem Hausthore steht nun eine Wache, welche von der Abtheilung der Escorte, die mit ihrem Chef in unserm Pallaste liegt, gegeben wird. Der Ueberrest hat ein Lager vor dem nächsten Stadtthore bezogen. — Wir richten unsere Lebensweise nach der Landessitte und nach manchen eigenthümlichen Verhältnissen ein, frühstücken um 10 Uhr Thee, Caffee, Früchte und eine Fleischspeise; um 6 Uhr Abends wird die eigentliche Tafel gehalten. Die Lebensmittel werden täglich in Fülle und guter Qualität durch den Gouverneur von Mequinez in unsere Küche geliefert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hammer's morgenländische Handschriften.

Als Seitenstück zu dem im neunten Bande seiner Geschichte des osmanischen Reichs gelieferten Verzeichnisse der Sammlung zweyhundert orientalischer Manuscripte über osmanische Geschichte.

(Fortsetzung.)

XXI. Geschichte.

Die Geschichte zerfällt, nach der Art, wie dieselbe von orientalischen Geschichtschreibern behandelt wird, in dreyerley Werke: 1) Universalgeschichten von der Erschaffung der Welt bis auf die Zeiten des Verfassers, oder auch nur eine Periode dieser Zeit synchronistisch als eine Fortsetzung früherer Werke beschrieben; 2) Specialgeschichten eines besondern Volkes oder Landes, einer einzelnen Regierung oder Stadt; 3) biographische Werke und Nekrologe. Diese werden hier wieder nach den dreyerley Abtheilungen der drey Sprachen in arabische, persische und türkische aufgeführt. Allen diesen Werken sey jedoch hier die ausführliche Inhaltsanzeige des folgenden persischen vorausgesendet, welches vor wenigen Monaten erst aus der Licitation der Bücherschätze Behdschet Efendi's erstanden, zu spät zur Einschaltung unter die Philologen angekommen ist, welches aber durch seinen Inhalt eben sowohl den geschichtlichen als den stylistischen Werken angereiht werden mag. Durch seine Seltenheit, sein hohes Alter und seinen innern Gehalt vielleicht der kostbarste Edelstein der Sammlung.

185.

دستور الكاتب فى تعيين المراتب

d. i. Richtschnur des Schreibenden in der Bestimmung der Stufen, bestehend aus einer Vorrede, zwey Theilen und einer Schlußrede; ein Folioband von 240 Blättern, geschrieben am 9. Silkide

845 (21. März 1441), also bald 400 Jahre alt. Dieses höchst seltene, wichtige und kostbare Werk, wovon in Europa außer diesem Exemplare nur in dem Cataloge der Leydner Bibliothek eines aufgeführt ist; hat den Staatssecretär Sultans Oweis, des Ilchanen, den großen Mohammed B. Hinduschah aus Nachdschiwan, berühmt unter dem Namen Schemsul-Munschi, d. i. die Sonne des Briefstellers, zum Verfasser. Er schrieb dasselbe ums Jahr 759 oder 760, d. i. 1356 oder 1357 unserer Zeitrechnung, und folglich unmittelbar nach der Thronbesteigung Scheich Oweis Behadirchans, welchem dieses vortreffliche Werk gewidmet ist. Der größte Werth desselben besteht in dem zweyten Theile, welcher die Diplome der Würden und Aemter der mongolischen Höfe enthalt, und also eine vollkommene Uebersicht ihrer Verwaltungshierarchie gewährt. Gleich auf der ersten Seite führt der Verfasser als die größten Muster schriftlicher Aufsätze, und als die größten Meister im Inscha die folgenden vier an: 1) Reschideddin Watwat, 2) Behaeddin Mohammed von Bagdad, 3) Nureddin Munschi, und 4) Nasieddin Chaschschab. Die Vorrede handelt nach der Zueignung von den Erfordernissen des Stylisten oder Secretärs unter folgenden sechs Abschnitten: 1) Von dem Gegenstande der Wissenschaft schriftlicher Aufsätze (Inscha); 2) von der Vortrefflichkeit und dem Adel des Schreibers; 3) von der Sitte und den Werkzeugen desselben; 4) von der Zeit; 5) von dem Orte, wo es am besten zu schreiben; 6) von dem Schreibmateriale mit verschiedenen, von großen arabischen und persischen Dichtern auf Dinte, Feder, Papier und Schrift gemachten Versen. Hierauf folgen zehn Geschichten oder Anecdoten berühmter Staatssecretäre. Die erste Abtheilung des Werkes ist in vier Stufen (Meratib), jede Stufe in Würfe (Dharb), jeder Wurf in Formen (Ssuret) oder Abschnitte (Faßl) eingetheilt). Erste Stufe: Von den Schreiben der Sultane, Sultaninnen, Prinzen und ihrer Angehörigen. Erster Wurf: Von den Titeln und Anwünschungen der Sultane, Sultaninnen, Prinzen und Prinzessinnen, in drey Formen: 1) Von den Titeln und Anwünschungen der Sultane, in sechserley Arten; 2) der Sultaninnen, in sechserley Arten; 3) der Prinzen und Prinzessinnen, in sechserley Arten. Zweyter Wurf: Von dem, was nach den Titeln und Anwünschungen geschrieben wird, in 21 Abschnitten und 167 Arten: 1) Abschnitt: Glückwünschung zur Thronbesteigung sammt Antwort, in viererley Arten. 2) Schreiben des Rathes, in zwey Formen: a) erste Form: alle Arten von Begehren und Bittbriefen, in siebzehn Arten; b) die Antworten hierauf in siebzehn Arten. 3) Von der Eröffnung der Wallfahrtsstraße und der Absendung der Wallfahrtscaravane, in zwey Formen: a) Schreiben, dreyerley Arten; b) Antworten, dreyerley Arten. 4) Glückwnnsch zur Besiegung von Feinden, in zwey Formen: a) Schreiben, dreyerley Arten; b) Antworten, dreyerley Arten. 5) Bericht über ein gefaßtes Vornehmen, in zwey Formen: a) Schreiben, dreyerley Arten; b) Antworten: α) gewährende, dreyerley Arten; β) abschlagende, dreyerley Arten. 6) Begehren um Unterstützung mit Heer und Schatz, dreyerley Arten: a) Begehren um Hülfe in Person, dreyerley Arten; b) Begehren um Hülfe mit Heer, dreyerley Arten; c) Entschuldigung des Nichtkommens und Nichtschickens, dreyerley Arten. 7) Bitte Unglücklicher um Unterstützung, in zwey Formen: a) Schreiben, dreyerley Arten; b) Antworten, dreyerley Arten. 8) Begehren von Freundschaft und Bündniß, in zwey Formen (Schreiben und Antworten), jede von dreyerley Arten.

9) Begehren freundschaftlicher Zusammenkunft, in zwey Formen (Schreiben und Antworten), jede von dreyerley Arten. 10) Glückwunsch zu Hochzeiten, in zwey Formen (Schreiben und Antworten), jede von dreyerley Arten. 11) Glückwünsche zu Geburten, in zwey Formen (Schreiben und Antworten), jede von dreyerley Arten. 12) Ausscheltung und Verweis, in zwey Formen (Schreiben und Antworten), jede von dreyerley Arten. 13) Entschuldigungen, in zwey Formen (Schreiben und Antworten), jede von viererley Arten. 14) Begehrung und Gewährung von Verzeihung, in zwey Formen: a) Verzeihung begehrende, sechserley Arten; b) Verzeihung gewährende, sechserley Arten. 15) Begehrung und Gewährung von Verträgen, in zwey Formen: a) begehrende, dreyerley Arten; b) gewährende, dreyerley Arten. 16) Drohende und abschreckende, zwey Formen (Schreiben und Antworten), jede von dreyerley Arten. 17) Empfehlende, in zwey Formen (Schreiben und Antworten), jede von dreyerley Arten. 18) Bedauernde, in zwey Formen (Schreiben und Antworten), jede von viererley Arten. 19) Bloß freundschaftliche Schreiben, in zwey Formen (Schreiben und Antworten), jede von dreyerley Arten. 20) Begehren der Gegenwart eines Großen (Einladungen), in drey Formen: a) Einladende Schreiben; b) zusagende Antworten; c) abschlägige Antworten, jede von dreyerley Arten. Zweyte Stufe der ersten Abtheilung: Von der Beobachtung der verschiedenen Abstufungen in den Schreiben an die Emire der Uluse, Wesire, Prinzessinnen, Vorsteher der Prophetenverwandten, Seide, Scheiche, Richter, Nowwabe, Wesire, Emire der Districte, der Tomane, Hofdiener (Inak), nächsten Umgebungen des Herrschers (Mokarrib), Atabege, Stellvertreter der Majestät, Genossen des Diwans des großen, Landschreiber, Kammerpräsidenten, Aufseher, Befehlshaber, Schatzmeister, Secretäre, Verwalter der frommen Stiftungen, Kämmerer, fremder Könige Gesandte, Jägermeister, Vorsitzer von Gesellschaften mit ihren Titeln. Anwünschungen und Antworten, in zwey Würfen. Erster Wurf: Die Titeln und Anwünschungen der Obgedachten in 24 Abschnitten, deren fünf erste 13 Formen, jede Form drey Arten, d. i. 39 Arten, enthält. Die neunzehn folgenden Abschnitte (jeder zu drey Arten) enthalten 57, zusammen 96 Arten. 1) Abschnitt: Von den Titeln der Emire der Uluse, der Prinzessinnen und ihrer Kinder, in drey Formen: a) Titeln und Anwünschungen der Emire der Uluse; b) ihrer Frauen; c) ihrer Kinder. 2) Von den Titeln und Anwünschungen der Wesire, ihrer Frauen und Kinder, in drey Formen: a) der Wesire; b) ihrer Frauen; c) ihrer Kinder. 3) Von den Titeln und Anwünschungen der Nakibe und Seide, in zwey Formen: a) der Nakibe, d. i. Vorsteher der Seide; b) der Seide. 4) Von den Titeln und Anwünschungen der Scheiche und ihrer Jünger, in zwey Formen: a) der Scheiche; b) ihrer Jünger. 5) Von den Titeln und Anwünschungen der Oberrichter und anderer Richter, in drey Formen: a) der Oberrichter; b) der Richter; c) der zu dem Gefoige der Richter Gehörigen. 6) Von den Titeln und Anwünschungen der Nowwabe des Diwans und der Regierung, in drey Arten (wie jede der vorhergehenden Formen). 7) Von den Titeln und Anwünschungen der Nowwabe des Diwans der Wesirschaft, dreyerley Arten. 8) Von den Titeln und Anwünschungen der Emire der Districte und Tomane, dreyerley Arten. 9) Von den Titeln und Anwünschungen der Vertrauten und Hofdiener, dreyerley Arten. 10) Von den Titeln und Anwünschungen der Atabegen (Hofmeister), dreyerley Arten. 11) Von den Titeln und Anwünschnngen, welche

den Schahen von Schirwan zukommen, nur Eine Art. 12) Von den Titeln und Anwünschungen, welche den Emiren von Gilan zukommen, nur Eine Art. 13) Von den Titeln und Anwünschungen der Stellvertreter der Majestät, dreyerley Arten. 14) Von den Titeln und Anwünschungen der großen Landesschreiber, dreyerley Arten. 15) Von den Titeln und Anwünschungen der Kammerpräsidenten, dreyerley Arten. 16) Von den Titeln und Anwünschungen der Statthalter, dreyerley Arten. 17) Von den Titeln und Anwünschungen der Aufseher der Länder, dreyerley Arten. 18) Von den Titeln und Anwünschungen der Befehlshaber (Hakim) der Länder, dreyerley Arten. 19) Von den Titeln und Anwünschungen der Ländercommandanten (Hafisi memalik), dreyerley Arten. 20) Von den Titeln und Anwünschungen der Ländersecretäre (Munschiol-memalik), dreyerley Arten. 21) Von den Titeln und Anwünschungen der Befehlshaber der frommen Stiftungen (Hakimi ewkaf), dreyerley Arten. 22) Von den Titeln und Anwünschungen der Kämmerer, dreyerley Arten. 23) Von den Titeln und Anwünschungen fremder Könige, dreyerley Arten. 24) Von den Titeln und Anwünschungen der Gesandten, dreyerley Arten. 25) Von den Titeln und Anwünschungen der Oberstjägermeister, dreyerley Arten. 26) Von den Titeln und Anwünschungen der Emire der Gesellschaft des Sultans, dreyerley Arten. Zweyter Wurf: Gegenstände verschiedener Schreiben der vorgenannten Personen, in sechzehn Abschnitten, welche zwey und dreyßig Formen und diese sechs und neunzig Arten enthalten, indem jeder Abschnitt zwey Formen (Schreiben und Antworten), und jede dieser dreyerley Arten enthält, nämlich: 1) Abschnitt: Glückwünschungsschreiben zu übertragenem Amte und sultanischer Begünstigung; 2) zur glücklichen Ankunft; 3) zur Anzeige freundschaftlicher Gesinnungen; 4) Bitte um Freundschaft und Beystimmung; 5) zur Begleitung von Geschenken; 6) zur Entschuldigung; 7) Verweis und Vorwurf; 8) Bitte um Verzeihung; 9) Entschuldigung der Annahme von Diwansdiensten; 10) Einladung zur Erscheinung von einem Lande in dem andern; 11) zur Berathung; 12) zur Bezeugung des Wohlgefallens; 13) Glückwunsch zu wiedererlangter Gesundheit; 14) Nachfrage um das Wohlbefinden; 15) Glückwunsch zur Befreyung und Erlösung von einem gewissen Orte; 16) um Entflohenen zu schmeicheln und sie zurückzurufen. Dritte Stufe: Von den Titeln und den Schreiben an die verschiedenen Classen ausgezeichneter Männer, abgetheilt in zwey Zünfte (ßinf), sammt Inhaltsanzeigen (Masmunat). Erste Zunft: Von den Titeln und Anwünschungen der edelsten Menschen, in acht und dreyßig Abschnitten, jeden zu drey Arten, zusammen hundert und sechzehn Arten. 1) Abschnitt: Von den Titeln und Anwünschungen der Ulema, 2) der Doctoren der Philosophie, 3) der Professoren, 4) der Mufti, 5) der Koranscommentatoren, 6) der Ueberlieferer, 7) der Prediger, 8) der Kanzelredner, 9) der Aerzte, 10) der Correpetitoren (Muid), 11) der Imame, 12) der Rechtsgelehrten (Fakih), 13) der den Koran Hersagenden (Hafis), 14) der Männer von großer Tapferkeit (Erbabi futuwwet), 15) der Frommen und Einsiedler, 16) der Polizeyvögte (Mohtesib), 17) der Astronomen, 18) der Dichter, 19) der Meister, 20) der Väter und Großväter, 21) der Mütter und Großmütter, 22) der Oheime und Tanten väterlicher Seite. 23) der Oheime und Tanten mütterlicher Seite, 24) der älteren Brüder, 25) der jüngeren Brüder, 26) der Schwestern, 27) der Söhne, 28) der Töchter, 29) der Hausherren (Chodscha Sera), 30) der Freunde und Genossen, 31) der vertrauten

Gesellschaften, 32) der Kaufleute, 33) der Tapferen und Kämpen, 34) der Feldherren (Isfehsalar), 35) der Festungsbefehlshaber (Kotwal), 36) der Vorsteher verschiedener Nationen, 37) der Feldvermesser und Baumeister, der Vorsitze und Vorsteher. Inhaltsanzeige dieser Zunft, in sieben Abschnitten: 1) Sehnsucht nach Wiedersehen; 2) Beantwortung erhaltener freundschaftlicher Briefe; 3) Schreiben unmittelbar nach dem Wiedersehen; 4) Antworten darauf; 5) Begehren der Wiederkehr; 6) Bestimmung eines Geschäftes, auf das der Schreiber zurückkommt, über verschiedene Gegenstände, jedes der vorhergehenden von siebenerley, das letzte aber von zehnerley Arten. Zweyte Zunft: Von den Anreden und den Briefen an die Menschen mittlerer Classen, in zwölf Abschnitten, jeder von dreyerley Arten: 1) Anreden an Reise (Bauernvorsteher) und Pächter (Dihkan); 2) an Türken; 3) an Kurden; 4) an Araber; 5) an Kalendere; 6) an Pagen; 7) an Teppichaufbreiter (Ferrasch); 8) an Kamehltreiber (Sarbanan), 9) an Maulesel- und Eseltreiber (Charbendegian); 10) an Caravanenführer; 11) an Kaufleute und Handelsleute; 12) an Juden und Christen. Vierte Stufe: Von den Briefen der Sultane, Emire, Wesire, Prinzen und Prinzessinnen unter sich, und von denen der Seide, Scheiche, Richter und anderen an dieselben, sammt den Antworten, in zwanzig Abschnitten, jeder zu zwey Formen (Schreiben und Antworten), jede Form zu dreyerley Arten: 1) Schreiben großer Emire oder Wesire an Padischahe als Glückschreiben zur Ländereroberung; 2) Schreiben der Padischahe an die Emire; 3) an die Wesire; 4) an die Könige; 5) an die Prinzessinnen; 6) Schreiben der Prinzessinnen an ihre Diener; 7) Schreiben der Wesire an die Prinzessinnen; 8) der Emire an die Wesire; 9) der Wesire einer an den andern; 10) der Stützen des Reiches (hohen Regierungsbeamten) einer den andern; 11) der Wesire an die Genossen des Diwans; 12) der Genossen des Diwans an die Könige der Länder; 13) der Genossen des Diwans unter einander; 14) der Seide, Scheiche und Richter an die Wesire; 15) der Wesire an die Steuereinnehmer (Ammal); 16) der Wesire an die Stellvertreter (Nowwab und Wekil); 17) Bittschriften der Unterthanen an die Sultane; 18) allgemeine Volksbittschriften (Mahsar) (alle vorhergehenden zu sechs Arten, nämlich drey die Schreiben, drey die Antworten, dieses zu fünf oder eigentlich zu zehen, weil überall in ein paar Zeilen die Entschließung beygesetzt ist); 19) Bedingnißschreiben (Schartname), durch welche Wesire und Nowwabe an die Padischahe über Aufträge Bericht erstatten oder Befehle einholen, nur zwey Arten; 20) Denkschriften oder eigentlich kurze Berichte an Emire und Wesire über vollzogene Aufträge, in drey Formen: a) solche Berichte an Emire, drey mit den beygefügten Entschließungen; b) an die Wesire, fünf mit beygefügten Entschließungen; c) an die Großen des Landes, fünf mit den beygefügten Entschließungen. Zweyte Abtheilung des Werkes: Von den Abstufungen der Aemter des Diwans und der Uebertragung von Geschäften an die Emire der Mongolen, an die Wesire, Nowwabe u. s. w., in zwey Hauptstücken, deren erstes drey, das zweyte zwey Würfe (Dharb) enthält. Erstes Hauptstück: Von der Uebertragung von Aemtern an mongolische Emire, an die Wesire, die Herren des großen Diwans und die Beamten des Gesetzes, des Islams, in drey Würfen. Erster Wurf: Von der Uebertragung der Aemter an mongolische Emire und die ihnen Angehörigen, in zwölf Abschnitten. 1) Diplom eines Stammfürsten, drey Arten; 2) Diplom eines Bezirksfürsten, drey Arten; 3) Diplom für die Emire der Zehntausend,

Tausend, Hundert und Zehn, drey Arten; 4) Diplom eines Fürsten des Gerichtes, drey Arten; 5) eines Landvogtes oder Statthalters, drey Arten; 6) eines mongolischen Secretärs der Befehle, drey Arten; 7) Befehl für die Gesandten zur Sammlung des Heeres, drey Arten; 8) Lehensbrief, drey Arten; 9) Diplom für einen Bukaul, d. i. Oberstkriegscommissär, drey Arten; 10) eines Jesaul, d. i. eines Anordners der Heere, drey Arten; 11) eines Jurtdschi, d. i. Generalquartiermeisters der Jurten, drey Arten; 12) Diplom eines Belarghudschi, d. i. des Landvogts für verlorne Sclaven und Thiere, drey Arten. Zweyter Wurf: Von der Uebertragung der Geschäfte und Aemter an Wesire und die Genossen des Diwans des Großen und ihre Angehörigen, in vier und zwanzig Abschnitten. 1) Diplom eines Wesirs, drey Arten, aus denen das Diplom der ersten historisch höchst wichtig ist, weil es die Ernennung des berühmten Wesirs Chodscha Schemseddin aus der Zeit des höchsten Flores mongolischer Herrschaft in Persien enthält; 2) eines Naib (Nabob), d. i Stellvertreters des Herrschers, drey Arten; 3) Diplom eines Finanzministers oder Präsidenten der Rechenkammer, drey Arten; 4) eines Ulugh Bitekdschi: d. i. Landbeschreibers, drey Arten; 5) der Aufseherschaft der Länder, nur Eine; 6) eines Moscherrif, d i. Vorsteher der Adelserhebungen des Diwans, nur Eine; 7) eines Befehlshabers (Hakim), d. i. Diwansrichters, nur Eine; 8) eines Staatssecretärs der Staatsschreiben, nur Eine; 9) des Stellvertreters eines Wesirs, Eine; 10) eines Defterdars der Länder (eigentlich kein Diplom, sondern nur eine Erzählung der Entstehung des Amtes); 11) eines Verwalters, vier Arten; 12) eines Regulirers der Steuer, drey Arten; 13) eines Schätzmeisters, Eine Art: 14) eines Viehzählers, Eine; 15) eines Untersuchers des Besitzes, Eine; 16) eines Isfehsalar, d i. Landesfeldherrn, Eine; 17) eines Vogtes der Schaarwache, Eine; 18) eines Vorstehers der Kaufleute, Eine; 19) eines Münzwardeins, Eine; 20) eines Einsammlers der Diwansgebühren, Eine; 21) eines Herrn der Feder (Secretärs), Eine; 22) eines Befehlshabers der Wegmauthen, drey Arten; 23) des Anführers einer Caravane, drey Arten; 24) eines Reis, d. i. Vorstehers der Landleute, nur Eine Art. Dritter Wurf: Die gesetzlichen Aemter (des Islams), in zwanzig Abschnitten. 1) Anstellungsdiplom der Richter, drey Arten; 2) des Nakibol Nukeba, d. i. des Vorstehers der Prophetenverwandten, Eine Art: 3) des Vorstehers der frommen Stiftungen, Eine; 4) des Führers der Pilgercaravane, Eine; 5) Diplom eines Muderris, Eine; 6) eines Kanzelredners (Chatib), Eine; 7) eines Marktvogtes, Eine; 8) eines Correpetitors (Muid), Eine; 9) eines Rechtsgelehrten (Fakih), Eine; 10) des Scheichs Vorstehers eines Klosters, Eine; 11) der Einsetzung eines Ssofi in einem Kloster, Eine; 12) des Directors eines Spitals, Eine; 13) des protokollführenden Schreibers eines Richters, Eine; 14) des Intendanten einer Gerichtsbarkeit (Eminol-Kasa) Eine; 15) eines Einnehmers der Taxen für die Urkunden (Murdschii Hudschdschet), Eines; 16) eines Einnehmers der gesetzmäßigen Almosen (Aamili sekwat), Eine; 17) eines Vorstehers des Fiscus (Hakimi beitol-mal), zwey Arten; 18) eines Verwalters der Kopfsteuer (Moteßarrifi dschisie), Eine Art; 19) eines Imams, Eine; 20) eines Gebetausrufers (Muesin). Zweytes Hauptstück: Befehle verschiedener Art in zwey Würfen Erster Wurf: Befehle von Wohlthätigkeit und Achtung, in sechzehn Abschnitten. 1) Sieges- und Eroberungsschreiben, Eine Art; 2) Verleihung von

erblichen Lehen und Finanzbegünstigungen (Idrar u Mokaßa), drey Arten; 3) von Unterhalt und Verköstigung, deren Betrag auf Grundstücke angewiesen (Maischijet u Makaßa), zwey Arten; 4) Anweisung auf Diwansgebühren (Mersum), zwey Arten; 5) Befehl von Steuernachlaß, zwey Arten; 6) von Steuerbefreyung (Mosellem), drey Arten; 7) zur Abstellung von Mißbräuchen, drey Arten; 8) Verbot schändlicher und gesetzwidriger Dinge, drey Arten; 9) Befehl zur Einbringung erlittenen Verlustes, drey Arten; 10) zur Abstellung von Erpressungen (Sulemat), drey Arten; 11) zur gütlichen Behandlung der Unterthanen, drey Arten; 12) zur Unterstützung eines Klosters, drey Arten; 13) zur Verzeihung und Nachsicht von Verbrechen und Vergehen, drey Arten; 14) Pardon und Amnestie, drey Arten; 15) zur Verleihung des Karar schemsi, d. i. wörtlich Sonnenbestätigung, einer nur zu Bagdad und im arabischen Irak von den Arabern eingeführten Begünstiguug der Urbarmachung oder Gründe, zwey Arten; 16) der armen Küchen und Speisehäuser, Eine. Zweyter Wurf: Befehle zur Androhung von Strafen und Abschreckung der Verbrecher, in sechs Abschnitten. 1) Befehl zur Absetzung eines das Maß überschreitenden Steuereinnehmers, zwey Arten; 2) zur Zurückstellung geraubten Gutes, zwey Arten; 3) zur Einkerkerung der Dränger, zwey Arten; 4) zur Verheerung feindlicher Länder, zwey Arten; 5) zur Abtreibung von Dieben und Räubern, zwey Arten; 6) zur Aufbringung von Halsstarrigen, zwey Arten. Der Schluß enthält in siebzehn Abschnitten Lehren stylistischer Klugheit und secretärischer Politik, und endet mit einer Kaßidet zum Lobe Scheich Oweis Behadir Chan's. Diese vortreffliche Sammlung schriftlicher Aufsätze enthält also nicht weniger als achthundert Muster. Der hohe Werth des vorliegenden Exemplars wird nicht nur durch sein hohes Alter von mehr als 400 Jahren, sondern auch durch die Namen vorhergehender Besitzer, die sich auf das erste Blatt geschrieben, erhöht, worunter der Reichshistoriograph Suleiman Isi und der letzte Protomedicus Behdschet Efendi, aus dessen Verlassenschaft es mein Freund, Herr Ritter von Raab, für mich erstand.

I. Universalgeschichte.

A. Arabische Werke.

Eine solche schrieb wirklich, oder wollte schreiben, Ibn Chakdun, der Montesquieu der Araber, von welchem aber bisher in Europa nur das berühmte Mokaddemet (Prologomenon) bekannt geworden ist. Den Inhalt desselben hier umständlich anzugeben, ist überflüssig, da von den fünf ersten Büchern bereits im ersten Bande des Journal asiatique p. 267, von dem encyclopädischen des sechsten Buches im Anhange zur Preisfrage über die Provinzialverwaltung des Chalifats ausführliche Kunde gegeben worden. Den Inhalt der übrigen, auf der Bibliothek zu Constantinopel aufgefundenen Bände hat Schulz im Journal asiatique Bd. VII. p. 213, und im nouveau journal asiatique I. p. 268 besprochen. Auszüge davon sind von Coquebert de Montbret im Journal asiatique (X. p. 3), von Schulz im nouveau journal asiatique (II. p. 117), und früher von Silv. de Sacy in der Chrestomathie erste Ausgabe II. 387. 393 401 und in Abdollatifs Relation de l'Egypte p. 509, und vom Verfasser dieses Cataloges in der Beantwortung der Preisfrage über den Einfluß des Islamismus in den drey ersten Jahrhunderten der Hidschret (Fundgruben des Orients Bd. I. S. 336) gegeben worden. Die vollständigen Exemplare des Mokademmet,

in welchem sich, wie in dem folgenden, auch das fünfte Buch befindet, sind sehr selten, die meisten enthalten nur die ersten fünf Bücher.

159.

كتاب العبر فى بيان المتبدا و الخبر فى ايام العرب و العجم و البربر.

d. i. das Buch der Beyspiele in der Erklärung des Subjectes und Prädicates oder auch des Beginns und der Kunden der Geschichte der Araber, Perser und Berberen, vom Richter der Richter Abderrahman Ben Mohammed Ben Chaldun aus Sevilla, gest. i. J. 808 (1405). a) Ein vollständiges, schönes Exemplar, welches alle sechs Bücher des Mokademmet enthält, 223 Bl. Kleinfolio, die ersten fünf Bücher in Neskaalik, das letzte in reinem Neschi geschrieben. Das zu Ende beygesetzte Datum ist nicht das der Abschrift, sondern der Urschrift, welche vollendet ward i. J. 797 (1394). b) Ein unvollständiges, sehr nett geschriebenes Manuscript desselben Werkes, welches aber mit dem vierzigsten Hauptstücke des dritten Buches endet; 60 Bl. Quart. c) Ein Bruchstück der türkischen Uebersetzung, Folio, enthält bloß den dritten und vierten Abschnitt des ersten Buches der Prolegomene.

160.

البداية و النهاية فى التاريخ

d. i. der Anfang und das Ende der Geschichte, vom Imam Hafis Amadeddin Abulfeda Ismail Ben Omar, berühmt unter dem Namen Ibn Kesir von Damaskus, gest. 774 (1372). Eine Universalgeschichte vom Beginne der Welt bis ins J. 744 (1343), wie Hadschi Chalfa sagt in zehn großen Bänden. Dieses Exemplar hatte vollständig nur sieben Foliobände, doch fehlen von diesen leider zwey, welche i. J. 1806 auf dem Wege von Constantinopel nach Jassy verloren gingen, indem der russische Courier, welchem dieselben anvertraut worden waren, nach dem Einmarsche der Russen in die Moldau, gar nicht mehr zu Vorschein kam Der Inhalt der vorliegenden fünf Foliobände, der erste 300 (der zweyte fehlt), der dritte 282, der vierte 345, der fünfte 359 (der sechste fehlt), der siebente 232 Blätter stark, ist der folgende:

Der erste Band enthält die folgenden Abschnitte: 1) Von der Erschaffung des Thrones Gottes und höchsten Himmels; 2) die Tafel des Looses; 3) der Erschaffung der Himmel; 4) der Meere und Flüsse; 5) der Himmel und dessen, was darinnen; 6) der Milchstraße und des Regenbogens; 7) der Engel; 8) von der Eintheilung und den Classen der Engel; 9) von den Dschinnen; 10) von den ungläubigen Dschinnen und dem Satan; 11) von dem Streite zwischen Moses und Adam (im ursprünglichen Stande der Seelen); 12) Ueberlieferungen über Adams Schöpfung; 13) Ueberlieferungen über die Abstammung des gesammten Menschengeschlechtes aus dem Rückenmarke Adams; 14) Erzählung von Abel und Kain; 15) Adams Tod und dessen letzte Willenserklärung an seinen Sohn Seth; 16) Von Idris (Enoch); 17) Noah; 18) von seinem Fasten; 19) seiner Wallfahrt; 20) Erklärung seines letzten Willens an seine Söhne; 21) von Hud; 22) Ssalih; 23) Durchzug des Propheten (Mohammeds) durch das Steinthal im Gebiete des Stammes

Themud; 24) von Abraham; 25) von dessen Disputation; 26) von dessen Wanderung aus Syrien nach Aegypten; 27) von der Geburt Ismaels aus der Hagar; 28) von der Auswanderung Abrahams und seines Sohnes Ismael nach dem Berge Faran bey Mekka; 29) von dem Schlachtopfer; 30) von der Geburt Ishaks; 31) von der Erbauung des alten Hauses der Kaaba; 32) Preis, welchen Mohammed dem Abraham ertheilte; 33) von Abrahams Köschke im Paradiese; 34) von den Eigenschaften Abrahams; 35) von dem Tode Abrahams; 36) von dessen Kindern; 37) die Geschichte des Volkes Loths; 38) die Erzählung des Volkes Schoaib's (Jethro's) zu Medaina; 39) von der Nachkommenschaft Adams; 40) Erwähnung Ismails; 41) Adam war der erste, welcher ein Pferd bestieg; 42) von Ishak, dem Sohne Abrahams; 43) die Geschichte Jusufs, des Sohnes der Rahel; 44) die Erzählung von Job; 45) von Sul-Kafel (Ezechiel); 46) von Völkern, die gänzlich untergegangen und ausgerottet worden; 47) vom Volke Jes und den Einwohnern des Dorfes, welche Aßhabi Jes, d. i. die Genossen von Jes, genannt werden; 48) Erzählung von Jonas; 49) von seinen Trefflichkeiten; 50) die Erzählung von Moses, dem Redner (El-Kelim) Gottes; 51) von dem Untergange des Pharaoh; 52) von dem, was sich mit den Israeliten nach Pharaohs Untergang begab;. 53) von dem Eintritte der Kinder Israels in die Wüste, und was sich mit ihnen an wunderbaren Begebenheiten ereignete; 54) von der Anbetung des Kalbes in der Abwesenheit des Redners Gottes; 55) von der Ueberlieferung Ibn Hajans in Betreff des Moses; 56) Bitte des Moses an Gott, daß er ihm Gebet lehre; 57) Erzählung von der Kuh der Kinder Israels; 38) Erzählung des Moses und Chisr; 59) die unter dem Namen der Ueberlieferung der Unruhen (Hadis ol-Futun) bekannten Ueberlieferung, welche die Geschichte des Moses vom Anfange bis zum Ende enthält; 60) Erzählung von der Erbauung der Kuppel der Zeit; 61) Erzählung Karun's (Kora's) mit Moses; 62) von den Vortrefflichkeiten und Eigenschaften des Meeres; 63) Wallfahrt des Moses nach dem alten Hause (der Kaaba); 64) vom Tode des Moses; 65) von der Prophetenschaft des Josue und der Nachfolge Harun's (Aaron's) nach dem Tode des Moses; 66) Erzählung von Elias und Chisr; 67) vom Elias; 68) von den Propheten Israels insgesammt; 69) die Erzählung Hesekiels; 70) die Erzählung von Samuel; 71) von David, seinen Vortrefflichkeiten und den Beweisen seines Prophetenthums; 72) von der Zahl seiner Lebensjahre und von seinem Tode; 73) Erzählung von Salomon, dem Sohne Davids; 74) von seinem Tode und der Länge seiner Herrschaft; 75) von Propheten Israels, deren Lebenszeit unbekannt; 76) von der Verwüstung Jerusalems; 77) Kunde von Daniel; 78) von der Zerstreuung der Kinder Israels nach der Eroberung Jerusalems; 79) die Erzählung von Osair (Esdras; 80) von Sekeria (Zacharias) und Jahia (Joannes); 81) Erzählung von Jesus, dem Sohne Marias, dem Diener und Propheten Gottes; 82) von der Geburt des Dieners und Propheten Jesus, des Sohnes Marias; 83) Gott ist rein von aller Zeugung; 84) von der Geburt, der Kindheit, der Erziehung und der Offenbarung des Herrn Jesus; 85) von dem vom Himmel gesandten Tische (um die Sechstausend zu speisen); 86) von der Himmelfahrt des Herrn Jesus, und Erörterung der Lügen der Juden und Christen; 87) von den Eigenschaften und Trefflichkeiten des Herrn Jesus; 88) Erzählung anderer Begebenheiten, die sich zur Zeit der Israeliten und Unwissenheit (vor dem Islam) der Araber zugetragen

und zwar zuerst von Sulkarnein, d.i. dem Zweygehörnten; 89) vom Volke Gog und Magog und den über sie gekommenen Kunden; 90) von den Genossen der Grotte, d. i. von den Siebenschläfern; 91) die Erzählung von den beyden Männern, dem Rechtgläubigen und Ungläubigen; 92) von den Genossen des Paradieses; 93; von den Genossen Aila's; 94) Erzählung von Lokman; 95) von den Genossen der Feuergruben; 96) von der Befugniß der Erzählung der Kunden der Kinder Israels; 97) die Erzählung von Dscherih, einem der Frommen Israels; 98) dieselbe auf eine andere Weise; 99) ebenfalls; 100) die Erzählung von Berßißa, als Gegenstück der Erzählung von Dscherih; 101) Erzählung von den Dreyen, die vertrauensvoll auf Gott zum Streit auszogen; 102) die Kunde vom Blinden, Lahmen, Aussätzigen; 103) die Ueberlieferung vom Herrn der tausend Goldstücke; 104) eine ähnliche Erzählung von Aufrichtigkeit und Sicherheit; 105) ebenfalls; 106 bis 124) achtzehn kurze, mit der Ueberschrift eine andere Ueberlieferung versehene Abenteuer; 125) von israelitischen Kunden; 126) von der Veränderung des Glaubens der Genossen des Buches, d. i. der Juden und Christen; 127) Buch der Kunden der alten Propheten; 128) eine andere Ueberlieferung; 129) Kunden der Araber; 130) die Erzählung von Saba; 131) die Erzählung von Rebia, dem Sohne Naßr's; 132) die Erzählung Tobaas, wie er gegen Morea ziehen, und es verheeren wollte, dann die Kaaba baute, Edele, adelte; 133) von Sischenatir, dem Könige Jemens; 134) von dem Zuge des homgaretischen Königs nach Abissynien; 135) von dem Auszuge Abraha's gegen Erjat; 136) von dem Zuge der Elephanten; 137) von dem Auszuge des abissynischen Königs wider Si Jesen den Homairiten; 138) von der Herrschaft der Perser in Jemen; 139) die Erzählung von Satirun, dem Herrn Chadhra's; 140) von den Königen der Völker; 141) von den Söhnen Ismails, d. i. den Arabern in Hedschas, und ihrer Geschichte in vorislamitischer Zeit; 142) von den arabischen Stämmen in Hedscha; 143) Erzählung von Chosaat und Amru B. Lahi und dem Gottesdienste der Araber; 144) Kunde von Adnan, dem Stammherrn der Araber in Hedschas, bis auf welchen die Abstammung des Propheten hinaufgeleitet wird; 145) Erwähnung der arabischen Stämme in Hedschas bis auf Adnan; 146) von der Heiligung von acht Monaten des Jahres; 147) Erzählung von Koßa Ben Kelab, und der Zurückstellung der Verwaltung der Kaaba an die Beni Koreisch und ihrer Versammlung um die Kaaba; 148) von einigen Begebenheiten aus der Zeit der Unwissenheit; 149) von Chalid Ben Sinan dem Absiten, den einige irrig für einen Propheten halten; 150) von Hatim Tai, dem Freygebigsten der Araber vor dem Islam; 151) Erwähnung einiger Kunden von Abdallah Ben Dschedaan; 152) Erwähnung von Amrolkais Ben Hadschrol-Kendi, dem Verfasser der schönsten der Moallakat, d. i. der an der Kaaba aufgehangenen Gedichte; 153) Erwähnung einiger Kunden von Ommeije Ben Ebiß-ßalt Es-sakafi, einem der Dichter der Zeit der Unwissenheit; 154) von Bohaire dem Mönche; 155) Erzählung von Kaw Ben Saidet El-Ajadi; 156) Erwähnung von Seid Ben Amru B. Nefil; 157) Gedichte desselben zum Preise der Einheit Gottes; 158) von den Begebenheiten, die sich zur Zeit der Unruhen ereignet haben, worunter die Erbauung der Kaaba; 159) Erwähnung Kaab Ben Lawa's; 160) Erwähnung des neuen Aufgrabens des Brunnens Semsem durch Abdol-Motalib B. Haschim; 161) von dem Gelübde Abdol-Mota-

libs, eines seiner Kinder zu opfern; 162) Abdol-Motallib vermählt seinen Sohn Abdallah mit Eminet, der Tochter Wehib des Schreibers.

Der zweyte Band, welcher leider fehlt, enthält die Geschichte des Propheten bis zur vollständigen Begründung des Triumphes des Islams durch die Eroberung von Mekka im achten Jahre der Hidschret, womit der dritte Band beginnt.

Dritter Band. 1) Die Eroberung von Mekka im achten Jahre der Hidschret (621); 2) Bekehrung des Abbas B. Abdol-Motallib's des Oheims des Propheten, zum Islam; 3) Sendung des Chalid Ibnol Welid an die Beni Dschodeime nach Mekkas Eroberung; 4) Gebote, vom Propheten zu Mekka gegeben; 5) wie die Flucht zum Heile der Gottesfürchtigen wird; 6) von denen, welche als Märtyrer fielen am Tage der Schlacht von Honain; 7) von den Gedichten auf die Schlacht von Hewasin; 8) Rückkehr des Propheten von Taif, und Vertheilung der Reiter von Hewasin; 9) Ankunft Melik Ibn Auf's beym Propheten; 10) Widerspenstigkeit einiger Unwissenheiten wider den Propheten bey der Theilung der Beute; 11) Ankunft der Milchschwester des Propheten, als er zu Dschaaranet; 12) Besuch der Stadt Aamret im Silkide (Februar 630); 13) Bekehrung Kaab Ibn Soheir's zum Islam; 14) von den berühmten Begebenheiten des Jahres acht d. H; 15) Schlacht von Tebuk i. 9. J. d. H. (630); 16) der Prophet zieht auf seinem Wege nach Tebuk durch das Thal Themud, wo die Steine angeschrieen werden; 17) Ankunft des Gesandten des Kaisers; 18) Friedensschluß zwischen dem Könige von Ailet vor den Propheten Rückkehr von Tebuk; 19) von den rebellirenden Völkern; 20) von den Begebenheiten nach der Rückkehr des Propheten von Tebuk; 21) Tod Abdallah's, des Sohnes Fendschet's; 22) der Prophet sendet den Ebubekr als Emirol-hadsch, und Sendung der Sure Berat vom Himmel; 23) Briefe durch Gesandte dem Propheten überbracht; 24) Erzählung von Themamet, dem Gesandten der Beni Honeife, mit welchem Moseileme der Lügner sich befand; 25) Gesandtschaft Ibn Aamir's, des Sohnes Tofeil's, und Erbed's, des Sohnes Kais; 26) Ankunft Ssamam's, des Sohnes Saalebe's, als Gesandter seines Volkes (der Beni Saad B Bekr); 27) Gesandtschaft des Thai mit Seidol-chijel; 28) Erzählung von Dus und Tofeil Ibn Amru; 29) Erzählung von Omman und Bahrein; 30) Gesandtschaft Firwe's, des Sohnes Mesik El-Muradi's; 31) die Ankunft Amru's, des Sohnes Maadi Kerb's, mit Leuten von Sobeid; 32) Ankunft des Eschaas, des Sohnes Kais, als Gesandter der Beni Kende; 33) Ankunft Aascha B. Mesin's; 34) Ankunft Ssord Ibn Abdollahs Chedis als Gesandter seines Volkes, und die Gesandtschaft der Einwohner von Dscheresch; 35) Ankunft des Gesandten des Königs der Himjar; 36) Ankunft Dscherir's, des Sohnes Abdallahs; 37) Tod Wail's, des Sohnes Hadschr's, eines der Könige Jemens; 38) Gesandtschaft Lakit's, des Sohnes Aamir's; 39) Gesandtschaft Sigad's, des Sohnes Hares; 40) Gesandtschaft des Hares, des Sohnes Hassan El-Bekri's; 41) Ankunft Firwe's, des Gesandten Amru El-Dschodami's, des Herrn des Landes von Maan; 42) Ankunft Tharik's, des Sohnes Abdallah's; 43) Ankunft Temimdari's beym Propheten; 44) Gesandtschaft der Beni Abs; 45) der Beni Fesare; 46) der Beni Mere, 47) der Beni Saalebe; 48) der Beni Meharib; 49) der Beni

Kelab; 50) der Beni Rewas; 51) der Beni Okail; 52) der Beni Koschair; 53) der Benil-Beka; 54) der Beni Eschdschaa; 55) der B. Nahilet; 56) der B. Hilal B. Aamir; 57) der B. Bekr B. Wail; 58) der B. Thagleb; 59) der Stämme von Jemen und der B. Nedschhib; 60) aus Chaulau; 61) der Dschoofi; 62) der Ssadef; 63) der Cheschin; 64) der Sibaa; 65) der Dschinnen; 66) das zehnte J. d. H. (631); 67) der Prophet sendet Emire (Statthalter) nach Jemen vor seiner letzten Wallfahrt; 68) die letzte Wallfahrt, beygenannt die Wallfahrt des Abschiedes; 69) über die Oerter, welche der Prophet besuchte, und Verschiedenheit der Meinungen hierüber; 70) Erklärung der Bekleidung des Propheten mit dem Pilgermantel; 71) Erzählung Dschabir B. Abdallah's; 72) Ueberlieferung des Ibn Abbas; 73) Ermahnung derer, welche sagen, der Prophet habe Waaren mit sich geführt; 74) von der Verrichtung der Wallfahrt selbst; 75) Erzählung von den beyden Fürsten der Rechtgläubigen Osman und Ali; 76) Erzählung von Ins B Melik; 77) Sabit El-Binani's; 78) Hamid B. Tirujes; 79) Hamid B Hilal's; 80) Seid B. Eslem's; 81) Salim B. Ebildschaads; 82) Suleiman B. Tarchan's; 83) Obeidollah B. Seids; 84) Ali B. Seids; 85) Kotade B. Doamet's; 86) Moßaab B. Selim's; 87) Ebn Esma Ssoikal's; 88) Ebn Kodame's; 89) Bere Ibn Achib's; 90) Dschabir B. Abdallah's; 91) Ebi Talha's; 92) Seraka B. Malik's; 93) Saad's B. Ebi Wakaßß; 94) Abdallah's J. Abbas; 95) Abdallah's J. Omar's; 96) Abdallah's J. Amru's; 97) Amran's Ibnol-Haßin's; 98) Hermas, des Sohnes Sijad's; 99) Hafßat, der Tochter Amram's; 100) Aische's, der Mutter der Rechtgläubigen; 101) Erwähnung derer, welche sagen, der Prophet habe Aamret nicht gesehen; 102) Gruß des Propheten (Telbijet); 103) Erwähnung der Stätten, auf denen der Prophet betete; 104) Eintritt des Propheten zu Mekka; 105) sein Umgang um die Kaaba; 106) von der Entblößung der linken Schulter vom Pilgermantel; 107) von dem Umgange des Propheten zwischen Ssafa und Merwe; 108) von den Gebeten, die von ihm aufbewahrt worden; 109) von dem Stillstehen desselben im Vorhofe des Heiligthums und seinem Aufbruche von Meßdelifet vor Sonnenaufgang; 110) von dem Steinwerfen zu Dschemretol-aakba; 111) von dem Scheeren seines gebenedeyten Hauptes; 112) von seinem dem alten Hause (der Kaaba) erwiesenen Einfluß; 113) Ueberlieferungen über den allnächtlichen Besuch der Kaaba; 114) von den Versen und Ueberlieferungen, welche auf den Tod des Propheten sich beziehen; 115) Befehl desselben an Ebubekr, daß er mit Allen für ihn bete; 116) von seinem Tode; 117) von dem, was sich nach seinem Tode Wichtiges begeben; 118) Geständniß Saad B. Ibade's über das, was Ebubekr gesagt; 119) über die Zeit, wenn er gestorben, die Waschung und Bestattung des Leichnams; 120) von der Art, wie derselbe gewaschen ward; 121) über die Art, wie das Leichentuch übrr ihn geworfen ward; 122) über die Art seines Begräbnisses; 123) wer der letzte gewesen, dem der Prophet etwas versprochen; 124) Wann er begraben ward; 125) Beschreibung seines Grabes; 126) von dem großen Unglücke, das die Moslimen durch seinen Tod traf; 127) von der Trauer über ihn; 128) was von den Genossen der Schrift (Christen und Juden) von dem Tage seines Todes erzählt wird; 129) der Prophet ließ kein Goldstück und keine Silbermünze zurück; 130) Erklärung seines Wortes:

Wir vererben Nichts; 131) Was hievon die Gemeine und Ebubekr erzählt; 132) von seinen Gemahlinnen; 133) von denen, um die er freyte, die er aber nicht ehelichte; 134) von seinen Beyschläferinnen; 135) von seinen Kindern; 136) von seinen Sclaven, Dienern, Schreibern, Aufsehern, Freygelassenen und Sclavinnen; 137) von seinen Dienern aus seinen Gefährten; 138) von seinem Ringe; 139) von seinen Schwertern; 140) von seinen Schuhen; 141) von seinem Trinkgeschirre; 142) von seinem Apparate der Augenschminke; 143) von seinen Pferden und andern Lastthieren; 144) von seiner Personalbeschreibung; 145) von seiner Schönheit; 146) von seiner Gesichtsfarbe; 147) von seiner Stirne, seinen Stirnenfalten, Augen, Augenbraunen, Wangen; 148) von seinem Haare; 149) von seinen Schultern, Armen, Händen, Füßen, Knöcheln, Sohlen; 150) von seinem Stehen beym Gebete und seinem guten Geruche; 151) von dem Siegel der Prophetenschaft zwischen seinen Schultern; 152) Sammlung der zerstreuten Ueberlieferungen, welche sich auf die Beschreibung seiner Person beziehen; 153) von seinen Sitten und Eigenschaften; 154) von seiner Huld und Güte; 155) von seinem Temperamente; 156) von seinen Tugenden; 157) von seiner Zurückgezogenheit von dieser Welt; 158) Ueberlieferung Belal's hierüber; 159) von seiner Demuth; 160) von seiner Andacht; 161) was von seinen Eigenschaften schon in den Büchern voriger Propheten erwähnt worden (ihn betreffende Prophezeyungen); 162) von den Beweisen des Prophetenthums; 163) von den himmlischen und irdischen Beweisen des Prophetenthums; 164) von der Zurückkehr der Sonne von ihrer Bahn; 165) von dem Regen, welchen der Prophet in Wassernoth erflehte; 166) von den irdischen Wundern, deren einige sich auf todte Körper (Mineralien), andere auf lebende (Thiere) beziehen; 167) die Vermehrung der Speisen durch denselben; 168) Vermehrung der Milch und der Butter; 169) von den bey dem Gastmahle Ebi Talha des Christen gegebenen Beweisen des Prophetenthums; 170) von der Vermehrung der Speisen im Hause Fatima's; 171) eine andere Erzählung von solcher Vermehrung im Hause des Propheten; 172) von der Schüssel im Hause Ebubekr's; 173) Erzählung von Dschabir und der ihm vom Propheten bescherten Vermehrung; 174) von dem Gehorsame, welchen ihm der Baum bezeigt; 175) von dem Blöcken des Lammes aus Sehnsucht nach dem Propheten; 176) von dem Lobgesange der Steine in seiner Hand; 177) von den durch Thiere gegebenen Beweisen des Prophetenthums, als vom Esel, der vor ihm niederfiel, und ihn anbetete: 178) vom Bären; 179) vom Vogel Hommret; 180) von den an seinen Freunden bewährten Wundern; 181) die Erzählung von El-Ola Jbnol-Chadhremi; 182) von Seid Ben Dschariha, der nach seinem Tode sprach; 183) vom epileptischen geheilten Knaben; 184) von den durch den Propheten entschiedenen Streitfragen; 185) von den künftigen Begebenheiten, welche der Prophet bey seinem Leben voraussagte; 186) aus dem Buche von den Beweisen des Prophetenthums über seine Kenntniß verborgener Dinge; 187) von den Vorhersagungen des Propheten über die Unruhen zu Ende des Chalifats Osman's und Ali's; 188) die Vorhersagung desselben von dem Aufstande der Empörer, ihren Schlachten und ihren Zeichen; 189) Voraussagung des Propheten von dem gewaltsamen Tode Ali's, des Sohnes Ebi Thaleb's; 190) Voraussagung des Propheten über das Schicksal Hanas, des Sohnes Ali's, welcher die Herrschaft aus den Händen gab, und sie dem Moawije überließ; 191) Voraussagung des Propheten von dem Meereszuge auf Cypern; 192) Voraussagung vom

Feldzuge Hinda's; 193) Voraussagung von den Schlachten mit den Türken, wie sie Statt gefunden; 194) Voraussagung von Abdallah Ben Selam; 195) Voraussagung des Propheten von dem Tode Meimuna's, der Tochter des Hares; 196) Voraussagung des Propheten vom gewaltsamen Tode Hadschr's B. Ada's; 197) Voraüssagung des Propheten von den Unruhen, welche nach dem Tode Moawije's Statt gefunden; 198) Voraussagung von dem Martyrtode Husein's, des Sohnes Ali's; 199) Voraussagung des Propheten von dem Vorfalle Harre's, welcher ebenfalls zur Zeit der Regierung Jsid's sich begab; 200) prophetische Andeutung der Regierung Omar's, des Sohnes Abdolasis; 201) prophetische Andeutung über Mohammed Jbnol-Kaab El-Farthi und dessen Kunde in Auslegung des Korans; 202) Voraussagung des Propheten über das Ende seines Zeitalters (nach dreyßig Jahren); 203) Voraussagung des Propheten über Welid (dem Chalifen des Hauses Ommeije; 204) Prophezeyungen über alle Chalifen des Hauses Ommeije; 205) Prophezeyungen von der Herrschaft des Hauses Abbas; 206) Prophezeyungen von den zwölf Jmamen; 207) Voraussagungen von den Begebenheiten, die sich unter der Regierung des Hauses Abbas begaben; 208) Voraussagung von dem zu Ende der Welt in Hedschas aufgehenden Feuer.

Vierter Band, beginnt mit dem Jahre der Hidschret 11 (632) mit folgenden Abschnitten: 1) Von dem Nachdrucke des Heeres Esame's; 2) Ansi El-eswed getödtet; 3) von seinem Aufstande und seiner Besitzergreifung; 4) Auszug Ebubekr's wider die Rebellen; 5) von seinem Auszuge nach Sil Fadhat zur Zeit, als eilf Fahnen sich mit ihm vereinten; 6) von dem Zuge der Emire von Sil-Fadhat; 7) andere Vorfälle; 8) Moseileme der Lügner wird erschlagen; 9) Abfall der Einwohner Bahrein's vom Jslam, und ihre Rückkehr zu selbem; 10) Abfall der Einwohner von Omman, Mehret und Jemen; 11) Todfälle dieses Jahres; 12) Begebenheiten des Jahres 12 (633) d. H.; 13) Sendung Chalid's, des Sohnes Welid's, nach Jrak; 14) Vorfall von Leis; 15) Chalid erobert Enbar im Feldzug der Quellen; 16) Kunde von Dumetol-Dschendel; 17) Kunde von den beyden Vorfällen von Haßid und Madhih; 18) Vorfall von Feradh; 19) von den anderen Begebenheiten dieses Jahres; 20) Todesfälle desselben; 21) das J. 13 (634) d. H.; 22) der Vorfall von Jermuk; 23) Gedichte auf die Schlacht von Jermuk; 24) Uebertragung der Statthalterschaft Syriens von Chalid an Obeide, welcher der erste den Titel eines Fürsten der Fürsten (Emirol-Umera) führet; 25) Vorfall von Dscheret nach der Ankunft Chalid's in Syrien; 26) das Chalifat Omar, des Sohnes Chattab's; 27) Eroberung von Damascus; 28) von den Unruhen, die sich zu dieser Zeit in Jrak ereigneten; 29) der Vorfall von Nemarik; 30) Vorfall von Beweit, worin die Moslimen gegen die Perser das Kürzere zogen; 31) die Perser sammeln sich um Jesdedschird; 32) allgemeine Uebersicht der Begebenheiten dieses Jahres; 33) die in diesem Jahre Verstorbenen nach alphabetischer Ordnung, wie sie Sehebi's Geschichte aufführt; 34) Begebenheiten d. J d. H. 14 (635); 35) der Feldzug von Kadesijet; 36) Todesfälle dieses Jahres; 37) Eintritt des Jahres 15 (636) d. H.; 38) Vorfall von Kanesrin; 39) von Kaisarijet; 40) Vorfall der beyden Heere zu Edschnadin; 41) die Eroberung Jerusalems; 42) Vorfall von Bahr Sir; 43) Todesfälle dieses Jahres; 44) Eintritt d. J. 16 (637) d. H.; 45) Eroberung Medain's; 46) Vorfall von

Halnla; 47) Eroberung von Holwan; 48) von Tekrit und Moßul; 49) von Masendan in Irak; 50) von Kerkesia und Hit; 51) Todesfälle dieses Jahres; 52) Geschichte d. J. 17 (638) d. H.; 53) Erzählung von Ebi Obeide, den die Griechen zu Himß einschließen; 54) Eroberung von Dschesiret; 55) von der Pest von Ammas; 56) Chalid wird der Statthalterschaft Kanesrin's entsetzt; 57) Eroberung von Ahwas; 58) von Scheiser; 59) der persische Feldzug auf der Seite Bahrein's; 60) die zweyte Eroberung von Tuster (Schuster) und die von Sus und Ram Hormus; 61) Eroberung von Dschund Sabur und Nehawend; 62) Eintritt d. J. 18 (639) d. H.; 63) Todesfälle dieses Jahres; 64) Eintritt d J. 19 (640) d. H.; 65) Todesfälle dieses Jahres; 66) Eintritt d. J. 20 (641) d. H.; 67) Eroberung Aegyptens; 68) vom Nile; 69) Todesfälle d. J.; 70) Eintritt d. J. 21 (641) d. H.; 71) Todesfälle d. J.; 72) Eintritt d. J. 22 (642) d. H.; 73) Eroberung Hamadans, Rei's; 74) von Kumis; 75) von Dschordschan; 76) von Aserbeidschan; 77) von Derbend; 78) erster Feldzug wider die Türken; 79) Vorfall beym Damme von Gog und Magog; 80) Erzählung von Jesdedschird, dem Sohne Schehrijar's; 81) Zug der Moslimen gegen Chorasan unter Ahnef B. Kais; 82) Eintritt d. J. 23 (643) d. H.; 83) Eroberung von Fesa, Darabdscherd, und Erzählung von Sarijet; 84) der Feldzug wider die Kurden; 85) Kunde von Selma, dem Sohne des Kais; 86) Personalbeschreibung Omar's; 87) von seinen Gemahlinnen und Kindern; 88) Einige Trauergedichte; 89) Todfälle d. J.; 90) Eintritt d J. 24 (644) d. H.; 91) d. J. 25 (645) d. H.; 92) d. J. 26 (646) d. H.; 93) d. J. 27 (647) d. H.; 94) der afrikanische Feldzug; 95) der andalusische; 96) Vorfall mit den Barbaren; 97) Eintritt d. J. 28 (648) und Eroberung Cyperns; 98) Eintritt d. J. 29 (649) d. H.; 99) Eintritt d. J. 30 (650) d. H; 100) Eintritt d. J. 31 (651) d. H.; 101) der gewaltsame Tod des persischen Chosroes Jesdedschird; 102) Eintritt d. J. 32 (552) d. H.; 103) Todesfälle d. J.; 104) Eintritt d. J. 33 (653) d. H.; 105) d. J. 34 (654) d. H.; 106) d. J. 35 (655); 107) die Stämme kommen aus Aegypten zum zweyten Male zu Osman B. Affan; 108) die Art seiner Ermordung; 109) seiner Eigenschaften Beschreibung; 110) einige Trauergedichte auf seinen Tod; 111) Ueberlieferungen, die ihn betrafen: 112) von seinen Vortrefflichkeiten; 113) von seinem Benehmen und Sitten; 114) etwas von seinen Volksanreden; 115) von seinen Tugenden und seinem Lobe; 116) von seinen Gemahlinnen und Kindern; 117) von den während seines Chalifats Verstorbenen; 118) von dem Chalifate Ali's, des Sohnes Ebi Thalib's; 119) Huldigung dem Ali dargebracht; 120) Eintritt d. J. 36 (656) d. H.; 121) Beginn des Verfalls des Kamehls (der Schlacht mit Aische); 122) Zug Ali's von Medinet nach Baßra; 123) die Moslimen kommen zu ihm nach der Schlacht des Kamehls; 124) Liste der an dieser Schlacht erschlagenen Vornehmen; 125) weitere Begebenheiten dieses Jahres; 126) Schlacht von Ssaffein; 127) Eintritt d. J. 37 (637) d. H.; 128) Kampf Amar's B. Jasir's mit Ali; 129) die Syrer heben den Koran (auf ihren Lanzen) empor; 130) Erzählung des Rechtsausspruches; 131) Auszug der Charedschiten; 132) die beyden Aussprüche Ebi Musa's und Amru's Ibnol-Aaß zu Dumetol-Dschendel; 133) Auszug der Charedschiten von Kufa und die ihnen gelieferten Treffen; 134) Auszug Ali's, des Fürsten der Rechtgläubigen, wider die Charedschiten; 135) Ueberlieferungen, welche Ali betreffen; 136) Todesfälle

Ibn Sijad's; 224) gewaltsamer Tod Mochtar's, des Sohnes Ibn Obeid Es-sakafi's durch Moßaab B. Sobeir; 225) Lebensbeschreibung Mochtar's; 226) Eintritt d. J. 68 (687) d. J.; 227) Todesfälle d. J.; 228) Eintritt d. J. 69 (688) d. H.; 229) Lebensbeschreibung Eschdak's; 230) Todesfälle d. J.; 231) Eintritt d. J. 70 (689) d. H.; 232) Todesfälle d. J.; 233) Eintritt d. J. 71 (680) d. H., worin Moßaab erschlagen wird; 234) Lebensbeschreibung Moßaab's; 235) Eintritt d. J. 72 (691) d. H.; 236) Abdolmelik B. Merwan sendet den Hedschadsch B. Jusuf an Abdollah B. Sobeir; 237) Lebensbeschreibung Ibn Chasim's; 238) Todesfälle d. J.; 239) Eintritt d. J. 73 (692) d. H., worin Abdallah, der Sohn Sobeir's, getödtet wird; 240) Lebensbeschreibung desselben; 241) von den Vornehmen, die mit ihm getödtet wurden; 242) Eintritt d. J. 74 (693) d. H.; 243) Todesfälle d. J.; 244) Eintritt d. J. 75 (694) d. H.; 245) Abdol-Melik sendet den Hedschadsch als Statthalter nach Irak, Baßra und Kufa; 246) Todesfälle d. J.; 247) Eintrittt d. J. 76 (693) d. H.; 248) Schebib und seine Gemahlin Ghasalet kommen nach Kufa; 249) Abdolmelik prägt Münzen; 250) Eintritt d. J. 77 (696) d. H.; 270) Schebib's gewaltsamer Tod. Die Abschrift dieses Bandes vollendet im J. 1141 (1728).

Der fünfte Band beginnt mit dem Eintritte d. J. 78 (617), und schließt mit dem 298 (910), jedes Jahr regelmäßig in die zwey Abschnitte der Begebenheiten und der Todesfälle getheilt, nur die folgenden Abschnitte sind besonders aufgeführt: Im J. 81 die Empörung des Ibnol-Eschaas; i. J. 82 der Vorfall von Deirol-dschemedschem; i. J. 83 der Bau von Wasith; i. J. 85 die Huldigung Abdol Melik's; i. J. 86 dessen Tod und die Chalifenschaft Welid's; i. J. 93 die Eroberung von Samarkand; i. J. 84 der gewaltsame Tod Said B. Dschebir's; i. J. 95 die Lebensbeschreibung des Hedschadsch, mit seinen Worten, Thaten, Trefflichkeiten, Monumenten, Grausamkeiten, dann der Tod des Chalifen Welid mit dessen Lebensbeschreibung, und die Chalifenschaft Suleiman's; i. J. 99 die Chalifenschaft Omar's B. Abdolasis; i. J. 101 die Lebensbeschreibung desselben und von den Ursachen seines Todes, dann die Chalifenschaft Jesid's und der Aufruhr Jesid's, des Sohnes Mohelleb, und die Statthalterschaft Moslema's, die Türkenschlacht und der Sieg Said's in Chorasan; i. J. 115 der Tod und die Lebensbeschreibung Jesid's, dem Sohne Abdol-melik's, und Hischam's Chalifenschaft; i. J. 125 der Tod Hischam's und dessen Lebensbeschreibung, sammt der Chalifenschaft Welid's; i. J. 126 der gewaltsame Tod desselben und die Chalifenschaft Jesid's II., seine Absetzung, Lebensbeschreibung, und Chalifenschaft Merwan's; i. J. 127 Merwan zieht zu Damaskus ein; i. J. 129 Auftritt Ebi Moslims des Chorasaners, der gewaltsame Tod Ibn Kermani's; i. J. 130 Kahtbe Ibn Scheib wendet sich gegen Nischabur, Ebi Hamsa der Charedschite zieht zu Medina ein; i. J. 132 der gewaltsame Tod Ibrahim's, des Sohnes Mohammed's des Chorasaners, und die Chalifenschaft des Ebil Abbas des Blutvergießers und der Todschlag Merwan's B. Mohammed mit dessen Lebensbeschreibung, Untergang des Reichs der B. Ommeije und Beginn der Herrschaft der B. Abbas, unumschränkte Herrschaft des Gründers; Sendung Ebu Moslims Mohammed Ibnol-Eschaas; i. J. 136 Abu Dschaafer B. Elmanßur führt die Pilgercaravanen, und Lebensbeschreibung des Ebil-Abbas, Nachfolgers

Ebi Dschaafer El-Manßur's; i. J. 137 Aufruhr Abdallah's B. Ali, Verderben Ebi Moslim's des Chorasaners und dessen Lebensbeschreibung und Empörungen; i. J. 141 Manßur ernennt den Mohammed El-Mehdi zum Nachfolger; i. J. 145 gewaltsamer Tod Abdallah B. Hasan's und Aufstand Ibrahim B. Abdallah's; i. J. 146 Vollendung des Baues Bagdad's und Kunden seiner Denkmale und Eigenschaften; i. J. 150 Lebensbeschreibung des Imams Ebi Hanifet; i. J. 151 Bau Roßafa's; i. J. 155 der Bau Rafikat's; i. J. 157 Lebensbeschreibung Ewsaai's; i. J. 158 Tod und Lebensbeschreibung Ebi Manßur's und die Chalifenschaft Mehdi's; i. J. 159 Vermählung Mehdi's mit seiner Base; i. J. 160 die Huldigung Musa Hadi's und Harun Reschid's; i. J. 169 Tod Mehdi's, seine Lebensbeschreibung; i. J. 170 die Hadi's und das Chalifat Harun Reschid's; i. J. 176 großer Aufruhr in Syrien; i. J. 187 das Verderben der Barmekiden; i. J. 193 Tod Harun Reschid's und dessen Lebensbeschreibung; i. J. 196 Ursache der Absetzung Mohammed Emin's und Uebergang des Chalifats auf Manßur; i. J. 198 gewaltsamer Tod Emin's und seine Lebensbeschreibung, die Chalifenschaft Mamun's; i. J. 203 die Einwohner Bagdads entkleiden den Ibrahim seiner Rechte auf den Thron; i. J. 218 Unruhen und Mühseligkeiten Bagdads, Tod und Lebensbeschreibung Mamun's, Chalifenschaft Moteaaßimbillah's; i. J. 122 Babek Churremi, und dessen gewaltsamer Tod; i. J. 223 Eroberung Amurije's und gewaltsamer Tod Abbas B. Mamun's; i. J. 227 Tod Moteaaßim's, dessen Lebensbeschreibung und Chalifenschaft El-Wasik's; i. J. 232 Tod Harum El-Wasik's und Chalifenschaft Motewekkil's; i. J. 240 Lebensbeschreibung David des Richters; i. J. 141 Lebensbeschreibung des Imams Ibn Hanbel; i. J. 247 Tod und Lebensbeschreibung Motewekkil's, und Chalifenschaft Mohammed El-Mostanßar's; i. J. 248 Chalifenschaft El-Mosteain's; i J. 252 Absetzung Mosteain's und Chalifat des El-Motaaf, gewaltsamer Tod El-Mosteain's; i. J. 255 gewaltsamer Tod des Chalifen Motaaf und Chalifat Mohtedi's, große Unruhen zu Bagdad; i. J 256 Absetzung Mohtedi's und Nachfolge Motamed's; i. J. 267 Zug Ebi Ahmed's El-Muwaffik nach Medinet; i. J. 269 Plünderung der Pilgercaravane durch die Araber; i. J. 270 Gewaltsamer Tod des Sahibes-sidsch; i. J. 278 Tod und Lebensbeschreibung Muwaffik's und Chalifat El-Motadhad's; i. J. 280 Bau des Chalifenpallastes zu Bagdad; i. J 889 Tod und Lebensbeschreibung Motadhad's, Erwähnung des Richters Ebul Hasan Mohammed und des Wesirs Obeidallah B. Suleiman's, Chalifat Moktefibillah's; i. J 294 Gewaltsamer Tod Sekerweih's; i. J. 245 Tod und Lebensbeschreibung Motedhad's; Chalifat Moktedir billah's.

Der sechste Band fehlt, der siebente enthält: Begebenheiten d. J. d. H. 615 (1218) bis zu Ende d. J. 742 (1341) nach den Begebenheiten und Todesfällen mit den folgenden Ueberschriften besonderer Abschnitte, nämlich: i. J 615 der Tod Melik Aadil's, die Wegnahme Damiat's durch die Franken; i. J 616 die Erscheinung Dschengischan's und dessen Uebergang über den Oxus; i. J. 626 der Tod des Chalifen Naßir eddinillah und die Chalifenschaft seines Sohnes Sahir; i. J. 627 der Tod des Chalifen Sahir und Nachfolge seines Sohnes Mostanßar als Chalife; i. J. 635 Tod Melik Kiamils; i. J. 640 Chalifenschaft Mosteadhad Allah's; i. J. 648 Melik

Moaſ Iſeddin Ibek der Turkmane, der Herr Aegyptens; i. J. 656 Untergang des Chalifats, geſammte Ueberſicht aller Chalifen; i. J. 658 Schlacht von Ain Dſchalut, Herrſchaft Melik Eſ-ſahir's Bibars; i. J. 659 dem Moſtanßarbillah wird als Chalifen gehuldigt; i. J. 660 Erwähnung Hakimbiemrillah's des Abbasiden; i. J. 661 ſeine Chalifenſchaft, Einnahme von El-Kerek; i. J. 666 Eroberung Antiochiens; i. J. 675 Eroberung Kaißarijes; i. J. 678 Abſetzung Melik Said's, welchem ſein Bruder Aadil Schelamiſch folgt, dem Melik Manßur Kilawun wird gehuldigt, Herrſchaft Eſchkar's zu Damaskus; i. J. 688 Eroberung von Himß; i. J. 689 Tod Melik Manßur's; i. J. 690 Eroberung Acca's und des Reſtes der ſyriſchen Küſte; i. J. 691 Eroberung von Kalaater-Rum i. J. 693, Vorfall von Oßaf Naßrani, Tod Eſchreſ's; i. J. 694 Herrſchaft Melik Aadil Ketbogha's; i. J. 696 Herrſchaft Melik Manßur Ladſchin des Silihdars; i. J. 698, deſſen gewaltſamer Tod; i. J. 699 Herrſchaft Melik Moſaffir Takijeddin Mahmud's; i. J. 701 die Chalifenſchaft Moſtekfi Allah; i. J. 702 Meereswunder, Vorfall von Schetdſcheb, Tod Ghaſans und Nachfolge ſeines Todes Charbende; i. J. 705 was ſich mit Scheich Takijeddin begeben, und die drey Verſammlungen; i. J. 709 Abſetzung des Königs Naßir B. El-Manßur Kilawun, gewaltſamer Tod des Dſchaſchnegir (Truchſeſſes); i. J. 712 Monker Statthalter in Syrien; i. J. 715 Eroberung Malatia's; i. J. 717 Erſcheinung eines falſchen Mehdi, i. J. 724 Botſchaft von Aegypten an den Statthalter von Syrien; i. J. 732 die Eroberung Karsarges; i. J. 734 Vorfall des Richters Ibn Hamleh. In den fünf letzten Jahren ſind die Begebenheiten nach den Monaten untergetheilt. Zu Ende des 232. Blattes ſteht: Vollendet die Abſchrift des achten Bandes i. J. 747 (1346), was ſich auf die Vollendung der Urſchrift bezieht, welche aus acht Bänden beſtand, während dieſe Abſchrift deren nur ſieben hatte, wovon leider, wie geſagt, hier zwey fehlen.

161.

كتاب المعارف

d. i. das Buch der Kenntniſſe der Weltgeſchichte Ibn Kotaiba's, 270 (883), in ſchönem Neschi, 125 Blätter Quart, geſchrieben i. J. 1107 (1695). Die Hauptabſchnitte dieſes Werkes ſind die folgenden; 1) Von der Erſchaffung der Welt und Adam; 2) Seth; 3) Idris, 4) Noeh und ſeine Söhne Cham, Jafet und Seth; 5) Saalih, 6) Abraham, 7) Ismail, 8) Ishak, 9) Jusuf; 10) Schoaib (Jethro); 11) Job; 12) Moſes und Aaron; 13) Samuel, 14) Saul; 15) David; 16) Senacherib, Nabukodnozor und der Prophet Jeremias; 17) Oſair (Esdras) und Daniel; 18) Iſaias; 19) Ezechiel; 20) Joſue; 21) Jonas; 22) Jeſus und Joannes; 23) die Siebenſchläfer; 24) die Sulkarnein; 25) Sergius; 26) Lokman; 27) Sulkefel; 28) von der Zahl der Propheten unb vom Himmel geſandten Bücher; 29) von Arabern, Chriſten vor Mohammed; 30) Abſtammung von Adnan; 31) Abſtammung der Beni Haſchim; 32) der Beni Ommeje, 33) der Beni Modhar; 34) der Araber von Jemen; 35) die Abſtammung von Aus Ben Hariret; 36) von der Abſtammung verſchiedener arabiſcher Stämme; 37) von der des Propheten, ſeinen Oheimen, Ahnen, Wei-

dern, Kindern, Freygelassenen, Pferden, Feldzügen (Bedr, Ohod, Chandak); 38) Ebibekrs Islam und Chalifat, seine Kinder, Freygelassene; 39) Omar's Abstammung, Chalifat, Kinder, Freygelassene; 40) Abstammung Osman's und dessen Chalifat; 41) Abstammung Ali's und dessen Chalifat und Kinder; 42) von Sobeir Ibnol Awam; 43) von Talha Ibn Abdallah; 44) von Abderrahman Ibn Auf; 45) von Saab B. Ebi Wakaß; 46) von Said B. Jesid B. Amru und 129 andern Gefährten des Propheten, in eben so vielen mit ihren Namen überschriebenen Abschnitten; 47) Namen von Vertrauten des Propheten; 48) von Gleißnern; 49) von den hauptsächlichsten Widersachern Moawie's; 50) die Häuser der Familie Ommeje; 51) die der Familie Abbas; 52) die Vornehmsten der Scherife und Charedschiten; 53) Seltenheiten der Kenntnisse; 54) von 140 Jungen (Tabiin), in eben so vielen mit ihrem Namen überschriebenen Abschnitten; 55) von den Männern des Rathes, in 150 Abschnitten; 56) von den Namen der vorzüglichsten Ketzer, 25 Seiten; 57) von den Genealogen und Verfassern der Kunden; 58) von den Dichtern, Erzählern und Grammatikern, 21 Abschnitte; 59) von den Lehrern (Moallimun); 60) von denen, die mit dem Propheten ausgewandert (Mohadschiran); 61) von den Ursprüngen, d. i. den ersten Gründern, Erfindern, Gesetzgebern; 62) von den Moscheen Mekka's, Medina's, Jerusalems, Baßras, Kufas, Damasks; 63) von der Insel der Araber (Dschesiret); 64) von den Eroberungen der Araber; 65) von den Statthaltern Irak's; 66) von dem Unterschiede der ersten und zweyten Ausgewanderten; 67) von dem für Christen verdoppelten Almosen; 68) von den Religionen der Araber; 69) von den Künsten und Gewerben berühmter Männer; 70) von Gichtbrüchigen, Aussätzigen, Stummen, Lahmen, Blinden; 71) von Mehreren, die in der Folge auf einander blind waren; 72) erschlagen worden; 73) Richter waren; 74) freygesprochen worden; 75) als Märtyrer fielen; 76) von Vätern und Söhnen, die wenig an Alter verschieden waren; 77) von den über ihre Zeit Schwangeren; 78) von Kleingewachsenen; 79) von denen, die nicht nach ihren Vätern und Stämmen benannt werden; 80) von denen nach besonderen Beynamen Benannten; 81) von den großen Pesten; 82) von den berühmten Schlachttagen der Araber vor dem Islam; 83) von denen, deren Namen zum Sprichworte geworden, 25 historische Sprichwörter; 84) die Reiche der Fremden; 85) die Geschichte der Könige von Jemen; 86) die Geschichte der Könige von Syrien; 87) die Geschichte der Könige von Hire.

162.

تاريخ الانبيا

d. i. die Geschichte der Propheten, Bruchstück einer arabischen Geschichte der Schöpfung und Propheten, ohne Anfang und Ende, höchst mangelhaft und zerrissen, wurmstichig und schlecht geschrieben. 170 Blätter Quart.

163.

روضة المناظر فى علم الاوائل و الاواخر

d. i. der Garten der Ansichten in der Wissenschaft der ersten und letzten Dinge, von Mohammed B. Mohammed

Mohibbeddin Ebul-Welid Ibn Schohne, geb. i. J. 749 (1348), gest. i. J. 815 (1412), erst Richter zu Haleb, dann zu Cairo. Ein sehr schätzbares universalhistorisches Compendium in drey Theilen; der erste enthält die Geschichte der Schöpfung und Propheten der vier altpersischen Dynastien der Pharaonen, der arabischen Könige in Jemen, Hedschef, Hire, der Griechen, Juden, die Eintheilung der Völker. Der zweyte Theil die Geschichte des Islams von der Geburt des Propheten an bis zum J. 806 (1403), dann der Schluß die Ueberlieferungen von den letzten Dingen, in sehr alter, dem Papiere und dem Zuge nach zu urtheilen, dem Jahrhundert des Verfassers angehöriger Schrift, doch ist das letzte Blatt von einer ganz andern Hand, erst i. J. 1120 (1718) ergänzt. Kleinfolio, 137 Blätter.

164.

كتاب تاريخ ابن الجوزي و ذيله كتاب تاريخ دول الاسلام للذهبي ذيله للسخاوي

d. i. die Geschichte Ibnol-Dschusi's sammt der Fortsetzung derselben von Sehebi und der Fortsetzung derselben von Sachawi. Ein Octavband von 216 Blättern. Wenn dies Buch die drey obigen Werke in voller Ausdehnung enthielte, so müßte dasselbe statt eines mäßigen Octavbandes mehrere große Bände füllen, denn die Geschichten der beyden Ibnol-Dschusi füllen allein viele Bände *); die Geschichte des Islams von Sehebi, gest. i. J. 746 (1345), ist für sich ein großes Werk von zwölf oder zwanzig Bänden, aus welchem Sehebi später seine anderen historischen Werke, nämlich die Biographien der Hafise, d. i. der den Koran auswendig Wissenden, und der Kora, d. i. der Koransleser, das Sireton-Nobela, die Lebensbeschreibung der Edlen in der Ordnung der Todesfälle, und das Abi, d. i. der Uebergang, schöpfte. Wie Schebi den Stoff seiner großen Geschichte des Islams in den erwähnten biographischen Werken verarbeitete, so verarbeitete Dschusi die Materialien seines Zeitenspiegels in anderen historischen Werken, als da sind das Asarol-ajan, die Denkmale der Vornehmen; das Ssafwet eß-ßatwet, die Reinigkeit der Reinigkeit, ein Compendium; und das Telkihol-fohum el-esiret fit-tarich wessiret, d. i. die Palmenbefruchtung der Verstandeskräfte, der Durchdringenden in der Geschichte und Lebensbeschreibung, als Gegenstück zur Geschichte Ibn Kotaiba's. Der Fortsetzer Ibnol Dschusis und Sehebis ist Sachawi, gest. i. J. 906 (1500), also gerade dreyhundert Jahre später als der erste. Das vorliegende Werk ist aber keineswegs, wie der Titel sagt, die Geschichte Ibnol Dschusi's oder ein Auszug aus derselben, sondern wie es zu Ende des J. 715 (1315) ausdrücklich steht, die Geschichte Takijeddin Suleiman Ibn Dschemret El-Mokaddesi's, welche im selben Jahre geschrieben; von wo dann die Fortsetzung Sehebis (Bl. 178) mit demselben Jahre anhebt, und bis 740 (1339) fortläuft. Mit dem J. 741 (1340) fängt

*) Es gibt zwey Ibnol-Dschusi, der erste, Verfasser des Al-montasem-fit-tarich, d. i. des Wohlgeordneten in der Geschichte, starb i. J. 597 (1208); der zweyte, Verfasser des Miretes-seman, d. i. des Zeitenspiegels, starb i. J. 654 (1256).

die Fortsetzung Sachawi's an, welche bis zum J. 901 (1495), also bis fünf Jahre vor dessen Tod, fortläuft. Sachawi ward geb. 830 (1426), wie er es unter diesem Jahre selbst angibt; unter dem J. 898 (1492) zählt er die Werke auf, über die er damals zu Mekka las. Der Fortsetzer Mokaddesi's sagt, daß derselbe als Richter der Richter (ob zu Kairo oder Haleb, ist nicht gesagt) 88 Jahre alt gestorben. Von diesem Mokaddesi hat weder Hadschi Chalfa, noch Herbelot Kunde; der letzte führt unter dem Titel Mokaddesi bloß den Verfasser des durch sein Werk Ahsenet-tekasim fi marifetil-ekalim, d. i. die Schönste der Eintheilungen in der Kenntniß der Himmelsstriche, berühmten Geographen, gest 414 (1023), und drey andere auf, deren einer eine Geschichte Jerusalems, der andere eine Anleitung zur Ertheilung der Fetwa, der dritte einen Fürstenspiegel verfaßte; wovon aber keiner der Verfasser des vorliegenden Compendiums, wie aus den Namen uud Sterbjahren erhellt. Wiewohl dieses Werk, so wie das vorhergehende, nur ein Auszug aus den Werken Mokaddesi's und Sehebi's, so ist dasselbe doch sehr schätzbar bey der ungemeinen Seltenheit der großen universalhistorischen Werke des Islams, als da sind: 1) die Geschichte Thaberi's, gest. 310 (922); 2) das Achbares-semann, d. i. die Kunden der Zeit, und die Morudsches-seheb, d. i. die goldenen Wiesen Mesudi's, gest. 346 (957); 3) das Montasem, das Wohlgeordnete Ibnol-dschusi's, gest. 597 (1200); 4) der Kiamil, d. i. der Vollkommene, und das Ibret li ulelebßar, Beyspiel für die Einsichtsvollen, von Ibnol-Esir, gest. 628 (1230); 5) das Mirretes-seman, der Spiegel der Zeit, Ibnol Dschusi's II., gest. i. J. 654 (1256); 6) das Nihajetol Edeb fi fununi tarich, d. i. das Ende der Philologie in den historischen Wissenschaften, von Noweiri, gest. 731 (1331); 7) die Geschichte Abulfeda's, gest. 732 (1331); 8) das Kitabol inba fi tarichel Enbia, das Buch der Kunden in der Geschichte der Propheten von Ibnol Aini, gest. i. J. 762 (1360); 9) das Miretol dschennan we ainol jaksan, d. i. der Spiegel des Paradieses und das Auge der Wachsamkeit, von Jafii, gest. 768 (1365); 10) das Bedajet wen-nihajet, d. i. Anfang und Ende, Ebulfeda Ibn Kesir's, gest. 774 (1372); 11) Ibnol Hadschr's Inbaol Kamr min ebnail amr, Kunde des Mondes von den Söhnen der Cultur, gest i. J. 852 (1448); 12) Ibnol-Aini's II., gest. i. J. 855 (1451) El-bedr fi ewßafi ehlil-aaßr, d. i. der Vollmond zu den Eigenschaften der Zeitgenossen; dann die Geschichten 13) Beidhawi's; 14) El-Mekin's, 15) Ibn Kotaiba's, 16) Ibnol Hamsa's, 17) Ibnol-Sai's, 18) Ibnol Asakir's, 19) Ibnol Chatib's, 20) Abulfaradsch's, 21) die Genealogien Semaani's, 22) die Biographien Ibn Challikan's, 23) Ssafedi's, 24) Ebil-Mehasin's, und die sogleich vorkommenden universalhistorischen der Perser und Türken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Smyrna.

Von Prokesch Ritter von Osten.

(Fortsetzung und Schluß.)

IV. Aelteste Smyrna.

Ich weiß nicht, warum man sich die Mühe gibt, die Worte, womit Strabo die Lage der ältesten Smyrna bestimmt, dunkel zu finden, und diese Stadt, wie Spohn und andere gethan haben, an Stellen zu setzen, die nicht nur der Bezeichnung des Geographen nicht entsprechen, sondern zur Anlage einer Stadt überhaupt nicht geeignet sind. Strabo sagt: »Nach Klazomenä findet man einen Tempel Apolls, Badequellen, »den Golf von Smyrna und die Stadt Smyrna. Dann kommt ein »Golf, woran die alte Stadt Smyrna gelegen war, auf zwanzig Stadien »Entfernung von der heutigen« (XIV. 646).

Wir nennen dermalen die ganze Meeresfläche innerhalb Kap Karaburnu und Phokäa den Golf von Smyrna, weil keine Ortschaft an dem Gestade dieses Golfes Bedeutung genug hat, um einem Theile desselben ihren Namen beyzulegen. Als Klazomenä noch im Flor stand, war billig, daß der Golf von Smyrna erst dort begann, wo derjenige von Klazomenä endete. Durch die Gestalt der Küsten ist aber diese Marke auf das schärfste bezeichnet, dort nämlich von der Natur angegeben, wo der Zwey=Brüderberg nach der See abfällt, und das Gestade einen den Golf verengenden Vorsprung bildet. Zwischen diesem Punkte und den gegenüber liegenden Untiefen ist der Eingang des Strabonischen Golfes von Smyrna. Der Apollotempel und die Badequellen fallen demnach außerhalb denselben, in die reiche Verbreitung von Fluren nach Klazomenä hin.

Folgt man der Reiheordnung des Geographen weiter, so kann man, ohne dieselbe zu verkehren, nicht den anderen Golf und die alte Stadt vor der neuen einschieben wollen, um so weniger, als dieser Golf natürlich nach der neuen Stadt folgt, und dagegen das Gestade zwischen dieser und dem Beyden=Brüderberge gar keine nur halbwegs bedeutende Einbucht hat, und, durch die gleichlaufende Wand des Gebirges gebildet, zu keiner Zeit eine solche haben konnte. Wenn Spohn (I. 309) in der Nähe des Rhedeschlosses Spuren alter Bauten fand, so beweiset dieß nur, daß dies Gestade zur Zeit der Blüthe der neuen Smyrna mit Gärten, Orten und Anbau bedeckt war, wie heut zu Tage in der Zeit ihres halben Verfalles. Wenn endlich Tournefort (XXII) zwischen dem Rhedeschlosse und dem Beyden=Brüderberge warme Quellen und Ruinen eines Bades sah, und ihm gesagt wurde, daß die Reste des Apollotempels nicht ferne davon sich erkennen ließen, so würde dieß, selbst wenn dem also wäre, anzeigen, daß die Gränze des Golfes von Smyrna noch tiefer herein gerückt war, und zwischen die flache Landspitze des Rhedeschlosses und den dort ganz nahen Untiefen zu setzen kam.

Nach der neuen Stadt also kommt ein Golf, sagt Strabo, und an diesem lag die alte Smyrna; und siehe, gerade wo heut zu Tage die äußersten Gebäude der neuen Stadt stehen, wendet die Küste fast unter einem rechten Winkel nach Ost, und bildet die innere Bay von Smyrna, die eine halbe Stunde lang und fast eben so breit ist. Fährt man in derselben, so hat man zur Rechten die Schiffwerften der heutigen Smyr=

ner, zur Linken den kahlen, sonnenverbrannten Zweig des Sipylus, der nach der Ebene des Hermus ausläuft, und im Hintergrunde vor sich die Lände von Burnabat. Zwischen dieser und dem Gestade zur Linken, am letzten Winkel der Bucht, hebt sich ein kleiner Hügel, der sich schon dadurch auszeichnet, daß er grüner als seine Umgebung ist; daran steht ein Tschifflik des Kiatib-Oglu. Diese Stelle ist etwa zwanzig Stadien von der Smyrna Alexanders und Strabo's entfernt. Dort stand die alte Smyrna.

Ich wurde dahin zuerst von dem würdigen Greise Fauvel im April 1825 geführt, der, obwohl im achtzigsten Lebensjahre, gewohnt und fähig, Berg und Feld wie ein Mann von dreyßig zu durchstreifen, dort eine Spur uralter Mauern gefunden hatte, und mich einlud, mit ihm derselben nachzugehen. Wir fanden dieselbe bald, und folgten ihr rings um den oben erwähnten freystehenden länglichen Hügel, der an der Nordseite mit einem aus Granitblöcken zusammengetragenen Haufen gekrönt ist. Eine Menge Stücke von Ziegeln der ältesten Art und eben solcher Vasentrümmer, darunter von denen, die man phönizische nennt, liegen im Felde verstreut; die Ummauerung ist cyklopisch. Der Hügel hat aber nicht über fünfhundert Schritte längeren Durchmessers; wir schlossen daraus, daß er nur einen besonders ummauerten Theil der Stadt, die Burg, getragen haben könne, und suchten weiter nach Spuren der Stadtmauern. Im Norden fanden wir einen kleinen Sumpf, welcher den Hügel von den Abfällen des Sipylus trennt; im Süd und Ost breitet sich bebautes Feld hin; im Südwest ist nahe das Gestade; im West endlich hebt sich nach einer schmalen Schlucht, worin das Tschifflik steht, ein zweyter, breiterer Hügel, auf welchem wir die Ziegel- und Vasenstücke wieder fanden. Bald entdeckten wir auch dort Spuren der Ummauerung, und es wurde uns klar, daß beyde Hügel sammt der Schlucht zwischen denselben umschlossen waren, und irgend eine uralte Stadt, also Smyrna, getragen haben.

An der Nordseite ist die Ummauerung in ihrer ganzen Entwicklung sichtbar, aber sie ragt kaum einen Fuß hoch über dem Boden. In der nordöstlichen Ecke sieht man die Grundfesten eines runden Thurmes, dann zieht die Mauer in gerader Linie am nördlichen Abhange 336′ lang hin, worauf sie unter rechtem Winkel bricht, 34′ südlich sich hält, und längs dem westlichen Abfalle noch 160′ verfolgt werden kann. In der Nordseite ist nach 96′ Abstand vom Thurme eine Unterbrechung zu 20′ Breite, welche wahrscheinlich das Thor bezeichnet. An der Süd- und Ostseite ist jede Spur verschwunden. Innerhalb dem umschlossenen Raume sind einige Steinfesten, aber keine eigentlichen Reste von Gebäuden liegen zu Tage.

Am Gestade, an der Karavanenstraße von Smyrna nach Meminna, die hart unter dem Hügel läuft, steht ein Brunnen, dessen Aufbau aus neuer Zeit ist. Der Anblick und die Natur des Bodens zeigt, daß zur Zeit des Bestehens der alten Smyrna das Meer ein paarhundert Schritte tiefer, nämlich bis an den Fuß der beyden Hügel, einging.

Am östlichen schlängelt sich ein Bächlein hin, das von den Höhen hinter Burnabat kömmt, und nahe am Tschifflik in den Golf mündet. Dieß Bächlein wusch die Mauern der alten Stadt. Das Bette, voll herabgewälzten Granitblöcken, hat während des Sommers kein Wasser, während des Winters aber ist es nicht selten zu enge, die Menge desselben zu fassen, und richtet Verheerungen an. Es fließt durch Burna-

hat. Man bewahrt in der Moschee dieses Ortes eine an dessen Ufer gefundene Säule mit der Inschrift:

ΥΜΝΩΘΕΟΝ
ΜΕΛΗΤΑΠΟΤΑΜΟΝ
ΤΟΝΣΩΤΗΡΑΜΟΥ
ΠΑΝΤΟΣΜΕΛΟΙΜΟΥ
ΚΑΙΚΑΚΟΥ
ΠΕΠΑΥΜΕΝΟΥ.

»Ich lobsinge dem Gott Meles, dem Fluß, meinem Retter, der mich befreyte von aller Krankheit und Uebel.«

Wer darf zweifeln, daß eben dieß der in der Geschichte der Dichter so berühmte Meles ist? Aus Strabo's Beschreibung von Neu-Smyrna sollte man glauben, daß er nicht sowohl an den Mauern der alten, als vielmehr an denen der neuen geflossen wäre; aber wie käme Homeros Melesigenes in die neue Smyrna, die Jahrhunderte nach ihm entstand? — Die Stelle des Geographen ist also eine flüchtig und dunkel gegebene oder in den Abschriften verdorbene.

Geht man von dem westlichen der beyden Hügel über die sanfte Verbindung auf den nächsten Fuß des Gebirges, so findet man bald andere unbestreitbare Male der alten Smyrna, einige zwanzig Tumuli nämlich von zwanzig bis sechzig Fuß Durchmesser und reiner Kegelform, jeder von cyklopischer Mauer aus Granitblöcken zu Vielecken behauen, und ohne Mörtel scharf zusammengefügt, umfangen. Behauene Granitblöcke liegen herum, und auf mehreren dieser Gräber finden wir einen einfachen, auf anderen einen doppelten Phallos. Ich maß einen der letzteren; dessen Länge betrug 3' 9" jeder der drey Theile, die beyden Köpfe nämlich und ihre Verbindung 1' 3", der Durchmesser der Verbindung 1' 6", der Kranz am Kopfe hatte 2" 6''' Breite, und der Kopf selbst 3" 6''' Krümmungshöhe.

Die meisten dieser Tumuli zeigen zu oberst eine Grube; wahrscheinlich wurde sie im Laufe der Zeit, war es um sie zu entheiligen oder zu plündern, geöffnet. — Der am höchsten gelegene ist der größte. Der Umfang der cyklopischen Haltwand beträgt nicht weniger als 300', die Fülle ist nicht ein Erdschutt, sondern besteht aus Steinklumpen, so wie der sogenannte des Hektor auf der Höhe von Ilium. Man könnte einen Augenblick glauben, er sey kein Grab, sondern zu irgend einem andern Zwecke zusammengetragen worden; eben deßhalb ist der Beweis des Gegentheils von Werth, denn er knüpft sich an die Idee, daß, mit geringer Ausnahme, die über den bey weitem größern Theil der bekannten Erde gebreiteten Tumuli die Gräber der Urvölker waren, die, seltsam genug, eben in diesem Gebrauche alle unter sich übereinstimmten. Diese Gräber geben uns den Maßstab ihrer Einfachheit und Gedankenkraft.

Der erwähnte Tumulus, nun geöffnet und halb zerstört, weiset im Inneren ein Grabgemach, 11' lang, eben so hoch und 4' breit. Es ist aus behauenen Granitblöcken ohne Mörtel zu einer erstaunlichen Festigkeit verbunden, so daß es nicht nur der Last der darüber gehäuften Steine, sondern auch den Jahrtausenden und den Erdbeben widerstand, welche Smyrna mehr als einmal in Staub warfen. Der Eingang sieht nach West. Die beyden schmalen Seiten sind senkrecht; die beyden anderen, die nördliche nämlich und die südliche, neigen sich scheinbar zu einander, indem jede der beyden sich entsprechenden Steinlagen an ihrer

Oberseite um ein paar Zoll vorgreift, bis beyde zuletzt sich begegnen und schließen. Dieser Bau ist hierin also in der Weise der ältesten Gräber von Mycenä.

Diesen Tumulus kennt man zu Smyrna unter der Bezeichnung des Grabes des Tantalus, wozu ein paar Stellen im Pausanias (II. 22, V. 13), obwohl ohne Grund, Veranlassung gaben.

Nicht ferne diesem großen Tumulus, der irgend einem Mächtigen der ersten Zeit, vielleicht dem Sieger über die Aeolier oder noch einem Aelteren errichtet worden seyn mag, steht ein zweyter mit ähnlichem Grabgemache.

Pococke erwähnt dieser Gräber (III. 2. 55). Spätere Reisende haben dieselben vernachlässigt. Sollen es Priestergräber seyn? — Der Phallos spielte eine wichtige Rolle in den Geheimnissen der phrygischen Mutter vom Berge, welche in ganz Vorderasien von uralter Zeit an die Landesgöttin war. Uebrigens weiß ich wohl, daß man den Phallos seit eben so entlegener Zeit auf Gräber zu setzen pflegte. Man huldigte dem Tode durch das, was Leben weckt.

Im July 1826 von der untersten Stufe des Gebirges, worauf die Tumuli stehen, auf die nächste und auf eine Felsenspitze, die einige hundert Schritte in westlicher Richtung davon entfernt liegt, steigend, bemerkte ich abermals Reste eines Baues aus ältester Zeit. Die Fläche zu oberst, welche 8600 Quadratfuß halten mag, ist mit cyklopischer Mauer im unregelmäßigen Viereck umgeben. Die Südseite, so nach dem Golf sieht, hat 96' Länge. Da der Fels in Zacken gebrochen ist, so sind nur die Zwischenräume auf die benannte Weise ausgefüllt. An der Westseite, wo der Abfall nicht Felsbruch, aber dennoch tief und steil ist, hat die Mauer 120' Entwicklung. Da sind die Blöcke rechtwinklich behauen und sorgsamer gefügt als an andern Stellen. Die Nordseite hat nur 58', die gegen Ost endlich 103'. Nach der Nordseite hat der Fels seine Verbindung mit dem höheren Theile des Gebirges, nach der Ostseite aber seine eigentliche Fortsetzung nach den weniger hohen Zweigen, mit welchen sich der Höhenzug nach der Ebene von Burnabat und nach dem Golf verflächt. Der Abfall ist lang und ziemlich steil. Die Nord- und Westseite sind gerade Linien, und ihr Winkel ist scharf; die Südseite ist etwas aus-, die Ostseite eingekrümmt, wie der Zug des Felsens dieß verlangte. An der letzten hat die Mauer fast 9' Dicke, und die aus dem Steingeraffel hervortretende sichtbare Höhe ist 6'; an den übrigen drey Seiten ist die Dicke nur 7' 2'', die Höhe 8'. In der Ostseite, 25' vom Südostwinkel, befindet sich das Thor, dessen Decke in der Mitte eingebrochen ist, während am Hinterrande ein Steinklumpen senkrecht aufgerichtet, am vorderen aber ein rechtwinklich behauener Stein als Deckbalken dient. Die obere Breite des Thorraumes beträgt 3' 10'' 9''', die untere 4' 10'', und dieser Breitenunterschied fällt auf die geringe Höhe von 3' 7'', da mir das Steingeraffel keine größeren nehmen ließ, ist also verhältnißmäßig sehr beträchtlich, und erinnert an ägyptischen Styl. Vor dem Thore und überhaupt vor der ganzen Ostseite ist der Abfall auf etwa 100' Schuh Länge dicht mit Granitblöcken bedeckt, welche zur Mauer gehört zu haben scheinen, und wie Gestein einer Bresche jetzt vor derselben liegen. In diesem Geraffel, auf 36' vom Thore, bemerkt man eine, mit der Ostseite gleichlaufende cyklopische Mauer, welche sich südlich an den Felsabsturz lehnt, dessen Zacken gleichfalls bis zur Stelle, wo die Vormauer sich an denselben bindet, wie der obere Theil der Südseite ausgefüllt sind. Vor der Nordostecke aber bildet

die Vormauer einen thurmartigen Vorsprung, und begleitet dann in geringer Entfernung unter der inneren oder Hauptmauer die Nordseite, vor sich einen Graben zur größeren Verstärkung dieser schwächsten der vier Seiten. Die Vormauer beugt dann um die Nordwestecke, und hört am Abhange der Westseite auf. Einige 80′ weiter östlich vor und unter der Vormauer, nachdem man die Bresche, wenn ich so sagen darf, eben verlassen hat, findet man eine dritte Mauer, welche sich rechts und links bis an die Felsen zieht. Diese ist aber ganz fremd dem oberen Bau, und nur aus den abgerollten Steinen, vielleicht von Hirten zusammengetragen. Hundert und dreyßig Schritte weiter nach Osten ist ein sanfter Abfall, dann steiler, schmaler Felsabsturz, wie eine Zunge vorgreifend, keine Spur eines alten Baues rings, kein Rasenstückchen.

Auf zwey behauenen Werkstücken, wovon das eine auf der Spitze des Felsens, das andere im Grabe liegt, bemerkte ich ganz einfachen Zierath, der einzige, den man da sieht. Er besteht bey dem einen in eingepfalzten Kanten des Steines, bey dem anderen in gleichlaufenden Linien, womit die Fläche eingerahmt ist. Die Steinfügung in der Ummauerung ist wie in der von Mycenä, und in Allem und Jeden der Ausdruck frühester Bauart. Das Gestein ist der falsche Granit des Berges.

Steigt man in den umschlossenen Raum, so hat man gleich hinter dem Thore eine Grube voll Bausteinen, wovon einige rechtwinklich behauen sind. Hinter derselben erhebt sich die eigentliche Spitze, hart an der Südseite, so daß gegen die übrigen Seiten der Ummauerung ein sanfter Abfall besteht. Auf dieser Spitze sind die Grundfesten eines rechtwinklichen Gebäudes aus behauenen Granitblöcken; die Seiten gegen West und Ost haben 26′ 7″ 6‴, die gegen Nord und Süd 22′ 0″ 3‴. Nach Nord greift die Grundfeste eines Vorbaues aus, der eine andere von der nördlichen Mauer entgegen kömmt. Auch in der Nordwestecke sind einige Grundfesten sichtbar.

Was war nun diese Ruine, die in allen ihren Theilen den Ausdruck höchsten Alterthums trägt? — Ein Tempel der Mutter vom Berge? — Die Art des Baues ist nicht die eines Tempels. — Eine Grabstätte? — Für das hielt ich sie zuerst, da das Thor gleichsam in das Innere der Höhe zu führen scheint, welche auf Entfernung weniger Fuß hinter demselben emporsteigt. Aber wozu denn die Stärke der Mauern, und wie die Form des Vierecks? — Ich glaube daher, daß es irgend eine Burg und Zufluchtsstätte der alten Smyrner zur Zeit der Kämpfe gegen Aeoler und Lyder, ja vielleicht ein Bau der Leleger war; dazu ist er roh genug. Mir scheint auch, als wenn die Vormauer, wenigstens an der Nordseite, der Rest eines Ganges sey, nach der Art dessen zu Tirynes, was die erste Erweiterung der Vertheidigungsbauten gewesen zu seyn scheint. Die Gebäude auf dem Gipfel der umschlossenen Spitze mögen zur Aufbewahrung dahin geflüchteter Schätze, zum Gottesdienste und zur Wohnstätte gedient haben.

Das ist es, was man von der jonischen Smyrna nach vier oder fünf und zwanzig Jahrhunderten seit der Zerstörung ihrer Mauern sieht. Daß die Stadt selbst damals nicht ganz weggetilgt wurde, geht daraus hervor, daß man auf ihrer Stelle Daricken gefunden hat. Man findet aber auch nicht selten Stateren aus Phokäa, Klazomenä und Kumä dort, was ein Beweis mehr für die richtige Angabe der Lage der ältesten Smyrna ist, und woraus sich schließen läßt, daß zur Zeit des freyen

Bestandes der jonischen und äolischen Ansiedlungen die Münzen der einen Gang in der andern hatten.

Asphodelos, dieß geheimnißvolle Kraut der Proserpina, das man auf Gräber zu pflanzen pflegte, deckt heut zu Tage die ausgebrannten Hügel und Höhen der ältesten Smyrna.

V. Römische Smyrna.

Von der römischen Smyrna bestehen noch die Reste, welche gewöhnlich große Städte aus jener Zeit aufzuweisen pflegen., Schloß, Hafen, Stadium, Theater, Portiken u. s. w., aber alle in solchem Zustande, daß sich selbst das geübte Auge kaum darin findet. Die römische Stadt deckte, wie die heutige, den nordöstlichen, nördlichen und westlichen Abhang eines etwa fünfhundert Fuß über die See ragenden Berges, dessen Spitze mit einer Veste gekrönt war, und breitete sich über einen Theil der daran liegenden Ebene aus. Wenn der Theil der heutigen Stadt, welcher eben da sich verbreitet, einen beträchtlich größeren Raum einnimmt, so hatte die römische denselben Vorzug in Hinsicht des oberen Theiles.

Der Hügel, worauf die Veste ruht, wird von Vielen für den Pagus gehalten; Andere legen diesen Namen dem Gebirge bey, welches, im Hintergrunde der Landschaft, im Osten, so wie der Sipylus im Nordost, liegt. Obwohl sich dieser Hügel an die Abfälle des Pagus anzuschließen scheint, so gehört er doch vielmehr zum Korax, oder dem waldigen Gebirgsstocke zwischen den Gebieten von Smyrna und Vurla, indem er durch die niederen Hügel der Küste mit diesem in Verbindung steht, von jenem aber durch ein tief eingeschnittenes Thal und ein Flüßchen getrennt ist. Die Lage des Hügels ist im SO. der Bay. Mein werther Mitbruder aus den Zeiten der Akademie von Smyrna, Dr. Ferrand, gibt in seinem »Essay sur la statistique de Smyrna« diesem Hügel den Namen Koriphus; was ihn hiezu berechtigte, ist mir unbekannt.

Im Dezember 1824 besuchte ich zum ersten Male die Ruinen der Veste. Die Hand der Griechen, Römer, Byzantiner und Türken ist darin noch erkenntlich. Die großen Granitblöcke, viereckig behauen, welche beynahe im ganzen Umfange die Grundlage der Mauern bilden, deuten auf die ersten Zeiten. Die Bekleidung mehrerer Stellen mit rautenförmig ausgeschliffenen Steinen und eine Menge eingemauerte Stücke von Friesen, Säulen, Knäufen u. s. w. auf verschiedene Epochen der zweyten. Der größere Theil der Ausführung, die spitzen Thorbogen, die achteckigen Thürme, die Art der Neuerung auf die dritte; die Mißhandlung endlich, welche die älteren Trümmer in ihrer Verwendung erlitten, auf die Ausbesserungen der Neueren.

Die Entwicklung der Ummauerung, welche einen länglich runden Raum einschließt, dessen längerer Durchmesser 1500′ betragen mag, mißt an 6000′. Auf diese Strecke fallen vierzig Thürme, in ungleichen Entfernungen von einander abstehend, bald viereckig, bald rund, die meisten aber achteckig. Die Höhe der Mauer wechselte zwischen 20, 30 und 40′. Sie folgte der Schneide des Abhanges, und ist jetzt an den meisten Orten eine Bresche. Die Dicke derselben beträgt 8′ 4″; sie hatten einen Aufsatz von Zinnen zu 28″ Dicke; der Wallgang war 70″ breit. Die Mauern der Thürme haben an der Sohle ihrer Schießlöcher gleichfalls 8′ 4″ Dicke. Es führten drey Thore durch die Ummauerung, das eine sieht gerade nach Nord, das zweyte nach Süd, das dritte nach West. An der Westseite ist auch das mit stärkeren Mauern und Thürmen gesonde-

derte Schloß der Veste, das einen kreisförmigen Vorsprung bildet. Durch die ganze Entwicklung der Ummauerung war ein Wasserzug geführt.

Das nördliche Thor ist aus Trümmern edlerer Zeiten zusammengesetzt. Der Bogen darüber war ein Block aus weißem Marmor, einem älteren Gebäude entwendet, und mit verkehrten Seiten eingemauert; im J. 1827 wurde er herabgerissen, und bey dem Bau der neuen Kaserne verwendet. Zur Seite dem Bogen waren byzantinische Adler ganz leicht eingezeichnet; auf dem Bogen selbst lief eine Inschrift, die Chandler bekannt gemacht hat (Inscr. ant. I. 13), aber in Lettern, als wenn sie aus der Zeit der Auguste wäre. Die Schreibzeichen sind für ein geübtes Auge ein Anhaltspunkt für die Zeitepoche; die erbärmlichen Lettern dieser Inschrift deuten auf die späte Zeit der Byzantiner. Hier nur eine Zeile als Muster:

ΦυΗΝΘυψιΚοΜοιCΙΝЄΙCκοΜЄΝΗΝΚΥΠΑΡΙΤοιC

(φυην θ' υψικομοισιν εισκομενην κυπαριτοις

»und die Gestalt den hochbehaarten Cypressen vergleichbar.«)

Auch nennt die Inschrift den Johann Dukas, woraus sich schließen läßt, daß nach Vertreibung des Türken Tzachas (J. 1097) durch die Byzantiner Ausbesserungen am Schlosse vorgenommen wurden. An dem linken Thorpfeiler sind die Zeichen ΑΛΨΡΘ ✝ eingegraben, die ich nicht zu erklären weiß.

In der Mauer fand ich hie und da mehrere Stücke von Inschriften aus römischer Zeit, aus denen weiter nichts zu lernen ist. Die eine ist eine Grabschrift, — die andere erwähnt eines Ermokleus, — eine dritte eines Baues, in Folge eines Gelübdes für empfangene Rettung ausgeführt. Auf einem der westlichen Thürme ist in einem schön gearbeiteten Friesstücke ein Theil eines Kreuzes sichtbar. Am westlichen Thore aber findet man einen türkischen Brunnen in der Mauer, und darüber einen kolossalen weiblichen Kopf eingemauert, den man gewöhnlich für den der ephesischen Amazone nimmt, welche, nach Einigen, der Stadt den Namen gab. Der Kopf ist mittelmäßige Arbeit, und das Gesicht daran verstümmelt. Ich weiß nicht, ob diese Smyrna mit der Tochter des Assyrerkönigs Thias eine Verbindung habe, von welcher Apollodoros (III. 14) erzählt, daß sie Schwester und Mutter des Adonis war. Weil sie Mangel an Achtung für Aphroditen blicken ließ, so wurde sie von der beleidigten Göttin zur Liebe gegen ihren Vater entflammt. Von diesem mit dem Schwerte verfolgt, flehte sie zu den Göttern, sie unsichtbar werden zu lassen, und wurde in einen Baum verwandelt, den man Smyrna (Myrrhe) nannte. Aus diesem Baume wurde Adonis geboren, Aphroditens und Persephonens Liebling.

Der von der Ummauerung umschlossene Raum ist mit Steinen eingestürzter und niedergerissener Gebäude bedeckt. Eine Moschee steht in der Mitte desselben; auch dieses einzige Gebäude ist dermalen verlassen, und wird in wenigen Jahren zerfallen seyn. Oestlich von derselben ist der verschüttete Eingang in ein unterirdisches Gewölbe; westlich aber eine Cisterne zu zwanzig Pfeilern in fünf Reihen, und achtzehn Halbpfeilern an den Wänden. Die Decke ist an drey Stellen eingestürzt.

Die Aussicht von der Höhe des Schlosses beherrscht den ganzen Busen mit seinen Untiefen, die ihn fast zu schließen drohen, — einen

Theil der Ebene des Hämus, dessen Lauf das Auge eine Strecke hindurch verfolgen kann, und deren Einförmigkeit das Städtchen Menimen und ein paar Dörfer angenehm brechen, — weiter die herrliche Ebene von Burnabat und Hadschilar reich an Häuschen und Bäumen; die Stadt mit ihren Cypressenhainen und Gärten, mit ihren Moscheen, Bädern und Tausenden von Gebäuden, mit ihrer schiffebedeckten und lebensvollen Rhede liegt dem Beschauer weitverbreitet zu den Füßen. Im Süden ist Hügelland und das Thal der Wasserleitungen, das mit seinen schwarzen Felswänden und mit den gewölbten Bogen von Felsen zu Felsen geschwungen, sehr malerisch läßt.

Steigt man vom Schlosse in westlicher Richtung zum Gestade herab, so bemerkt man vier Abfälle. Auf dem obersten steht die Kirche des h. Polykarpus, des Schülers des Apostels Johannes und ersten Bischofs dieser Stadt. »Sey getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben,« schrieb der Lehrer an ihn (Offenb. Joh. I. 10); und Polykarpus besiegelte mit seinem Tode die neue Lehre. Die Kirche ist erst vor einem halben Jahrhundert verlassen, und zum Theil auch verwüstet worden. Sie bestand aus drey länglichen, kleinen, finsteren Gemächern, deren Wände voll Nischen sind; in der linken stand der Predigtstuhl, in der mittleren ein Gnadenbild. Die äußersten Wandmauern sprangen so weit vor, daß Raum für einen länglichen Vorhof blieb, der von Säulen getragen und bedeckt war. Als Bausteine wurden Granitblöcke des Schlosses verwendet. Noch leben viele, die dem Gottesdienste darin beywohnten.

Nahe unter dieser kleinen Kirche ist das Stadium, worin nach Einigen der eben genannte Heilige den Märtyrtod litt; andere machen zum Schauplatz dieses Ereignisses das Theater. Die Sohle des Stadiums ist 478′ lang und 120′ breit. Es ist nach Westen geöffnet; die Süd- und Hinterseite werden von der Höhe gebildet, nordwärts aber ruhten die Sitze auf Gewölben. Von diesen sind einige Reste vorhanden, und diese, neben der Form, auch die einzigen Spuren des Stadiums, die heute noch zu sehen sind. Ein Brunnen und das Grab eines Scheiks stehen jetzt ganz nahe am Ausgange dieser wiesenbedeckten Stellen.

Ueber dem inneren Ende des Stadiums und über der Polykarpuskirche steht man ein Stück Umfangmauer. Das Auge folgt von der Höhe leicht dem einstigen Zuge derselben auf dieser Seite. Aus dem Vorsprunge von der Westseite des Schlosses ging sie hervor, und zog auf dem Sattel der Höhe nach dem steilen Felshügel südlich vom Stadium hinauf, brach von dort im rechten Winkel nach Süd, bog nach hundert Schritten gegen West, und stieg die Abfälle bis an den Golf hinab, dort, wo dermalen die Friedhöfe der Hebräer sich befinden. Auf dem letzten langen Abfalle, ober diesen Friedhöfen, zeigen sich die Spuren eines großen und prächtigen Gebäudes. Im Viereck sind Grundmauern aus Granitblöcken erkennbar, dann Reste von Säulenbasen; Haufen von Marmorsplittern fangen den Schutt ein. Die Stelle ist seit Jahrhunderten eine Fundgrube für den Bedarf neuerer Bauten, und die kürzlich gebaute große Kaserne zu Smyrna hat noch den größeren Theil ihrer Werkstücke von dort bezogen. Aus den fast unscheinbaren Resten ergibt sich, daß ein großer Tempel korinthischen Styles auf dieser Stelle stand, zu zehn Säulen an den schmäleren Seiten und vielleicht drey und zwanzig an den längeren; daß die Schäfte der Säulen 6′ unteren Durchmesser, also gleiches Maß mit denen des großen hadrianischen Tempels zu Athen hatten, die in Griechenland, nur von denen am

Tempel zu Olympia an Größe übertroffen werden; daß der Bau römisch sey, und wahrscheinlich in die Zeit Hadrians und der Antonine falle. Herr Fauvel glaubt, daß hier der Tempel Aeskulaps gestanden habe, wofür wirklich die beyden Umstände sprechen, daß die Ruinen nahe am Meere und am Ende der Stadt sind.

Das Theater war auf dem nördlichen Abfalle des Berges, gerade unter dem Eingange in das Schloß. Es sah gleichfalls Nord. Nur einige Mauerreste bestehen noch. Diese sind kolossal, sie trugen die Sitze, die nun sammt und sonders verschwunden sind, und weisen auch noch ein Vomitorium, 11′ 6″ breit, 56′ lang, dann unter rechtem Winkel gebrochen und verschüttet. Dieses Theater war eines der größten in Asien. Die vordere Breite des Orchesters betrug über 400′. Spohn urtheilt, daß es unter Klaudius erbaut worden sey, weil man dort ein Fußgestell mit der Aufschrift dieses Kaisers fand.

Unter demselben ein paar hundert Schritte auf dem letzten Abfalle, der deßwegen auf eine große Strecke durch die Kunst geebnet erscheint, steht man die Reste eines großen geschlossenen Portikus, der von funfzig, unter sich durch eine Wand verbundenen Pfeilern gebildet wurde. Jetzt stehen nur mehr fünf, einer der beyden längeren, zwey der einen kürzeren und einer der anderen kürzeren Seite, die eben hinreichen, um die Anlage des Baues zu erkennen. Von den fünfen bildeten drey ein Dipylon, wie sich aus den drey Halbsäulen ergibt, welche aus den freyen Wänden des Pfeilers treten, und bestimmt waren, den Thorbogen und den Aufsatz darüber zu tragen. Eine solche Halbsäule tritt aus jedem Pfeiler nach der Inseite des Portikus gewendet, längs dem ein bedeckter Säulengang hinlief. Die Höhe betrug etwa 45′; der Baustein ist rothgesprenkelter Marmor; der Styl römisch. Da der Abstand von Pfeilermitte zu Pfeilermitte an den längeren Seiten 15′, an den schmäleren 14′ 1″ betrug, so hatte der Bau eine Entwicklung von 746′ 6″. Jetzt bedeckt die Stelle ein Friedhof. Die wenigen Pfeiler ragen majestätisch zwischen Cypressen und Terebinthen auf. Ein paar verstümmelte Basreliefs liegen unter den Steinen, die zu beyden Seiten aufgeschichtet, den durch den Friedhof führenden Weg begleiten; viele Säulentrümmer stehen in diesem; an einem Brunnen daran ist ein mit Festons geschmückter Sarg als Becken verwendet; in einer nahen Wiesstelle steht ein Piedestal aus Marmor mit der Aufschrift: »Dem guten Glücke!«

Ich erinnere mich, als ich einstmal mit Fauvel in diesen heiligen Schatten herumstieg, trat uns eine junge türkische Frau an, betrachtete uns erst lange mit Ruhe und ohne Ausdruck von Neugierde, dann sprach sie: »Was suchet Ihr hier? — Diese da unten ruhen, und so werdet auch Ihr.« Damit ging sie.

Daß dieser Portikus schon zu den Zeiten der Byzantiner zerstört wurde, dafür fand ich einen augenscheinlichen Beweis darin, daß der Marmorbogen über dem nördlichen Thore des Schlosses genau dieselben Maße hat, wie der dem Dipylon zugehörige haben mußte. Auch sagte ich oben, daß er im Schloßthore nicht seine ursprüngliche Stelle hatte. Als er vor ein paar Jahren von dort herabgenommen wurde, sah ich auf der Rückseite den Rest einer römischen Inschrift, worin nur das Wort σκευασων, »verbauet,« lesbar war. Offenbar hatte Johann Dukas denselben hinaufschleppen, nach Bedarf verstümmeln und verwenden lassen, so zwar, daß die Vorderseite Rückseite wurde, damit er auf diese seine Inschrift setzen konnte.

Innerhalb der Stadt sind dermalen keine anderen Reste mehr, als

höchstens einige Wasserzüge aus Byzantinerzeit, und eine Menge Säulen und Sarkophage aus diesen und früheren. In der armenischen Kirche sieht man ein paar Basreliefs aus guter Zeit, das eine stellt ein Gastmahl, das andere eine Hochzeit vor, beyde dienen als Grabsteine. Ueber dem Thore dieser Kirche sind andere Stücke halberhobener Arbeit schlechten Styles. Von dem alten Hafen ist keine Spur mehr. Nachdem er von Tamerlan ausgefüllt worden war, scheint er nie wieder geräumt worden zu seyn, und die Stelle desselben ist dermalen mit Häusern dicht besetzt.

Folgt man der Straße nach Magnesia, so erreicht man am Ende der Gärten der Stadt die Karavanenbrücke, ein Bau aus der Zeit der Byzantiner, welche über das wasserreichste Flüßchen der Ebene von Smyrna, den Kaleon der Alten, führt. Eine kleine Viertelstunde Weges jenseits derselben findet man die Bäder der Diana, die aus einem länglichrunden, mit schweren Werkstücken aufgemauerten Becken zu 56′ Durchmesser bestehen. Dieses Becken ist mit Wasser einer trefflichen Quelle gefüllt, welche an der Südseite unter dem Berge hervorquillt, und zwar so reichlich, daß sie auf kaum hundert Schritte von ihrem Ursprunge schon eine Mühle, und geringer Entfernung davon mehrere andere treibt. Der Bau des Beckens ist römisch; an der Nordseite führte eine Stiege in ein mondförmiges Vorbecken, das vielleicht dem Bade den Namen der Diana gegeben haben mag, und aus diesem ging man ebenen Fußes in das Hauptbecken. Am Wall, der dieses umfängt, sind Stufen angebracht. Jetzt ist ein Theil des Beckens mit Schilf bewachsen, die Stiege wurde vor zwey Jahren eingebrochen, da man einen Theil des Wassers nach der Stadt zu leiten bestrebt war, und wer nicht in das Bad selbst niedersteigt, sieht kaum mehr eine Spur des alten Baues. Hart an der Südseite desselben steht ein türkischer Gebetplatz von einer hohen Platane beschattet. An der Ostseite aber stand noch zu Sohnes Zeiten die Ruine eines Tempels, von der jetzt nur ein einziger Pfeiler zu sehen ist, 12′ lang. Spohn sah darin einen Tempel Homers, — die Mehrzahl des Volkes einen Tempel des Janus; — vielleicht war es einer der Diana.

In den Gärten zwischen der Stadt und den Bädern der Diana findet man häufig Grundmauern und Reste alter Gebäude, wahrscheinlich von Landhäusern. Im Jahre 1825, da man, auf wenige hundert Schritte südlich den Bädern, am Abhange des Hügels nach Wasser grub, wurde eine Hausflur in Mosaikarbeit aufgedeckt, die zwar aus der griechischen Kaiserzeit, dennoch ziemlich artig ausgeführt war. Vielfärbiger und mannigfaltiger Zierath, dem auf Teppichen ähnlich, und als Mittelstück in ein Viereck gestellt ein Repphuhn in natürlicher Größe, rothfüßig und von der Art derer auf Scio, nahmen das eine Drittheil der Flur ein; eine Sonne, die ihre Strahlen aussendet, war im zweyten; abermal Zierath, der eine Inschrift umgab, im dritten. Die Inschrift, mit grünen Steinchen in weißen Grund gelegt, erwähnte der Anwesenheit eines

ΜΗΔΟΥ ΔΙΟΙΚΗΤοΥΠ...ΚΙΛΛΗCΛΑΜΠΡοΤΑΤΗC

d. i. Midos, vormals Statthalters in der erlauchten Stadt Killa, wenn man nämlich die drey Lettern, die nach π mangeln, durch οτε ergänzt. Es kann hier die Killa in Troas (Ilias. I. 38) nicht gemeint seyn, welche Pelops Wagenlenker zu Ehren erbaut worden war, und nach der die Kiliker hießen; denn diese Stadt wurde früh zerstört, und die Lettern dieser Inschrift weisen auf Byzantinerzeit.

Folgt man dem Flüßchen Kaleon, so gelangt man in das enge, aber reizend gewundene Thal, welches von den äußersten Abfällen des Pagus und Korax gebildet wird, die sich da von einander schieben. Ueber die ersten stieg eine Wasserleitung nieder, von der von Strecke zu Strecke auf der Schneide des Berges noch Trümmer sichtbar sind. Ueber das Thal selbst ist aber, zwey Stockwerke hoch, vier Bogen unten und neun oben, die Leitung noch gut erhalten, und gibt mit dem durch die unteren Bogen rauschenden Flüßchen und der dichten Beschattung von Brunnen einen malerischen Anblick. Reizender gelegen, aber schlechter an Bau ist eine zweyte Leitung über dies Thal eine halbe Stunde höher, so wie die frühere bestimmt, Wasser nach dem Schlosse und der Stadt zu führen, das aus Kosagatsch, einem Hügel zwischen Budscha und Sedikö, kömmt. Sie hat vierzehn Bogen Länge und in der Mitte deren drey, unähnlicher Gestalt, über einander. Dichter Epheu behängt die majestätischen Mauern; das überschwellende Wasser stürzt silberglänzend dazwischen herab und auf Felsen, wo es in Schaum aufspritzt, und dann mit dem Wasser des Kaleon sich mengt, der gleichfalls schäumend zwischen den glücklich vertheilten Felsblöcken sich windend herabeilt. Eine Mühle von uralten Bäumen beschattet steht hart daran, und hinter derselben eine dritte Wasserleitung. Das Geräusch selbst wird melodisch an dieser Stelle; Auge und Ohr erfreuen sich, und sonderbar genug, die Ergebniß von Bewegung und Geräusch ist für das Gemüth des dort Weilenden Ruhe.

Die eine Wasserleitung scheint mir Bau aus den Zeiten des Valens, von späteren Byzantinern geendiget; — die beyden anderen sind ganz aus dieser späten Zeit.

VI. Heutige Smyrna.

Smyrna war in den letzten Jahren der Sitz eines Pascha von drey Roßschweifen, dem im J. 1827 auch Magnesia untergeordnet wurde. Die Ruhe, Klugheit und weise Hand des Pascha Hassan, aus Konstantinopel geboren, wies sich vorzüglich in den schwierigen Zeitumständen des Aufstandes der Griechen und der Schlacht von Navarin. Damals, als der Schrecken über alle Franken kam, war seine Sorgfalt wirklich rührend, und das Zusammenwirken zwischen Behörden eines und desselben Volkes hätte nicht eifriger und aufrichtiger, als dasjenige seyn können, welches zwischen Hassan-Pascha, den Konsulaten und Geschwadern der europäischen Mächte, selbst derjenigen, die bey Navarin geschlagen hatten, bestand. Weit entfernt, die in Smyrna ansäßigen Engländer, Franzosen, Griechen oder Russen dem Schrecken zu überlassen, war er der erste, sie zu beruhigen, und mit den europäischen Kriegsschiffen die Maßregeln für den Fall zu verabreden, daß aus dem Innern des Landes Haufen rachesüchtigen Volkes diese Fremden und Unterthanen der Pforte bedrohen sollten. Die Kriegsschiffe nahmen damals auf Pistolenschußweite von der Stadt Schlachtstellung, so daß die Franzosen und Holländer den rechten, die Engländer und Nordamerikaner den linken Flügel, die Oesterreicher aber die Mitte einnahmen. Als bald darauf die Botschafter von England und Frankreich Konstantinopel verließen, und die Konsulate dieser Mächte zu Smyrna geschlossen wurden, gab Hassan-Pascha den besorgten Franken die streng wahrgewordene Versicherung, daß »wenn sie früher bey verriegelten Thoren sicher geschlafen hätten, sie es nun bey offenen würden thun können.« In Aufrechthaltung der Ordnung unterstützte ihn sein unermüdeter Polizeyhauptmann Hadschi Beg, ein Mann

aus Cäsarea. Man wird mich in Europa einen Barbaren schelten (aber ich muß es darauf ankommen lassen), wenn ich sage, daß als Hassan-Pascha, im August 1829, für das Paschalik von Adrianopel bestimmt wurde, seine Abreise das aufrichtigste Leidwesen verursachte. Volk aller Religionen und Klassen begleiteten ihn bis an die Karavanenbrücke, und rief ihm Segenswünsche nach; mehr als tausend türkische Frauen hatten sich auf den Straßen zusammengerottet, um mit wiederholtem Rufen Abschied zu nehmen.

An diesem Tage nahm ein junger Mann aus der Familie Kara-Osman=Oglu, Hadschi Ejub Aga, den Platz als Gouverneur von Smyrna ein. Für das finanzielle Fach war seit den Neuerungen des Sultans im J. 1827 ein besonderer, aus Konstantinopel gesendeter Miridschi bestellt. Die Gerechtigkeitspflege ist einem Kadi aufgetragen.

Die Griechen hatten in den ersten Jahren des Aufstandes auch zu Smyrna blutige Verfolgung auszustehen, bis endlich die Hand des Pascha Gewalt über die erzürnten Gemüther gewann. Mit der Aufhebung der Janitscharen wurde die Quelle von derley Unordnungen verstopft, und es verdient bemerkt zu werden, daß die Griechen, obwohl alle für den Erfolg des Aufstandes ausgesprochen, und in bekannter und unablässiger Verbindung mit den Inseln des Archipels und der Morea seit jenem Augenblicke der größten Sicherheit und weit größerer Freyheit genossen, als unter ähnlichen Verhältnissen den Unterthanen in irgend einem europäischen Staate eingeräumt werden würde. Ihre Feste in der Stadt sowohl als in den nahe liegenden Orten waren rauschend und ohne die geringste Beengung. Sie sangen in Schaaren die Kriegs- und Freyheitslieder der Hellenen; kein Türke störte ihren Taumel. Für den Charakter beyder Völker sind derley Feste bezeichnend. Ich wohnte zu Smyrna der Osterfeyer im J. 1825 bey, zur Zeit also, wo das Schwert über ihre Brüder in Griechenland hing, und Jeder wußte, daß Rettuug ohne Hülfe von außen unmoglich wäre, und Niemand noch auf diese zu hoffen wagte; wo überdieß das Verhängniß von Scio und Ipsara noch neu, und Smyrna von Zeugen und Opfern desselben voll war. Welcher Jubel, welch Gesang und Freuen unter diesem Volke, als wäre es vom Glücke geführt, und hätte Kränze des Sieges im Haare! — Am Gestade waren Schaukeln und Drehräder aufgerichtet, Musik ertönte, und auf offenem Platze war Tanz. Die Mädchen und Frauen wetteiferten in Putz; es war keine Blume mehr im ganzen Gebiete der Stadt zu bekommen. Seidenschürzen nnd Seidenröcke, die kurzen, goldbesäumten Jäckchen, die in Farben und Gold gestickten Musseline schimmerten auf allen Straßen. Die Perlen am Halse und die breiten goldenen Armbänder furchteten so wenig als die frischen Blumen im Haare den bewaffneten Türken; das helle, liebfunkelnde Auge, die nachläßig bedeckte, in Jugend schwellende Brust, der Reiz der Gestalt nicht den Rausch des Verlangens des Mächtigen. Türken machten die Zuseher und Wachen, und saßen ruhig am Eingange in die griechische Kirche, wo Tausende aus- und einströmten, die meisten, so wie ich, von Neugier gezogen, und ohne Andacht den schreyenden, ohne Würde und Salbung ausgeführten Ceremonien beywohnend.

Dieß führt mich auf die religiöse Toleranz, von der ich, nicht allein zu Smyrna, so viele Beyspiele sah, und die seltsam abstechen von dem Hasse zwischen Katholiken und Griechen auf den Inseln, und von dem, was wir in Europa unter Toleranz verstehen. »Osten und Westen ist Gottes,« sagt der Koran, »wer sein Angesicht zu Gott hin-

»richtet und Gerechtigkeit übt, der wird Belohnung finden bey seinem »Herrn« (Sure II), und in eben dieser Sure: »Wir glauben an Gott, »an das, was uns geoffenbart worden ist, und an die Offenbarungen, »welche Abraham und Ismael, und Isaak und Jakob, und die Stämme »Israels empfingen, und an das Gesetz Mosis, an das Evangelium »Jesu, und an das, was den Propheten von ihrem Herrn kund gethan »wurde: wir machen keinen Unterschied unter diesen Offenbarungen.« Ferner: »Einem jeden Volke haben wir ein Gesetz gegeben und einen »offenen Weg. Hätte es Gott beliebt, so hätte er aus euch, ihr Völker »alle, Ein Volk gemacht; so aber hat er euch durch verschiedene Gesetze »von einander unterschieden, um eines jeden Gehorsam gegen das ihm »geoffenbarte Gesetz zu prüfen. Suchet also einander in guten Werken zu »übertreffen; zu Gott werdet ihr alle zurückkehren, und dann wird er »euch die Punkte aufklären, über welche sich eure Einsichten nicht haben »vereinigen können« (Sure V). Endlich: »Alle die glauben, sie mögen »Juden, Sabäer oder Christen seyn, wenn sie nur an Gott glauben, »und den jüngsten Tag glauben, und guten Werken nachjagen, sollen von »der Furcht und der Traurigkeit frey seyn« (w. o.).

Der blinde Fanatismus kann diese und ähnliche Lehren, die häufig im Koran wiederholt sind, verdunkeln und verdrehen, wie er in allen Religionen die edelsten verdunkelt und entstellt hat; dem klaren Gemüthe kann aber ihr wohlthätiges Licht nicht verloren gehen. In Smyrna übt Jedermann frey und ungehindert seinen Gottesdienst; dem Türken ist jede Stelle heilig, wo man betet, und es besteht seit der ältesten Leute Gedenken kein Beyspiel einer Störung, auch nur eines Scherzes, den sich ein Türke vor einer Synagoge oder Kirche, oder bey irgend einer Ceremonie fremden Gottesdienstes erlaubt habe. Der Muselman, der Jude, der Grieche, der Katholik, der Armenier, der Protestant führen unter der üblichen Begleitung ihre Bräute durch die Straßen, tragen ihre Neugebornen in den Tempel, halten ihre Umgänge, Gebete und Dienste, springen ihren Kranken bey, und tragen ihre Todten, dem Gebrauche gemäß, zur Erde. Priester, Rabbiner, Imam, Mönch und Derwisch wandeln und wirken friedlich neben einander. Der Türke im Dienste eines europäischen Konsuls geht mit dem Stabe vor ihm einher bis an die Pforte der Kirche, und wartet ruhig am Thore, bis der Gottesdienst zu Ende. Der Türke verrichtet aber auch, ungestört durch die Nähe des Ungläubigen, sein Gebet. Er geht seinen Weg und läßt jedem den seinen; er will keine Bemerkung darüber und macht keine; er will und gewährt Achtung für jede Weise, in der das Geschöpf zum Schöpfer sich wendet.

Smyrna ist ganz geeignet, dem abendländischen Reisenden den Unterschied seiner Welt vor derjenigen, die er zu betreten kommt, recht deutlich vor die Augen zu stellen; freylich muß er nicht, wie viele gethan haben, sich auf den Besuch europäischer Häuser beschränken. Asien und Europa sind in Smyrna hart an einander gestellt. Die meisten Völker scheinen hieher ihre Vertreter gesendet zu haben, und da Jedermann beeifert ist, das seinige geltend zu machen, so herrscht eine belehrende Mannigfaltigkeit, eine gewisse Breite des Lebens, wenn ich so sagen darf, in der die Dorfvorurtheile, die Söhne der Enge und der Unwissenheit, bald siech werden und sterben. Vom Pariser Modenkleide bis zum persischen Ueberwurf, vom Bostoner Staubhut bis zum Turban des Emirs, von der Londoner Bordmütze bis zum Kalpack des morgenländischen Christen oder dem vierspitzigen Käppchen des Armeniers, von der Kutte des

Kapuziners bis zur Kutte des Derwisches; wie viele Aushängschilde anderer Sitten, Meinungen und Abstammung! — Welch ein verschiedenartiges Treiben in den Straßen, von Geschäft oder Geschäftlosigkeit veranlaßt, vom Frieden begleitet und bewacht; der wohlhabende türkische Stadtbewohner, Ruhe in Auge und Haltung, mit hellfärbigen langen Kleidern und reichen Waffen angethan, wandelt bedächtigen Schrittes die Bazare hindurch oder ruht auf zierlichen Kissen und Teppichen, aus der langen Pfeife schmauchend, auf den breiten Bänken der offenen Kaffeestube; der Türke des Inlandes, das Haupt mit spitzem, seidenumwundenen Turban bedeckt, den Körper in engen Leibrock, in kurze Jacke und faltige Höschen gepreßt, den hohen Ledergürtel mit Ataghan, Messer und Pistolen um die Mitte; der gelbe, hagere Araber; der keckblickende Barbareske im leichten weißen wollenen Mantel; das gewaltige Volk der türkischen Packträger, die von Khan zu Khan, von dem Zollamte in die Waarenlager, von diesen ans Gestade die Lasten schleppen; die zahlreichen Wachen, so zur Aufrechthaltung der Ordnung die Straßen durchziehen, Maß und Gewichte prüfen, ein wandelnder Gerichtshof, wo Anklage, Verhör, Urtheil und Bestrafung an Ort und Stelle geschieht; das bunte Gesinde von Juden, Griechen und Armeniern, das die niederen Dienste auf Straße, in Bude und Haus verrichtet; das mannigfaltige, rasche und lärmende Getriebe des Schiffvolkes, von den Küsten des Mittelmeeres und des atlantischen Oceans, aus Nord- und Ostsee und Pontus, aus den vereinigten Staaten und dem westlichen Indien auf ein paar Klafter Raum zusammengetragen; die Frauen und Mädchen eingeborner Franken, Griechen und Armenier, die, wenn der Abend kömmt und die Hitze des Tages gewichen, sich unter den Thorhallen und vor denselben sammeln, und den Schmuck des Gestades bilden; die vermummten Türkinnen, von Dienerinnen gefolgt, nett und ernst, den Blick zum Boden gesenkt, und die Freyheit verachtend, um des Mangels von welcher wir sie beklagenswerth glauben; die in Seide und Gold prangenden Jüdinnen, welche das Schöne mit dem Reichen verwechseln, auf den blassen Wangen die Sehnsucht, im zögernden Schritte das Verlangen, im glänzenden Auge den Entschluß; — die hochbepackten, mit langen, langsamen Schritten einherziehenden Kamehle, zu langer Reihe am Laufseil gebunden, mit rauhtönender Schelle am ausgezehrten Halse versehen, — und den kleinen kahlen Kopf mit langweiligem Ernste herumdrehend, indeß der weiche, breite Fuß mit Sicherheit auf dem schlechtbesorgten Pflaster sich niederläßt; die wilden Pferde, breitgestirnt und reichbemähnet, funkelnden Auges und weitgeöffneter Nase; die Menge demüthiger Saumthiere, welche Kohlen und Holz von den Bergen, Früchte und Gemüse aus den Gärten bringen, Frauen und Kinder nach den Landsitzen tragen, immer im Dienste und immer nützlich, wenig bedürfend und viel leistend; welch eine Zahl stets bewegter Bilder!

Aber die Bühne selbst, wie passend; diese leichten, luftigen, lichten Häuser, die man in ein paar Wochen baut, wie man sie in einem Lande braucht, wo weder Kälte noch lange dauernde Ungewitter, sondern nur Erdbeben und Brand zu fürchten sind. Diese Moscheen, Besestane, Armenküchen und Bäder mit ihren Bleykuppeln; diese schlanken Minarets; diese Cypressenwäldchen über den Grabstätten; diese Gruppen von Feigen-, Mandel-, Granaten-, Oel- und Maulbeerbäumen, von Terebinthen- und Salomonien, welche an die farbigen Häuser sich schmiegen; diese einzelnen Palmen, die hie und da über die Mauern ragen; Luft, Him-

mel, Erde und Wasser endlich, — welch in allen seinen Theilen mit sich übereinstimmendes Ganze! welche versprechende Fülle!

Wenn ich über die Sitten und Gebräuche in dieser Stadt sprechen will, so kann ich nur die allgemeinen Züge hervorzuheben die Absicht haben; die einzelnen theilt jedes Haus mit dem Volke, zu dem es sich zählt. Wo in einer und derselben Familie das gemeinsame Band der Sprache entweder gar nicht, oder nur locker besteht, wo ob der Menge von Sprachen eigentlich gar keine Muttersprache mehr ist, muß der Typus der Denkweise und Sitten weniger tief in dem Einzelnen sich aussprechen, und in den Begriffen geringere Klarheit herrschen. Das ist der Fall in den eingebornen fränkischen Häusern. Der Fremde wird in jedem derselben eine freundliche Aufnahme finden, aber schwer in irgend einem wird ihm selbst nach langer Zeit und Gewohnheit recht heimatlich zu Muthe werden. In den armenischen, griechischen, jüdischen und türkischen Häusern ist der eigenthümliche Ausdruck klarer und ausgesprochener. Da ihre Sitten den unsern mehr oder weniger ferne liegen, so erlaube ich mir nicht, in eine Werthschätzung derselben einzugehen.

Der eigentliche Mittelpunkt alles Treibens und Trachtens, alles Hoffens und Wünschens im Morgenlande ist das Haus. Ohne die zerstreuenden Vergnügungen Europas, ohne den Wettlauf der Ehrsucht, wenig angesprochen selbst durch Künste und Wissenschaften, führen alle Empfindungen und Gedanken auf die Seinen zurück, und die Familie ist der Kreis ihres Lebens. Patriarchalische Tugenden sind daher heimischer hier als bey uns; Ehrfurcht der Kinder für die Aeltern, Macht dieser über jene, Achtung des Alters und der Verwandtschaft, Vereinigung derer, die zu einem und demselben Hause gehören. Die Dienstbotenverhältnisse leben aus dem Alterthume herüber. Der Diener steht näher dem Herrn, wächst mit ihm groß und stirbt gleichsam mit ihm ab. Die Familie des Dieners macht ein Ganzes mit der Familie des Herrn, erneut sich mit dieser, und bewahrt so von Geschlecht zu Geschlecht das eine und selbe Verhältniß.

Der patriarchalischen Grundlage der Sitten mehr als dem Klima, das vielmehr zu anderer Empfindungsweise führen sollte, ist die Gemüthsruhe zuzuschreiben, diese merkwürdige Eigenschaft, die ein Erbe jedes Morgenländers ist. Uns erscheint sie häufig wie Unempfindlichkeit, aber die Ansicht ist falsch, denn jenem Zustande der Seele ist keine Härte beygemischt. Leidenschaft ist, selbst in der Liebe, so selten, daß ich mich auch nicht eines einzigen Beyspieles davon entsinne. Die Liebe ist kein Brand, sondern eine sanft erwärmende Flamme; kein tobendes Meer, sondern eine von geregeltem Winde bewegte See. Liebe ist aber auch näher dem Genusse hier; sie kennt jene überseligen Träume nicht, zu denen unsere Einbildungskraft durch Musik, Dichter und Beyspiel gesteigert wird, und die, für die Jugend, freylich über dem sinnlichen Genusse so weit stehen, wie der Himmel über der Erde; sie kennt aber auch die Leiden nicht, die aus diesem Fieberzustande folgen, die Ermattung der Seele, das gebrochene Herz, die traurige Verstimmung der Nerven. Die Liebe will hier die Ehe; die Ehe das Haus und zahlreichen Segen an Kindern.

Wie strenge die Sitten unter den Türkinnen, ist bekannt; sie sind es kaum minder unter den übrigen Morgenländerinnen. Verführung ist verhältnißmäßig selten, denn ihr Same fällt auf wenig empfänglichen Grund. Zwar haben die Europäer dafür manches gethan, aber ihr Einfluß trifft nur die Küsten.

Gastfreundschaft ist eine allgemein verbreitete Tugend. Bequemere Einrichtungen haben sie noch nicht entbehrlich gemacht. Sie wird mit Sorgfalt geübt und selten mißbraucht. Sie wirft einen heiteren Glanz über die Wanderungen im Morgenlande.

Kunstsinn und Kenntnisse sind wenig verbreitet, und der Vorurtheile fast eben so viele wie bey uns. Der Abgang der ersteren berührt uns unangenehm, und gibt den Gesellschaften eine für uns ermüdende Leere. Man kann in den fränkischen Häusern zu Smyrna nicht sagen, was fast durchgehends von Europa gilt, daß die Männer verhältnißmäßig weniger gebildet seyen als die Frauen. Sie haben zwar nicht selten den Staub des kleinen Lebens in den großen Städten an sich, aber sie haben die Welt durchflogen, und das wirkt, wie man es auch anfangen möge, seinen Nutzen ab. Die Frauen sind mehr lieb als liebenswürdig, mehr gut als edel, nicht ununterrichtet, aber ohne Achtung für Kenntnisse, nicht ungebildet, aber nicht durchdrungen von Bildung. Mutterpflichten zu üben ist das höchste Ziel ihrer Wünsche, und das Haus ist trefflich verwaltet in ihren Händen.

Da ich nun einmal von den Frauen zu sprechen begann, so will ich dasjenige, was ich über die kleinasiatischen zu sagen gedenke, bey Gelegenheit derer von Smyrna sagen.

In dieser Stadt ist das Verhältniß der Schönen zu den Nichtschönen weit zum Vortheile der ersteren. Fast alle haben blühende weiße Hautfarbe, langes schwarzes Haar, große dunkle Augen mit feingeschwungenen Brauen, und den Ausdruck der Milde und Weiblichkeit im Antlitz. Griechinnen, Türkinnen und Armenierinnen bedienen sich allerley Schminke. — Der Wuchs ist weniger vortheilhaft, aber man thut auch wenig dafür; Klima und der Divan führen überdieß zur Beleibtheit, wozu der häufige Gebrauch der warmen Bäder das seinige beyträgt. In Kleinasien und vorzüglich zu Smyrna sind die Frauen ungemein fruchtbar; funfzehn bis zwanzig Kinder von einer und derselben Mutter sind hier nicht seltener, als fünf bis sechs bey uns. Das Verhältniß des männlichen Geschlechtes zum weiblichen ist kaum wie 4 zu 7; da, wo die Vielweiberey nicht aushülft, verblühen viele Mädchen, ohne die Bestimmung ihres Geschlechtes zu erfüllen.

Selten fand ich bey türkischen Frauen edlen Ausdruck im Gesichte. Die meisten hatten reine Farbe in der Weise, wie Angelika Kaufmann malt, und große schwarze Augen, jener scheuen Gluth voll, die sie treffend dem Auge der Gazelle vergleichen macht. Die Gestalt ist im Durchschnitt eher unter als über dem Mittelmäßigen, und in frühen Jahren schon ins Mißförmliche fallend; die Füße sind vernachläßigt; Arme und Hände dagegen meist von musterhafter Schönheit. In Haltung und Bewegung fehlt Anmuth, niemals aber Ruhe, die in vielen zur Würde sich ausbildet.

Ueber den Anzug will ich an einem andern Orte sprechen. Der Ueberwurf, mit dem sie sich verhüllen, so oft sie die Straße betreten, ist entstellend, und besteht aus verschiedenen Stücken, zuerst aus einem einfärbigen Mantel aus Halbtuch mit weiten Armen und viereckigem Kragen. Für die Länge dieses Kragens gibt es Vorschriften. Ich sah im Pfortengebäude zu Konstantinopel eine Frau aus dem Saale des Großvizirs, vor dem sie eine Streitsache geführt hatte, in den Vorsaal getreten, von einem Diener angehalten werden, der den zu tief reichenden Mantel bis auf die gebilligte Höhe der Mitte des Leibes ohne weitere Umstände abschnitt. Die Frau litt es, und sagte ruhig: »Thu es immer»

hin, ich habe mehrere Mäntel in meinem Schranke.« Zweytens, ein weißes Leinenstück, so über den Kopf getragen wird, nach der Art, wie die slavischen und windischen Weiber dies pflegen. Es verbirgt Haar, Stirne und Brauen, und um den Hals geschlagen von unten hinauf Ohren, Mund und Nase. Die Spalte, die für den Ausblick bleibt, wird im Innern des Landes frey gelassen, zu Smyrna und in andern Städten aber mit einem schwarzen Florstück bedeckt. Handschuhe sind nicht üblich. Die Füße werden in weite, gelbe, niedere Stiefelchen aus weichem Leder; und dann in die Pantoffel gesteckt.

Weit entfernt, diese, Körper und Putz nicht nur bergende, sondern entstellende Hülle eine Last zu finden, erscheint sie den türkischen Frauen vielmehr ein unerläßliches Erforderniß der Sittlichkeit. Wir haben, wie über so Vieles, was andere Völker betrifft, auch über den Zustand der Frauen im Morgenlande ganz irrige Ansichten. Wir leihen ihnen unsere Denkweise, Ansichten, Forderungen, Wünsche u. s. w., blicken dann mit Bedauern auf ihr Schicksal nieder; ihr Harem ist ein Kerker, ihr Verhältniß zum Gatten Sklaverey, ihr Leben ununterbrochener Zwang, thränenvolle Sehnsucht und Klage. Von allem dem fand ich vom Bosphor bis an die Katarakten des Nils nichts. Ich habe von vielen Aerzten und christlichen Frauen, die in täglichem Umgange mit türkischen waren, vernommen, daß diese, mit Vorurtheilen in ihren Boden wurzelnd, wie wir in dem unseren, eben so unsere Frauen für bedauernswürdig halten. Die Heiligkeit und die Rechte des Frauengemaches, — die unverbrüchliche Achtung, die ihrer Person von Jedermann erzeigt wird, — bey den Reicheren die Sorgfalt für ihren Putz, für die Schönheit ihrer Gemächer und Gärten, die zahlreiche weibliche Dienerschaft — waren ihnen eben so viele Titel auf Glück, so wie die Strenge des Gatten in Verhütung, daß sie von solchen Männern, denen es nicht zukommt, gesehen werden, ein rührender Beweis von Liebe. »Beklagenswerthe Freundin,« wiederholte die Frau eines Mächtigen in Aegypten einer jungen Florentinerin, die, in Kairo vermählt, sie zu besuchen pflegte, »du bist so liebenswürdig, so schön, und dein Gemahl liebt dich so wenig, um deine Reize gleichgültig jedes Mannes Blicke frey zu geben! Er schätzt diese gluthvollen Augen so wenig, um jedem lüsternen Blicke zu erlauben, sich daran nach Willkür zu ergötzen! Sein ist dieser köstliche Leib, diese blühende Brust, sein sind diese vollgerundeten Arme, und er hütet solche Schätze nicht! Er kann herzlos genug zugeben, daß Jedes Fremdlings Hauch diese Lippen berühre, und fühlt nicht den Verlust, wenn dein Mund Anderen Worte schenkt!«

Im Durchschnitt haben die türkischen Frauen von den Sitten der unseren die nachtheiligste Meinung, denn sie urtheilen nach den Forderungen, welche die Sittlichkeit bey ihnen an Kleidung, Umgang, Benehmen, Haltung macht. Daß es unter ihnen nicht an unerlaubten Verhältnissen mit Männern fehle, ist wohl natürlich; aber die Triebfeder hiezu ist unter tausend Fällen kaum einmal mehr als nackte Sinnlichkeit; dieser aber mangelt, wenn nicht der Muth und die Lust, doch meist die Beharrlichkeit und Erfindungsgabe für solche Abenteuer. Sie kennen jene gewaltigere Liebe nicht, die allein über alle Schranken springt, die großen Wagnisse und den unerschütterlichen Willen gebiert, der in jedem Augenblicke zum äußersten Kampfe bereit ist, und mit dem Sieg im Herzen und Auge wohnt. Die wenigen ungeregelten Verhältnisse türkischer Frauen, mit denen ich bekannt wurde, deuten ausschließend auf sinnlichen Rausch. Klima, Müßiggang, Bäder, Tandur begünstigen denselben;

Mangel an geistiger Beschäftigung läßt hiezu Spielraum, und so kommt es, daß dieselben Frauen, die an Sittenstrenge die aller übrigen Völker zu übertreffen scheinen, an dem Karagösch Unterhaltung finden, einem Schattenspiele, das die unzüchtigsten Scenen darstellt, die nur immer die im Schmutze schwelgende Phantasie eines Baffi oder Grecourt ausfinden könnte.

In Suleimans Gesetzbuche (III. 1) findet sich die Vorschrift: »Wer »die Frau oder Tochter eines Anderen küßt oder ihr auf dem Wege auf»paßt, um sie zu sprechen, erhält vom Richter einen scharfen Verweis, »und zahlt für jeden Kuß oder jedes Wort eine Asper. Wer deßgleichen »thut mit der Sklavin eines andern, erhält ebenfalls richterlichen Ver»weis, zahlt aber nur die Hälfte.« — Kuß und Wort zu einem Preise, und zu welchem! Eine Asper würde heut zu Tage weniger als einen Heller ausmachen.

Von der Achtung, welche selbst die Obrigkeit vor den Frauen hat, sah ich im Frühling 1828 einen Beweis zu Smyrna. Der Pascha hatte den Preis des Brotes erhöhen lassen; darüber wurde die türkische Bevölkerung unwillig. Nachdem die Vorstellungen der Männer ohne Erfolg geblieben waren, begannen die Frauen sich täglich vor dem Hause des Pascha in Haufen von Hunderten zu sammeln, und die Herabsetzung des Preises lärmend zu verlangen. Der Pascha ließ sie vertrösten und bitten, aus einander zu gehen, was einige Male geschah. Endlich aber wurden die Haufen immer zahlreicher, das Geschrey immer drängender, und als Hadschi Bey, der Vorsteher der Wachen, mit der Aufrechthaltung der Ordnung beauftragt, sich ihnen wies, um sie abermals zu vertrösten, warfen sie mit Steinen nach ihm und seinen Wachen. Dieser so gefürchtete Mann, dem kein Türke zu widersprechen gewagt haben würde, duldete ruhig die Schläge, die er von den Frauen empfing; keiner der Seinen wagte, sich der Waffen auch nur zur Drohung oder zur Abwehr zu bedienen; er wurde wie Aristomenes von den Weibern besiegt, und der Pascha sah sich genöthigt, dem Verlangen derselben nachzugeben.

Die Griechinnen zeichnen sich durch die Schönheit ihrer Köpfe aus, die Körper sind nicht vortheilhafter gebildet als die der türkischen Frauen. Ihr Auge ist belebt, und verspricht mehr Geist und Gemüth, als man bey näherem Umgange findet. Ihre Haltung und Bewegungen sind nicht ohne Anmuth. Ihre Sitten sind weniger strenge, dennoch würden viele in Europa erlaubte Vertraulichkeiten hier unschicksam seyn. Sie kleiden sich mit Zierlichkeit; durch das reiche Haar, in Zöpfen um das Haupt gewunden, flechten sie Musseline mit Gold und Seide gestickt, Blumen und Perlenschnüre, und tragen zu oberst ein rothes oder weißes Feß. Ein weißer oder gestreifter Leibrock aus Seidenstoff liegt über dem zarten Seidenhemde; ein geschmackvoller Gürtel schmückt die Mitte; ein kurzes Leibchen von Atlas, Sammt, Schali, Halbtuch oder Tuch, mit Gold verbrämt und am Saume gestickt, im Winter auch mit Pelzwerk ausgeschlagen, deckt kaum die blühende Schulter, und läßt durch den Aufschlitz am Vorderarme die feine Hand und einen Theil des Armes aus dem glänzenden, koischen Gewebe des Hemdes sehen. Dieses ist am Busen zierlich ausgenäht, und weiß in weiß gestickt. Weniger vortheilhaft steht ein rückwärts rund geschnittenes, vorne offenes Oberkleid, Penisch genannt. An Schmuck tragen sie Hals- und Armbänder und Ringe. Die Armbänder bestehen aus goldenen Kettleins, auf die Breite von beynahe zwey Zoll an einander gereiht, und mit einer breiten Schließe verbunden. Die Farbe des Gesichtes entstellen sie häufig durch Malerey.

Die schönsten Gesichtszüge sah ich unter den armenischen Frauen. Während die Männer dieses Volkes sich vor allen andern Morgenländern durch auffallend strengen Ausdruck in langen, graufärbigen Gesichtern bemerklich machen, ist über das Antlitz der Frauen meist reiner Farbenschmelz verbreitet, und die glücklichsten, weichsten und anmuthigsten Formen vermählen sich in Zügen und Gestalt. Die Haut ist durchsichtig, fleckenlos und weiß wie Mandelblüthen, die Nase frey und gerade, die Wange schmächtig und edel, der Schwung der Brauen leicht und frey, das Auge selbst voll Innigkeit und Gluth. Die Türkin ist im Durchschnitt körperlich kräftiger, die Griechin regsamer, aber die Armenierin zeigt mehr Gemüth als beyde. Ihr Anzug ist wenig von dem der Türkin verschieden. Sie verhüllt sich fast eben so sorgsam als diese, und ist oft nur an den rothen Stiefelchen und Pantoffeln von ihr zu unterscheiden.

Die Jüdin ist auch hier von üppigen Körperformen, weißer denn alle an Farbe, doch ist dies Weiß meistens ohne Leben und ohne jede Beymischung von Roth. Ihr Haar ist glänzend und reich; ihre Augen brennen, ihre Lippen schwelgen, Brust und Körper athmen Wollust. Ihr Anzug ist geschmacklos, und überladen mit dem was wiegt und auf der Münze gilt.

Im Ganzen ist der Ausdruck der liebenswürdigen Sehnsucht, der sich im Gesichte und Wesen der Venetianerinnen und manchmal auch in den deutschen ausspricht, — jener Zuversicht und Freyheit im Antlitz der Französin, oder jener Klarheit und überlegten Ruhe in den Zügen der Engländerin, morgenländischen Frauengesichtern ganz fremd. Diese stehen dem Kindlichen näher. Ich möchte sie Feldblumen nennen, und nur in soferne diese manchmal den Vorzug über die des Gartens haben, ihnen denselben einräumen.

Die eingebornen Fränkinnen kleiden sich europäisch oder auf Weise der griechischen Frauen, aber sie mischen dann gerne etwas Europäisches im Schnitt des Kleides oder sonst bey. Sie verschönern den Anzug durch Geschmack. Die feinen Pelzwerke heben die frischen Farben ihres Körpers. Sie lieben auch unter dem griechischen Kleide die Schnürbrust. Sie wissen den Fuß feiner zu erhalten, und kennen den Reiz französischer Beschuhung.

Die Zahl der Verbrechen ist, im Vergleiche mit Europa, ungemein gering. Kaum daß man in Jahren von einem Diebstahle oder Mord hört. Von den Verbrechen, welche im Verlaufe von fünf Jahren in Smyrna verübt wurden, fielen neun Zehntheile auf Europäer oder Volk aus den Inseln. Laster sind eben so selten; über das am meisten verbreitete, das ich hier nicht nennen will, vielleicht ein andermal.

VII. Handel.

Die Lage von Smyrna am bequemsten und sichersten Busen des Meeres, das die Küste Kleinasiens bespült, — am Ausgange der reichsten und frühe mit mächtigen Städten besetzten lydischen Ebene, in die nothwendig die Erzeugnisse Kleinasiens zusammenströmten, und an welche, während der Dauer der persischen Oberherrschaft, die Länder jenseits dem Halys einen Theil der ihrigen abgaben; die frühe Bevölkerung durch Griechen endlich und die auf diese Weise von Insel zu Insel bis an die Muttererde, wo Handel und Seefahrt blühten, und reger Geist und die Unruhe der Bildung jeden Tag neue Forderungen ausfanden, bestehende Brücke, zeichneten Smyrna mit eben der Nothwendigkeit zur Handelstadt

aus, mit welcher ein Baum, in gute Erde gepflanzt, bewässert und bewahrt, aufwächst und Früchte bringt.

Wenn in der frühesten Zeit pelasgische Stämme zu Smyrna sich nach Griechenland und Italien einschifften, so beweiset dieß, daß schon damals diese Stadt eine große Zahl von Fahrzeugen, also Ausbreitung über die griechische See; also Handel besaß. Wenn sie geringeren Ruhm durch Ansiedlungen in entlegener Fremde, als einige ihrer zwölf jonischen Schwestern erwarb, so erklärt sich das durch ihre Lage unmittelbar unter der Tatze des lydischen Löwen, was ihren Gedanken weniger die Richtung nach außen als nach innen geben mußte, und durch ihre frühe Zerstörung, vor dem Zeitraume selbst, wo Ueberfluß und Noth die Milesier bis in die taurische Halbinsel und nach Colchis trieben; wo Teos Abdera erneuerte, und die Phokäer mit schwerem Unglück den Ruhm der Gründung von Niederlassungen im heutigen Spanien, Korsika, Frankreich und Italien erkauften.

Die schnelle Blüthe der Stadt nach ihrer Erneuerung durch die Mazedonier, ihre Ausdehnung und Macht unter den Römern beweisen, daß der Handel gerne wieder die gewohnte Straße nahm. Auch nennt die Apokalypse Smyrna die reiche (II. 9). Damals aber war die Küste Kleinasiens mit blühenden Städten besäet, und der Handel ging auf hundert Wegen zugleich. Später wurde Byzanz, als Kaiserstadt, Mittelpunkt der Wege des Austausches der Erzeugnisse für Kleinasien und die inneren Länder, und nach und nach thaten sich dem Karavanenhandel bequemere Thore im Pontus auf, so daß Smyrna an Gewicht in der Wage des Handels verlor, aber immer noch den ersten Rang in Vorderasien behauptete. Mit dem Untergange dessen, was die Kunst schuf, nahm die Natur wieder mehr und mehr ihre Rechte; Tarsus, Ephesus verfielen; Konstantinopel lag Europa weniger zur Hand, und wichtig für den Absatz wurde es von geringerer Bedeutung für die Rückladung. Smyrna entfaltete sich einstweilen zu reicherer Blüthe. Nach jeder Plünderung, die es erlitt, zogen ihre Feinde mit großen Schätzen nach Hause; aber sie erholte sich schnell wieder. Das Morgen- und Abendland tauschten ihre Güter auf dem Markte von Smyrna; die Straßen nach Armenien und Persien und nach allen Quellen des Inlandes waren mit Karavanen von oder für Smyrna bedeckt. Unabhängig von Indien fühlte es die Umschiffung des Vorgebirges der guten Hoffnung, an welcher Haleb und Alexandria zu siechen begannen, wenig; es änderte sich damit nur das Zahlenverhältniß der Flaggen auf ihrer Rhede. Aber ein anderes Uebel griff nach und nach die Wurzel ihres Handels an, die Verarmung Asiens, und in neuester Zeit brachte ihr der beyspiellose Aufschwung Aegyptens einen Schlag bey, welcher, so lange dies Land sich auf der eingenommenen Stelle erhält, eine unheilbare Wunde in Smyrna zurückläßt.

Um dem Manne vom Fache einen Ueberblick des hiesigen Handels, seines Wachsthums und Wechsels in unseren Tagen zu geben, sollte ich ihn durch einige Tabellen führen, aus öffentlichen Quellen erhoben. Aber für andere Leser würden diese trockenen Elemente, die jenem wichtig sind, ermüdend seyn. Vier Epochen sind scharf geschieden unter sich, und verdienten jede eine besondere Beleuchtung: die erste unmittelbar nach dem Sturze Napoleons; die zweyte kurz vor Ausbruch des griechischen Krieges; die dritte während dieses Krieges, aber vor dem Londoner Vertrage, wo die Geldkrise in England und die in voller Blüthe stehende

Seeräuberey die Handelsgeschäfte tief herabbrachten; die vierte endlich die der Jahre 1828 und 1829.

Hier will ich mich im Allgemeinen auf die Bezeichnung der vorzüglichsten Artikel der Aus- und Einfuhr beschränken. Die der Ausfuhr sind: Getrocknete Früchte, namentlich Sultaninen, schwarze und rothe Weinbeeren, dann Feigen, durch ganz Europa bekannt; weiter: Räucherwerk, Wein, Tabak, Safran und einige Färbestoffe und Hölzer, Baumwolle, rohe und gesponnene, Wolle, Felle, Buchsholz, Valonra, Opium, Skamonea, Schwämme, Getreide, Kupfer, Seide, Teppiche, Mastix, Seife, Oel, Wachs, einige indische Waare u. s. w. Die der Einfuhr: Metalle und Halbmetalle, Kaffee, Zucker, Gewürze, Thee, Cochenille, Schnittwaaren, Tücher und allerley Manufaktorien, Glas-, Eisen- und Töpferwaaren, Quincaillerien, Breter und Bohlen, geräucherte Fische, Färbehölzer, Malteserſteine, Indigo u. s. w.

Die Zahl der kommenden und gehenden Quersegelschiffe beträgt im Durchschnitt jährlich zwischen drey- und vierhundert; das Kapital der Bewegung steigt über hundert zwanzig Millionen Piaster, wovon nicht über ein Drittheil auf die Einfuhr fällt, also die Ausfuhr, in welche sich Europa und Amerika theilen, jährlich fast an vierzig Millionen Gewinn für Smyrna abwirft. — Der Küstenhandel und der vielleicht nicht unbedeutende Unterschleif sind in diesen Angaben, denen die Listen des Zollamtes zu Grunde liegen, nicht berücksichtigt. Endlich ist auch die Ein- und Ausfuhr zwischen Smyrna und Aegypten nicht einbegriffen, die Güter, die aus diesem Lande kommen, sind Kaffee Mokka, Datteln, Droguerien, Gummi, Räucherwerk, Heresch, Häute, Reis u. s. w.; diejenigen, welche dahin gehen, bestehen fast ausschließend in Wiederausfuhr, Früchte, Kupfer, etwas Opium, Mastix und Skamonäa ausgenommen. Die europäischen und amerikanischen Kiegsschiffe, welche sich zahlreich auf der Rhede von Smyrna einfinden oder dort Stand halten, zehren einen beträchtlichen Theil der Erzeugnisse der Umgegend auf, und sind in so ferne unter die Absatzquellen zu zählen, welche nicht in der Berechnung erscheinen. Das österreichische Geschwader allein gibt jährlich über eine halbe Million Kaisergulden in der Levante aus, und so thun verhältnißmäßig die übrigen.

Der Abfall der Griechen hat wichtigen Einfluß auf den hiesigen Handel genommen, indem dadurch die Masse desselben verringert, und die Mittel verändert wurden. Im J. 1820 waren die Griechen eben daran, fast den ganzen Handel an sich zu reißen. Der Tod, der Verfall und die Auswanderung der Meisten lieferten die von ihnen besetzten Wege wieder in die Hände der Europäer. Seit dem Sturze der Janitscharen kehrten die Griechen nach dem Platze zurück, und faßten den seit 1821 unterbrochenen Faden der Geschäfte auf. Die Unabhängigkeit Griechenlands wird das Uebergewicht der Griechen auf dem Stapel von Smyrna zur Folge haben. Der griechische Handel wird aus hundert örtlichen Gründen den europäischen aus der Levante treiben, nur der russische wird neben dem griechischen bestehen, und sich selbst im Mittelmeere ausbreiten.

Was dem Griechen in jeder Lage einen großen Vortheil über den Europäer sichert, ist, daß er um zehn lebt, wenn dieser hundert braucht. Was er von Ersparniß an den Kosten zurücklegt, macht nach einigen Jahren ein Kapital aus, welches seinen Handelsgeschäften trefflich zu Statten kömmt, während der Europäer dasselbe in guter Küche, in französischen Weinen und in Rücksichten, wozu ihn der Ton der Gesellschaft und seine Verbindungen verpflichten, ausgibt.

Es gehört überdieß zum Handel in der Levante ein gewisser schleichender Takt, den weder Franzosen, noch Engländer, noch irgend eine der abendländischen Nationen haben, der aber im griechischen Charakter als wesentliches Element erscheint. Es war dieser Takt, welcher die Kapitalien der Engländer aufwog, und er ist es, der sie bald wieder aufwiegen wird. — Gerade auf die Masse des englischen Handels haben die Griechen seit zwey Jahren beträchtlichen Einfluß genommen.

Der französische Handel ist tief gesunken, und wird sich, wie die Umstände stehen, nicht wieder heben. Vernachläßigt von der Regierung, auf Marseille beschränkt, ohne beträchtliche Kapitalien, und was entscheidender wirkt, vereinzelt und ohne tüchtige Ansichten und Kenntnisse geführt, kann er weder mit dem englischen, noch mit nordamerikanischem, noch mit dem österreichischen den Vergleich aushalten. Auch steht die französische Kauffahrtey in der Levante an Schnelligkeit der Reisen, Rüstung und Reinlichkeit der Schiffe und Fähigkeit der Kapitäne den drey genannten Flaggen und selbst der genuesischen nach. Dermalen sind nur mehr zwölf französische Handelshäuser zu Smyrna, wovon drey fast gar keine Geschäfte machen. Im Jahre 1826 setzte Frankreich nur für 2,387,765 Piaster ab, und bezog für 13,467,766.

Der englische Handel wirkt mit beträchtlichen Kapitalien, mit Strenge und Kenntniß; er ist dennoch in Abnahme, hauptsächlich durch die Aufnahme des nordamerikanischen, der eine beträchtliche Menge von Waaren, die auch England einführt, auf den hiesigen Stapel bringt, z. B. Kaffee, Zucker, Cochenille, Indigo, Gewürze u. s. w. Der große Bedarf Kleinasiens an den vielartigen Baumwollenstoffen wird aber fast ausschließend von England befriedigt. Aegypten wird demselben hierin Eintrag thun. Die englischen Häuser Lee und Hayer sind die ältesten hier; es gibt deren im Ganzen achtzehn. Im Jahre 1826 bezog England für 33,725,823 Piaster Werth aus Smyrna (darunter aber 7,850,000 in spanischen Thalern), und setzte ab an Waaren für 13,634,289.

Der holländische Handel ist fast ausschließend in den Händen der sehr schätzbaren Familie von Lennep, die zwey Häuser bildet; es sind außerdem noch fünf andere holländische Handelshäuser hier. Die Geschäfte dieser Flagge sind nicht beträchtlich, aber sicher und vortheilhaft. Sie gibt ihre verarbeiteten Erzeugnisse für die rohen des Landes. Der Gewerbsfleiß derselben und die Klugheit und Mäßigung der Regierung sichern ihr eine stets zunehmende Ausbreitung. Im Jahre 1826 war die Einfuhr aus Holland für 2,300,720 Piaster, die Ausfuhr dahin für 2,691,635.

Der nordamerikanische Handel tritt mit Jugendkraft auf, und verbindet mit der Umsicht, Strenge und Gewissenhaftigkeit in der Führung des englischen eine Regsamkeit, die diesem fehlt. Er bringt die eigenen und die westindischen Erzeugnisse, darunter viele verarbeitete, und nimmt dafür rohe Stoffe. Er knüpft Kleinasien an Peru und Canton. — Es gibt dermalen vier Häuser hier; das stärkste ist dasjenige des Herrn J. Langdon, eines jungen Mannes von sehr schätzbaren Eigenschaften. Die Schiffe dieser Flagge behaupten den Vorzug vor den übrigen. Im Jahre 1826 kamen aus den vereinigten Staaten für 8,741,185 Piaster Waaren, und es gingen, außer 3,600,000 im baaren, für 3,694,970 Waaren dahin. Seit dieser Zeit ist der amerikanische Umsatz bedeutend gestiegen.

Der russische Handel bewegte im Jahre 1826 ein Kapital von 1,057,005 Piaster für Einfuhr, und 6,441,792 für Ausfuhr. Der toskanische beschränkte sich auf 741,554 Piaster Einfuhr und 576,100

Ausfuhr. Der genuesische brachte für 394,820 und nahm für 139,582; aber er hat seit dieser Zeit einen gewaltigen Aufschwung gewonnen, und seine Kauffahrtey ist vortrefflich.

Der österreichische ist bedeutend, jedoch tief unter seiner möglichen Ausdehnung. An der Pforte der Levante gelegen, eine Menge gerade derjenigen Stoffe erzeugend, die hier sicheren Absatz fänden, von einer guten und sehr zahlreichen Kauffahrtey unterstützt, fehlt es an Kapitalien, an Vereinigung des kommerziellen Wirkens, an Kenntnissen und kräftigem Unternehmungsgeiste. Von etwa zwanzig Häusern, die hier bestehen, sind kaum zwey von der Art, um sich neben die größeren englischen, französischen, holländischen oder nordamerikanischen zu stellen.

Ein großer Theil der österreichischen Kauffahrtey, die an 800 Quersegelschiffe zählt, beschäftigt sich ausschließend mit dem Küstenhandel in der Levante, und ist für den eigentlichen vaterländischen Handel verloren. Genua, Malta und die jonischen Inseln haben gleichfalls einen Theil ihrer Schiffe zwischen den hiesigen Küsten in Verwendung; die Zahl der österreichischen aber, welche auf diese Weise der Heimat entzogen sind, mag an 200 betragen. Die Kapitäne derselben sind meist griechischer Religion, haben ihre Familien in der Levante ansäßig, und hängen nur noch mit dem Namen an Oesterreich.

Im Jahre 1826 führte Oesterreich für 4,776,520 Piaster in Smyrna ein, und bezog daraus für 14,667,977, darunter 3,675,400 in Baarem. In jedem der folgenden Jahre 1827, 1828 und 1829 betrug die Summe, die es an Smyrna zahlte, an anderthalb Millionen Silbergulden.

Mehrere österreichische Häuser hier handeln ausschließend mit Marseille, während mehrere fremde, so z. B. das holländische Haus Datihl, viele Geschäfte mit Triest machen.

Die Idee, eine förmliche österreichische Faktorey hier zu gründen, ist viel besprochen worden. Das Gedeihen einer solchen Anstalt hängt von der Frage ab: welchen Theil der Einfuhr in die Levante können wir für uns gewinnen? — Der Handel in die Levante ist, seiner großen Masse nach, Tauschhandel. Um viel zu empfangen, muß man viel bringen können. Wir können kaufen, d. h. mit baarem Gelde die rohen Stoffe bezahlen, welche die Engländer und Franzosen großentheils mit Manufaktorien aus denselben rohen Stoffen bezahlen. Aber an wen verkaufen wir die bey uns verarbeiteten Stoffe, deren Material wir uns aus der Levante holen? Wenn der Verbrauch in unserem eigenen Lande um vieles größer ist, als die seitherige Einfuhr lieferte, so gewinnen wir freylich an Ankauf und Fracht: aber dieser Verkauf kann nicht Grundlage für eine ausgedehnte Faktorey werden.

Anderseits ist aber eben nicht nothwendig, den Handel einzig und allein auf das Fabriksystem zu beziehen. Der Austausch der gegenseitigen Erzeugnisse kann bedeutend genug seyn, um eine große Handelsmasse zu bilden. Der nordamerikanische Handel ist dieser Natur. Haben und brauchen wir genug für diesen Fall? Das mag man aus dem Ueberblick der Ein- und Ausfuhr entnehmen. Eine österreichische Faktorey, welche zugleich die Geschäfte Deutschlands und der Schweiz, beyde unserer Häfen bedürftig, an sich zöge, würde eine ansehnliche Haltung gewinnen können.

Hier will ich noch bemerken, daß unsere Lazaretheinrichtung viele und wichtige Vortheile über diejenige zu Marseille hat. Aber noch fürchtet man bey uns die Pest zu sehr. Sie ist ein Gespenst von einst. Um jeden Tag, den wir die Quarantaine verkürzen, kommen auf die Waaren weniger Kosten; und wer wohlfeiler geben kann, verkauft mehr.

Es herrscht ein löblicher Zweck der Ersparniß und Betriebsamkeit unter den Bewohnern von Smyrna. Die Gewerbe werden mit Fleiß, wenn auch mit geringer Beweglichkeit in den Ideen behandelt. Jedes Haus erzeugt mehr oder weniger was es bedarf, und es wird Frauen und Mädchen nicht zur Schande gerechnet, vom Hemde bis zum Putzkleide nichts außer dem Hause machen zu lassen.

In den griechischen und armenischen Häusern werden für den Bedarf niederer Klasse der Stadt und Umgegend auch viele Baumwollenzeuge verfertiget, und zum Verkaufe gebracht. Der Preis derselben ist so gering, daß die Einfuhr diesen Erwerbzweig nicht zu beeinträchtigen im Stande ist. Diese Zeuge sind entweder ungefärbt oder gestreift, grob im Faden, aber fest gewoben. Es werden deren wohl auch nach den griechischen Inseln ausgeführt. Die dazu verwendete Baumwolle wird hier erzeugt und gesponnen. — Zu Smyrna werden auch die unter dem Namen Muhabet-Hani bekannten Stoffe für Frauenkleider gemacht, welche die sonst aus Holland eingeführten verdrängt haben. Ein anderes Erzeugniß des Gewerbsfleißes sind eine Menge Seidenstoffe, bald rein, bald mit Silber und Gold durchwirkt, von trefflicher Arbeit und geschmackvoll; diese haben die bisher aus Lyon eingeführten aus dem Handel gebracht. Knöpfe, Seidenschnüre und andere Posamentirarbeit werden in vorzüglicher Güte hier verfertigt. Ich will nicht ins Einzelne aller Gewerbe eingehen; diese beschäftigen ein Drittheil der Bewohner der Stadt, während Handel und Schiffahrt eine etwas größere Zahl, der Acker- und Gartenbau den Rest ernähren. — Mäßigung und Ruhe bezeichnen das Leben des Morgenländers; Müßiggang aber ist selten.

Armenier, Griechen und Juden bilden das Mittelglied zwischen dem Handel der Europäer und dem des Landes. In ihren Händen ist der Verkauf und Kauf im Kleinen, so wie der Karavanenzug.

Die Karavanen von Brussa waren bis zum Jahre 1823 reich und häufig. Sie brachten hauptsächlich Seide und Seidenstoffe von feinster Art, Skamonäa, Opium, Ziegenhaare und andere natolische Erzeugnisse; sie holten dafür Kolonialwaaren und Stoffe aus europäischen Fabriken. Dieser Wechsel ist beynahe aufgehoben, seit, in Folge eines kaiserlichen Befehles, die Seide aus Brussa nach der Hauptstadt gebracht werden muß, und nur von dort aus weiter verführt werden darf. Die Karavanen von Brussa nach Smyrna legen den Weg während der schönen Jahreszeit in zehn bis zwölf, im Winter in vierzehn bis sechzehn Tagen zurück.

Die Karavanen von Angora sind dermalen die zahlreichsten. Sie brauchen bis vier und zwanzig Tage. Ihre Hauptladung besteht in den schönen Stoffen, die unter dem Namen der Schalis bekannt sind, und an Feinheit des Fadens, an Glanz der Färbung und an Festigkeit des Gewebes von keinem ähnlichen übertroffen werden. Vergeblich hat man sich zu Amiens bemüht, dem Ziegengarn, das man deßhalb aus Angora holen ließ, die dauerhafte und glänzende Färbung zu geben, welche die Schalis auszeichnet. Diese sind von der Art, um auf unseren Märkten, wäre die Einfuhr erlaubt, reißenden Absatz zu finden. Ziegenwolle, Skamonäa, Galläpfel und gelbes Wachs, und seit zwey Jahren Opium und Beerengelb sind gleichfalls Artikel aus Angora.

Tockat und Erzerum machen ihre Geschäfte mit Smyrna meist über Angora. Diese Geschäfte haben viel an Ausdehnung verloren, seit das Kupfer den Weg nach Konstantinopel nehmen mußte. Das zog die meisten hier ansäßigen Handelsleute aus jenen Städten von Smyrna

dahin. Dagegen bestehen viele angoratische Häuser hier, meist armenische. Die meisten aber sind aus Cäsarea, das jährlich vier= bis fünfmal Karavanen in acht und zwanzig bis dreyßig Tagen hieher sendet, mit Erzeugnissen aller Art beladen, vorzüglich mit Beerengelb, Opium, Wallnüssen, Ziegen= und Schafwolle.

Konieh liefert die eben genannten Wollenarten und viele Schleifsteine; die Karavanen derselben sind häufig. Kaum zwey= oder dreymal im Jahre erscheinen solche aus Haleb und Damask, aber sie sind reich an Musselinen und anderen dort erzeugten Stoffen, an Skamonäa, Galläpfeln und indischen Waaren. Die Häuser aus diesen beyden Städten hier genießen vielen Ansehens.

Persien sendet von Zeit zu Zeit über Erzerum Kaschemire und baares Geld, wofür es englische und Schweizerwaaren, auch einige französische Luxusartikel zu nehmen pflegt. Ein Theil seiner Ausfuhr an Ziegenwolle, Galläpfeln, Salep, Gummi, Galbanum und verschiedenen Arzneykräutern kommt nur mittelbar von Erzerum, Kutaija und anderen natolischen Städten nach Smyrna.

Es gibt noch eine Menge kleinerer Karavanen, die hier thätig sind. Aus den Thälern des Mäander, Hermus und Kaikus strömt täglich der Ueberschuß der Erzeugnisse nach diesem Stapelplatze. Baumwolle, roh und gesponnen, die meisten der oben genannten Artikel, Oel, Krapp, Getreide, Früchte, Kohlen, altes Kupfer, Seiden= und Wollenzeuge, Teppiche, Töpferwaaren, Felle, Bau= und Brennholz, Eis u. s. w. kommen in kleinen Abtheilungen, und dienen zum Eintausch der Gegenstände europäischer und amerikanischer Einfuhr.

Man bedient sich zu den Karavanen der Kamehle und Maulesel. Haleb und Cäsarea senden die stärksten Karavanen; die Zahl der Ladungen steigt bey denselben dennoch nie über hundert und funfzig. — Führer der Karavanen sind jederzeit Türken. Die Treue derselben, so wie überhaupt die Sicherheit dieses Handels, ist ohne jeden Makel, und einer der in die Augen fallenden Beweise der Unverdorbenheit des Volkes im Inneren des Landes. Diese Sendungen geschehen ohne Brief und Siegel; eben so die Einkäufe ohne ein geschriebenes Wort, und sind ganz und gar auf Vertrauen und Ehrlichkeit gebaut. Ich habe auch nicht von einem einzigen Beyspiele gehört, daß diese erheuchelt befunden und jenes getäuscht worden sey; aber ich bin mehrmal Zeuge gewesen, wie Leute zum Einkauf mit einem Beutel Geld in die Hand abgefertigt wurden, und nach Monaten aus dem Innern des Landes die Karavane herbeyführten, die Waaren und denselben Beutel mit dem Reste des Geldes dem, der sie abgesendet hatte, vorlegend, ohne daß über die Verwendung eines Paras Zweifel entstehen konnten. Diese Rechtlichkeit ist so anerkannt, daß selbst den zum Betrug und Verdachte Geneigten gar nicht beyfällt, daß es anders seyn könne.

Eine Quelle der Gefahr im levantinischen Handel ist der Verfall des türkischen Geldes, durch die Verminderung des Gehaltes der Münzen veranlaßt. Der Wechselkurs von fünf Epochen, die ich heraushebe, weiset die Stufen dieses Verfalls:

			1814.	1817.	1820.	1825.	Ende 1829.
London 1 Pf. Sterl.	zu	Piaster	25	28 5/8	35 1/8	45	72
Frankreich 1 Frank	»	Para	43	44	53	71	112 1/2
Triest 1 Gulden	»	»	108	114	137	182	289
Holland 1 Gulden	»	»	94	93 1/2	113	135	238
Livorno 8 Realenstück	»	»	218	223	272	370	610

Außer dem türkischen Gelde ist das im Handel gewöhnliche die spanischen Gold und Silbermünzen, der österreichische Maria-Theresienthaler und die venetianische Zechine.

VIII. Umgebungen von Smyrna.

Nachdem ich den Leser mit der Geschichte, dem Bestande, den Sitten und dem Wirken der Hauptstadt Joniens hinlänglich unterhalten, bleibt mir noch, ihn hinaus zu führen in die blühenden Umgebungen, wo europäischer Luxus und asiatische Genügsamkeit, den verschiedenen Völkerschaften verschieden angepaßt, während acht Monaten des Jahres den wohlhabenden Bewohner von Smyrna Erholung von Geschäften und Heiterkeit im Kreise der Angehörigen und Freunde bereiten.

Das Gestade der See ist nicht, was der Bewohner der Seestadt zu seinem Landsitze wählt. Er zieht sich gerne tiefer ins Land zurück, bis dahin, wo das Rauschen des Elements, welches das Feld seiner Thätigkeit ist, nicht mehr hörbar wird. So trägt auch das südliche Gestade von Smyrna bis zum Rhedeschlosse kein europäisches Landhaus. Das nördliche aber, auf einer flachen, in den Golf vorspringenden Spitze, Kordelio genannt, ein einziges türkisches, welches fast immer unbewohnt bleibt. Dagegen sind alle nächsten Dörfer nach dem Innern des Landes voll Gärten und freundlicher Wohngebäude, zum Theil mit Pracht und bedeutenden Kosten, fast jederzeit aber mit verständiger Bequemlichkeit ausgeführt. Der nächste dieser Orte, Budscha, ist eine Stunde, der entlegenste, Sedikö, nicht viel über zwey Stunden von der Stadt entfernt. Beyde liegen jenseits der südlichen Höhe, während diesseits derselben Kokludscha, Burnabaschi, Uetscheklar, Hadschilar, Narlikö und Burnabat die Landsitze für Franken, Türken, Juden, Armenier und Griechen enthalten. Ich will diese freundlichen Stellen einzeln durchgehen, wo mich so oft der Frieden des Hauses, die muntere Jagd, der gesellige Kreis, der einsame Spaziergang mit Vergnügen erfüllten, und die Unruhe der Wünsche besprachen.

Budscha ist ein Flecken von 325 Haus, im Osten der Stadt, am südlichen Abhange des Fußes des Pagus gelegen, welcher die südliche Wand der Ebene von Smyrna bildet. Da haben vorzugsweise die englischen und amerikanischen Kaufleute ihre Landhäuser. So wie Sedikö genießt auch Budscha des Ausblickes auf das Meer nicht, was bey Vielen als Vorzug gilt, die auf ihrem Landsitze nicht an die Mühen und Geschäfte der Stadt erinnert seyn wollen. Das niedlichste dieser Landhäuser ist das meines werthen Freundes, des Engländers H. Borell, desselben, der sich um die Numismatik ausgezeichnete Verdienste erworben hat, und welcher dermalen mehrere Verbindungen in Asien und Griechenland zu diesem Zwecke besitzt, als irgend ein anderer Freund und Beförderer dieser Wissenschaft. Ich erwähne hier mit Dank der frohen Stunden, die ich in seinem Landhause mit ihm und im Kreise seiner höchst liebenswürdigen Familie verlebte.

Im Osten des Ortes, auf ein paarhundert Schritte, birgt ein Pinienwäldchen Grabstätten und zeichenlose Male. Zu solchen sind, wie gewöhnlich, behauene Werkstücke und Trümmer von Säulenschäften aus Marmor, Granit und gemeinen Steinen verwendet, Reste langverschwundener Gebäude aus alter Zeit. Die Hügel stehen dort nahe an einander, und schließen das Thal auch gegen Ost. Sie sind kahl, wenig bebaut, und da ihr Gestein Kalk ist, so veranlassen sie im Sommer eine drückende Hitze. Ueber dieselben schaut der waldige Pagus, tiefdunkelblau in den

Morgenstunden, rothblau in denen des Abends, ein Farbenton, den Friedrich in einigen seiner Landschaften mit großer Wahrheit errieth, und den der Hymettos in größerer Reinheit als irgend einer der mir bekannten Berge weiset.

Im Norden ist die nackte Hügelwand; im Süden öffnet sich das Thal, und im SW breitet sich die mit mannigfaltigen Baumgruppen und Häuschen, die sich darunter schmiegen, geschmückte Ebene bis an den hohen und breiten Korax hin, an dessen Fuße Sedikö sich weiset. Die Westseite ist mit olivenbedeckten Hügeln, jenseits dem Kaleon, geschlossen, über welchen, im leichten Blau wie Gewebe aus Flor, der Mimas emporsteigt. Dann schließt das Rundgemälde wieder mit dem Fuße des Pagus, wo er dem Schlosse von Smyrna gegenüber nach dem Thale des Kaleon abfällt. Dieß Schloß, wagrecht von der Höhenlinie geschnitten, scheint diesseits zu liegen; so täuscht das Auge.

Aus der Stadt führen zwey Reitwege nach Budscha, beyde über die Karavanenbrücke, dann rechts die Höhe hinauf. Der kürzere ist auf der Höhe selbst gepflastert, und stellenweise mühsam, der andere folgt eine Strecke dem Abhange nach dem Thale S. Anna, und führt sanft über die Höhe. Auf der Schneide dieser Höhe sind beträchtliche Reste einer Wasserleitung aus Byzantiner Zeit, die man auf eine Stunde Länge verfolgen kann. Wo der erste Reitweg über sie führt, stehen noch einige Bogen; dem zweyten thut sie wie der Rest eines mächtigen Thores sich auf. Man bemerkt noch den Wasserzug daria durch Thonröhren. Da er nicht zu oberst, sondern fast am Boden durch die Mauer gezogen ist, so schlossen einige, diese lange Mauer habe zugleich zur Vertheidigung gedient. Ich glaube vielmehr, daß ein doppelter Wasserzug bestand.

Das Thal von Budscha liegt um ein Bedeutendes höher, als die Ebene von Smyrna. Es ist weit weniger reich an Bäumen, als die übrigen Lustorte um Smyrna, aber es steht im Ausdruck des Heimischen weit über diesen. Der Ort ist eigentlich türkisch; es wohnen aber auch viele Griechen da; diese feyern im July eines der artigsten Dorffeste mit Schmaus, Musik, Tanz im Freyen und Feuerwerk.

Der schönste Spaziergang führt nach der zweyten und dritten Wasserleitung, wo in einem engen Thale der Kaleon über Felsen zwischen den Bogen herabrauscht, von Epheu und hohen Bäumen beschattet. Diese Stelle heißt das große Paradies. Man wandelt längs dem Flüßchen hinab bis in das Thal von S. Anna, durch das ein Fußpfad nach der Stadt führt. Das kleine Paradies ist ein Rasen- und Schattenplatz in der Ebene gegen Sedikö; Kosagatsch ein solcher auf einem Hügel noch östlicher; Hawaschluck endlich ein mit Pinien gekrönter Hügel, an dessen Fuß eine Quelle hervorspringt, abermals östlich und an Höhen gelehnt. Diese und andere Stellen werden in den Frühlings- und Herbstmorgen und Abenden viel besucht. Heiterkeit gaukelt die Mühen des Lebens hinweg; Gesellschaft und Natur beseligen das Gemüth, und stellen eine glückliche Gegenwart vor die Bilder wehmüthiger Erinnerung oder schmerzlicher Zukunft.

Ein empfindlicher Abgang in Budscha ist der guten Trinkwassers. Die Brunnen geben dessen nur schweres, das Manchen übel bekommt. Es besteht zwar eine Leitung, die aus den Hügeln im Osten eine Quelle nach Budscha bringt, aber sie ist nicht reichlich genug. In heißen Sommern ist eigentliche Wassernoth, die nicht nur den Gärten, sondern selbst den Bewohnern empfindlich wird.

Die Gärten sind voll von Reben und Obstbäumen, darunter geschmackvolle Feigen; auch pflegt man Seide da.

Reitet man von Budscha in der Richtung SSW. nach den Hügeln, welche ob der Farbe des Bodens die weißen genannt werden, so erreicht man auf den vordersten Höhen eine Gruppe von Pappeln und ein türkisches Landhaus. Diese Stelle heißt Kosagatsch, und dort entspringen die Wasser, welche über das Thal des Kaleon nach der Stadt geleitet werden. Die Hügel sind mit Waldgesträuch bedeckt, wenig hoch, nicht über eine kleine Viertelstunde breit, zerrissen, und bestehen aus feiner Thonerde, weßhalb auch einige Ziegeleyen da angelegt sind. Der Kaleon erhält einen Zufluß vom östlichen Abhange; der bey weitem größere Theil seines Wassers kommt aber vom westlichen, aus den Thälern des Korax nämlich. Am linken Ufer dieses Flüßchens, anderthalb Stunden von dem Schloßberge und eine halbe Stunde von Sedikö, steht ein Tumulus, den man für denjenigen des Andremon hält. Nur Pausanias erwähnt desselben, und dessen Worte sind wenig klar für die Bestimmung der Stelle, so wie des Flüßchens selbst (VII. 3); aber so lange man nichts Besseres hat, mag diese Angabe hingehen. Der Tumulus hat nicht über 400′ Umfang und etwa 60′ schiefe Höhe. Er ist dicht mit Stecheichen, jungen Fichten und Mastixsträuchen bewachsen, und für das Auge, ob dieser Verkleidung, die er mit der Umgebung theilt, kaum erkenntlich.

Sedikö ist ein freundlicher Ort von etwa 300 Haus am östlichen Fuße des Korax. Es wohnen nur ein Dutzend türkische Familien dort; der Rest der Bewohner besteht aus moreotischen Griechen, die nach dem mißlungenen Aufstande der Halbinsel im J. 1770 nach Smyrna geflüchtet kamen. Es sind auch einige athenienische Familien darunter. Von Franken haben bis jetzt nur die Holländer dort Landhäuser, sehr bequemen Baues, mit Sorgfalt eingerichtet und mit geräumigen Gärten versehen. Dasjenige des vormaligen holländischen Konsuls, Grafen d'Hospier, Hochepied, so wie das des dermaligen, Herrn van Lennepp, sind die schönsten darunter. Man sieht dort in den Gärten viel für das Auge gethan, dichte Schattengänge, eine malerische Vermählung von Katalpen, Rubinien, Maulbeer-, Kastanienbäumen und hohen Cypressen. Man pflanzt dort viel Wein, macht gutes Oel und einige Seide.

Ich habe oben gesagt, daß Sedikö der entfernteste von den Landsitzen um Smyrna ist. Seine Lage eignet es zur Stille und Abgeschiedenheit. Das Wasser ist weniger gut als das von Burnabas, aber besser als das von Budscha. Ein Zweig des Kaleon geht durch den Ort. Die Luft ist ob der Lage, die wieder höher als die von Budscha ist, gut, ausgenommen bey Südostwinden, welche die Ausdünstungen der sumpfreichen erlibinischen Ebene dahin führen. Die Aussicht beherrscht das westliche Ende dieser Ebene, und endet an dem Sipylus, Pagus, Messogis und Galessus und an den Bergen von Lebedus.

Man findet in der Umgegend von Sedikö mehrere Spuren von alten Bauten. Im Garten d'Hospiers grub man ein Basrelief aus, das einen Kampf vorstellt, und dermalen in den Händen des Herrn Korell zu Budscha sich befindet. Die Arbeit ist sehr mittelmäßig, und weiset auf spätrömische Zeit. Auf der Höhe im Osten des Tumulus Andromons liegen einige Säulen und Werkstücke. Mehrere sieht man auf türkischen Grabstätten am Wege nach der Stadt, Reste aus byzantinischer Zeit. Ich fand dort das Stück einer Inschrift:

ΑΜΙΛΛΑ
ΟΝΟΜΑΧΩΝ
ΑΤΙΜΩΝΟΣ
ΑΣΙΑΡΧΟΥ
ΝΕΩΤΕΡΟΥ

Zwischen Sedikö und der Stadt, auf den Höhen verstreut, sind viele türkische Landsitze und Gartenhäuser. Solche findet man auch in der Ebene am großen Paradiese, im Thale der Wasserleitungen und zwischen der Karavanenbrücke und den Bädern der Diana. Nur dasjenige des dermaligen Pascha von Kandia, Soleiman, der als Obermauthein-nehmer zu Smyrna sich viele Reichthümer und überdieß die Liebe der Stadt erwarb, verdient Erwähnung.

Steigt man von Budscha die nördlichen Höhen hinauf, die steinig, nackt oder mit kaum fußhohem Gestripp bedeckt, die Scheide von der Ebene von Smyrna bilden, und hält sich dabey etwas Nordost, so gelangt man nach Kokludscha, einem anderen Lustorte der Smyrner. Dies Dorf liegt höher als die übrigen auf dem nördlichen Abhange dieser Höhen, hart unter der einzigen Felsspitze, welche der Rücken zeigt, unter wucherndem Reichthum von Bäumen und Strauchwerk, von Gärten und Feldern. Es hat die schönste Aussicht, aber den Nachtheil des heftigen Anfalles des Nordwindes. Wenige Franken, meist Armenier, haben dort ihre Landhäuser. Die eigentlichen Dorfbewohner sind Griechen und Türken. Die Zahl der Häuser steigt auf 300. Es führen von Kokludscha drey Wege nach der Stadt. Der eine, nordwärts die Höhe hinab, trifft sich mit der Straße von Magnesia; der andere führt über einen Hügelfuß, und verbindet sich mit dieser Straße an den Bädern der Diana; der dritte geht durch die südliche Schlucht an diesem Fuße, an Kalkbrennereyen vorüber, übersteigt einen mit Oelbäumen bedeckten anderen Fuß, und kömmt am Kalaon, nicht ferne der Karavanenbrücke, zum Wege von Budscha.

Folgt man von Kokludscha dem Fuße der Höhen nach dem Hauptstocke des Pagus hin, so erreicht man nach einer kleinen Stunde Burnabaschi, ein Oertchen von nicht viel über hundert Haus und einer Moschee. Ein Gießbach, aus der großen Schlucht des waldigen Pagus kommend, durchzieht dasselbe in tief eingerissenem Bette, worüber eine Steinbrücke von drey Bogen sich schwingt. Einige ärmere Armenier und Juden bringen in diesem quellenreichen Dorfe den Sommer hin, das sonst fast ausschließend von Türken bewohnt ist. Nächst vor sich hat es karges Steinfeld, dann ausgedehnte, mit herrlichen Cypressen besetzte Friedhöfe, voll alter Säulen und Werkstücke; an diesen aber führt die Straße nach Magnesia vorüber.

Am Fuße des Pagus selbst, eine halbe Stunde von Burnabaschi, liegt das türkische Dörfchen Uetschkellar, und abermals eine halbe Stunde weiter, mitten im Hintergrunde der sanft gehobenen Ebene, Hadschilar, ein Ort von 150 Haus, vor den griechischen Unruhen viel von den Kaufleuten dieses Volkes bewohnt, nun mit einstürzenden Gebäuden und vernachläßigten Gärten den Wechsel der Umstände weisend. In diesem schön gelegenen Orte ist das Landhaus des verstorbenen österreichischen Konsuls, Herrn von Kramer, eines Mannes von ausgezeichneten Kenntnissen und eines kräftigen und allgemein geschätzten Charakters. Im holländischen Geschmacke gebaut, vereint dies Landhaus eine angenehme, die Ebene und den Golf weithin beherrschende Lage, mit Bequemlichkeit und Glanz des

Wohlstandes. Der Garten daran ist der schönste in den Umgebungen von Smyrna, die Anlage desselben von verständiger und glücklicher Hand; die Wände sind gut verkleidet, dichte Myrten-Alleen beschatten die Wege, Kastanien-, Maulbeer-, Orangen- und Fruchtbäume aller Art, Akazien, Palmen, Salomonien, Cypressen und Linden bilden malerische Gruppen.

Auf eine Viertelstunde vor Hadschilar, in der Ebene, liegt das Dörfchen Narlikö, von Granatäpfelpflanzungen dicht umgeben: drey Viertelstunden weiter aber am Abfalle der nördlichen Höhen, wie Burnabaschi an dem der südlichen, der große Ort Burnabat, der schönste und meist besuchte von allen Landsitzen der Smyrner. Ueber 700 Haus, darunter sehr viele ansehnliche und mit geräumigen Gärten umfangene sind um ein paar zierliche Moscheen gereiht. Der Meles und eine Menge öffentlicher Brunnen geben treffliches Wasser. Die Bazars sind verhältnißmäßig gut versehen und viel besucht. Stets ist Leben und Wachsen und Bauen in diesem Orte, wo der Luxus sich freyer regt als selbst in der Stadt. Nach türkischer Weise sind die Gärten und Landsitze der Franken mit hohen Mauern umfangen, ein Umstand, der dem Auge nicht gefällig ist, aber an den es sich gerne gewohnt. Die schönsten Landsitze sind diejenigen der englischen Familie Malthat, der französischen Escalon und des schwedischen Konsuls Hrn. Winkelmann. Italien gab seine Marmor, England und Frankreich lieferten von ihren Stoffen und Geräthen, um diese freundlichen Sitze zu schmücken. Die Gärten sind reich und geschmackvoll, abwechselnd und angenehm.

Es ist Gewohnheit hier, an den größeren Eingängen in die Gärten zwey Cypressen zu pflanzen. Sie stehen wie Pylonen an den Thoren aufgerichtet. An diesen Thoren sammelt sich an den Abenden die schöne Welt, und häufig gilt ein Verweilen dort von ein paar Stunden für einen Spaziergang. So wie in Budscha Leben nach innen, Einfachheit und ruhige Heiterkeit, so herrschen hier Ton der Welt, Wettlauf um Artigkeit, Putz der Frauen, Leben nach außen. An Festtägen sind alle Zugänge zum Orte mit Menschen bedeckt, und auf den Straßen herrscht muntere Bewegung von Kommenden und Gehenden zu Fuß, zu Pferde und auf Saumthieren. Es führen zwey Wege nach der Stadt. Der eine geht durch die Ebene, und erreicht die Straße von Magnesia nahe ober den Bädern der Diana; der andere führt an die Lände der alten Smyrna, wo sich Nachen zur Fahrt durch die innere Bay und an einer türkischen Kaffeehütte Reit- und Saumthiere finden. Beyde Wege sind höchst angenehm durch die reiche Begleitung von Oel- und Weinpflanzungen und durch die herrlichen Ausblicke auf Gebirge und See.

Die Spaziergange führen meist an Brunnen und Schattenplätze in die Ebene. Einer der schönsten geht in das Thal des Meles, wo mehrere Mühlen laufen, malerisch umstanden und überhangen von Bäumen, von wo der Ausblick frey und höchst reizend ist.

Ich habe oben gesagt, daß dieses berühmte Flüßchen den Ort durchströmt. Sein Wasser wird, bevor es diesen erreicht, aufgefangen, und erfrischt in hundert kleinen Kanälen die Gärten. In den Wintermonaten aber wächst es oft zum gewaltigen Waldbache an, führt mächtige Steinmassen mit sich, und verheert bedeutende Strecken der Ebene. Es kommt aus einem engen Thale, das nach Norden eingeht, und hat kaum fünf Stunden Laufes vom Ursprung bis zur Mündung bey der alten Smyrna.

Folgt man dem Thale bis zwey Stunden von Burnabat, erst

durch Olivenpflanzungen und dann durch Waldgehäge, so kommt man an eine Stelle, wo es in zwey große Schluchten nach NO. und NW. sich theilt. Aus beyden, jedoch mehr aus der nordwestlichen, empfängt der Meles sein Wasser. Der Vereinigung beyder Bäche gegenüber hebt sich eine einzelne Felsmasse; darin sind vier Grotten, neben einander, mit dem Ausgange nach Westen schauend; die tiefste hat nicht über 40′ Länge und 8′ Breite. Man nennt sie die Grotten Homers, und eine Ueberlieferung seit Jahrhunderten behauptet, daß dieser älteste und größte der Dichter dort einen Theil seiner Gesänge erfunden habe. Wasser sichtert durch den Kalkstein, und bildet Anfänge von Stalaktiten. Die Aussicht reicht weit bis über die Gebirge von Teos. Die Gestalt des Felsens ist nicht unähnlich derjenigen, in welcher Archelaus von Priene die Apotheose Homers gab (Millin Galérie Mythol. II. 548). Der Meles fließt am westlichen Fuße. Geht man weiter auf den nördlichen Höhen, so kommt man zuerst an drey anderen Felsmassen vorbey, wie Altäre in dieser einsamen Gegend aufgerichtet, und nach einer starken Stunde von der Grotte Homers in den letzten, hochgelegenen Kessel der höchsten, kahlen Gebirgshöhe. In der Hochebene dieses Kessels ist ein dreyhundert Schritte langer und sechzig bis achtzig Schritte breiter, schilfbewachsener Sumpf, Kischgöhl genannt, von schwarzen, verbrannten Blöcken Halbgranit umlagert, und von einem Damme aus solchen durchzogen. Der Meles empfängt den Ueberschuß des Wassers dieses Sumpfes, bildet sich aber eine halbe Stunde nordwestlicher am höchsten Rücken des Gebirges aus dem Zusammenflusse verschiedener Quellen. Die Gegend um diese Quellen ist höchst einsam, verbrannt, stille. Am rechten Ufer steht auf der nächsten Spitze ein riesiger Granitwürfel, von der Natur, wie von Menschenhand, behauen.

Uebersteigt man den höchsten Rücken, so hat man nordwärts unter sich einen ähnlichen Kessel, von einem See ausgefüllt, welcher der See des Tantalus genannt zu werden pflegt. Die Türken heißen ihn Karagöhl, den schwarzen See, nach seiner Farbe. Er liegt vom Kischgöhl an anderthalb Stunden entfernt. Sein Umfang ist etwa eine halbe Stunde. Seine Tiefe soll so beträchtlich seyn, daß man den Grund nicht finden könne. Es laufen eine Menge abenteuerliche Sagen über dieses Wasser. Bald will man Spuk und Gepolter darin hören; bald Ruinen darin sehen. Die Gebirgsbildung rings ist vulkanisch, und beyde Kessel scheinen Krater gewesen zu seyn.

Vom See des Tantalus bis an die Mühlen von Burnabat wohnt keine Seele. Jenseits dem See, am nördlichen Abfall des nördlichen Höhenfußes, ist das Dörfchen Begirkö. In der Strecke zwischen den Mühlen und den Grotten Homers aber sind viele Bienenhäuser. Ich werde mich immer des freundlichen Entgegenkommens zweyer türkischer Landleute erinnern, die eben mit Ausnehmen des Honigs beschäftigt, mir und dem wackeren Gefährten auf meinen Wanderungen um Smyrna, Herrn Walcher, davon auftischten; uns durch Jagd, lange Wanderung und Sonnenhitze Ermüdeten Wasser aus dem Thale zutrugen, — sich an der Freude labten, mit der uns dieß unerwartete Mahl erfrischte und nur gezwungen das Geldstück nahmen, mit dem wir Fremdlinge sie lohnen zu müssen glaubten.

Bey Burnabat aus dem Thale getreten, wendet der Meles West. Die Höhen zur Seite sind kahl, und geben Nahrung kaum für Schafe. Ohne Bäume seit Jahrhunderten, hat der Regen die befruchtende Erde in die Ebene geführt, und dort den Stein aufgedeckt.

Die Grabstätten von Burnabat, welche durch ihre hohen Cypressen der Landschaft einen so weihevollen Ausdruck geben, enthalten eine Menge antiker Reste, und auch manche Inschriftsteine aus römischer Zeit.

In der Ebene sind auch viele uralte Brunnen mit tiefgefurchten Marmorkränzen, Trinkbecken aus Granit und Einfassung aus Trümmern. An einem solchen, im Süden des Ortes, findet man eine Inschrift, welche eines Rufinus erwähnt, wahrscheinlich desselben, den auch ein in den Grabstätten von Hadschilar liegender Inschriftstein Erwähnung thut.

Von der alten Smyrna rede ich nicht wieder, obwohl sie gewissermaßen zum Bereiche von Burnabat gehört. Und so will ich mit diesem Orte meine Schilderung von Smyrna schließen, mir ein zweytes Vaterland durch lange Angewöhnung und freundliche Erinnerung.

Register

des

fünf und sechzigsten bis acht und sechzigsten Bandes.

C.

D.

H.

J.

K.

L.

M.

N.

O.

U.

V.

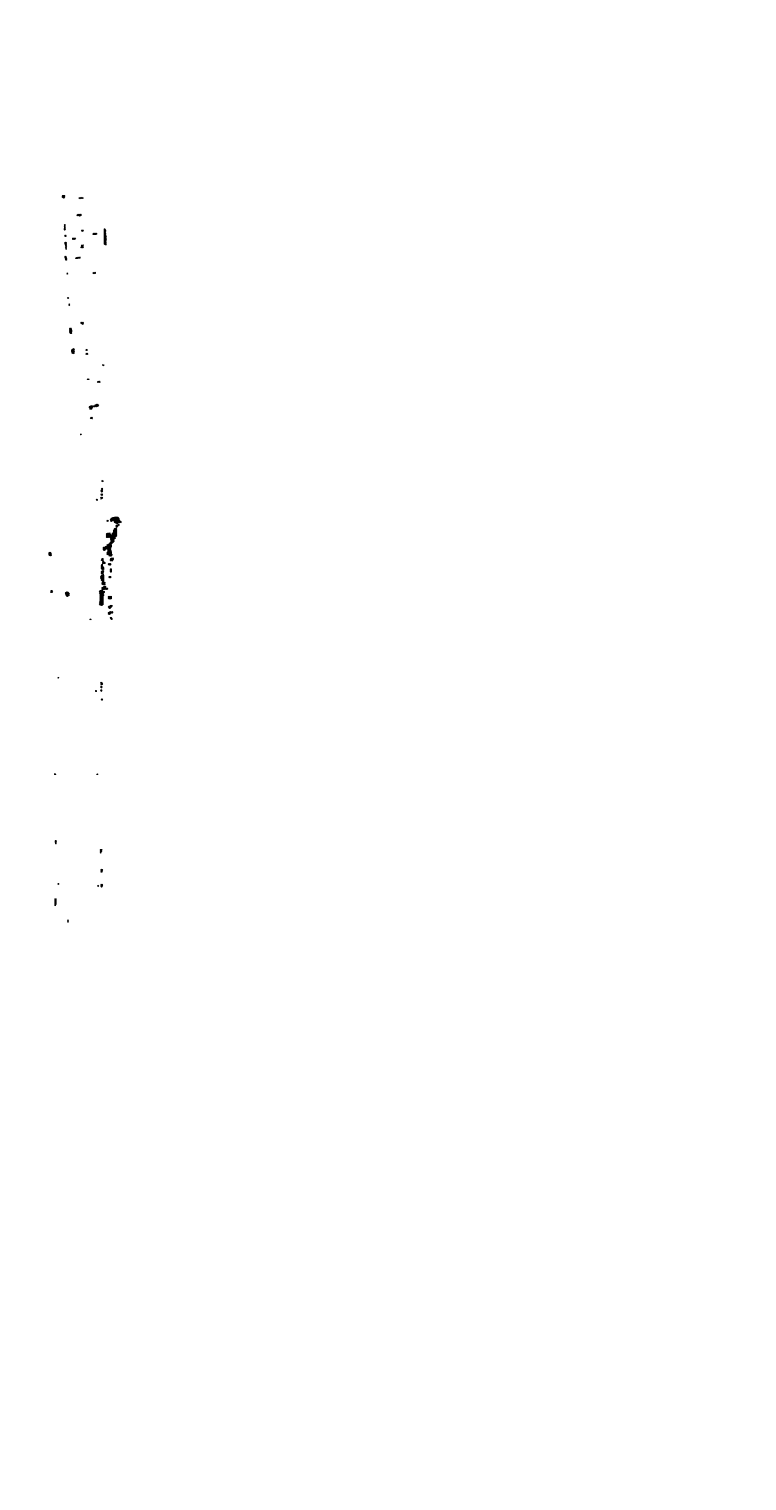
W.

X.

Y.

Z.

Herausgabe besorgt durch J. L. Deinhardstein.



Stanford University Libraries
3 6105 015 425 171